

Geschichte der ersten französischen revolution

Gustav Adolf Zimmermann



Maria Antoinette nach ihrer Verurtheilung durch den Konvent.

(Nach dem berühmten Gemälde von Paul DeLaRoche.)

Geschichte

— der —

Ersten französischen Revolution.

Ihre Entwicklung bis zum Sturz des Direktoriums durch Napoleon Bonaparte.

1789 — 1799.

Gemeinverständlich dargestellt

— von —

Dr. G. K. Zimmermann.

Mit über 200 historischen Bildern, Portraits, Karten und sonstigen Illustrationen.

Milwaukee, Wis.

Druck und Verlag von Geo. Brumder.

1898.

Vorwort.

Die Neuzeit kennt keine gewaltigere Umwälzung als die, welche wir mit dem Namen französische Revolution bezeichnen. Sie brachte der gesammten Kulturwelt die unveräußerlichen Grundrechte aller modernen Staatsgesellschaften: die persönliche Freiheit, die Rechtsgleichheit Aller vor dem Gesetz, die Herleitung der öffentlichen Gewalten aus der Hoheit und Selbstbestimmung der Staatsgesammtheit, — lauter Errungenschaften, welche die neue Aera in der Gestaltung des Staats- und Verfassungslebens, wie sie das nun zu Ende eilende 19. Jahrhundert uns darstellt, begründet haben. Bis vor wenigen Jahrzehnten nun wurde die Auffassung dieser Revolution beinahe ganz beherrscht von den französischen Tendenz-Darstellungen eines Blanc, Mignet, Thiers und Anderer. Der jüngst verstorbene große deutsche Geschichtsforscher Heinrich von Sybel schreibt darüber im Eingang seiner drei Vorlesungen über „Die Erhebung Europas gegen Napoleon I.“, gehalten 1860 zu München: „Da in jenen denkwürdigen Jahren der höchsten Interessen im Kampfe, die tiefsten Leidenschaften in Bewegung, alle Lande des Erdballs in den Streit hineingezogen waren, so spiegelte sich naturgemäß die ungeheure Aufregung auch in der geschichtlichen Ueberlieferung ab und eine unabsehbare Masse von Gerüchten, Einbildungen, Mythen und Tendenzlügen erfüllte die ersten historischen Darstellungen. Manche der entscheidendsten Beziehungen lagen dabei tief in dem Dunkel der Kabinette und der Archive verhüllt, und so kam es, daß ein volles Menschenalter hindurch gerade über die wichtigsten Momente der großen Entwickelung das volle Gegentheil der Wahrheit allgemein geglaubt wurde. In zahllosen Büchern las man, daß die Revolution bis zum Jahre 1791 milde und menschlich gewesen, dann aber hätten die Höfe von Wien und Berlin sie mit einer bewaffneten Intervention heimgesucht und dadurch die Franzosen nach innen in wilde Leidenschaften versetzt und nach außen zu beispiellosen Anstrengungen und Siegen genöthigt — so daß alle blutigen Frevel der Schreckenszeit und alle Ausschreitungen der späteren Kriegsherrschaft nur das Erzeugniß des ungerechten Angriffs der Koalition von 1792 gewesen. Man las mit gleicher Bestimmtheit, daß der eigentliche geheime Anstifter, welcher Oesterreich und Preußen zu diesem thörichten Krieg verleitet hätte, der englische Minister Pitt gewesen, dann fort und fort die Seele des Kampfes geblieben und auf völlige Vernichtung Frankreichs ausgegangen sei. Man las weiter, daß diese Bemühungen gescheitert seien, in erster Linie an dem heldenmüthigen Enthusiasmus der jungen französischen Soldaten, in zweiter aber an der verrätherischen Gesinnung Preußens, welches 1795 durch seinen Separatfrieden zu Basel von der gemeinsamen Sache zurücktretend, Kaiser und Reich der französischen Uebermacht preisgegeben und dann zehn Jahre lang in hartnäckiger Feigheit oder Selbstsucht sich dem gerechten Kampf gegen Frankreich entzogen habe. Man erfuhr dann ebenso häufig, daß eben damals Napoleon aufgetreten sei, in seinen ersten Jahren ein Feldherr republikanischer Freiheit, heldenkühn gegen den Feind, übersprudelnd in jugendfrischer Geisteskraft und beseelt von enthusiastischem Patriotismus; leider sei er, einmal zur Herrschaft in Frankreich

gelangt, von Schmarotzern und Intriganten, von Hofleuten und Pfaffen umringt, allmählig zu selbstsüchtigem Despotismus erzogen worden. Nun habe, hieß es ferner in aller Literatur, England durch vertragswidrige Ansprüche und durch eine unerträgliche Handelstyrannei ihn zu einem Vernichtungskampf mit allen Mitteln gezwungen; Bayern habe sich ihm aus niederer Selbstsucht angeschlossen und damit ihm den deutschen Süden eröffnet, vergebens habe Oesterreich ihm in mehreren blutigen Kämpfen mit unerschütterlicher Ausdauer zu widerstehen gesucht. So sei er der Herr des europäischen Kontinents geworden, bis er endlich im Befreiungskrieg durch eine feste, gründliche, allseitige Eintracht der Mächte überwältigt und der Welt die Freiheit wiedergegeben worden sei."

Diese Legenden und Parteilügen haben Männer wie Leopold von Ranke, Heinrich von Sybel, Taine, Häusser u. A., gestützt auf archivalische Forschungen, endgültig als das hingestellt, was sie sind, nämlich eine Entstellung der Thatsachen, eine völlige Umkehr der Wahrheit. Sie haben aus den echtesten Quellen, nämlich aus den im Laufe der Ereignisse selbst entstandenen Depeschen, Akten und Korrespondenzen nachgewiesen, wie die Revolution in Wirklichkeit entstanden und welchen Verlauf sie genommen. Zu völliger Gewißheit ist es jetzt geworden, daß der Krieg von 1792 nicht von Deutschland, sondern von der französischen Revolution begonnen wurde; daß der englische Minister Pitt Jahre lang Alles that, den Frieden zu bewahren und auch nach der französischen Kriegserklärung zum Frieden zurückzugelangen; daß Preußen den Baseler Vertrag aus bitterer Nothwendigkeit, durch einen kriegerischen Angriff seiner bisherigen Verbündeten bedroht, abschloß, und Bayern einige Jahre später, ganz ähnlich zur Selbsterhaltung gegen Oesterreich gezwungen, das französische Bündniß suchte; daß Napoleon gleich am ersten Tage seines Erscheinens ebenso herrschbegierig, ehrsüchtig, berechnend wie am letzten war, und nicht die britische Seeherrschaft, sondern die napoleonische Weltherrschaft den Frieden unmöglich machte; daß endlich der Krieg von 1813 allerdings auf Seiten der Völker durch eine beispiellose und einmüthige Begeisterung beseelt, das Bündniß aber der Regierungen äußerst locker und von Anfang bis Ende in zwei unaufhörlich sich bekämpfende Parteien gespalten war, so daß man mit buchstäblicher Wahrheit sagen muß: das Gefühl der Massen, das Herz der Völker, der Geist der Nationen hat damals die Führer geführt, die Herrscher beherrscht, den Weltüberwinder besiegt.

So sind wir denn jetzt im Stande, uns ein völlig klares Bild von der Entwickelung und dem Verlauf der ersten französischen Revolution zu machen. Ein solches in volksthümlicher, gemeinverständlicher Form zu entwerfen, habe ich in den nachfolgenden Blättern versucht. Den Darstellungen eines Ranke, Sybel, Taine, Häusser, Oncken, Schlosser, Weber, Mahrenholtz, Blos, Scherr, Schmidt, von Holst u. A. folgend, ohne bei jeder Gelegenheit es anzumerken, stellte ich die wichtigeren dramatischen Vorgänge ausführlicher, die übrigen mehr zusammenfassend dar und hoffe damit das Richtige getroffen zu haben.

Der Verleger hat das Buch nicht nur typographisch anziehend hergestellt, sondern es auch mit einer Menge historischer Bilder, zum großen Theil Reproduktionen berühmter Gemälde und gleichzeitiger Stiche, sowie Portraits aller wichtigeren Personen und mit den nöthigen Karten und Plänen ausgestattet, so daß es wohl Anspruch auf die Bezeichnung eines Volksbuches erheben darf.

Chicago, im Dezember 1897.

G. K. Z.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Seite.

Frankreich vor der Revolution. 1

1. Kapitel: Das alte Régime seit Richelieu und Ludwig XIV. bis zum Tode Ludwigs XV. 3

2. Kapitel: Ludwig XVI. bis zum Ausbruch der Revolution 1775—1789. 17

Erster Abschnitt.

Die Revolution im Aufsteigen.

I. Die verfassunggebende Nationalversammlung. 1789—1791.

3. Kapitel: Eröffnung der Reichsstände. — Der Schwur im Ballhause. — Der verunglückte Staatsstreich. 37

4. Kapitel: Aufruhr in Paris. — Bildung einer bewaffneten Bürgerwehr. — Erstürmung der Bastille. — Bauernkrieg. 48

5. Kapitel: Aufhebung der Vorrechte und Feudallasten in der Nacht vom 4. August 1789. — Erklärung der allgemeinen Menschenrechte. — Gastmahl der Gardes du Corps. — Zug der Weiber nach Versailles. — Der König siedelt nach Paris über (5. Okt. 1789). 58

6. Kapitel: Mirabeau's wachsende Sorge über die Wendung der Dinge. — Seine Denkschrift an den König. — Ausbau der Verfassung. — Bürger- und Wahlrecht. — Departements- und Gerichtsverfassung. — Abschaffung des Adels und der Titel. — Kampf um die Civilverfassung des Klerus. — Schlimme Folgen. 75

7. Kapitel: Die Revolution im Wachsen. — Einfluß der Klubs und der Presse. — Bundesfest auf dem Marsfeld. — Mirabeau's Tod. 85

8. Kapitel: Hilflosigkeit und Fluchtversuch der Königsfamilie. — Kampf um die Erhaltung der monarchischen Staatsform. — Volkstumult auf dem Marsfelde. — Beendigung des Verfassungswerkes und Schluß der Nationalversammlung (9. Oktober 1791). 96

II. Die gesetzgebende Versammlung und der Sturz des Königthums.

(1. Okt. 1791—21. Sept. 1792).

9 Kapitel: Die Legislative. — Charakteristik der Versammlung. — Beschlüsse gegen die unbeeidigten Priester und die Emigranten. — Das königliche Veto. — Kriegserklärung an Leopold II. — Jämmerliches Ende des belgischen Spazierganges. 115

10. Kapitel: Angriffe der Gironde auf den Thron. — Aufstand am 20. Juni. — Lafayette in Paris. — „Das Vaterland ist in Gefahr.“ — Sturz des Königthums. — Der Tuileriensturm am 10. August. — Gefangennahme des Königs. — Heldentod der Schweizer. 131

Zweiter Abschnitt.

Die Revolution auf der Höhe.

I. Das republikanische Frankreich bis zum Sturz der Gironde.

Seite.

11. Kapitel: Herrschaft des neuen Gemeinderathes. — Danton. — Nächtliche Haussuchungen. — Plan eines Mordgerichtes. — Abschlachtung der Gefangenen in den Tagen vom 2. bis 7. September 1792. — Ermordung der Prinzessin Lamballe. — Robespierre und die Wahlen zum Konvent.... 163

12. Kapitel: Die Kriegsereignisse in der Champagne. — Angriff der Verbündeten. — Die Kanonade von Valmy (19. Sept. 1792). — Unterhandlungen und Rückzug.... 185

13. Kapitel: Der Nationalkonvent.— Abschaffung des Königthums (21. Sept.)— Die ersten Kämpfe zwischen der Gironde und der Bergpartei. — Krieg und Eroberung in den Grenzlanden. — Die Franzosen in Speyer, Worms und Mainz. — Frankfurt's Brandschatzung und Befreiung. — Schlacht bei Jemmapes. — Einverleibung Savoyens. — Das Dekret vom 15. Dezember 1792.... 191

14. Kapitel: Der Prozeß des Königs. — Die Rechtsfrage. — Umkehr der Gironde. — Das Verhör. — Niederlage der Gironde. — Ludwigs XVI. Hinrichtung.... 212

15. Kapitel: Finanzielle und militärische Rüstung für den Weltkrieg. — Das Wehrgesetz vom 24. Febr. 1793. — Auflehnung der Vendéer Bauern gegen den Heerdienst. — Vorgänge in den Niederlanden. — Schlacht von Neerwinden. — Dumouriez's Verrath. — Rückeroberung von Belgien und Mainz durch österreichische und preußische Truppen.... 236

16. Kapitel: Die Girondisten und die Pariser Pöbelherrschaft. — Annäherung zwischen Danton und der Gironde. — Bruch zwischen denselben. Stürmische Märztage. — Das Revolutionstribunal und der Wohlfahrtsausschuß. — Marat's Triumph. — Letztes Ringen der Gironde. — Der Konvent in den Tuilerien von Henriot und seinem Pöbelhaufen belagert. — Ausgang der Girondisten. — Die Tage vom 31. Mai, 1. und 2. Juni 1793.... 252

II. Schreckensherrschaft und Weltkrieg.

17. Kapitel: Frankreichs Lage nach dem 2. Juni. — Herrschaft des Berges. — Allgewalt des Wohlfahrtsausschusses. — Die neue Verfassung vom 24. Juni 1793. — Robespierre verhindert ihre Inkraftsetzung. — Die Girondisten in Caën. — Charlotte Corday und die Ermordung Marat's. — Die Organisation des Schreckens... 267

18. Kapitel: Der Prozeß der Königin. — Schändliche Anklagen. — Ihre Hinrichtung. — Prozeß der Girondisten. — Ihre Verurtheilung. — Erschütternde letzte Schicksale der geächteten und flüchtigen Girondisten. — Entweihung der Königsgräber in Saint Denis.... 283

Seite.

19. Kapitel: Schlimme innere und äußere Lage Frankreichs zur Zeit des beginnenden Schreckens. — Aufstände gegen die Jakobiner im Süden und Westen. — Carrier's mörderisches Wüthen in Nantes. — Collot d'Herbois und Fouché, die Würger von Lyon. — Schreckenstage in Marseilles, Toulon und Bordeaux. — Todeskampf der Vendée.. 302

20. Kapitel: Der Krieg gegen die Koalition des verbündeten Europa. — Die Lage im Sommer und Herbst 1793. — Jakobinischer Terrorismus bei der Armee. — Militärischer Aufschwung durch Carnot. — Das allgemeine Wehrgesetz. — Schlaffe Kriegsführung der Verbündeten. — Saint Just und die Rheinarmee. — Französische Erfolge in den Niederlanden. — Rückzug der österreichischen und preußischen Heere über den Rhein...... 319

21. Kapitel: Die Schreckenszeit.—Fanatisches Wüthen gegen das Christenthum.— Atheistische Frevel. — Abschaffung des christlichen Kalenders. – Robespierre gegen die Atheisten. — Danton's Einlenken und erster Zusammenstoß mit Robespierre. — Desmoulin's alter Corbelier. — Sturz und Hinrichtung der Hebertisten und Dantonisten im März und April 1794.. 338

22. Kapitel: Saint Just's Staatsideal. — Robespierre und das höchste Wesen.— Neue Organisation des Revolutionstribunals. — Massenmord als Selbstzweck. — Robespierre's Bruch mit dem Konvent. — Seine Vereinsamung. — Die Sitzung des neunten Thermidor.— Aechtung Robespierre's und der Seinen. — Die Katastrophe auf dem Stadthause. — Robespierre's Ende.............................. 357

23. Kapitel: Die Stadt Paris während der Schreckenszeit. — Das Gefängnißleben. — Was ist aus dem unglücklichen Sohne Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes geworden?....................................... 392

24. Kapitel: Theater und Dichtung in den Revolutionsjahren. — Der Dramatiker J. de Chénier. — Der Lyriker A. de Chénier. — Das Zeitungswesen. — Die Blätter Mirabeau's, Brissot's, Marat's, Hebert's, Desmoulin's und Robespierre's............................. 415

Dritter Abschnitt.

Die Revolution im Niedergang.

I. Die letzten Zeiten des Konvents.

25. Kapitel: Rück- und Ausblick. — Kampf der Thermidorianer (Gemäßigten) und der alten Genossen Robespierre's. — Die Jeunesse Dorée.— Der Jakobinerklub geschlossen. — Der Konvent und die Terroristen. — Nothstände und Gesellschaftsleben in Paris............ 447

26. Kapitel: Ausrottung des Marat-Götzendienstes. — Tumultuarische Auftritte. — Der Aufstand vom 1. April. — Bruch des Konvents mit den Anarchisten. — Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes und der christlichen Zeitrechnung. — Der „weiße Schrecken“ in Lyon, Marseille, Tarascon und anderen südlichen Städten. — Volksaufstand vom 20. Mai. — Ende der jakobinischen Schreckensherrschaft.. 463

Seite.

27. Kapitel: Der neue Wohlfahrtsausschuß. — Preußen's Austritt aus dem Krieg. — Eroberung Hollands durch Pichegru. — Verhandlungen und Friede von Basel (5. April 1795)........ 482
28. Kapitel: Anarchie und Geldnoth der Republik. — Royalistisch-priesterliche Umtriebe. — Die Royalisten auf Quibéron. — Manifest Ludwigs XVIII. — Ausgang des Vendéer Bürgerkrieges. — Der Feldzug am Rhein.. 495

II. Das Direktorium (1795—1799).

29. Kapitel: Die Verfassung vom Jahre III. — Die Fructidorbeschlüsse. — Die Pariser Sektionen im Aufstand. — Napoleon Bonaparte am 13. Vendémiaire (5. Oktober 1795). — Das Direktorium. — Napoleon's Lebenslauf. — Resultate der gesetzgeberischen Thätigkeit des Konvents.. 507
30. Kapitel: Bonaparte's Heirath. — Sein Kriegsplan. — Auftreten bei der italienischen Armee. — Schlachten bei Montenotte und Millesimo. — Entwaffnung Piemonts und Eroberung der Lombardei. — Kampf um die Etschlinie. — Sieg bei Castiglione. — Schlacht bei Bassano. — Jourdan und Moreau in Süddeutschland. — Schlacht von Arcola und Rivoli. — Frieden von Leoben. — Vernichtung der Republik Venedig. — Genua. — Die cisalpinische Republik. — Bonaparte's Traum vom Einheitsstaat Italien.. 522
31. Kapitel: Bonaparte und das Direktorium. — Staatsbankerott. — Babeuf's Verschwörung. — Der neue Rath der Fünfhundert. — Der Royalismus im Wachsen. — Der Klub von Clichy und Bonaparte. — Der Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797). — Napoleons Stellung zu den Beschlüssen vom 19. Fructidor. — Das wiederhergestellte Jakobinerregiment......... 560
32. Kapitel: Der Friede von Campo Formio. — Die ersten Beschlüsse des Kongresses zu Rastatt. — Die rheinische Republik. — Die helvetische Republik. — Bonaparte's Anschlag auf Malta und Egypten. — Seeschlacht bei Abukir. — Bonaparte's Aufenthalt in Egypten. — Sturm auf St. Jean d'Acre... 578
33. Kapitel: Koalitionskrieg in Europa 1798—1799. — Der Ausbruch in Neapel, in Deutschland, der Schweiz und Oberitalien. — Ende des Kongresses zu Rastatt. — Der Gesandtenmord am 28. April 1799. — Suwarow in Italien und der Schweiz. — Rückschlag in Neapel. — Bruch Rußlands mit Oesterreich. — Bonaparte's Rückkehr. — Der Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9.—10. Nov. 1799). — Ende des Direktoriums......................... 604

Anhang.

I. Die Erklärung der Menschenrechte in der Nacht vom 4. August 1789............ 633
II. Die Verfassung vom Jahre 1793... 643
III. Jean-Jacques Rousseau und die französische Aufklärung.......................... 642

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Titelbild: Marie Antoinette nach ihrer Verurtheilung. (Nach dem berühmten Gemälde von Delaroche.)

1. Kardinal Richelieu 4
2. Ludwig XIV 6
3. Ansicht des Schlosses von Versailles im Jahre 1780 8
4. Ludwig XV 11
5. Die Bastille 12
6. Trachten am Hof 13
7. Voltaire 15
8. J. J. Rousseau 16
9. Ludwig XVI 18
10. Marie Antoinette 19
11. Prinzessin Lamballe 22
12. Malesherbes 23
13. Turgot 24
14. Plünderung der Bäckereien und Magazine in Paris 25
15. Neckar 26
16. Marie Antoinette 27
17. Calonne 29
18. Lafayette 33
19. Sièyes 34
20. Trachten der Reichsstände 38
21. Herzog von Orleans 39
22. Eröffnung der Reichsstände 40
23. Bailly 41
24. Der Schwur im Ballhause 43
25. Mirabeau 44
26. Mirabeau's Triumph in Marseilles 45
27. Mirabeau und der Oberzeremonienmeister Dreux-Brezé 46
28. Camille Desmoulins 49
29. Camille Desmoulins im Garten des Palais Royal 50
30. Erstürmung der Bastille 53
31. Flesselle's Ermordung 54
32. Die Bauern verbrennen die Urkunden der Feudalherrn 57
33. Malouet 62
34. Maury 63
35. Barnave 64
36. Danton 65
37. Marat 66
38. Bankett der Leibgarden 67
39. Zug der Weiber nach Versailles (nach einem gleichzeitigen Stich) 68

Seite

40. Zug des Königs und der Königin von Versailles nach Paris (nach einem gleichzeitigen Stich) 69
41. Théroigne de Méricourt 70
42. Zug der Frauen nach Versailles 71
43. Lafayette mit der Königin auf dem Balkon des Versailler Schloß 73
44. Schluß des Briefes von Mirabeau an den König am 10. Mai 1790 (Facsimile in Originalgröße) 77
45. Assignate 80
46. Assignate 81
47. Anacharsis Cloots 82
48. Gleichzeitiges Flugblatt auf die Abschaffung der Orden etc.; dieselben mußten auf dem Sekretariat der städtischen Behörden abgeliefert werden 83
49. Cazalès 84
50. Das Jakobinerkloster 86
51. Im Jakobinerklub 87
52. Fabre D'Eglantine 89
53. Bundesfest auf dem Marsfelde 93
54. Graf von Fersen 99
55. Die Verhaftung des Königs in Varennes 100
56. Drouet 101
57. Die königliche Familie in Varennes festgehalten 103
58. Pétion 105
59. Letztes Portrait der Königin Marie Antoinette 1791 106
60. Condorcet 108
61. Brissot 109
62. Robespierre 110
63. Gemetzel auf dem Marsfelde 111
64. Madame Roland 116
65. Vergniaud 117
66. Roland 118
67. Guadet 119
68. Maximilian Isidor Robespierre, eine Rede haltend 120
69. Collot D'Herbois 121
70. Dumouriez 121
71. Isnard 122
72. Barbaroux 124
73. Madame De Staël 125
74. Tallien 126
75. Couthon 127

Seite
76. Karte des Kriegsschauplatzes in Belgien. April 1792 ... 128
77. Santerre ... 132
78. Das Volk in den Tuilerien ... 137
79. Rouget de Lisle trägt die Marseillaise vor ... 141
80. Einzeichnung der Freiwilligen ... 145
81. Westermann ... 148
82. Hébert ... 149
83. Chaumette ... 150
84. Erstürmung der Tuilerien ... 151
85. Der Temple-Thurm ... 155
86. Der Temple, von der Gartenseite und dem Ringbaue aus gesehen ... 159
87. Georges Jacques Danton, eine Rede haltend. 165
88. Maillard als Volksrichter ... 173
89. Das Kettenbilden an den Bäckerläden ... 181
90. Treffen bei Valmy ... 187
91. Kellermann bei Valmy ... 189
92. Marat auf der Rednerbühne des Konvents ... 195
93. Custine ... 198
94. Ein jakobinischer Freiheitsbaum in Mainz ... 199
95. Ein Nationalgardist auf Wache ziehend ... 201
96. Schlacht bei Jemmapes ... 205
97. Saint Just ... 215
98. Ludwig XVI. im Temple ... 219
99. Barère ... 220
100. Ludwig XVI. vor dem Konvent ... 221
101. Abschied des Königs von seiner Familie ... 231
102. Ludwig XVI. auf dem Schaffot ... 233
103. Der Jakobiner (nach einem gleichzeitigen Stich) ... 241
104. Kleber ... 251
105. Henriot ... 254
106. Marat's Triumph ... 259
107. Charlotte Corday ... 274
108. Ermordung Marat's durch Charlotte Corday ... 275
109. Marat im Jahre 1793 ... 276
110. Facsimile der Handschrift Marat's ... 276
111. Fouquier-Tinville ... 278
112. Facsimile eines Bürgerscheines ... 279
113. Facsimile eines republikanischen Plakats ... 281
114. Gefängniß Marie Antoinette's in der Conciergerie ... 285
115. Facsimile eines Billets Marie Antoinette's. 286
116. Billaud-Varennes ... 287
117. Facsimile der Unterschriften Ludwigs XVII. und des Schusters Simon unter der, dem Dauphin gegen seine Mutter abgenöthigten Erklärung ... 288
118. Hinrichtung von Marie Antoinette ... 291
119. Die Girondisten auf dem Wege zum Schaffot 295
120. Madame Roland verläßt das Gefängniß ... 297
121. Georges Cadoudal ... 302
122. Republikanische Taufen und Hochzeiten in Nantes ... 303
123. Collot d'Herbois läßt die Häuser von Lyon zerstören ... 305
124. Erschießung gefangener Republikaner ... 306
125. Charette ... 308
126. Marceau ... 309
127. Tod Chatelineau's ... 310
128. Unterwerfung der Vendéeführer ... 312
129. Insurgenten aus der Vendée ... 315
130. Aus dem Aufstand der Vendée ... 317
131. Jourdan ... 320
132. Pichegru ... 331
133. Hoche ... 322
134. Carnot ... 323
135. Carnot bei Wattignies ... 325
136. Der Vengeur ... 335
137. Toussaint l'Ouverture ... 336
138. Pache ... 342
139. Der natürliche Gottesdienst ... 343
140. Das Fest der Vernunft in der Kirche Notre Dame ... 345
141. Danton vor dem Revolutionstribunal ... 355
142. Robespierre beim Fest des höchsten Wesens .. 363
143. Flugblatt-Facsimile: Robespierre richtet, nachdem er alle Franzosen hat guillotiniren lassen, mit eigener Hand den Henker hin ... 367
144. Der 9. Thermidor im Konvent ... 381
145. Der 9. Thermidor im Stadthause ... 385
146. Die Nacht vom 9. auf den 10. Thermidor ... 387
147. Ludwig XVII ... 404
148. Trachten im Jahre 1795 ... 421
149. Bürgerliche und militärische Trachten ... 429
150. Kaffee der Patrioten (nach einem gleichzeitigen Stich) ... 453
151. Freilassung der Gefangenen ... 455
152. Terrorismus in Tarascon ... 473
153. Alexander Goujon ... 477
154. Aufstand vom 20. Mai 1795 ... 478
155. Féraud ... 479
156. Selbstmord der verurtheilten Demokraten ... 480
157. Barthélemy ... 483
158. Eroberung der holländischen Flotte ... 489
159. Bundesfest der französischen und batavischen Republik auf dem Revolutionsplatz in Amsterdam (nach einem gleichzeitigen Stich) ... 491
160. Puisaye ... 498
161. Auf Quibéron ... 499
162. Charette's Tod ... 503
163. Daunou ... 508
164. Menou ... 510
165. Straßenkampf am 15. Oktober 1795 ... 511
166. Bonaparte ... 512
167. Bonaparte läßt die Bataillone der Sektionen niederkartätschen ... 513
168. Rewbell ... 514
169. Eine öffentliche Audienz unter dem Direktorium. (Nach einem gleichzeitigen Stich) ... 515

Seite
170. Erste Sitzung des National-Instituts für Wissenschaften und Künste im Jahre IV der Republik (1796). (Nach einem gleichzeitigen Stich ... 521
171. Eine Zusammenkunft bei der Frau Tallien .. 524
172. Josephine Beauharnais, die Gattin Bonaparte's ... 525
173. Masséna ... 527
174. Uebersichtskarte zur Schlacht bei Montenotte, den 12. April, und Millesimo, den 13.—14. April 1796 ... 529
175. Schlacht bei Montenotte ... 531
176. Die Brücke von Lodi ... 533
177. Papst Pius VI ... 536
178. Moreau ... 538
179. Begräbniß des Generals Marceau ... 539
180. Die Brücke von Arcola ... 542
181. Schlacht von Rivoli ... 544
182. Murat überreicht dem Direktorium in Paris die von Bonaparte erbeuteten Standarten ... 547
183. Joubert ... 549
184. Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied ... 551
185. Wegführung der Rosse von Korinth von der Markus-Kirche zu Venedig (Nach einem gleichzeitigen Stich) ... 555

Seite
186. Babeuf ... 565
187. Letourneur ... 570
188. Augereau ... 573
189. Tod des Generals Hoche ... 575
190. Bonaparte zu Campo Formio ... 579
191. Tod des Generals Duphot ... 583
192. Uebersichtskarte zum Feldzug in Egypten (1798) ... 588
193. Napoleon Bonaparte (Nach dem Stiche v. Bartalozzi 1796) ... 590
194. Desaix ... 591
195. Murad Bey ... 593
196. Bei den Pyramiden ... 594
197. Schlacht bei den Pyramiden ... 596
198. Kampf am Ufer bei Abukir ... 598
199. Sidney Smith ... 600
200. Sturm auf St. Jean d'Acre ... 601
201. Suwarow ... 605
202. Gesandtenmord bei Rastatt ... 609
203. Die Reaktion in Neapel ... 611
204. Szene aus der Schlacht bei Zürich ... 619
205. Gohier ... 623
206. Lucian Bonaparte ... 624
207. Staatsstreich vom 18. Brumaire ... 627
208. Plan der Stadt Paris am Ende des XVIII. Jahrhunderts, beim Ausbruch der Revolution ... 632

Einleitung.

Frankreich vor der Revolution.

Die großartigste Umwälzung der Neuzeit ist die französische Revolution von 1789. Sie führt den Namen Revolution in fast sprichwörtlichem Sinne; wenn er im gewöhnlichen Leben genannt wird, denken wir unwillkürlich zuerst fast ausschließlich an die von 1789. Nicht, als ob es anderen Zeiten an solch' elementaren Erschütterungen gefehlt hätte, wo bis in die Grundfesten der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung Alles in Fluß gerathen ist. Sondern was diese Revolution von allen andern unterscheidet und sie für alle Zeiten zu einem der erschütterndsten Trauerspielakte der Weltgeschichte macht, ist zum ersten der Umstand, daß sie, wie keine andere, den lokalen Charakter ihres Ursprungs abgestreift, von Anfang an ihre Ziele weit über den Sitz ihrer Entstehung hinaus verlegt und in ihrem Fortgang den ganzen Umkreis der vorhandenen politischen Entwicklungen Europas in ihren Strudel hineingezogen hat.

Zum andern unterscheidet sich die französische Revolution von allen andern dadurch, daß sie keine blos politische Revolution, keine einfache Staatsumwälzung, wie die in England oder Nord-Amerika, sondern daß sie vor allem eine soziale Umgestaltung war. Ihre Prinzipien gaben sich als etwas allgemein Menschliches, als etwas die Ordnung der gesammten politischen Welt Beherrschendes. Gleich von Anfang wurde aus abstrakten philosophischen Lehren ein universelles Programm aufgestellt, um eine neue Welt aufzubauen. Daher kam es, daß sie gewaltige Massen ergreift und überwältigt. Niemals haben bei Revolutionen kolossale Massen in so ausgedehntem Maße mitgewirkt als hier.

Obgleich sie aber durchweg darauf angelegt war, eine europäische, beinahe die ganze Menschheit umfassende zu werden, hat sie nie ganz aufgehört, eine französische zu sein. Vor allem in ihrem Ursprung. Neben den allgemeinen Elementen liegt ein unermeßlicher Zündstoff, der specifisch französisch war. Es war kein Zufall, sondern eine tiefe geschichtliche Nothwendigkeit, daß die Revolution gerade hier und nicht anderswo zum Ausbruch kam. Ueberall sonst war die absolute

Monarchie, die seit dem 17. Jahrhundert in Europa gebot, mit den Verhältnissen und Aufgaben gewachsen, hatte sich den Bedürfnissen der Völker anzunähern, sie zu beherrschen gewußt. Friedrich der Große ging dabei Europa voran und zeigte ihm den Weg. Und weil der Absolutismus so für die gemeinsamen Interessen der Gesellschaft wirkte, die lästigen Fesseln der mittelalterlichen Feudalität lockerte, überhaupt vielfach segensreich und befruchtend wirkte, war er durchaus nicht verhaßt. Anders in Frankreich. Neben den Monarchien des alten Europa, neben Friedrich dem Großen, Maria Theresia, Katharina II. stand das Frankreich Ludwigs XV., in dem gerade das Schlechteste und Unbrauchbarste der alten Zeit erhalten blieb. Während bei Jenen ein immer stärkerer Trieb der Massen sich kundgab, die Fesseln der Arbeit, des Eigenthums, des Verkehrs zu lösen, in allen Gebieten des Lebens dem Individuum eine freiere Entwicklung zu schaffen, finden wir hier noch den launenvollsten Despotismus und daneben unbegreifliche Reste der Feudalität. Noch immer sah man den Staat wie eine Beute der bevorrechteten Klassen (Adel, Geistlichkeit und Krone) an; der sogenannte dritte Stand, d. h. der Bürger, der Arbeiter, der Bauer, der Tagelöhner oder Leibeigene, hatte alle Lasten für den Staat und die Gesellschaft zu tragen. Darum brauchte es, als dieser dritte Stand erst erwachte, nur wenig Zeit, um eine Monarchie zu zertrümmern, die ein ganzes Jahrhundert der Schrecken Europas gewesen war.

Ein weiteres eigenthümliches Moment lag in dem natürlichen Charakter des französischen Volkes, in seinem beweglichen, reizbaren und wandelvollen Wesen. Kein anderes Volk ist so geartet, zwischen zügelloser Freiheit und Unterwerfung unter dem ärgsten Despotismus hin und her zu schwanken; kein anderes hat auch die elastische Kraft bewährt, von gewaltigen Ideen erfüllt zu großen Thaten sich aufzuraffen und unter dem Despotismus selbst, in den es zurückgesunken (Napoleon), ein kriegerisches Heldenthum zu entfalten, einer halben Welt Gesetze vorzuschreiben, mit Verachtung aller der Ideen, die es eben erkämpft. Diese elastische Kraft muß man oft genug anstaunen und bewundern. Daneben jene Hast und Leidenschaft, gleich mit dem gewaltigsten und blutigsten Mittel das Ziel kurzweg zu erstürmen; jene wilde Härte und Grausamkeit, jene unbeugsame bis zur Barbarei sich steigernde Leidenschaft, die schon bei früheren Epochen der Geschichte Frankreichs zum Vorschein kam, aber hier ihren Höhepunkt erreicht hat.

Behält man diesen, eben skizzirten allgemeinen und lokalen Charakter der Revolution im Auge, so stellt sich die Revolution kurz gefaßt als die Folge eines Zusammenstoßes neuer Ideen mit alten Zuständen dar. Dabei muß man, selbst wenn man ihnen grundsätzlich entgegensteht, die ersten Ideen von 1789 als etwas Bedeutsames, ungewöhnlich Großes und Wirkungsvolles anzuerkennen; auch kann man nicht in Abrede stellen, daß in ihnen das Programm einer neuen, gewaltigen Weltentwicklung lag. Aber nirgends ist wohl ein großes geschichtliches Programm so rasch und so fürchterlich zum Frevelhaftesten, zum Entsetzlichsten entartet. Für die Schreckensthaten von 1793 sind die Ideen von 1789 nicht verantwortlich.

Die Gesellschaft, welche 1793 Politik machte, verfolgte nicht mehr bestimmte politische Ziele; sie wollte zerstören, um zu zerstören, und glaubte, damit ein Neues werden könne, müsse erst ein großes Chaos alles Bestehende verschlingen. Dieses Schwanken zwischen den Theorien von 1789 und der Praxis von 1793 bildet bis zur heutigen Stunde den Grundcharakter der französischen Geschichte.

Ehe wir nun die Revolution im Aufsteigen, auf der Höhe und im Niedergang eingehend darstellen können, müssen wir nothgedrungen einen kurzen Blick werfen auf das Regime in Frankreich seit Richelieu und Ludwig XIV. und die Zustände in Staat und Gesellschaft unter demselben.

Erstes Kapitel.

Das alte Regime seit Richelieu und Ludwig XIV. bis zum Tode Ludwigs XV.

Bereits wurde gesagt, daß die Franzosen trotz der losen Ungebundenheit und unberechenbaren Beweglichkeit ihres Naturells das Bedürfniß, energisch regiert zu werden, in hervorragendem Maße besitzen. Daher kam es, daß nach den 30jährigen blutigen Glaubenskriegen Heinrich IV. (1589—1610) das Königthum wieder herstellen, und als die Errungenschaften seiner genialen Politik wieder in Weiber- und Günstlingherrschaft zerronnen waren, ein einziger Mann, Richelieu, hinreichte, das Werk Heinrichs IV. nicht blos zu retten, sondern noch kühner aufzubauen, als jener das erreicht hätte. Heinrich IV. hatte nämlich, als er von Franz Ravaillac wegen seiner Beschützung der Protestanten (durch das Edikt von Nantes) ermordet worden, einen noch unmündigen Sohn, Ludwig XIII., hinterlassen, für den seine Mutter, Maria von Medici, die Vormundschaft führte. Der letzteren Aufmerksamkeit wurde auf den mit glänzenden Geistesgaben ausgestatteten Geistlichen Armand Duplessis aus dem Geschlechte derer von Richelieu gelenkt; sie verschaffte ihm den Kardinalshut und ruhte nicht, bis sie seinen Eintritt in den Staatsrath durchgesetzt hatte, in der Hoffnung, in ihm ein gefügiges Werkzeug für ihre Absichten zu haben. Nach wenigen Monaten hatte Richelieu den unbedingtesten Einfluß auf den König gewonnen; aber statt die Sache seiner Gönnerin zu fördern, zeigte er alsbald, daß die Rücksicht auf das Wohl und die Größe des Staates die alleinige Richtschnur seines Handelns war. Fortan war Richelieu der wahre Herrscher; alle Versuche, ihn zu stürzen, waren umsonst, denn Ludwig XIII., sonst ein schwacher, kränklicher Mann, glich seinem Vater wenigstens darin, daß er einem Diener, dessen Bedeutung und Zuverlässigkeit er einmal erkannt, unverbrüchliche Treue bewahrte. Dem Geiste

seiner Zeit gemäß glaubte Richelieu für die Ordnung des Staates am besten zu sorgen, wenn er die Macht des Königs so unumschränkt wie möglich mache; jede Möglichkeit eines Widerstandes gegen den königlichen Willen sollte verschwinden. Daher griff er die Hugenotten an, die mit ihren Sicherheitsplätzen eine förmliche Republik in der Monarchie bildeten, leitete selber die Belagerung des starken La Rochelle, wobei er zugleich den Feldherrn, Admiral und Ingenieur versah, und brachte es trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung zu Falle (1628). Aber er tastete das Edikt von Nantes nicht an und schützte die religiöse Freiheit der Protestanten. Mit der gleichen eisernen Willenskraft zwang er die Großen zum Gehorsam, die gewohnt waren, zu handeln, als ob die Gesetze nur für die Menge und nicht auch für sie da wären. Er ließ ihre festen Schlösser zerstören, von denen aus sie den Befehlen des Königs trotzten. Den adligen Statthaltern der Provinzen, welche ihre Würde gleichsam als erbliches Eigenthum betrachteten und oft zu Aufständen mißbrauchten, setzte er unter dem Namen Intendanten bürgerliche zur Seite, die ganz vom Könige abhängig waren. Jeder Widerstand wurde unnachsichtlich mit dem Tode bestraft; Männer vom höchsten Rang und Adel, die beliebtesten Höflinge mußten das Schaffot besteigen, und des Königs eigene Mutter und Bruder hatten für ihre Theilnahme an Verschwörungen als Verbannte in der Fremde zu büßen. Zugleich war Richelieu auch in anderer Hinsicht für das Gedeihen des Staates unermüdlich thätig. Er mehrte die Seemacht, erweiterte den Handel und unterstützte die Kolonien. Ein Verehrer von Kunst und Literatur — er schrieb selbst Theaterstücke — gründete er die französische Akademie, das Urbild aller gelehrten Gesellschaften, zu dem Zwecke, die französische Sprache von allen unedlen und unklaren Ausdrücken zu reinigen und ihr die Vollkommenheit der alten Sprachen zu verleihen. Um der Nation zu zeigen, daß alles, was er that, nur für sie geschehe, gründete er eine Staatszeitung, in welche er und der König selber Artikel schrieben. Nach Außen endlich betrat er wieder die Bahn Heinrichs IV.; seine Gesandten suchten alle Höfe Europas gegen Habsburg in Bewegung zu setzen; seine Hand hatte er beim unglückseligen dreißigjährigen Kriege überall im Spiele und die Schweden hetzte er gegen den Kaiser und erklärte zuletzt offen den Krieg an Oesterreich und Spanien. Noch vor Beendigung dieser Kämpfe, aber als der Sieg sich schon deutlich auf



Kardinal Richelieu.

seine Seite neigte, starb er, noch auf dem Todtenbette betheuernd, er habe keine andere Feinde, als die des Staates, gekannt.

Den letzten Willen seines Ministers ehrend, gab ihm Ludwig XIII. den Kardinal Mazarin zum Nachfolger, einen Italiener, der als Nuntius des Papstes nach Frankreich gekommen und dort von Richelieu in Dienst genommen worden war; dann sank auch er in's Grab. Mazarin im Verein mit der Königin Anna führte nun für den erst fünfjährigen Ludwig XIV. (1643—1715) die Regierung und vollendete mit großer Klugheit und Beharrlichkeit das Werk Richelieu's nach Außen. Namentlich gegen Spanien errang er glänzende Erfolge. Im Innern freilich hatte er schwere Anfechtungen zu bestehen. Die Großen empfanden vor dem geschmeidigen glatten Italiener nicht mehr dieselbe Furcht, wie vor dem ehernen Richelieu. Auch war seine Regierung im Innern so schlecht als möglich; er, seine Verwandten und Günstlinge bestahlen den Staatsschatz, wo sie nur konnten. Obschon der Steuerdruck das Volk zur Verzweiflung trieb und Ackerbau, Handel und Gewerbe lahm legte, hinterließ er bei seinem Tode eine Staatsschuld von über 400 Millionen Franken, dagegen ein Privatvermögen von über 100 Millionen, d. h. mindestens das Dreifache nach heutigem Geldeswerth.

Als beim Tode Mazarin's die Höflinge den jungen König fragten, an wen sie sich künftig als ersten Minister zu wenden hätten, erwiderte er: „An mich!“ Mit bedeutenden Gaben des Geistes und Körpers ausgerüstet, voller Kraft und Lust zur Arbeit, wollte Ludwig XIV. nicht mehr nur König heißen, sondern auch sein, so wie ihn Richelieu und Mazarin gelehrt hatten. „Der Staat und der König sind eins *); er ist der von Gott gesetzte und nur ihm verantwortliche Hüter der Menschen; die Unterthanen haben ihm zu gehorchen, ohne zu fragen warum. Alles was sich im Lande befindet, gehört ihm, auch das Privateigenthum seiner Unterthanen; er kann damit schalten wie er will.“ So dachte und handelte Ludwig XIV.; die letzten Freiheiten der Provinzen wurden vernichtet, den Städten das Recht, sich selbst zu verwalten, genommen, und das gesammte Staatsleben, das Kleine wie das Große, in die Hand des Königs und seiner Beamten gelegt. Kein nennenswerther Widerstand rührte sich mehr dagegen; war doch das Volk der Freiheit längst entwöhnt und der Adel dermaßen gedemüthigt, daß es keine höhere Ehre mehr zu kennen schien, als beim Hofe Lakaiendienste zu verrichten. Zunächst schien das dem Lande nur zum Vortheil zu gereichen. Ludwig XIV., erfüllt von hohen Gedanken über seinen Beruf, umgab sich mit ausgezeichneten Ministern. Colbert, der Sohn eines Tuchhändlers aus Rheims, der erste Bürgerliche, der ein so hohes Amt bekleidete, brachte Ordnung in das arg zerrüttete Geldwesen des Staates, und damit nicht, wie bisher, die Ausgaben in's Blaue hinein gemacht würden, ohne Rücksicht auf den Betrag der

*) Es wird erzählt, noch zu Mazarin's Zeit sei Ludwig einmal im Jagdgewand mit der Reitpeitsche in der Hand im Parlamente erschienen, um die Einregistrirung eines Gesetzes zu befehlen, und habe, da der Präsident das Interesse des Staates dagegen vorschützte, gerufen: „Ich bin der Staat!“ (L'état c'est moi.) Wenn auch das berühmte Wort in dieser Form nicht geschichtlich zu sein scheint, so ist es doch nur der schlagendste Ausdruck eines Gedankens, der in Ludwigs eigenen Schriften wiederkehrt.

Einnahmen, stellte er jedes Jahr ein Budget auf, d. h. einen Voranschlag der muthmaßlichen Ausgaben und Einnahmen, ein Gebrauch, der bald in allen zivilisirten Staaten Eingang fand. Sein Hauptbestreben richtete er jedoch auf die möglichste Steigerung der Hilfsquellen des Landes, insbesondere des **Handels** und der **Industrie**. Er schente keine Mühe und Kosten, um seine Landsleute den Sammet, den Goldschmuck, die Spiegel Italiens, die Glas- und Töpferwaaren Deutschlands, die Spitzen und Teppiche Flanderns, den Stahl und die Wollwaaren Englands bereiten zu lehren. Durch hohe Zölle auf die Waaren des Auslands schützte er die entstehende heimische Industrie vor der Konkurrenz desselben und suchte sie durch Musterschulen, Ermunterungen und Belohnungen, Gebote und Verbote aller Art zu möglichst hoher Vollendung zu bringen. Er legte die erste große künstliche Wasserstraße Europas an, den Kanal von Languedoc, der auf 55 Bogengängen Thäler und Höhen durchschreitet und die Garonne mit dem Mittelmeer verbindet. Durch seine Fürsorge für die Schifffahrt, Anlegung von künstlichen und Ausbesserung der natürlichen Häfen, durch Erbauung einer gewaltigen Kriegsflotte, durch Erwerbung von ausgedehnten Besitzungen in Indien, Afrika und Amerika wurde er der Vater der französischen See- und Kolonialmacht, die eine zeitlang mit der holländischen und englischen um die Palme rang. Was Colbert für die Steuerkraft, das thaten der Kriegsminister **Louvois** und der Festungsbauer **Vauban** im Verein mit ausgezeichneten Feldherrn, wie **Condé** und **Turenne**, für die Wehrkraft des Landes.

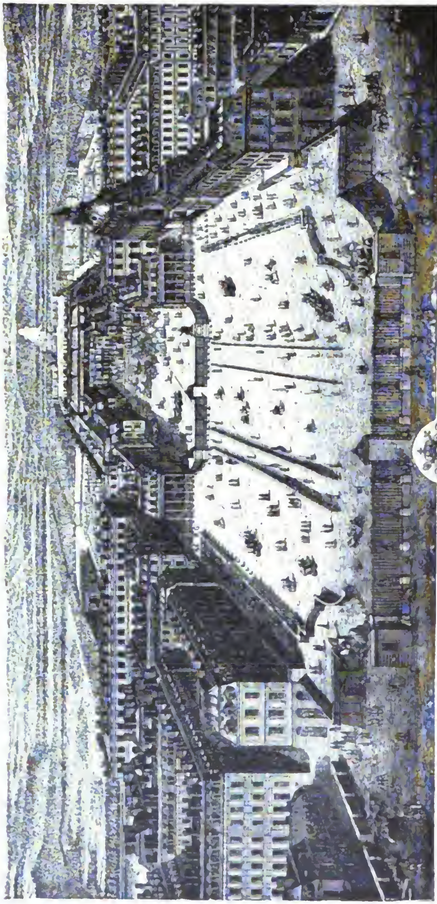


Ludwig XIV.

Louvois vermehrte die stehende Armee auf Hunderttausende, vervollkommnete ihre Ausbildung durch Anordnung regelmäßiger Uebungen, führte die Uniform ein, machte zuerst den Gebrauch der Schießwaffen allgemein, indem er die Pike durch das Bajonnet ersetzte, errichtete Militärschulen, Magazine, Invalidenspitäler u. a. und wurde so Schöpfer des modernen Heerwesens. Vauban aber, der größte Ingenieur seines Jahrhunderts, umgab Frankreich da, wo ihm natürliche Bollwerke abgingen, namentlich vom Rhein bis zum Kanal, mit einem Wall von Festungen, die damals für unbezwinglich galten. So genoß Frankreich den Ruhm, der bestverwaltete und bestvertheidigte Staat Europas zu sein.

Gleichzeitig warf das goldene Zeitalter der französischen Literatur, das schon unter Richelieu begonnen, seinen verklärenden Schimmer auf Ludwigs Regierung. Descartes und Pascal, zwei der größten Denker und Gelehrten der Neuzeit, die Bischöfe Bossuet und Fénelon, jener ein vielbewunderter Kanzelredner und Geschichtsschreiber, dieser ein liebenswürdiger Lehrer und Erzähler, nebst einer Menge anderer bedeutender Schriftsteller verliehen der französischen Prosa die unvergleichliche Klarheit und Gewandtheit, welche sie noch heute auszeichnet. Ein stolzes Dreigestirn von Dichtern erhob das französische Theater zum glänzendsten Europas, Corneille, Racine und Molière, die beiden erstern durch ihre Tragödien, der letztere durch seine trefflichen Lustspiele. Ihnen gesellten sich Lafontaine, der geistreiche Fabeldichter, und viele Andere bei. Indem Ludwig diese Schriftsteller an seinen Hof zog und sie mit Pensionen bedachte, schienen sie nur für ihn zu dichten und zu schreiben. In nicht minderem Grade bediente er sich der Künste zu seiner Verherrlichung. Da er das aufrührerische Paris nicht liebte, schuf er sich aus dem benachbarten Dorfe Versailles eine neue Residenz und erbaute sich daselbst einen Palast, zu dessen Verschönerung und Ausschmückung die bedeutendsten Maler, Bildhauer und Gartenkünstler thätig waren, der mit seinen Terrassen und seinem von großartigen Wasserwerken, Lustalleen und Marmorhainen erfüllten Waldpark das Vorbild für die Königssitze Europas wurde. Man hat berechnet, daß Versailles nebst den übrigen Luxusbauten des Königs eine Summe von 800—900 Millionen heutigen Geldwerthes verschlang. Da führte er denn, umgeben von hohem Adel, einen Hof, der an Glanz und Pracht, an pomphaftem Zeremoniell, aber auch an Geist und feiner Sitte seinesgleichen nicht hatte. Mit Staunen und Bewunderung blickte Europa auf Ludwig XIV.; alle Monarchen eiferten ihm nach, französische Sprache und Literatur, Sitte und Mode verbreiteten sich überallhin, Paris und Versailles wurden die Hauptstädte der Welt.

Allein dieser friedliche Ruhm genügte Ludwig XIV. nicht; er wollte auch als Eroberer glänzen. Er band mit Belgien und mit Holland an und errang verschiedene werthvolle Provinzen. Infolgedessen wurde er noch übermüthiger. Er erfand ein Mittel, selbst im Frieden Eroberungen zu machen; besondere Gerichtshöfe, Wiedervereinigungskammern genannt, mußten untersuchen, was für Ländereien einmal zu den von ihm jüngst erworbenen Provinzen gehört hätten, und gestützt auf die Sprüche derselben, nahm er Deutschland und Spanien eine Menge Städte und Dörfer weg, unter andern das wichtige Straßburg, ohne daß sich eine Hand zu seiner Vertheidigung gerührt hätte (1681). Auch sonst verfügte Ludwig XIV., dank der Käuflichkeit so manches Reichsfürsten, über einen großen Theil Deutschlands wie über seine Provinz. In Italien fühlte er sich ebenfalls als Herr. Wehe dem Staate, der es wagte, seinen Befehlen zu trotzen! Wegen einer angeblichen Beleidigung ließ er das prächtige Genua mit 14,000 Bomben überschütten, selbst den Papst behandelte er wie einen Vasallen und schien von der Diktatur über Europa nicht mehr fern.



Ansicht des Schlosses von Versailles im Jahre 1780.

Aber hinter diesem Glanze lauerte schon der Verfall. Colbert hatte das Volk, dessen Steuerlast er anfänglich erleichtert hatte, wieder elend machen müssen, um dem König die Mittel zu seinen Raubkriegen aufzubringen, und starb 1683 voller Schmerz darüber. Mit ihm schied Frankreichs guter Engel, denn der alternde Ludwig war jetzt ganz dem Einflusse des brutalen Louvois, des Jesuiten La Chaise, seines Beichtvaters, und der bigotten Frau von Maintenon preisgegeben, die er als Erzieherin der Kinder einer seiner Geliebten kennen gelernt, lieb gewonnen und sich zuletzt als Gemahlin angetraut hatte. Am schwersten traf dieser Wechsel die Hugenotten. Schon längst hatte der katholische Klerus auf ihre Unterdrückung hingewirkt und beim König ein geneigtes Ohr gefunden. Mit dem Tode Colberts, der sie als die betriebsamsten und thätigsten Unterthanen geschätzt und deshalb nach Kräften geschirmt hatte, war ihr letztes Bollwerk dahin, und Ludwig machte sich nun daran, das edelste Werk seines Großvaters planmäßig zu zerstören. Man entriß den Eltern ihre Kinder, um sie katholisch zu erziehen, man schloß die Protestanten von allen Aemtern aus, man verbot ihnen, ein Handwerk zu üben, man zerstörte ihre Kirchen. Kein Mittel blieb unversucht, um sie zum Abfall zu zwingen. Das Höchste leistete Louvois, indem er bei den Ketzern Dragonerbanden einquartiren ließ, welchen er gestattete, alle möglichen Gräuel zu verüben außer dem Morde. Zuletzt hob Ludwig das Edikt von Nantes förmlich auf und verbot jeden protestantischen Gottesdienst unter den härtesten Strafen. Auswanderung war den unglücklichen Reformirten bei Galeeren- und Todesstrafe untersagt; dennoch gelang es Hunderttausenden, vor der unmenschlichen Verfolgung in die Fremde zu entkommen, die sie mit ihrer Habe, ihrem Kunstfleiß und ihren Kenntnissen bereicherten, wie z. B. Brandenburg, während Frankreich um so viel ärmer wurde.

Während so das Land dem innern Ruin entgegenging, fröhnte Ludwig mehr als je seiner zügellosen Eroberungssucht. Von 1688—97 führte er den pfälzischen Erbfolgekrieg, bei dem Louvois die Städte Speyer, Worms, Mannheim und Heidelberg, weil er sie nicht halten konnte, in Asche legte, damit der Feind nur eine Wüste fände. Dann kam von 1701—1714 der spanische Erbfolgekrieg, der freilich für Ludwig nicht durchweg glücklich ausfiel.

Im Jahre 1716 starb Ludwig XIV. im 72. Jahre seiner Regierung. Er hatte seinem Haus ein neues Reich gewonnen und Frankreich um ansehnliche Provinzen vermehrt; dafür war aber der Staat rettungslos verschuldet, Seemacht, Handel, Industrie, kurz fast alles, was Colbert geschaffen, dahin, das Land vielerorts verödet und das Volk in einem Elende, das aller Beschreibung spottet.*) Es hatte Ludwig an warnenden Stimmen nicht gefehlt; der

*) Von der Verarmung entwirft 1715 Clement ein grauenerregendes Bild: beinahe der zehnte Theil der Nation ist am Bettelstab und bettelt wirklich; von den neun andern sind fünf nicht im Stande, jenen Almosen zu geben; von den vier anderen sind drei in einer gedrückten Lage, oft mit Schulden und Prozessen überhäuft, und der Rest, zu dem er die Leute des Degens und der Robe, die Geistlichen, den Adel, die Beamten, die guten Kaufleute, die vermögenden Bürger rechnet, umfaßt nicht mehr als — 100,000 Familien. Vauban verlangt Reformen und will das

muthige Fénelon hatte noch vor dem spanischen Erbfolgekrieg dem König die Folgen seiner Eroberungskriege in den schärfsten Ausdrücken vorgestellt, selbst der schüchterne Racine hatte gewagt, ihm eine Denkschrift über das allgemeine Elend und über die Heilmittel dagegen einzureichen, und der greise Vauban, der trotz seiner kriegerischen Thätigkeit, um mit Ludwig XIV. zu reden, ein „Narr aus Liebe zum Volke" war, hatte darüber ein ganzes Buch geschrieben. Aber wehe demjenigen, der dem durch Schmeichler verwöhnten Herrscher die Wahrheit zu sagen wagte! Fénelon und Racine wurden vom Hofe verwiesen, Vauban sah sein Buch zum Schandpfahl verdammt und überlebte den Schimpf um nur sechs Wochen. War es ein Wunder, daß unter dem Manne, der das Edikt von Nantes aufhob, auch Frankreichs geistige Blüthe erstarb? Die Freiheit ist die Lebensluft der Literatur, der Dichtkunst, und kein Schutz, keine Pensionen können dieselbe ersetzen. Wie die großen Minister und Feldherrn, so verschwanden nach und nach auch die großen Gelehrten, Dichter und Schriftsteller und keine folgten ihnen nach. So stieg Ludwig XIV. in's Grab, der letzte seines Zeitalters, einsam, traurig, verwünscht von seinem Volke.

Wenn seine lange Regierung, seine unsinnige Verschwendung und Ruhmsucht Frankreich in das größte Elend gebracht hatten, so stürzte die nicht viel kürzere Ludwigs XV. (1715—74), seines Urenkels und Nachfolgers, es noch obendrein in die tiefste Schande. Unter demselben riß eine Sittenlosigkeit am französischen Hofe ein, welche an die der schlechtesten römischen Kaiser erinnerte. Den Anfang machte damit Philipp von Orleans, der als Regent*) für den erst fünfjährigen König die Regierung übernahm, den Hof zum Schauplatz der ärgsten Ausschweifungen machte und zugleich durch ein ungeheuerliches Schwindelunternehmen eine furchtbare Erschütterung im ganzen Lande hervorrief. Er suchte nämlich der Finanznoth des Staates, dessen Ausgaben die Einnahmen um mehr als das Doppelte überstiegen, dadurch abzuhelfen, daß er nach dem Plane des Schotten Law†) eine Zeddelbank errichtete, welche eine ungeheure Masse Papiergeld ausgab, und damit eine Aktiengesellschaft verband, welche das Monopol der Ausbeutung des ganzen Mississippi-Gebietes und zuletzt fast des ganzen Seehandels erhielt. Im Anfang schien Alles gut zu gehen, die tollsten Hoffnungen wurden rege, die Aktien stiegen auf das zehn-, zwanzig-, dreißig- und vierzigfache ihres ur-

---

arme Volk retten aus den Klauen der Armee von Pächtern und Unterpächtern mit ihren Kommis jeder Art, dieser Staatsblutegel, deren Zahl hinreichend wäre, die Galeeren zu füllen, die aber nach tausend verübten Schurkereien in Paris umhergehen, als hätten sie den Staat gerettet. Man berechnet, daß die Einbringung von 30 Millionen Steuern dem Staate 60 Millionen Ausgaben und den Eigenthümern einen Schaden von 80 Millionen verursache.

*) Die Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans für den unmündigen Ludwig XV. dauerte von 1715 bis 1723.

†) Laws Gedanke war, es liege in der Macht des Staates, das Geld beliebig zu vermehren, den Umlauf desselben zu erleichtern und damit Handel und Verkehr zu fördern, wenn er an Stelle des Metallgeldes Papiere setze, denen er vermittelst seines Kredites Geldeswerth verleihe. Daß in diesem Gedanken Richtiges enthalten war, beweist die Masse der Banknoten, Staatsschuldscheine u. s. w., die heute überall als Geld angenommen werden. Aber da der Werth dieser Papiere nur im Kredit liegt, d. h. in dem Vertrauen, daß der Herausgeber dieselben jederzeit mit wirklichem Gelde einlösen könne, so können sie nicht beliebig vermehrt werden, sondern nur so weit, als eine gehörige Unterlage dafür da ist. Darin, daß Law oder vielmehr der Regent dies nicht beachtete und die Noten ohne Deckung in's Ungeheure vermehrte, lag das Schwindelhafte der Gründung, die innerhalb gewisser Grenzen gehalten, wohlthätig hätte wirken können.

sprünglichen Werthes, und eine wahnsinnige Wuth zum Spekuliren ergriff alle Stände. Aber die erträumten Gewinne blieben aus; Gesellschaft und Bank machten Bankerott, und die Folge war, daß einzelne, die zur rechten Zeit sich ihrer Papiere entledigt hatten, Millionen gewannen, Unzählige aber ihr Vermögen eingebüßt hatten. Nur durch die schimpflichsten Mittel zog sich die Regierung aus diesem Wirrwar, der immerhin die Schulden des Staates um ein Bedeutendes vermehrte.

Nach dem Tode des Regenten machte Ludwig XV. seinen alten Lehrer, den Kardinal Fleury, zu seinem ersten Minister, unter dessen langer friedlicher Regierung sich das Land einigermaßen erholte. Aber er besaß nicht Kraft genug, um den Höflingen zu widerstehen, als diese zum österreichischen Erbfolgekrieg drängten, der, wenn er auch nicht ruhmlos verlief, doch ohne jeden Entgelt dem Lande ungeheure Opfer auferlegte. Nach dem Tode Fleury's überließ der von den Höflingen planmäßig verdorbene König sich und den Staat sittenlosen Weibern. Frankreich lernte noch Schlimmeres kennen, als nur den Despotismus, nämlich die Herrschaft von Buhlerinnen. Die Marquise von Pompadour verfügte über die Staatskasse nach ihrem Belieben, sie ernannte und entsetzte Feldherrn und Minister nach ihrer Laune. Wohin das führte, zeigte die Schlacht von Roßbach, welche den französischen Kriegsruhm zu begraben schien und wo der „alte Fritz" von Preußen so glänzend siegte; das zeigten die Niederlagen in Amerika und Ostindien, welche mit der Vernichtung der französischen See- und Kolonialmacht endeten.

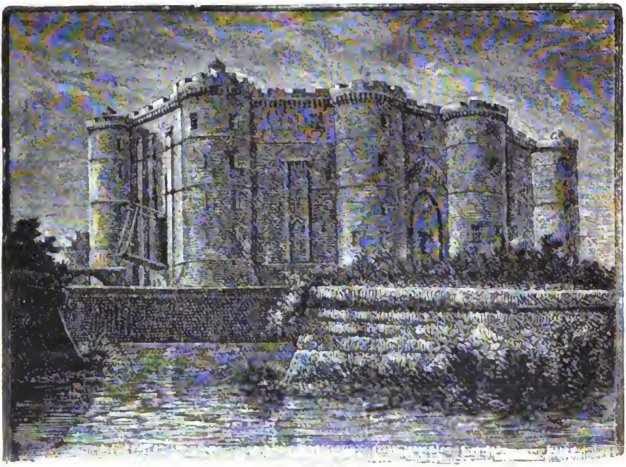


Ludwig XV.

Wie in der äußern Politik, so herrschten auch in der innern die Launen des Augenblicks, ziellose Willkür. Jeder politischen Selbstthätigkeit des Volkes wurde ein Ende gemacht, Alles wurde von oben herab kommandirt, in Alles hineinregiert. Die Art der Kleider, die Größe der Perrücken, die Beschaffenheit der Fabrikate wurde vorgeschrieben, das Tanzen, Spielen, Rauchen, Schnupfen, Kaffeetrinken u. s. w. von Staatswegen geregelt oder verboten.*) Der fürstlichen Laune gegenüber war der Unterthan vollkommen

*) Colbert schon schrieb den Fabrikanten die Zahl der Fäden vor, die sie zu ihren Geweben verwenden durften, und ließ die Waaren, die nicht nach seinen Vorschriften verfertigt waren, an den Galgen hängen und verbrennen. Aehnliche Zustände herrschten übrigens auch in Deutsch-

rechtlos. Auf einen sogenannten „Siegelbrief“ (lettre de cachet), d. h. einen mit dem königlichen Siegel versehenen Befehl hin konnte Jedermann ohne Angabe der Gründe in den Kerker geworfen und auf beliebige Zeit darin festgehalten werden, ohne je vor ein Gericht gestellt zu werden. Beim Tode Ludwigs XV. wurde ein Italiener in der Bastille, d. i. dem Gefängniß, gefunden, der am ersten Tage seiner Ankunft in Paris verhaftet worden war und seitdem 25 Jahre im Gefängniß geschmachtet hatte, ohne daß Jemand wußte, warum. Und mit diesen Siegelbriefen wurde nun ein entsetzlicher Mißbrauch getrieben. Jeder, der Geld oder einigen Einfluß bei Hofe besaß,



Die Bastille.

konnte solche erlangen und mittelst derselben seine Feinde oder sonstigen Opfer ihrer Freiheit berauben. Nach dem Tode der Pompadour erlangte die Du-barry die Herrschaft, die an Leichtfertigkeit jene noch überbot.

Daß unter solchen Umständen die Mißbräuche auf den Gipfel stiegen, ist leicht zu ermessen. Das französische Staatswesen schien nur noch eine Maschine zu sein, durch welche der König und eine bevorrechtete Minderheit das Volk nach Kräften ausbeuteten. Die Verschwendung des Hofes ging in's Unglaubliche. Ludwig XV., dessen Minister das Volk für einen „auszu-

---

land. Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ Mädchen, welche nicht als Mägde dienen wollten, in's Zuchthaus setzen. Noch im Jahre 1775 war es in Waldeck durch eine besondere Kaffeeverordnung bei 10 Thaler Strafe verboten, den Wäscherinnen und Glätterinnen Kaffee zu reichen, und die Pfarrer mußten auf den Kanzeln einladen, die Herrschaften, welche jener Verordnung zuwider gehandelt hatten zur Bestrafung anzuzeigen.

pressenden Schwamm" erklärten, betrachtete die Staatseinnahmen als sein Privateinkommen. Er hatte einen Marstall von 4000 Pferden, eine Leibgarde von 9000 Mann und etwa 4000 Personen zu seiner Bedienung und brauchte allein für seine „Haushaltung" 68 Millionen (nach heutigem Geldwerth mindestens das Doppelte) jährlich. Für die Pompadour hatte er 36 Millionen ausgegeben; die Dubarry kostete ihn in fünf Jahren 185 Millionen.*) Aber auch die Verwandten des Königs, die Prinzen und Prin-



Trachten am Hof.

zessinnen „von Geblüt", waren gewohnt, aus der Staatskasse zu schöpfen, wie wenn es ihre eigene wäre, und wetteiferten mit einander an Luxus und

*) Die Pompadour, welche vom September 1745 bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt-Staatsmaitresse war, hat, einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche genommen: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin Dubarry hat für ihre Person allein verbraucht: 12,450,529 Livres. Die Kosten des berüchtigten "Parc aux Cerfs", welchen Ludwig XV. von 1755—1771 unterhielt, sind nicht aktenmäßig festzustellen, doch werden sie auf viele Millionen geschätzt. Dieses Harem war keineswegs ein „Park", sondern ein an der Stelle, wo Ludwig XIII vormals einen Hirschgarten gehabt hatte, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médérie zu Versailles; hier feierte der lüderliche Hof seine Orgien. In den obigen 185 Millionen sind alle, durch die Dubarry veranlaßten Ausgaben miteingerechnet.

Verschwendung. Der Adel, nicht damit zufrieden, daß er den dritten Theil des Grundes und Bodens sein eigen nannte und doch von den meisten öffentlichen Lasten befreit war, nahm die reichbezahlten Hofämter, Offiziersstellen, sowie die hohen geistlichen Würden und Bisthümer und Abteien als sein ausschließliches Vorrecht in Anspruch. Außerdem bezog er ungezählte Millionen jährlich aus der Staatskasse an Geschenken, Pensionen und Besoldungen für Scheinämter, die mit hohen Einkünften und gar keiner Arbeit verbunden waren. „Man gab den Pferden des Adels das Brot, das dem Volke mangelte". Die Geistlichkeit, die ein zweites Drittel vom Boden des Reiches inne hatte, erhob außerdem noch 150 Millionen an Zehnten und sonstigen Gebühren, trug aber ebenfalls zu den Staatslasten so gut wie nichts bei.*) Diese ruhten daher fast ausschließlich auf dem dritten Stand, den Bürgern und den Bauern, und wurden noch vermehrt durch die schlechte Art der Erhebung. Die Regierung vermiethete nämlich einen großen Theil der Abgaben an Steuerpächter, welche ihr eine bestimmte Summe bezahlten und durch ein zahlloses Heer von Beamten das Doppelte und Dreifache vom Volke erpreßten. Von 165 Millionen, die in einem Jahre erhoben wurden, flossen 96 Millionen in die Taschen dieser Blutsauger. Dazu kam noch, daß einzelne Städte und Provinzen das Vorrecht besaßen, von gewissen Steuern völlig oder theilweise ausgenommen zu sein; um so elender waren die andern. Zu den erdrückenden Leistungen für den Staat kamen für die Bauern noch die unablöslichen Feudallasten, die Grundzinse, Frondienste und andere Dienstbarkeiten, die seit dem Mittelalter auf ihren Gütern hafteten, hinzu, sowie die Zehnten. Man hat berechnet, daß ein französischer Bauer von 100 Franken Einkommen 53 Franken dem Staat als direkte Steuer, 14 Franken dem adeligen Gutsherrn an Feudalabgaben und 14 Fr. der Geistlichkeit als Zehnten bezahlen mußte, und von den 19 Fr., die ihm blieben, hatte er noch einen Theil indirekt durch den Verbrauch des übermäßig besteuerten Salzes und anderer Lebensmittel dem Staate abzugeben.†)

---

*) Die Zahl der Adelspersonen beim Ausbruch der Revolution belief sich auf 140,000, die etwa 30,000 Familien bildeten. Diese Klasse hielt es für eine Schande, irgend ein Gewerbe zu treiben. Der Hofadel, der ganz auf die Gnade des Königs angewiesen war, hatte vielleicht den größten Hochmuth unter den Anhängern des alten Regimes, bestand aber nichtsdestoweniger zum größten Theil aus erbärmlichen Kreaturen und frivolen, leichtfertigen Menschen ohne Gewissen und ohne Einsicht in die Zeitverhältnisse. Der Adel stellte allerdings aus seinem aufgeklärten und gebildeten Theil eine Reihe von bedeutenden Männern als Vorkämpfer für die verschiedenen Phasen der Revolution: Mirabeau, Lafayette, Clermont-Tonnere, Larochefoucauld, Petion, Barrère und selbst Robespierre gingen aus dem Adel hervor. Aber als Klasse oder auch als Stand war der Adel naturgemäß ein entschiedener Feind jener Neuerungen, die im ersten Stadium der Revolution auftraten. — Die Geistlichkeit zerfiel in 2800 Prälaten und Generalvikare, 2600 Stifts- und Domherren und 60,000 Pfarrer und Vikare. In den Klöstern saßen 24,000 Mönche und 36,000 Nonnen. Sie war von der Besteuerung befreit; sie hatte sich das „historische Recht" errungen, nur in Zeiten der Noth zur Selbstbesteuerung zu greifen, und so gab sie alljährlich eine sogenannte freiwillige Steuer, ein Geschenk an den Staat ab, das beiläufig niemals den Betrag von 16 Millionen überschritt. Während viele der Kirchenfürsten ein üppiges, schwelgerisches Leben führten und ärgerliche Beispiele von Sittenlosigkeit gaben, war der niedere Klerus meist schlecht gestellt. Dieses geistliche Proletariat wandte sich darum sehr bald den neuen Ideen des Jahrhunderts zu, und seine traurige Lage erklärt, warum man so viele Geistliche auf Seiten der Revolution findet.

†) Der Bauer war gezwungen, auf den Kopf der Familie mindestens 7 Pfund Salz im Jahre zu kaufen, und zwar nur für seinen gewöhnlichen Hausgebrauch. Wollte er z. B. Fleisch einsalzen und kaufte er nicht besonderes Salz dazu, so wurde ihm das Fleisch weg genommen und er obendrein noch um 300 Franken gebüßt. Jeden Tag sah man Unglückliche, welche kein Brot hatten, Alles verkaufen, weil sie kein Salz kaufen konnten. Wegen der einzigen Salzsteuer fanden nach dem Eingeständniß eines Finanzministers noch unmittelbar vor 1789 jährlich 4000 Auspfändungen, 3400 Einkerkerungen und 500 Verurtheilungen zur Geißel und den Galeeren statt.

War es da ein Wunder, daß er auf dem fruchtbarsten Boden, durch die angestrengteste Arbeit nicht dazu gelangen konnte, sich und seine Familie auch nur vor dem Verhungern zu schützen! Die Bevölkerung des von der Natur so gesegneten Landes nahm ab, statt zu; die Dörfer verfielen, ein Viertel des pflugfähigen Bodens war verlassenes, unangebautes Heideland geworden. Und doch, obschon dem Bauer das Blut aus den Fingernägeln gepreßt und von der Regierung kein Mittel verschmäht wurde, Geld zu machen, reichten bei der gewissenlosen Wirthschaft des Hofes die Einnahmen nicht hin, um die Ausgaben zu decken. Jahr für Jahr schloß die Staatsrechnung mit einem großen Defizit ab, so daß die Staatsschuld lawinenartig anwuchs. Das waren die Zustände im damaligen Frankreich.

Mit Recht erhebt sich die Frage: ob denn Niemand das Schmähliche und Unhaltbare dieser Zustände empfunden? Gewiß! Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erhob sich trotz Zensur und Bastille die öffentliche Meinung immer ungestümer, zumal die damalige Rechtspflege mit ihrem mittelalterlichen Tortur- und Inquisitionssystem, ihren geheimen Verhören, barbarischen Strafen und willkürlichen Entscheidungen ein Hohn auf alles Recht war und darum keine Abhilfe in Aussicht stellte. Es traten Männer auf, wie Voltaire, Jean Jacques Rousseau und andere, welche eine furchtbare Katastrophe voraussagten, wenn ihr nicht durch weise Reformen vorgebeugt werde. Ludwig selbst fühlte etwas dergleichen; aber er tröstete sich mit den Worten der Pompadour: „Nach uns die Sindfluth (Après nous le déluge)“! und jagte die Minister fort, die ihm von Reformen sprachen.



Voltaire.

Damit freilich jagte er die neuen Ideen nicht aus den Köpfen der Leute. Mit Gier verschlang man in vielen Kreisen die Schriften Voltaires. Dieser große Denker fand nämlich, nach England verbannt, daß, während in Frankreich Jedermann vor den „Siegelbriefen“ zitterte, der mächtigste Lord Englands nicht im Stande war, den ärmsten Tagelöhner seiner Freiheit zu berauben. Er fand dort Achtung vor der Freiheit des Denkens und Handelns, vor der Wissenschaft und ihren Trägern, und zugleich ein mächtiges nationales Leben auf allen Gebieten. Diese englischen Ideen, die ihn mächtig ergriffen, beschloß er, heimgekehrt, zum Gemeingut der Menschheit zu machen. Er bekämpfte mit denselben in einer langen Reihe von Schriften, die wegen der wunderbaren Vielseitigkeit seines Geistes, der Schärfe seines unerschöpflichen Witzes, der Anmuth, Klarheit und Feinheit seiner Sprache

eine beispiellose Verbreitung in Frankreich, wie in ganz Europa fanden, den Fanatismus, den Aberglauben, die Geisteskuechtschaft jeder Art, wobei er freilich Kirche und Religion nicht schonte und sich zu maßlosen Ausfällen gegen das Christenthum hinreißen ließ. In seine Fußstapfen traten ein Montesquieu, der den Geist und das Wesen der konstitutionellen Monarchie Englands mit Klarheit und Schärfe darlegte und dadurch die Aufmerksamkeit auf diese Staatsform lenkte, in der sich Republik und Monarchie zu vermählen scheinen; ferner Diderot, d'Alembert und die Encyklopädisten.*)

Ganz besonders aber war es Jean Jacques Rousseau, der Sohn eines Genfer Uhrenmachers, der eine ungeahnte Macht über die Gemüther gewann. Denn während Voltaire durch seine Spöttereien über alles Heilige viele ernstere Geister abstieß, pries Rousseau mit hinreißender Beredsamkeit den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, legte zugleich aber heftiger als jener oder irgend ein anderer der Philosophen die Uebelstände in Staat und Gesellschaft blos. Er wurde dadurch der eigentliche Apostel der französischen Revolution, die ihn denn auch zu ihrem Schutzheiligen erhob. Einer glänzenden, auf ihre Bildung stolzen, innerlich aber vielfach verderbten Welt hielt er die schlichte Einfalt der Natur entgegen und verstieg sich bis zu der Behauptung, die Zivilisation mit ihrem Luxus, ihren Künsten und Wissenschaften, ihren Ständeunterschieden sei die Mutter alles Lasters und Unglücks; nur der Wilde sei wahrhaft gut, frei und glücklich.†) Wenn er später von diesen Uebertreibungen zurückkam, so wurde er doch nicht müde, gegenüber der Genußsucht die Einfachheit und Tugend, gegenüber den rauschenden, entnervenden Vergnügungen der Hauptstadt die Schönheit seiner heimathlichen Seen und Berge, den sinn- und herzstärkenden Naturgenuß zu preisen. In seinem Roman „Emil", dem „Naturevangelium der Erziehung", geißelte er die bisherige Erziehung, die aus den Kindern gepuderte und geschminkte, in steife Gewänder gehüllte, vom Tanzmeister zu Knixen und Komplimenten abgerichtete Puppen machte und sie mit geistlosem



J. J. Rousseau.

*) Die Encyklopädisten wurden von den Gerichten vielfach verfolgt, aber häufig von mächtigen Mitgliedern des Adels geschützt. Man spielte mit den neuen Ideen und las sie mit Vergnügen bei Hofe. Damals war ohnehin die Zeit des sogenannten aufgeklärten Despotismus. Es gab nicht wenige Fürsten, welche die radikalsten Aufklärer in ihren Schutz nahmen. Friedrich II. von Preußen schloß enge Freundschaft mit Voltaire und Lamettrie; er sah in seinen letzten Jahren auch Mirabeau und Lafayette. Katharina II., die in Rußland mit asiatischem Despotismus regierte stand mit hervorragenden Encyklopädisten in vertrautem Briefwechsel. Alles, was geistreich sein wollte, spielte mit den neuen Ideen wie mit einem schönen aber verzehrenden Feuer.

†) Daher schrieb ihm Voltaire: „Sie machen, daß man Lust bekommt, auf allen Vieren zu kriechen."

Gedächtnißkram vollstopfte. Statt dessen verlangte er, daß man Kind Kind sein lasse und es im Unterricht zum Selbstdenken anrege. Zugleich ließ Rousseau gewaltiger als irgend einer seiner Zeitgenossen den Ruf nach Freiheit und Gleichheit erschallen, vornehmlich im "Contrat Social" (Gesellschaftsvertrag), einer Abhandlung, worin er die englischen Ideen über das Wesen des Staates näher ausführte, den Willen des Volkes als das höchste Gesetz aufstellte und im Gegensatz zu Montesquieu die Republik, die Demokratie verherrlichte. Dieses Buch hat mehr als irgend ein anderes Einfluß auf den Verlauf der Revolution gehabt. Nicht nur die Robespierre, St. Just, wie die anderen Vorkämpfer des Terrorismus haben seine Lehren als Orakelsprüche angesehen; schon die Hauptführer der Nationalversammlung von 1789 waren völlig von seinen Ideen beherrscht. Ueber die Folgen seiner Lehren, die nur zu bald nach seinem Tode zum bewegenden Mittelpunkt der welterschütternden Umwälzung wurden, würde freilich Niemand mehr erschrocken sein, als er selbst; denn an eine so schlimme Verwirklichung dessen, was er als Theoretiker ersonnen, hätte er nimmermehr geglaubt.

Mächtig wirkten die Schriften all dieser Männer im Volk und als darum endlich 1774 der greise Ludwig XV. starb, dessen ganzes Leben im Schlamme der ekelhaftesten Liederlichkeit untergegangen war und der zuletzt keinen anderen Gedanken kannte, als den an immer neuen raffinirten Sinnenkitzel, gab es in Frankreich keine Illusionen mehr über die Fortdauer des alten Zustandes. In allen Kreisen war durchaus die Empfindung, daß etwas Neues kommen müsse und die Regierung nur die Wahl habe, entweder das selber zu machen oder auf's Ungefähr sich machen zu lassen.

Zweites Kapitel.

Ludwig XVI. bis zum Ausbruch der Revolution 1774–1789.

Der neue König, der Enkel Ludwigs XV., war kaum 20 Jahre alt, als er am 10. Mai 1774 den Thron bestieg. Die Erbschaft, die er antrat, — wir haben sie oben kennen gelernt: eine Regierung verrufen wie nie eine in Europa, der Staat am Rande des Bankerotts, Recht und Sitte, Gesetz und Glauben in voller Auflösung begriffen, eine wilde Gährung und ein unbegrenztes Mißtrauen in den Gemüthern. Leider war er nicht die Persönlichkeit, um solcher Massen Herr zu werden; eher war er neben manchen lobenswerthen Eigenschaften dazu angelegt, die Wirren noch zu vermehren. Er war nämlich ein sehr mittelmäßiger Kopf, hatte wenig gelernt und trieb gern an Stelle ernster Arbeiten nichtige Liebhabereien (Jagd oder Schlosserei; „in seiner Schlosserwerkstatt hat er arglos gehämmert, während sein Thron

zusammenbrach"). Im Denken war er schlaff und langsam, und es war schwer, ihm etwas einleuchtend zu machen, und wenn das endlich geschehen, besaß er nicht die Kraft des Willens, danach zu handeln. Dagegen war er voll Wohlwollen, sein sittlicher Wandel ohne Makel. Er brachte nichts auf den Thron als gute Absichten, das Wohl des Volks, das Glück Frankreichs zu begründen; wie er dabei verfahren müsse, war ihm freilich nicht klar.



Ludwig XVI.

Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß es so nicht bleiben könne, wie es war; aber das war auch alles, bei jeder praktischen Frage schaukelte er zwischen widersprechenden Einflüssen, konnte heute das Beste, morgen das Schlechteste wollen, immer in dem guten Glauben, daß er auf der richtigen Spur sei.*)

*) Man beurtheilt Ludwig XVI. gern nach dem Eindruck, den seine Haltung in den letzten Tagen seines Regiments macht. Da, als er zu ringen hatte um sein Leben, tritt die Stärke seines Wesens, ein gewisser passiver Heldenmuth, zu Tage; er beugt sich nicht zu unwürdigen Dingen,

An seiner Seite stand die Tochter der Königin Maria Theresia von Oesterreich, Schwester Kaiser Josephs II., **Maria Antoinette**, damals blühend in Schönheit und Jugend. Mehr Mann als ihr Gemahl („die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat,“ sagte



Marie Antoinette.

Mirabeau), mehr angelegt die Majestät des Thrones zu vertreten, aber doch nicht die Persönlichkeit, die ihn wirklich geleitet und inspirirt hätte. Auch

---

bleibt ruhig und kalten Blutes inmitten der tobenden Leidenschaft, spricht zu seinen Richtern mit „kaiserlicher Kürze“, geht entschlossen dem Tode entgegen, nicht wie ein Held, aber wie ein Märtyrer. Diese letzten Tage sind allerdings geeignet, unser Urtheil zu bestechen, aber diese Größe im Leiden und Dulden war denn doch nicht das, was einen Thron unter solchen Umständen konnte behaupten und retten helfen. Ludwig konnte groß sterben, ohne daß das Urtheil der Geschichte über die namenlose Schwäche seines Regentenlebens sich zu verändern hätte.

trug sie den ganzen Hochmuth der alten Zeit in sich, und jede, auch die geringste Konzession an den Geist der neuen Zeit war ihr, die in allen Vorurtheilen gegen das Volk aufgewachsen war, zuwider.

Als sie, kaum vierzehn Jahre alt, am 17. Mai 1770, aus Staatsrücksichten dem damaligen Dauphin (Kronprinzen) vermählt wurde, kam der jugendlichen Dauphine in ganz Frankreich die freudigste Begeisterung entgegen, und auch die düsteren Vorahnungen, welche durch mehrfache Unglücksfälle hervorgerufen wurden,*) die bei den mit der Vermählungsfeier verbundenen Festlichkeiten eintraten, waren schnell vergessen worden. Die junge Fürstin†) war mit dem festen Vorsatz nach Frankreich gekommen, hier ein neues Vaterland und Vaterhaus zu finden, mit wie schmerzlicher Wehmuth sie auch oftmals an ihr geliebtes Wien und an die ungezwungene Fröhlichkeit des dortigen Lebens dachte, und wie schwer es ihr auch wurde, sich in das steife Zeremoniell des französischen Hofes zu finden. Leider wirkten aber bald die mannigfachsten Umstände zusammen, um ihr Heimischwerden in den neuen Verhältnissen zu verhindern. An ihrem Gemahl fand die junge, unerfahrene Dauphine in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht den geringsten Halt. In Folge einer völlig verkehrten Erziehung, welche im Sinne einer asketischen Frömmigkeit die passiven Tugenden der Entsagung über alle anderen gestellt hatte, und unter deren Einfluß jede selbstständige Charakterbildung unterdrückt worden war, hatte der Dauphin ein scheues und verschlossenes Wesen, das ihn dem weiblichen Geschlechte gegenüber abstoßend machte. Und Marie Antoinette wiederum verstand es nicht, den einförmigen Liebhabereien ihres Gemahls, dem die Jagd unentbehrlich war, der sich am liebsten mit der mechanischen Arbeit des von ihm erlernten Schlosserhandwerks beschäftigte, irgendwelchen Geschmack abzugewinnen.

Zwar ließ es Marie Antoinette nach ihrem Eintritt in den Kreis des französischen Hofes nicht an Bemühungen fehlen, sich den Mitgliedern desselben in unbefangener Herzlichkeit zu nähern. Es gelang ihr, sich die Gunst des alternden Königs Ludwig XV. zu erwerben, der von der unbefangenen und ungezwungenen Anmuth der Gemahlin seines Enkels zunächst ganz entzückt war. An Alle richtete er die Frage: Wie finden Sie die Dauphine? Aber gerade dieses Wohlgefallen, das der König an der Kindlichkeit und Natürlichkeit Marie Antoinettens empfand, erregte die Eifersucht der Madame

*) Am Vermählungstage selbst brach in dem Augenblicke, wo in der Schloßkapelle zu Versailles die Trauung vollzogen wurde, ein schreckliches Ungewitter los, bei welchem das Schloß zu Versailles in seinen Grundfesten erbebte, und durch welches die für eine glänzende Beleuchtung des Parkes und der Terrassen getroffenen Vorbereitungen vernichtet wurden. Und als am 20. Mai bei einem Feste, das die Stadt Paris zur Feier der Vermählung veranstaltete, auf dem Platze Ludwigs XIV. (jetzt Place de la Concorde) ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt werden sollte, wurden in Folge eines Feuers, das in den Zuschauertribünen ausbrach, 132 Menschen in dem entstandenen Gedränge zerquetscht und als Leichen vom Platze getragen. Es war nur zu erklärlich, wenn viele darin eine unheilverkündende Vorbedeutung für die Zukunft der jungen Dauphine erblickten; aber wer wollte es einer lebenslustigen, frohsinnigen, warmherzigen jungen Fürstin verargen, wenn sie sich dadurch in dem unbefangenen Genusse ihres Glückes nicht stören ließ?

†) Vom ersten Tage an erkannte die Revolution mit richtigem Blicke, daß es nur eine Gefahr für sie gab; und diese Gefahr war — Marie Antoinette, die für die Rechte des Königthums einzutreten entschlossen war. Wir gehen deshalb in Obigem etwas näher auf ihr Leben in den ersten Jahren ihrer Ehe ein.

Dubarry, die dadurch ihre Alleinherrschaft über den König beeinträchtigt zu sehen fürchtete. Sie trug dem Könige allerlei Aeußerungen zu, die Marie Antoinette über ihn und Madame Dubarry selbst gethan haben sollte, und brachte es bald dahin, seine anfangs günstige Stimmung in das Gegentheil zu verwandeln.

Mit der vollen Unbefangenheit der Jugend schloß Marie Antoinette mit den Gemahlinnen der Brüder des Dauphin, des Grafen von Provence und des Grafen von Artois, innigste Freundschaft. Dieselben hatten sich bald nach dem Dauphin mit zwei Töchtern des Königs von Sardinien vermählt, und die drei jungen Ehepaare wurden bald eine Familie, die drei Frauen drei Freundinnen, welche Alles gemeinschaftlich trieben, Arm in Arm die Promenaden durchschritten, lachten, spielten, scherzten, und sobald nicht große Tafel bei Hofe stattfand, wurde in den drei Familien reihe-um gespeist. Auf Veranlassung der Dauphine wurde heimlich Theater gespielt. Als Bühne diente ein entlegenes Kabinet im Entresol, die Zuschauer wurden durch den Dauphin vertreten, der selbst nicht mitspielte. Aber es fehlte nicht an Einflüssen am Hofe, die dafür zu sorgen wußten, daß auch das gute Einvernehmen, welches anfangs zwischen Marie Antoinette und den ihr verschwägerten Familien des Hofes bestand, nicht lange fortdauerte.

Es waren insbesondere die Tanten ihres Gemahls, die Töchter Ludwigs XV., die Mesdames, wie sie genannt wurden, die von Anfang an darauf ausgingen, der „Oesterreicherin“ das Leben zu verbittern. Namentlich war der ältesten dieser vier Tanten, der Prinzeß Adelaide, die Verbindung mit dem Hause Oesterreich von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. Als der zum Empfange der Dauphine an die Grenze entsandte Herr Campan vor seiner Abreise zu Madame Adelaide kam, um ihre Befehle zu vernehmen, sagte sie ihm, „daß sie keine Ordres zu geben habe, um eine österreichische Prinzessin einzuholen“. Auf alle Weise wußten die Tanten an Marie Antoinette die geringste ihrer Handlungen und die unbedeutendste ihrer Aeußerungen zu verdächtigen und zu ihrem Nachtheile auszubeuten. Diese wiederum setzte sich mit einer gewissen Absichtlichkeit über die Formen der Etikette hinweg und ließ es vielfach selbst an der schon durch die Klugheit gebotenen Vorsicht fehlen.

Die Begeisterung, mit der sie bei ihrer Ankunft begrüßt worden war, hatte sich in Folge der von ihren Widersachern geflissentlich verbreiteten Verläumdungen und Anfeindungen schon in eine weitverbreitete Mißstimmung verwandelt, als ihr Gemahl auf den Thron kam, und ihre Hoffnung, daß sie mit diesem Augenblick einen größeren Einfluß auf ihren Gemahl gewinnen würde, sollte sich für's Erste nicht erfüllen. So suchte sie denn Ersatz in dem Genusse der Natur und in dem Kultus der Freundschaft. Zu beiden fand sie willkommene Gelegenheit in dem Schlößchen Klein-Trianon bei Versailles, das ihr der König bald nach seinem Regierungsantritt geschenkt hatte. Es war ihre Zerstreuung und ihre Arbeit, das reizend gelegene Schlößchen zu verschönern und nach ihrem Geschmacke umzugestalten. Hier durfte sie sich frei von dem Zwange der Etikette und ihren lästigen Zeremonien ungezwungen bewegen und ergehen. Die tägliche Genossin ihrer Trosteinsamkeit

in Trianon und die innigste Vertraute ihres Herzens wurde Frau von Lamballe, deren Ernennung zur Oberintendantin des Hauses der Königin sie durchzusetzen wußte. Aber die Erfüllung dieses Wunsches trug ihr neue Feindseligkeiten von Seiten derer ein, die sich dadurch beeinträchtigt und zurückgesetzt fühlten. Man fing bereits an, von verschwenderischen Ausgaben der Königin zu reden, und manche Unbesonnenheiten, deren sie sich schuldig machte, gaben zu solchem Gerede scheinbaren Vorwand.*) Bald sahen Paris und die Provinzen in ihr nichts anderes, als ein hübsches, liebenswürdiges, aber verschwenderisches und kokettes Weib.†)



Prinzessin Lamballe

Diese beiden Kinder, das eine Ludwig XVI., von 20, das andere Maria Antoinette, von 17 Jahren, sollten nun also von 1774 an Frankreich regieren. Ludwig hatte, wie schon bemerkt, den redlichen Willen, es besser zu machen als sein fluchwürdiger Großvater. Das Erste, was eine Wendung zum Bessern ankündigte, war ein Wechsel im Ministerium. Er berief zum Premierminister den alten Maurepas, und zu Ministern der Justiz und der Finanzen zwei ausgezeichnete und beliebte Männer, den edlen Malesherbes und den berühmten Oekonomisten Turgot. Malesherbes begann sofort, den Augiasstall der Justiz zu säubern, und wollte die Haft-

*) So fröhnte Marie Antoinette auch ihrerseits der damals aufgekommenen Mode auffälliger und unnatürlicher Haartrachten. Die ausschweifendste Phantasie wurde aufgeboten, um dem Haupte einer Modedame eine absonderliche Gestalt zu verleihen, und jede neue Tracht suchte die andere zu überbieten. Da gab es eine „Stachelschweintracht“, eine andere, die „Liebeswiege“ genannt, eine „englische Mütze“, einen „liegenden Hund“, eine „Liebesflamme“ und ein „Füllhorn“. Durch diese bis zur Geschmacklosigkeit betriebene Mode wurde die Königin der Gegenstand öffentlicher Spöttereien. Ein anderes Mal waren es wieder die von ihr veranstalteten Ballfeste und Theateraufführungen, bei denen sie persönlich mitwirkte, oder die lustigen Schlittenfahrten, an denen sie ihre Freude hatte, was ihr zum Vorwurf gemacht wurde.

†) Was man sonst an ihren Namen gehängt hat, gehört in das Gebiet der schmutzigen Verleumdung jener Tage; ihr Leben war so rein, wie das irgend einer Königin von Frankreich; allerdings war sie lose, ungebunden wie ein Kind und forderte unendlich oft den bösen Schein gegen sich heraus; aber die strenge Etikette, gegen die sie am französischen Hofe verstieß, bedeckte unter den feinsten, elegantesten Formen eine fürchterliche Unsittlichkeit, während der Hof Maria Theresias, dessen Weise sie nachahmte, und der sich durch die herzlichste, zwangloseste Ungebundenheit auszeichnete, zugleich der sittenreinste in ganz Europa war. Auch die Verschwendung der Königin, so groß sie war, ist weit übertrieben worden; die Bauten, Gartenanlagen u. s. w., die sie machte, sind nicht der Rede werth im Verhältniß zu dem, was sonst gesündigt worden ist. Aber es war einmal Mode, sie für die Urheberin aller Uebel zu erklären, während man den König ausnahm gegen jeden Vorwurf.

briefe und die Folter beseitigen. Er trat für Preßfreiheit ein und bekämpfte die Zensur; auch wollte er das Edikt von Nantes und damit religiöse Duldung wieder herstellen. Einen geradezu heldenmüthigen Kampf unternahm aber Turgot. Ausgehend von der Doktrin, daß der Grund und Boden die Quelle aller Werthe sei, wollte er durch großartige Reformen dem Elend des Landes abhelfen. Zunächst gab er den Getreidehandel frei. Dies war eine gewaltige Neuerung, denn bis dahin konnte Getreide aus einer Provinz in die andere nur mit besonderer Erlaubniß der Behörden gebracht werden. Auf Zuwiderhandlung stand Galeerenstrafe und selbst der Tod. So konnte in einer Provinz Hungersnoth, in der andern Ueberfluß herrschen. Da die Ernte von 1774 schlecht gewesen, glaubte Turgot mit der Freigabe des Getreidehandels dem Lande einen Dienst zu leisten. Allein nun traten ihm die Privilegirten entgegen. Das Parlament*) von Paris, als deren Vertretung, mußte durch eine Kissensitzung gezwungen werden, das Edikt über die Freigabe des Getreidehandels zu registriren. Dem Volke aber brachte man die Meinung bei, die Freigabe des Getreidehandels sei an der Theuerung des Getreides schuld und die unwissende Masse ließ sich gegen den reformirenden Minister aufhetzen. Es kam zu dem sogenannten



Malesherbes.

Mehlkriege, in dem das Volk die staatlichen und privaten Getreidemagazine erstürmte und zerstörte, womit die Sache nur noch schlimmer gemacht war. Der Mißerfolg der Turgot'schen Reform beruhte aber hauptsächlich darauf,

*) Parlamente hießen in Frankreich nicht die Reichsversammlungen, wie in England, sondern die höchsten Gerichtshöfe, deren es zuletzt 13 in verschiedenen Städten des Landes gab. Nach altem Herkommen traten königliche Erlasse erst in Kraft, wenn die Parlamente sie in ihre Protokolle eingetragen hatten; darauf gestützt, maßten sich diese, namentlich dasjenige zu Paris, allmälig das Recht an, mißliebigen Gesetzen die Eintragungen zu verweigern oder wenigstens Vorstellungen (Remonstranzen) dagegen zu erheben. Kräftige Herrscher, wie Heinrich IV., Richelieu u. a., machten nicht viel Federlesens damit, aber unter schwachen wurde das Pariser Parlament zu einer bedeutenden politischen Macht; um so mehr, als die Stellen in diesen Gerichtshöfen nicht von der Gnade des Königs abhingen, sondern durch Mißbrauch käuflich und erblich geworden waren, so daß die Familien, welche im Besitze derselben waren, eine Art neuen Adel bildeten, der von dem langen Richtertalar spottweise "Noblesse de Robe" genannt wurde, im Gegensatz zur Noblesse d'Epée, dem alten Adel, der seinen Ursprung dem Schwert verdankte. Wenn solch' ein Parlament die Eintragung eines königlichen Erlasses verweigerte, so erschien der König selbst im Parlament, ließ über das Edikt berathen und abstimmen. Dies nannte man eine Königssitzung. War aber der Eindruck einer solchen nicht hinreichend, so erschien der König in vollem Ornat und mit allen Zeichen seiner Würde, wobei ihm fünf Kissen zum Sitz dienten. Dies nannte man eine Kissensitzung. Eine Berathung durfte dabei nicht stattfinden; Alles beobachtete tiefes Schweigen. Ob nun bei der Abstimmung das Edikt angenommen oder abgewiesen wurde, blieb sich gleich; der König befahl dessen Eintragung und man fügte dem nur bei: „Auf königlichen Befehl!"

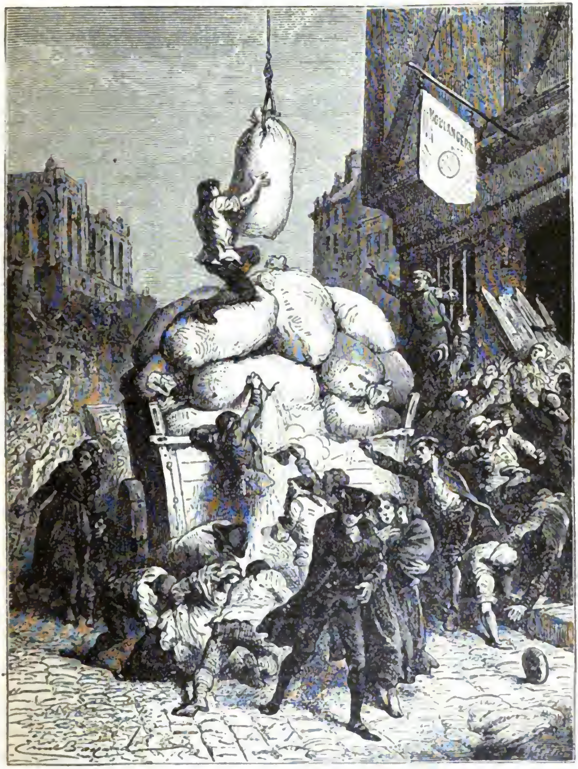
daß der Verkehr nicht organisirt und ausgebildet war. Turgot ließ sich indessen durch diesen ersten Mißerfolg nicht entmuthigen. Er gewann den jugendlichen König abermals für seine Reformideen, und so erschienen am 6. Februar 1776 die berühmten sechs Dekrete, die das alte Frankreich in die heftigste Bewegung versetzten.

In diesen Dekreten kündigte der jugendliche König den Franzosen an, daß die Frohnden der Bauern und Tagelöhner abgeschafft seien. Dann hob er eine Menge von alten Vorschriften auf, welche den Verkehr und den Handel mit Lebensmitteln einschränkten. In dem vierten Dekret waren die Zünfte und Meisterschaften aufgehoben und der Betrieb von Handel und Gewerbe völlig frei gegeben. Nur die Barbiere, die Apotheker, die Goldarbeiter, die Buchdrucker und die Buchhändler waren davon ausgenommen. Nun aber geriethen die Privilegirten in Bewegung. Die Zünfte hätten sie schon geopfert, allein die Aufhebung der Frohnden berührte schon eine sehr empfindliche Stelle. Der Adel und die Geistlichkeit hatten kein gutes Gewissen; sie fürchteten, man werde nunmehr auch bald ihren Grundbesitz und ihre Einkünfte besteuern. Die zünftigen Handwerksmeister waren in hochgradiger Erregung, weil sie ihr Meisterschaftsprivilegium verlieren sollten. Man sagte, nun würde das Landvolk nach Freigabe der Gewerke in die Stadt stürmen und Niemand mehr das Feld bestellen wollen. Der Hof und die Parlamente, welche Ludwig XVI. erst wieder hergestellt hatte, bäumten sich gegen die Reformen. Zwar waren die sechs Dekrete durch Kissensitzung einregistrirt worden, allein der Widerstand der Parlamente dauerte fort. Als nun gar Turgot den Gedanken einer Volksvertretung laut werden ließ, in der es keine abgesonderte Vertretung von Adel und Geistlichkeit geben sollte, thaten sich der Hof, der Adel, die Geistlichkeit, die Parlamente und das verhetzte und betrogene Volk, zu dessen Gunsten er seine Reformen unternahm, gegen ihn zusammen. Man brachte dem schwachen und unselbstständigen König den Glauben bei, Turgot wolle gerade die Revolution herbeiführen, die er verhüten zu wollen vorgab. Und gerade zwei Monate, nachdem der König das Parlament gezwungen hatte, seine Edikte einzutragen, entließ er Turgot. Im August 1776 wurden die Zünfte, wenn auch mit einigen Aenderungen, wieder hergestellt, desgleichen die Frohndienste. Malesherbes, der mit Turgot einverstanden war, nahm seine Entlassung und der alte Höfling Maurepas war froh, die gefährlichen zwei Reformatoren los zu werden.


Turgot.

Turgots Reformversuch kam schon zu spät. Einmal hatte sich die Fäulniß zu tief eingefressen, zum Andern war die Verblendung der Privi-

legirten auf ihrem Höhepunkt angelangt und zum Dritten war die Monarchie schon zu schwach, um eine Wendung von oben bewirken zu können. Die Dinge gingen ihren gewiesenen Weg. Der französische Staat stak tief in



Plünderung der Bäckereien und Magazine in Paris.

Schulden, deren Verzinsung große Summen erforderte. Schon zur Zeit Ludwigs XIV. war die Schuldenlast des französischen Staats auf 3500 Millionen gestiegen. Die Geldklemme war eine peinliche und chronische.

Der Hof wollte keinen Mann der Sparsamkeit, wie Turgot; er wollte einen Mann zum Finanzminister haben, der Geld herbeizuschaffen verstand und der Verschwendung des Hofes die Mittel lieferte, statt wie Turgot von Einschränkung zu sprechen. Ein gewisser Clugny, den man zu diesem fatalen Posten berief, erwies sich bald als ungeeignet. Maurepas kam endlich auf die Idee, dem Schweizer **Necker**, welcher Resident der Republik Genf am französischen Hofe gewesen war, die Finanzen des französischen Reichs anzuvertrauen.

Necker war zwar ein Bürgerlicher und Protestant, und dem Adel nicht angenehm, allein es ging ihm ein großer Ruf voraus, weil er sich als Bankier in Paris ein großes Vermögen erworben, und man erhoffte von ihm die Bewältigung der Finanzklemme. Necker, ein nüchterner, aber keineswegs groß angelegter Geschäftsmann, ward zum Generaldirektor der Finanzen bestellt, kam auf das alte Mittel der Anleihen und sein persönlicher Ruf als großer Bankier erleichterte ihm den Abschluß solcher Geschäfte. Vorläufig war nun Geld da, auch genug, um den eben gegen England aufgestandenen **nordamerikanischen Kolonien***) zu Hülfe zu kommen.



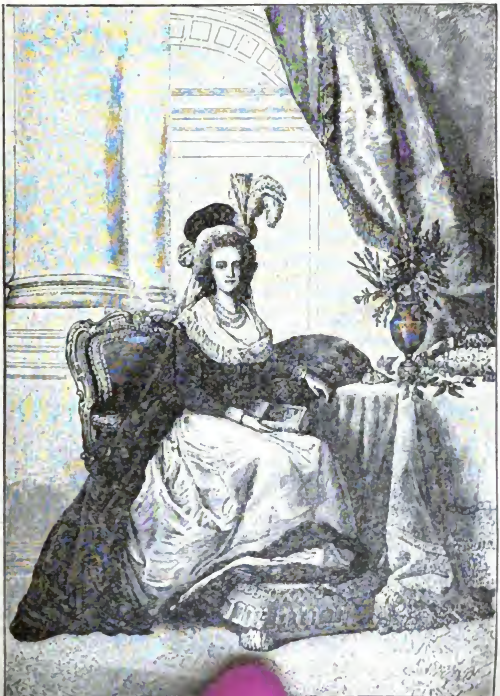
Necker.

Necker wußte freilich wohl, daß der Staat, so wenig wie ein Privatmann, ewig vom Schuldenmachen leben kann. Er drang daher beim Hofe auf Ersparnisse, unterdrückte Hunderte von unnützen Aemtern, verlangte, daß man dem Adel die Pensionen beschneide, und wagte es, die öffentliche Meinung zu Hülfe zu rufen, indem er in einem „Rechenschaftsbericht" zwar mittelst willkürlichen Schätzungen die Einnahmen auf 264,154,000 Livres, die Ausgaben auf 253,954,000 Livres veranschlagte, somit einen Ueberschuß von 10,200,000 Livres herausrechnete, aber im weitern Verlauf die trostlose Finanzlage des

---

*) Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg war von bleibender Einwirkung auch auf den Geist der französischen Armee. Offiziere und Soldaten kamen mit viel freieren Anschauungen zurück, als die gewesen, mit denen sie ausgezogen. Und gerade um diese Zeit beging die Regierung die Thorheit, bei den Truppen Einrichtungen von äußerster Strenge zu treffen. Die Armee war damals dem Volke eine insofern verhaßte Institution, als es noch keinen solchen Ueberfluß an Arbeitskräften gab, wie heute, und die Bauern namentlich höchst erbittert waren, wenn ihre Söhne durch den langen und höchst beschwerlichen Militärdienst der Feldarbeit entzogen wurden. Nun kam Ludwig XVI., der in seinen oben erwähnten Dekreten so viel von den Rechten der Franzosen gesprochen hatte, und bestimmte, daß Niemand auch nur Unterlieutenant werden könne, der nicht seine vier Ahnen aufzuweisen habe. Kein unadeliger Lieutenant konnte mehr Kapitän werden. So konnte kein Soldat mehr avanciren. Dann führte man als Muster die preußischen Armeereglements ein, die damals als die ersten galten, aber wegen ihrer Steifheit den Franzosen verhaßt waren. Dann erbitterte man die Armee durch die Wiedereinführung des Fuchtelns, resp. des Prügelns mit der Säbelklinge. So kam es, daß sich auch im Heere ein oppositioneller Geist heranbildete und das erklärt zu einem guten Theil die Haltung der französischen Armee gegenüber den Ereignissen der Revolution.

Staates vor Jedermanns Augen darlegte. Bis dahin hatte über den Regierungsangelegenheiten stets das tiefste Geheimniß gewaltet. Während daher Neckers unerhörtes Vorgehen von der Nation mit lautem Beifall begrüßt wurde, rechnete man es ihm am Hofe als ein Verbrechen an.



[illegible] ...te.

Die Seele der Ho[illegible] Zeit schon die Königin geworden. Sie hatte nämlich [illegible] erst[illegible] Male Mutter*) geworden,

*) Am 19. Dez[illegible] Maria Theresa Charlotte erhielt. Nach [illegible] Vetter, dem Herzog von Angoulême, ver[illegible] is zum 19. Oktober 1851

sich die Liebe ihres Gatten endlich zu erwerben gewußt, und je länger je mehr war es ihr gelungen, den schwachen Geist desselben zu beherrschen. Sie setzte es, unterstützt von den Brüdern des Königs, durch, daß Necker entlassen wurde.

An seine Stelle trat ein Günstling des Hofes, Herr von Calonne. Dieser Mann, ein Höfling vom alten Schlage, faßte die Sache mit dem ganzen Leichtsinn seines Zeitalters an. Sparsamkeit im Staatshaushalt schien diesem vollendeten Kavalier lächerlich und spießbürgerlich; er proklamirte an deren Stelle den Aufwand und die Verschwendung. Er zog alle Steuern, bei denen es möglich war, auf einige Jahre voraus ein und konnte damit die Zinsen der Staatsschuld berichtigen. Dies schaffte dem glänzenden Hof- und Staatsmann Kredit und er konnte beliebig viel Anleihen machen, das Geld strömte herzu. Nun waren mit einem Male die Kassen gefüllt, ein Geldregen ergoß sich, der an Märchen und Wunder glauben ließ, und der Hof schwamm in Wonne. Marie Antoinette streute das Geld mit vollen Händen an ihre Vertrauten und Freunde aus, mit denen sie sich in Trianon umgeben hatte, namentlich an die Herzogin von Polignac, deren Freundschaft wohl die kostspieligste wurde, die sich jemals eine Königin von Frankreich erlaubt hat, und die geradezu zum Unstern der Königin wurde.*) Ebenso der König und sein gefälliger Minister; doch betrachtete das Volk die Königin fort und fort als Hauptverschwenderin. Die öffentliche Mißstimmung steigerte sich mehr

---

überlebt. Drei Jahre nach der Geburt dieser Tochter, am 22. Oktober 1781, wurde zur Freude der ganzen Nation endlich auch ein Dauphin geboren, der indeß am 4. Juni 1789 den Eltern durch den Tod entrissen wurde. Ein zweiter Sohn, der am 27. März 1785 geborene Prinz Ludwig Karl von Frankreich und Bourbon, der bei seiner Taufe den Titel eines Herzogs von der Normandie erhielt, wurde dadurch Dauphin. Es ist der unglückliche, von den Wellen der Revolution verschlungene Königssohn, den die französischen Royalisten Ludwig XVII. nennen.

*) Ueber die beispiellose Verschwendung, die am Hofe herrschte, gab das „rothe Buch" (roth nach dem Einband), ein geheimes Verzeichniß, Aufschluß. Es enthielt 222 Blätter; die ersten zehn waren mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des XV., die folgenden 32 mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs XVI. angefüllt; die übrigen waren leer. Da stehen nun folgende Posten: Den beiden Brüdern des Königs, Graf von Provence und Graf von Artois, bezahlte der Staat jährlich 8,240,000 Livres oder Francs; Artois bezog außerdem während Calonne's Finanzministerschaft 14,550,000 Livres, um die Schulden seines Lasterlebens zu bezahlen, oder, wie es hieß, „um die Gemüthsruhe des Prinzen zu sichern". Bei jedem Kindbett bezog die Gräfin Artois 20,000 Livres. — Die Rubrik „Geschenke" enthielt Ausgaben, wie z. B.: dem Herrn von Croismard 50,000 Livres, um ihn „in den Stand zu setzen, das Gut Voisins zu kaufen". Dem Herrn Gourdin 15,000 Livres, damit er „die Charge des Herrn Gasse zu kaufen vermöge". Dem Polizei-Generallieutenant Sartines, „zur Bezahlung seiner Schulden" 200,000 Livres. Dem Herrn de Lamoignon 200,000 L. Der Madame de Maurepas 166,000 L. Der Gräfin von Albany, weil sie die Frau des Prinzen Eduard Karl Stuart, 60,000 Livres jährlich. Dem Herzog von Polignac ein Geschenk von 1,200,000 Livres zum Ankauf der Domaine Fenestrange und eine jährliche lebenslängliche Pension von 120,000 Livres. Die verschiedenen Mitglieder der Familie Polignac hatten zusammen Pensionen von mehr als 700,000 Livres. Die Prinzen von „Geblüt" verschmähten es, obgleich mit Gütern und Reichthümern aller Art ausgestattet, keineswegs, noch jährliche Pensionen im Betrage von 2,550,000 Livres einzusacken. Mit ihnen wetteiferte die Familie Noailles, deren Mitglieder in Form von Pensionen und Gratifikationen jährlich um zwei Millionen die Staatskasse erleichterten. Ein Herr Desgalois de la Tour hatte drei Pensionen, zusammen 22,720 Livres; die erste „als erster Präsident und Intendant", die zweite „als Intendant und erster Präsident", die dritte "pour les mêmes considérations" („aus denselben Rücksichten"). Dem Marquis d'Autichamp waren vier Pensionen zugetheilt; die erste „für die von seinem verstorbenen Vater geleisteten Dienste", die zweite „ebendafür", die dritte „ebendeßhalb" und die vierte „ebendeßwegen". Ein deutscher Prinz besaß gleichfalls vier Pensionen; die erste „für seine Dienste als Oberst", die zweite „für seine Dienste als Oberst", die dritte „für seine Dienste als Oberst", die vierte „für seine Dienste als Nicht-Oberst". Es gab Pensionäre, die unter ihren eigenen Namen, dann unter denen ihrer Frauen, ihrer Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern in den Listen figurirten. Nicht minder solche, welche, wie z. B. eine Marquise de la Force, längst gestorben und begraben, dennoch wunderbarer Weise fortfuhren, ihre Pensionen zu beziehen. Mit welcher bronzestirnigen Schamlosigkeit die Minister zu ihren und ihrer Familie Gunsten dies Unwesen, diese ruchlosen Diebereien trieben, kann das Beispiel des Marschalls und Kriegsministers de Ségur zeigen. Obgleich vom Könige mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäuft, obgleich für seine Person

und mehr, und als die Königin sich einmal allein ohne den König blicken ließ, begegnete man ihr mit eisiger Kälte. Satiren, Lieder, giftige Couplets wurden öffentlich unter das Volk vertheilt und dadurch die Königin aller Achtung beraubt. Auch der Hof wurde nicht verschont; trotzdem klatschte derselbe in unbegreiflicher Verblendung der Aufführung des Lustspieles „Die Hochzeit des Figaro“ Beifall zu, worin der Verfasser, Beaumarchais, die Unzucht der Männer und der Weiber der oberen Stände und des Hofes, die Unnatur und Unwahrheit aller Verhältnisse dem allgemeinen Hohngelächter überlieferte.

Dazu trat im Jahre 1785 ein Zwischenfall ein, der den Ruf der Königin vollends in der öffentlichen Meinung vernichten und die Empörung des Volkes auf's Höchste steigern sollte, — die berüchtigte Halsbandgeschichte, die wir etwas eingehend erzählen wollen. Es war zu Versailles am 15. August 1785, dem Kirchenfesttag von Maria Himmelfahrt. Der König, die Königin, der Siegelbewahrer und der Baron Breteuil waren vor der Messe in dem Kabinet versammelt, in welchem gewöhnlich Ministerrath gehalten ward. Der Kardinal Rohan in dem ganzen Pomp seiner geistlichen Amtstracht war eben im Begriff aufzubrechen zur Abhaltung der großen Messe, als ihn der König zu sich rufen ließ. Als er eintrat, emfing ihn der König mit der Frage: „Mein Herr, haben Sie von Herrn Böhmer ein Diamanthalsband für 1,600,000 Fres. gekauft?“ Der Kardinal antwortete: „Ja.“ Dann fragte der König: „Was ist aus dem Halsband geworden?“ Der Kardinal versicherte, das wisse er nicht. „Haben Sie, mein Herr,“ fuhr der König fort, „Diamanten für Rechnung der Königin gekauft und haben Sie irgend einen Schein gehabt, der Sie dazu ermächtigte?“ Diese Frage verblüffte den Kardinal; er sagte, man habe ihn betrogen und er bitte um Gnade. Der König sah, daß er in seiner Bestürzung mündlich nicht mehr werde antworten können und befahl ihm, in ein anstoßendes Kabinet zu treten, wo er mit sich selbst allein schriftlich aufsetzen möge, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe. Gleichzeitig gab ihm der König ein Schriftstück, in dem er angeklagt war, daß er bei dem Juwelier Böhmer für Rechnung der Königin die erwähnten Diamanten ge-



Calonne.

an Besoldungen und Pensionen jährlich 98,922 Livres beziehend, obgleich in den Stand gesetzt, nicht weniger als elf Mitgliedern seiner Familie — darunter, wie er angab, zehn Offizieren, von welchen sich aber bei näherem Zusehen vier als Mädchen herausstellten — Pensionen zuzutheilen hatte der Mensch noch die Frechheit, im Jahre 1787 von dem König weiter zu erbitten: ein erbliches Herzogthum, 60,000 Livres Pension, 15,000 Livres Pension für seine zwei Kinder und eine Baarsumme, um seine Schulden zu bezahlen.

kauft und außerdem dem Genannten ein Schreiben, gezeichnet Marie Antoinette de France, gezeigt habe, welches ihn zu diesem Ankauf ermächtigte.

Nach einer kleinen Viertelstunde kam der Kardinal wieder: er hatte keine der Anklagen widerlegt und wußte zu seiner Vertheidigung nichts anzuführen, als daß eine Frau de La Motte ihm das Billet der Königin übergeben habe. Der König fragte, wer die Dame sei. „Sire," antwortete der Kardinal, „ich weiß nichts davon und habe sie nur dieses eine Mal gesehen." Darauf ergriff die Königin das Wort: „Es ist unerhört, mein Herr, daß Sie sich nur einen Augenblick haben einbilden können, ich hätte eine unbekannte Person mit einer Sache von solcher Wichtigkeit beauftragt. Außerdem mußten Sie, was ich von ihnen halte, lange genug wissen, um die Ueberzeugung zu haben, daß ich Ihnen niemals irgend welchen Auftrag hätte geben wollen. Aber wo ist das von meiner Hand gezeichnete Billet, das Ihnen die Frau de La Motte gegeben hat?" Der Kardinal antwortete, auch davon wisse er nichts; er bat den König um Verzeihung, versicherte, ihn treffe keine Schuld, als daß er sich habe betrügen lassen, und flehte ihn an, die Sache um seiner Familie willen niederzuschlagen, es würde ja Alles bezahlt werden. „Sie werden nichts bezahlen," versetzte der König, „aber als König sowenig wie als Gatte kann ich die Sache fallen lassen, denn die Königin würde dadurch bloßgestellt werden, und ich kündige Ihnen an, daß Sie beim Heraustreten aus diesem Kabinet werden verhaftet werden." Und so geschah es; im Saal des l'Oeuil-de-boeuf*) erwartete den Kardinal der Herzog von Villeroi mit den Gardes du Corps und führte ihn mitten durch die verblüffte Schaar der Höflinge hindurch als Gefangenen mit sich fort nach der Bastille.

Diesem ungewöhnlichen Ereigniß war ein Roman vorangegangen, den man für eine lächerliche Erfindung halten würde, wäre er nicht so wohl bezeugt. Der Kardinal Louis de Rohan, Großalmosenier von Frankreich, Bischof von Straßburg, Inhaber einer ganzen Anzahl der einträglichsten Abteien, war einer jener hochgeborenen Herren, auf die man mit Fingern zeigte als die Schandflecke der Kirche und des Adels. Nach einem Leben voll der ärgsten Ausschweifungen war der Fünfzigjährige so schwachsinnig geworden, daß es einer geriebenen Person aus der vornehmen Halbwelt gelang, ihn mit den gröbsten Vorspiegelungen zu fangen. Eine angebliche Gräfin La Motte, die sich wegen angeblicher Abstammung von einem Bastard Heinrichs II. den Namen des Hauses Valois beigelegt hatte, zählte ihn unter ihre Anbeter. Ihr vertraute er, daß er die Ungnade, mit der ihn die Königin seit seiner Gesandtschaft in Wien behandle, nicht länger ertragen könne, und die Freundin machte ihn glauben, daß sie ein sicheres Mittel kenne, die Königin mit ihm auszusöhnen. Der Hofjuwelier Böhmer hatte aus seinen schönsten Diamanten ein Halsband zusammengestellt, das er der Königin für 1,600,000 Francs zum Kauf anbot. Die Königin wies den Kauf eines so theuren Geschmeides zurück; für das Geld, sagte sie, könnte man ja zwei Kriegsschiffe kaufen; der Juwelier wiederholte seinen Antrag, aber die Königin blieb unerbittlich, ob-

*) Der Saal „Ochsenauge", so genannt nach einem Rundfenster, war das Vorzimmer für die Höflinge.

gleich sie sonst eine wahre Leidenschaft für Edelsteine hatte und sparsam auch nicht genannt werden konnte. Dies Halsband, sagte nun die La Motte zum Kardinal, werde ihm die Gnade, ja die Liebe der Königin zuwenden, wenn er es für sie kaufe. Gefälschte Billets, angeblich von der Hand der Königin, verhießen ihm sein nahes Glück; ein nächtliches Stelldichein im Park von Versailles mit einem weiblichen Wesen, das die Gestalt der Königin hatte und dem als Musketier verkleideten Kardinal zuflüsterte: „das Vergangene ist vergessen", brachte den liebegirrenden Schäfer fast um den Rest seines Verstandes; ein Billet mit der Unterschrift Marie Antoinette de France ermächtigte ihn zum Ankauf der Diamanten; für 1,400,000 Francs erstand er sie und nachdem er so volle zwei Jahre mit den lächerlichsten Illusionen genarrt worden war, traf ihn am 15. August 1785 der Donnerschlag seiner Verhaftung.

Unter ungeheurer Aufregung verhandelte das Parlament zu Paris den Prozeß des gefangenen Kardinals und sofort zeigte sich zum Entsetzen der Königin, daß Hof, Adel, Klerus und Volk wie ein Mann Partei ergriff für das Opfer des Hasses der Oesterreicherin. Der öffentliche Ankläger beantragte, daß der Kardinal angehalten werde, vor versammelter Kammer zu erklären, er habe leichtsinnig gehandelt und in Gegenwart des Gerichts den König und die Königin um Verzeihung bitte, daß er sein Amt als Großalmosenier niederlege und sich keinem Orte nähere, wo die königliche Familie weile, daß er eine Geldstrafe zahle, deren Betrag die Kammer bestimmen solle, und bis zur Vollstreckung des Urtheils im Gefängniß bleibe. Was that aber das Gericht? Es beschloß mit einer Mehrheit von fünf Stimmen die ehrenvolle Freisprechung des Kardinals und ließ so nicht blos den ganzen Schimpf ungesühnt, welchen der Kardinal der Königin dadurch angethan, daß er sie für eine käufliche Dirne gehalten, sondern erklärte auch die Verfolgung desselben unmittelbar als ein Verbrechen. Das Schlimmste aber war die Aufnahme, die dieser Spruch bei der Bevölkerung fand. Graf Mirabeau schreibt in seinen Memoiren: „Um 10 Uhr erfolgte die Freisprechung ohne Vorbehalt. Das Volk überschwemmte die Straßen in der Nähe des Palastes und alle Säle seit 5 Uhr Morgens. Ich weiß nicht, wohin sich das Parlament hätte flüchten wollen, wenn es falsch gerichtet hätte, das Volk hat die Richter ergriffen, umarmt, geküßt; fünfhundert Menschen haben sich zur Erde geworfen; es war ein Taumel. Vor dreißig Jahren wäre der Kardinal verloren gewesen ohne Gnade; ehedem hätte die Autorität ihre Abgeschmacktheit mit Tyrannei gedeckt. Heutzutage kann sie das glücklicher Weise nicht mehr. Die Probe ist hart, aber entscheidend." Als der Kardinal die Bastille verließ, empfing er einen Siegelbrief des Königs, der ihn auf eine seiner Abteien verbannte und seiner Würde als Großalmosenier entkleidete. Mehr konnte der Hof nicht thun, um die Ehre der Königin zu rächen. Diese aber sagte unter einem Strom von Thränen zu ihrer Kammerfrau: „Kommen Sie, beklagen Sie Ihre beschimpfte Königin, die das Opfer der Ränke und der Ungerechtigkeit geworden ist. Wenn ich keine billigen Richter finden konnte bei einem Frevel wider meinen Charakter, was haben Sie zu hoffen, wenn sie einen

Prozeß haben um Ihr Vermögen und Ihre Ehre?“ So furchtbar bestrafte sich an der Königin der Verruf, den die geschäftsmäßigen Lästerreden und Lästerschriften ihrer zahllosen Feinde auf ihren Namen geworfen und dem die „Oesterreicherin“ durch eigene Unbesonnenheit so viel Nahrung gab.

Calonne setzte, um sich über Wasser zu halten und den fortwährenden Anforderungen an das Schatzamt zu genügen, die Anleihen auch nach dem Frieden*) fort und erschöpfte den Kredit, den Neckers verständiges Benehmen der Regierung verschafft hatte. Als er so weit gekommen und einer Hilfsquelle beraubt war, die er nicht mit Schonung zu benutzen verstanden hatte, mußte er, um die Dauer seines Ministeriums zu verlängern, zu den Steuern seine Zuflucht nehmen. Aber an wen sollte er sich wenden? Das Volk konnte nichts mehr zahlen; die Privilegirten wollten nichts opfern. Dennoch war ein Entschluß nöthig, und voll Hoffnung auf etwas Neues, berief Calonne eine Versammlung der Notablen, die am 22. Februar 1787 ihre Sitzungen zu Versailles eröffnete. Aber die Zuflucht zu fremder Hilfe mußte einem System ein Ende machen, das auf Verschwendung gegründet war. Ein Minister, der sich durch Geben erhoben hatte, vermochte sich nicht zu halten, sobald er forderte.

Die Notablen,†) welche die Regierung aus den oberen Kreisen gewählt hatte, bildeten eine amtliche Versammlung, die weder eine selbstständige Existenz noch eine amtliche Vollmacht hatte. Gerade um die Parlamente und die Reichsstände zu umgehen, hatte sich Calonne an eine untergeordnetere Versammlung gewendet, die ihm damals lenksamer erschien. Da sie indessen aus Privilegirten bestand, so war sie wenig zu Opfern geneigt. Sie wurde es noch weniger, als sie den Abgrund erblickte, den eine unersättliche Verwaltung gegraben hatte. Mit Schrecken vernahm sie, daß die Anleihen in wenig Jahren zu tausend sechshundert und sechsundvierzig Millionen angewachsen waren und in der Einnahme ein jährliches Defizit von hundertundvierzig Millionen vorhanden war. Diese Enthüllung war das Zeichen zu Calonnes Fall. Er unterlag, und an seine Stelle trat der Erzbischof von Sens, Brienne, sein Gegner in der Versammlung. Dieser glaubte, die Mehrzahl der Notabeln wäre ihm ergeben, weil sie sich mit ihm zur Bekämpfung Calonnes vereinigt hatte. Die Privilegirten waren aber ebensowenig geneigt, Brienne Opfer zu bringen als seinem Vorgänger; sie hatten seine Angriffe, die in ihrem Interesse waren, unterstützt, aber nicht seinen Ehrgeiz, der ihnen gleichgültig war. So war das einzige Ergebniß der Notabelnversammlung, die schon am 25. Mai wieder entlassen wurden, das, daß auf Betreiben des Generals Marquis de Lafayette den Protestanten wieder Bürger- und Menschenrechte gewährt warden.

*) Am 3. September 1783 war der Friede zu Versailles geschlossen worden, der den Krieg mit England, das die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika anerkannte, beendigte.

†) Die 144 Notablen, die von der Regierung ganz nach eigener Wahl berufen waren, bestanden aus 14 Erzbischöfen und Bischöfen, 38 Mitgliedern der Parlamente, 7 Prinzen von Geblüt, 36 Herzögen, Pairs und Edelleuten, 12 Staatsräthen und Requetenmeistern, 12 Vertretern der Ständeländer und nur 25 Vertretern der Städte. Im Volk hielt man die Notablen für einfache Kreaturen des Hofes, und es wurden auf den Straßen von Paris Gypsfiguren mit nickenden Köpfen als „Notablen“ verkauft.

Brienne wandte sich nun an die Parlamente; allein da kam er an die Unrechten, denn das Parlament von Paris erklärte, es habe eigentlich gar kein Recht der Steuerbewilligung; nur die Reichsstände, die seit 1614 nie mehr einberufen worden waren, oder sonst eine allgemeine Vertretung der Nation könne Steuern bewilligen. Diese Erklärung regte ganz Frankreich auf und das Volk trat ihr in stürmischen Kundgebungen bei. Sie war ein schwerer Schlag für die absolute Monarchie. In ihrem Klasseninteresse verletzt, scheuten sich die Vertreter der Privilegirten nicht, der Monarchie einen solchen Schlag zu versetzen, der von unberechenbaren Folgen war und den sie vielleicht später gerne wieder zurückgenommen hätten. Vorläufig sah noch Niemand die Bedeutsamkeit des geschehenen Schrittes ein. Es spielte sich die in solchen Fällen bisher gebräuchliche Komödie ab. Das Parlament ward zu einer Kissensitzung berufen und die Edikte wurden auf königlichen Befehl registrirt. Aber das Parlament, auf dem einmal betretenen Wege immer weiter fortgetrieben, erklärte die erzwungene Registrirung für null und nichtig. Darauf wurde das Parlament nach Troyes verbannt, eine Maßregel, die von militärischen Exekutoren in brutalster Weise vollzogen wurde.



Lafayette.

So war Brienne auch hier gescheitert und indem er die Axt an die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit legte, hatte er deren Vertreter in dem Parlament zu so verzweifeltem Widerstand getrieben, daß sie sich nicht scheuten, die Axt an die Wurzel der absoluten Monarchie selbst zu legen. So kam die Lawine der Revolution in's Rollen, und keine der beiden streitenden Gewalten vermochte sie wieder aufzuhalten.

Alles schrie nun laut über den Staatsbankerott, und nun wurde Brienne vom Hof und König fallen gelassen (24. August 1788) und in der höchsten Noth Necker wieder zum Minister ernannt. Er fand kaum 250,000 Francs Baargeld im Schatz vor, aber er streckte alsbald zwei Millionen aus seinem Vermögen vor, und, was mehr war, er lieh ihm seinen Kredit. Dann aber willfahrte er dem immer lauter und allgemeiner werdenden Wunsche, indem er den Zusammentritt der Reichsstände auf das Frühjahr 1789 festsetzte.

Alsbald aber erhob sich die Frage: sollen diese Reichsstände nach alter Weise einberufen werden und der dritte Stand die demüthige Rolle von [illegible]spielen, wo er nur ebenso stark vertreten gewesen, wie jeder der beiden [illegible]nde, und daher von diesen, die zusammenhielten, immer über[illegible]n? Die Antwort, die darauf in Hunderten von Flugschriften [illegible], welchen Einfluß die Aufklärung und das Beispiel der Ameri[illegible] Gemüther ausgeübt hatten. Der dritte Stand fühlte sich nicht

mehr blos als ein Stand, er fühlte sich als die ganze Nation, und der Abbé Siéyès sprach aus dem Herzen aller, wenn er in einer Flugschrift, die blitzartig die Situation erhellte, sagte: „Was ist der dritte Stand? Alles. Was war er bis dahin im Staate? Nichts. Was will er sein? Etwas.“ Necker gab diesem Verlangen insofern nach, als er dem dritten Stande 600, jedem der beiden übrigen dagegen nur 300 Abgeordnete gewährte. Doch ließ er die Frage unentschieden, ob nach Ständen oder Köpfen abgestimmt werden sollte.*) Die Zeit der Wahlen kam heran. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Gemüther. Die Wähler hatten nach altem Brauche ihren Abgeordneten schriftliche Wünsche und Beschwerden mitgegeben, und die Verlangen, welche in diesen „Heften“ (cahiers) zu Tage traten†), enthielten eine völlige Staatsumwälzung. Denn in ganz Frankreich herrschte nur ein Gefühl, daß von da an ein neues Zeitalter für Land und Volk beginnen werde.



Siéyès.

*) Der König verhielt sich in dem ganzen Streit sehr passiv und — ging fleißiger als je auf die Jagd. Maria Antoinette sah die Gefahr, aber war ohnmächtig ihr gegenüber. Darum füllte sie ihre Gedanken und ihre Zeit lieber damit aus, wie sie ihr Klein-Trianon und ihr „Dörfchen“ zu einer Stätte ungezwungener Geselligkeit machen könne. Sie führte dort ein richtiges Landleben; man sah sie im leichten weißen Kleide, im Strohhut und ein leichtes Gazetuch übergeworfen; hier lief sie in der Meierei in die Milchkammer, trank mit ihrer Gesellschaft Milch und aß frische Eier. Sie sah die Kühe vorüberziehen, sie fischte im See, oder sie saß im Grase und griff, des Strickens und Stickens müde, zu einem bäuerlichen Spinnrocken.

†) In diesen Heften ergriff der französische Bauer zum ersten Mal das Wort und zwar als Ankläger der Fiskalität und Feudalität, unter deren Doppeljoch er im Elend schmachtete. Er that es unter Umständen, die geeignet waren, ihm den Druck seiner Lage doppelt und dreifach empfindlich zu machen. Einem schlechten Sommer mit unzulänglicher Ernte war ein Winter von einer in diesem Lande kaum je erlebten Strenge gefolgt. Zwei Monate lang starrte Frankreich von Schnee und Eis und zu den herkömmlichen Leiden des gemeinen Mannes kamen Hunger, Kälte, Krankheit in außergewöhnlicher Stärke hinzu. So wirkten elementare Ursachen mit, um auch bei denen, die nicht lasen und nicht schrieben, dieselbe Stimmung zu erzeugen, die bei den Gebildeten schon lange vorhanden war. Die letzteren rangen nach Macht und Recht, die ersteren um Sein und Nichtsein. Die bäuerlichen „Saumthiere“ der französischen Gesellschaft fragten nicht nach Theilung und Gleichgewicht der staatlichen Gewalten; politische Fragen, um die sich die Gelehrten stritten, waren für sie gar nicht vorhanden; desto mehr fragten sie nach Brot und Eigenthum, persönlicher Freiheit und leiblicher Nothdurft. Pfarrer, Anwälte, Lehrer, Schreiber liehen ihnen Feder und Worte, um auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatten, und so entstand ein halbes Tausend Schriften, die ebenso viel Todesurtheile waren über die Steuern des Staates und die Vorrechte der Feudalität. — Dem Pariser „Heft“ ging eine „Erklärung der Rechte“ voraus, worin es hieß: „In jeder politischen Gesellschaft sind alle Menschen einander gleich an Rechten, alle Staatsgewalt geht aus von der Nation und kann nur zu deren Heil ausgeübt werden, der allgemeine Wille gilt als Gesetz, die öffentliche Macht sichert demselben die Vollstreckung; Steuern können allein von der Nation auferlegt werden; Person und Eigenthum sind durch das Gesetz gewährleistet und sichergestellt“ u. a. m. Man erkennt darin die Lehren, deren Verwirklichung die Revolution zu ihren wichtigsten Errungenschaften zählt.

Erster Abschnitt.

Die Revolution im Aufsteigen.

I. Die verfassunggebende Nationalversammlung.

(1789—1791.)

Drittes Kapitel.

Eröffnung der Reichsstände. — Der Schwur im Ballhause. — Der verunglückte Staatsstreich.

Es war ein schöner, sonniger Maitag, als die Abgeordneten der drei Stände sich in Versailles versammelten. Aus allen Theilen des Landes, besonders aus der erregten Hauptstadt Paris, waren zahllose Menschen herbeigeströmt, um dem großen Ereigniß, das eine neue Aera der Weltgeschichte begründen sollte, in der schöngeschmückten, im Festglanz prangenden Residenz des französischen Königthums anzuwohnen. Die Messe, die als Einleitung am Tag vor der Eröffnung gefeiert ward, hatte mehr einen politischen als einen kirchlichen Charakter. Die Predigt des Bischofs war ein Widerhall der Schlagwörter, die damals von Mund zu Mund gingen, und wurde häufig von Beifallsrufen begleitet. Der unzählbaren Menge, welche Straßen, Fenster und Dächer füllte, wurde das eigenthümliche Schauspiel zu Theil, einen Blick in längst vergangene Zeiten zu werfen; denn von der Regierung war der Beschluß gefaßt worden, die Versammlung nur als eine Fortsetzung und Verjüngung der ehemaligen Generalstände erscheinen zu lassen und sich durchaus an die Ueberlieferungen zu halten. Zu dem Ende traten die Abgeordneten in der alten Tracht auf: die Geistlichkeit in ihrem Prachtornat, der Adel in schwarzem mit Gold und Spitzen besetztem Sammtmantel, einen glänzenden Federhut auf dem Haupt, der Bürgerstand in einfachem schwarzen Ueberwurf mit Hüten ohne Federn und Knöpfe. In derselben Tracht und Ordnung bewegte sich am 5. Mai der Zug nach dem Versammlungssaal. Nur für den dritten Stand hatte das Volk Theilnahme und grüßenden Zuruf. Der König selbst wurde mit lauten Hochrufen empfangen, die Königin aber grüßte kein Willkomm, und wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie nur

mit Stillschweigen empfangen worden wäre! Aber Gassenweiber schleuderten ihr einen Ruf zu, der ihr das Blut in den Adern erstarren machte: „Hoch der Herzog von Orleans!"*) Sie war einer Ohnmacht nahe, ihre Umgebung mußte sie stützen, damit sie nicht umsank, und die ganze Seelenstärke, die von da ob so oft auf so schreckliche Proben gestellt werden sollte, hatte sie



Trachten der Reichsstände.

nöthig, um sich zu fassen und in fortan unerschütterter Haltung weiterzuschreiten.

Sobald die Minister und die Abgeordneten ihre Plätze eingenommen, die Geistlichkeit rechts, der Adel links von dem im Hintergrund des Saales errichteten Throne, der dritte Stand ihm gegenüber, erschien der König in Begleitung der Königin, der Prinzen und seines Gefolges, ließ sich auf dem

*) Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, war mit Ludwig XVI. verfeindet und schrieb die Schuld an allen Zurücksetzungen und Kränkungen der Königin zu. Er trug sich, von seinen Vertrauten im Groll gegen dieselbe bestärkt, mit weitgehenden Hoffnungen auf die Krone Frankreichs. Diese Hoffnungen waren es auch, die ihn bestimmten, sich der Revolution in die Arme zu werfen und in den Reichsständen als das Haupt der revolutionären Partei aufzutreten.

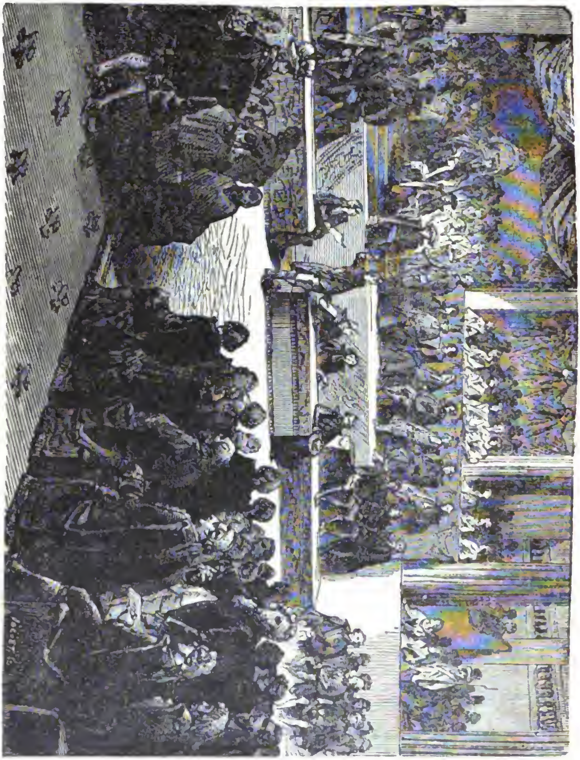
Throne nieder, und sobald er seinen Hut aufgesetzt hatte, bedeckten sich Adel und Geistlichkeit, und der dritte Stand that dies gleichfalls, worüber die anwesenden königlichen Zeremonienmeister außer sich geriethen. Der dritte Stand deutete damit an, daß die Zeit der Unterwürfigkeit für ihn vorüber sei. Der König hielt nun mit bewegter Stimme seine Thronrede, die, „reich an Wohlwollen und arm an politischen Gedanken, die schwierige Lage des Staats und die daraus entstandene Beunruhigung der Gemüther hervorhob und die Versammlung zur Eintracht ermahnte, sie zugleich der wärmsten Gefühle des Königs für die Wohlfahrt des Volkes versichernd.“ Der Großsiegelbewahrer Barentin, der nach der Thronrede das Wort ergriff, deutete die wichtigen Gegenstände an, mit welchen sich die Abgeordneten zu befassen haben würden, und ermahnte sie, sich nicht von der gefährlichen Neuerungssucht, welche die Gemüther ergriffen habe, fortreißen zu lassen. Hierauf bestieg Necker die Rednerbühne. Er war der Mann des allgemeinen Vertrauens, darum folgte ihm die Versammlung mit der größten Aufmerksamkeit. Allein nur wenig befriedigte seine dreistündige Rede, in welcher er die Ansicht zu begründen suchte, die Finanzlage sei nicht so zerrüttet, daß nicht durch Sparsamkeit und umsichtigen Staatshaushalt das Defizit gehoben werden könnte; die Einberufung der Generalstände sei ein freier Akt der Regierung, für den sich die Versammlung durch Verträglichkeit und Mäßigkeit erkenntlich zeigen möge. Aus seinen Nachweisen über Einnahmen und Ausgaben ging jedoch deutlich hervor, daß er wie früher den wahren Zustand durch unrichtige Angaben, durch Rechenkünste und Verheimlichung der rückständigen Zahlungen zu verdecken suchte. Ueber die Art der Abstimmung, diese Hauptfrage, ob nach Köpfen oder nach Ständen gestimmt werden sollte, sagte er nichts.


Herzog von Orleans.

Dieses Benehmen des Hofes und der Minister bewirkte, daß die Vertreter des dritten Standes über ihre Lage völlig klar wurden. Sie sahen, daß der Hof und seine Minister entschlossen waren, die Wünsche und Forderungen, die sie in ihren Heften mitgebracht, einfach zu ignoriren. Darum waren sie, die sich sonst vielleicht unter einander gestritten hätten, einmüthig entschlossen, auf ihrem Rechte und auf den Forderungen ihrer Wähler bis zum Aeußersten zu beharren.

Die Regierung hatte für einen jeden der drei Stände einen abgesonderten Saal eingerichtet. Dem dritten Stand, als dem zahlreichsten, war der **allgemeine** Sitzungssaal überwiesen worden. Dieser an und für sich

unbedeutende Umstand wurde von dem dritten Stand mit viel Geschicklichkeit ausgenutzt. Er richtete an die beiden andern Stände die Einladung, die Wahlprüfung im gemeinsamen Sitzungssaal vorzunehmen. Allein die hoch-



Eröffnung der Reichsstände.

müthigen Vertreter der Privilegirten ignorirten diese Einladung, obschon die Forderung der allgemeinen Wahlprüfung durchaus berechtigt war. Sie wollten sich gesondert konstituiren, während der dritte Stand dies klugerweise nicht that, sondern ausdrücklich erklärte, daß die im allgemeinen Sitzungssaal

tagenden Abgeordneten kein abgesonderter Stand, sondern nur ein Theil der Versammlung seien.

Unterhandlungen führten zu nichts, und während das Land mit gespannter Erwartung auf die Reichsversammlung sah, verstrichen beinahe sechs Wochen und die Versammlung war noch nicht einmal konstituirt.

Bailly, der berühmte Gelehrte und später Maire von Paris, der hier die Revolution entfesseln half, durch die er enden sollte, war zum Präsidenten der Versammlung im allgemeinen Sitzungssaal gewählt worden. Er und der Abbé Sieyes sahen wohl ein, daß etwas geschehen müsse, um die Einheit der Versammlung herzustellen und die Abstimmung nach Köpfen zu bewirken. Es war inzwischen auch gelungen, eine Anzahl Pfarrer zu bestimmen, daß sie sich den Abgeordneten im allgemeinen Sitzungssaal anschlossen, wie denn die niedere Geistlichkeit fast durchgängig der Volkssache ergeben war. Die Regierung aber wußte bei dem Streit nicht, was zu thun, hatte auch nicht den Muth, sich auszusprechen.



Bailly.

So wagte denn die Versammlung des dritten Standes am 17. Juni den entscheidenden Schritt. Auf Antrag von Sieyes wurde mit 491 gegen 90 Stimmen beschlossen, daß die im allgemeinen Sitzungssaal versammelten Abgeordneten sich als Vertretung der französischen Nation unter dem Namen Nationalversammlung betrachteten. Diesem Beschlusse fügte man sogleich den weiteren hinzu, daß nur die Nationalversammlung berechtigt sei, Steuern zu bewilligen, daß die bestehenden zwar gesetzwidrig seien, aber bis zu dem Tage bestehen sollten, an dem die Nationalversammlung aufgelöst werden würde. Das waren weltgeschichtliche Beschlüsse, und man hat mit Recht diesen 17. Juni als den Geburtstag der Revolution bezeichnet.

Ob dieser Kühnheit des dritten Standes waren natürlich der Hof und die bevorrechteten Stände, Adel und Geistlichkeit, in starrer Bestürzung. Was thun? Necker rieth, der König solle die drei Stände versammeln, die kühnen Beschlüsse des dritten Standes für nichtig erklären und für den Fall ferneren Widerstandes die Auflösung androhen. Am 20. Juni sollte abermals eine Sitzung der Stände stattfinden. Mit großer Spannung sah man ihr entgegen. Dem massenhaft zuströmenden Publikum, wie den Abgeordneten, die sich gegen 9 Uhr im Sitzungsraum zusammenfinden wollten, war aber eine Ueberraschung vorbehalten. Sie fanden die Eingänge verschlossen und von Soldaten umstellt. Eine Kundmachung, die in den Straßen verlesen wurde, erklärte dies damit, daß die Räume hergerichtet werden sollten zu einer könig-

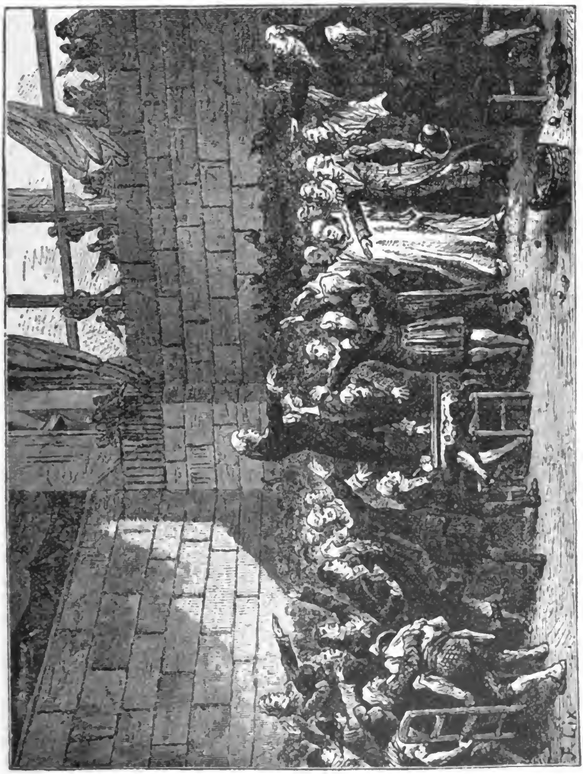
lichen Sitzung, welche Se. Majestät am 22. Juni abzuhalten gedächte. Allein die 600 Abgeordneten waren eine Macht geworden, hinter der die unermeßlich erregte öffentliche Meinung stand. Sie ließen sich durch diesen Gewaltstreich nicht stumm machen und sagten: Können wir hier nicht tagen, dann tagen wir in einem anderen Raume, der uns aufnehmen kann. Sie beschlossen, sich nach dem städtischen Ballhause zu begeben, welches Gebäude der Dr. Guillotin, bekannt durch die nach ihm benannte Hinrichtungsmaschine, vorgeschlagen hatte. Das Ballhaus hatte einen großen, zum Ballspielen eingerichteten Saal ohne alles weitere Möblement und hier versammelten sich die bedrohten Abgeordneten. Sie mußten innerhalb der kahlen Wände des Ballhauses stehend verhandeln. Von einer Bank herab, die man herbeigeschafft, wurden höchst erregte Reden gehalten. Man schlug vor, sich nach Paris zu begeben und sich unter den Schutz der Pariser Bevölkerung zu stellen. Aber Mounier beantragte, die Versammlung solle einen Eid ablegen, sich nicht zu trennen, bis die vom Volke so dringend gewünschte Verfassung in's Leben gerufen sei. Die Versammlung stimmte voll Begeisterung dem Vorschlage zu und Bailly nahm, auf einem Stuhle stehend, den Versammelten folgenden Eid ab: „Ihr schwört, Euch nimmermehr zu trennen, sondern Euch aller Orten, wo es die Umstände gestatten, zu versammeln, bis die Verfassung des Königreichs errichtet und auf sicheren Grundlagen befestigt ist.“

In stürmischer Begeisterung und mit emporgehobenen Händen leistete die Versammlung den denkwürdigen Schwur. „Das schwören wir!“ riefen die sechshundert Abgeordneten und die draußen vor dem Ballhause sich drängende Volksmasse begleitete den Schwur mit dem viel tausendstimmigen brausenden Jubelruf: „Es lebe die Nationalversammlung!“ Man beschloß sogleich, die Eidesformel zu unterschreiben, um sich völlig zu binden.

Am 22. Juni fand in der Kirche des hl. Ludwigs, die die Abgeordneten aufgesucht hatten, weil sie das Ballhaus nicht mehr haben konnten, eine weitere Sitzung statt, und hier vereinigten sich 149 Geistliche, geführt von zwei Erzbischöfen und drei Bischöfen, unter lautem Jubel mit den Abgeordneten.

Die königliche Sitzung erwartete man nun mit Spannung. Ludwig bestieg den Thron, sprach verlegen, ängstlich, fast zitternd eine Reihe gebieterisch klingender Worte aus, die man ihm aufgeschrieben hatte; er befahl, aber seine Haltung widerlegte sein Befehlen, er drohte, aber Stimme und Geberden verriethen die eigene Seelenangst. Nach einigen einleitenden Worten, worin der König sein Mißvergnügen darüber aussprach, daß in den zwei Monaten seit ihrem Zusammentritte die Stände noch nicht einmal über die erste Formfrage der Berathungen hinaus gediehen seien, verlas ein Staatssekretär eine Erklärung in fünf Artikeln, deren erster die Beschlüsse vom 17. für ungiltig erklärte; darauf in 35 Artikeln eine Reihe freisinniger Verheißungen (Steuer- und Anleihebewilligungsrecht der Stände, Abschaffung der Taille [Grundsteuer], der Frohnen und der Leibeigenschaft, der Staats-

gefängnisse und Haftsbriefe, Einführung von Provinzialständen, sowie Presse Justizreformen betreffend), aber — die neuen Stände sollten berathen und



Der Schwur im Ballhause.

stimmen wie die alten, nämlich nach Ständen. Demgemäß war denn auch das letzte Wort des Königs: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh in den abge-

sonderten Berathungsräumen, Stand für Stand, zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden."

Als der König den Saal verlassen hatte, folgten ihm auf dem Fuße beinahe alle Bischöfe, einige niedere Geistliche und ein großer Theil des Adels. Die übrigen blieben zurück. Einen Augenblick waren sie rathlos, betroffen, stumm. Aber das Schweigen war sehr beredt; noch beredter aber war die Stimme, die sich nun erhob und die von einem Manne ausging, der eine der imposantesten Erscheinungen der Revolution gewesen, von Mirabeau.*)

Kühn, herausfordernd, mit Donnerstimme sprach er direkt gegen die „beschimpfende Diktatur" des Trägers der Krone, der sich vermesse, Gesetze zu geben, wo er sie doch zu empfangen habe als „Bevollmächtigter" der Nation. „Ich verlange," rief er, „daß Ihr im Gefühle Eurer Würde und Eurer gesetzgebenden Gewalt Euch einschließt in die Heiligkeit Eures Eides, der uns nicht gestattet, auseinander zu gehen, ehe wir die Verfassung gemacht haben."



Mirabeau.

Da kam der unvermeidliche Oberzeremonienmeister Marquis de Brezé herein und ließ mit leiser, unsicherer Stimme einige Worte fallen. „Lauter," rief man ihm zu.

„Meine Herren," ließ er sich jetzt vernehmen, „Sie haben den Befehl des Königs vernommen."

„Ja," fuhr ihn Mirabeau an, „wir haben die Zumuthungen vernommen, die man dem König untergeschoben hat, und Sie, der Sie hier sein Sprecher nicht sein können, der Sie hier weder einen Sitz noch eine Stimme

---

*) Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, der Sohn eines als Schriftsteller bekannt gewordenen Adeligen aus der Provence, stand damals im vierzigsten Lebensjahre. Er war eine große kraftvolle Figur mit einem häßlichen blatternarbigen Gesicht, einem etwas schief geschlitzten Mund, sinnlich aufgeworfenen Lippen. Wenn er redete, machte er mit seinen ungestümen Gesten, dem gewaltigen Pathos, dem furchtbaren Sarkasmus und der donnernden Stimme einen geradezu hinreißenden Eindruck. Er war früh mit seinem strengen Vater in Widerspruch gerathen, trat dann in's Militär, fand aber daran keinen Geschmack und führte ein zügelloses Leben mit viel Schulden und viel Liebschaften. Sein Vater ließ ihn darum in den Staatsgefängnissen der Insel Rhé, dann in If und dann in Joux einsperren. Von Joux entfloh er und entführte von dort die schöne junge Gattin eines alten Parlamentsraths nach Holland. Dafür wurde er zum Tode verurtheilt und im Bilde gehängt. Holland lieferte ihn aus und nun wurde er zwei Jahre in Vincennes eingesperrt. Von da endlich befreit, wurde er mit einem diplomatischen Auftrag nach Berlin geschickt. Dort schrieb er ein Buch über Preußen und wurde dafür ausgewiesen. Nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte er eine Reihe Schriften, in denen er sich zu dem aus England importirten Liberalismus bekannte, dessen Haupttendenz war, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum zum Mitgenuß der Privilegien zu verhelfen, welche früher für die Fürsten, für den Adel und die Geistlichkeit allein bestimmt waren. Der Adel haßte darum diesen außergewöhnlichen Menschen, und so schloß Mirabeau sich dem dritten Stand an. Das Volk bereitete ihm häufig Ovationen und Triumphe als dem „Volksgrafen", doch war sein Ziel, einmal Premierminister zu werden. Wie wir im Verlauf der Revolution sehen werden, näherte er sich, als er sah, wohin das entfesselte Volk steuerte, heimlich dem Hofe und suchte den König zu retten. Allein umsonst. Der Tod raffte ihn schon 1791 hinweg.

haben, Sie sind nicht der Mann, uns hier seine Worte zu wiederholen. Um aber jeder Zweideutigkeit und jedem Aufschub vorzubeugen, erkläre ich hier,

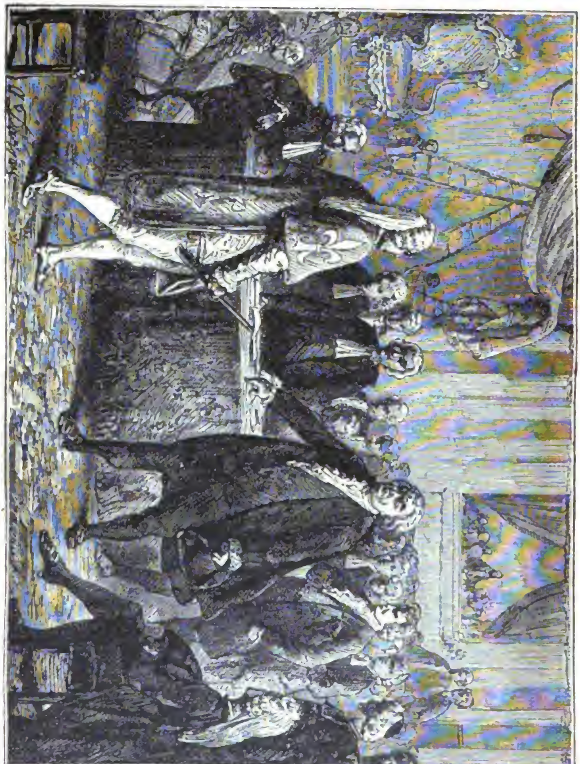


Mirabeaus Triumph in Marseilles.

daß, wenn man Sie beauftragt hat, uns hier fortzuweisen, Sie sich Befehle schaffen müssen, um Gewalt anzuwenden; denn wir werden diesen Platz nicht räumen, es sei denn, vor der Uebermacht der Bajonette."

„Ja, ja!“ rief es stürmisch von allen Seiten.

Mirabeau hatte die Gewalt der Bajonette herausgefordert. Hätte nun



Mirabeau und der Oberzeremonienmeister Dreux-Brezé.

der König muthig die Bajonette, die bereit waren, angewendet, und die Versammlung auseinandergetrieben, dann wäre er Herr der Situation geworden. Aber der König scheute vor der Anwendung des Aeußersten, vor dem Staatsstreich. Als der Oberzeremonienmeister ihm den Bescheid der

Versammlung brachte, sagte er: „Wenn sie nicht gehen wollen, mögen sie beisammen bleiben!"

Mit dieser Antwort war natürlich diese Schlacht für das Königthum eine verlorene. Die Versammlung tagte ruhig weiter. „Meine Herren," schloß Sieyes seine kurze Ansprache, „Sie sind heute noch, was Sie gestern waren!" Einstimmig erklärte die Versammlung, daß sie festhalten wolle an den gefaßten Beschlüssen und fügte auf Antrag Mirabeaus den neuen Beschluß hinzu, daß die Person eines jeden Abgeordneten unverletzlich und wer sich gegen diese Eigenschaft durch Anstiftung oder durch Thaten vergehe, infam, Verräther an der Nation und eines todeswürdigen Verbrechens schuldig sei.

Dieses kühne Vorgehen des dritten Standes wirkte gewaltig. Ein Theil der Geistlichkeit und des Adels trat der Nationalversammlung in den nächsten Tagen aus freien Stücken bei, und dem Rest gebot der König angesichts der drohenden Stimmung der Hauptstadt selber, sich anzuschließen. So hatte der dritte Stand durch seine Kühnheit die Umwandlung der drei getheilten Reichsstände in eine einheitliche Nationalversammlung durchgesetzt, in welcher er mit den freisinnigen Edelleuten und Geistlichen eine überwiegende Mehrheit besaß. Zu spät erkannte der Hof die Bedeutung der Vorgänge. Er wollte nun einen Schlag ausführen. Zu dem Zweck bildete sich eine geheime Verschwörung, an deren Spitze die Königin und der jüngere Bruder des Königs standen, und ihr gelang es, den schwachen König für den Plan einer gewaltsamen Auflösung der Nationalversammlung zu gewinnen. Unter dem Vorwand, die Ruhe aufrecht zu erhalten, wurden 30,000 Soldaten, darunter zahlreiche schweizerische und andere fremde Söldner, um Paris und Versailles angesammelt. Mirabeau beantragte, beim König durch eine Deputation die Zurückziehung der Truppen zu verlangen. Dieß schlug der König ab und meinte, die Truppen seien „zum Schutze der Reichsstände da". Während die Versammlung noch berathschlagte, was weiter zu thun sei, trat das Volk von Paris handelnd ein und kam dem Staatsstreich des Hofes zuvor.

Viertes Kapitel.

Aufruhr in Paris. — Bildung einer bewaffneten Bürgerwehr. — Erstürmung der Bastille. — Bauernkrieg.

Nirgends hatte der Zusammentritt der Reichsstände und der Schwur im Ballhause solchen Enthusiasmus erregt wie in Paris. Paris hatte damals eine seßhafte Bevölkerung von 600,000 Seelen und die bewaffnete Macht, welche für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte, bestand, von der Scharwache abgesehen, nur aus zwei Regimentern Linientruppen, von denen das eine durch französische und das andere durch schweizerische Garden gebildet war. Tag für Tag strömten aus allen Theilen Frankreichs brotlose Menschen zu, welche die schon vorhandene Armee der Meuterer um ganze Bataillone verzweifelter Menschen vermehrten. Zerlumpte Kerle mit Stöcken in der Hand und unheilverkündender Miene hielten in großen Schaaren ihren Einzug in den Vorstädten Saint Antoine und Saint Marceau, wo das Arbeiterelend seine traurigen Höhlen und das Verbrecherthum seine Schlupfwinkel hatte. Das Volk drängte sich auf allen öffentlichen Plätzen in Massen zusammen und die Zeitungen erhitzten die Gemüther. Vor Allem aber hatte die wilde revolutionäre Leidenschaft ihr Hauptquartier in dem alten Stammsitz der Orleans, dem Palais Royal(*), wo sich 10,000 Müßiggänger alltäglich und allnächtlich zusammenfanden, um nunmehr ebenso zügellos Politik zu treiben, wie sie bisher der Lust und dem Laster allein gelebt. In dem Garten, den das weite Bautenviereck damals, wie noch heute, umschloß, war Tag und Nacht über beständig Volksversammlung; ein undurchdringlicher Menschenknäuel umdrängte Kopf an Kopf die Tische, von denen herunter Neuigkeiten mitgetheilt, Zeitungsartikel vorgelesen, Reden gehalten und Anträge gestellt wurden, von denen einer verrückter und ruchloser war, als der andere. In den Kasernen gab es auch Demagogen, die Freiheit, Gleichheit, Menschenwürde predigten und den Ungehorsam gegen freiheitsfeindliche Befehle als Pflicht einschärften. Seit dem 20. Juni waren die Truppen in den Kasernen consignirt; aber am 25. und 26. brachen ganze Kohorten aus und marschirten ohne Waffen, aber in Reih und Glied, nach dem Palais Royal, begrüßt von dem Jubel des Volks, das sich beeilte, ihnen Wein, Erfrischungen, Eis, und sogar Geld und Kassenscheine zu verabreichen. Unter Hochrufen auf die

---

*) Das von Richelieu erbaute Palais Royal hatte sein Besitzer, der Herzog Philipp von Orleans, der spätere Philipp Egalité, 1781 bis 1786 durch großartige Um- und Anbauten, die Kaufhallen aller Art, Theater, Restaurants, Spielhöllen, Bordelle und Cafés enthielten, zu einem Tummelplatz des Vergnügens für die Pariser gemacht, und er wußte auf diese Weise seine Reichthümer in's Unermeßliche zu steigern.

Nation und den dritten Stand kehrten sie dann in die Kasernen zurück, ohne weiteren Unfug anzurichten. Als am 30. Juni elf Soldaten des Regiments wegen meuterischer Umtriebe von ihren Offizieren in Arrest gesteckt worden waren, wandten sie sich mit einem brieflichen Hilferuf an die Patrioten des Palais Royal und diese zogen in hellen Haufen nach der Abtei, erstürmten das Gefängniß und führten die Befreiten im Triumph nach dem Palais Royal; an die Nationalversammlung aber ging eine Deputation ab, um die Begnadigung dieser ausgezeichneten Krieger zu verlangen, und der König wagte nicht sie abzuschlagen!

Am 12. Juli — es war ein Sonntag — war das ständige Parlament im Palais Royal in außergewöhnlich heftiger Erregung; aus Versailles war gegen Mittag die entsetzliche Kunde gekommen, der Staatsstreich des Hofes sei erfolgt, Minister Necker plötzlich entlassen worden. Die Verabschiedung dieses Volksmannes erschien wie die Ankündigung eines bewaffneten Staatsstreiches gegen Recht und Freiheit der Nation. Da stieg Camille Desmoulins, ein erst 20jähriger Advokat, voll Geist und Beredsamkeit und unter den späteren Schreckensmännern der begabteste, auf einen Tisch; sechstausend Menschen drängten sich um ihn, als er mit bebender Stimme rief: „Bürger, Ihr wißt, die Nation hatte verlangt, daß Necker ihr erhalten bleibe, daß ihm ein Denkmal errichtet werde; man hat ihn fortgejagt! Kann man Euch schamloser Trotz bieten? Nach diesem Streich werden sie Alles wagen und für diese Nacht vielleicht noch planen, befehlen sie eine Bartholomäusnacht der Patrioten. — Zu den Waffen, zu den Waffen! Nehmen wir Alle grüne Kokarden, es ist die Farbe der Hoffnung. — Die infame Polizei ist da. Wohlan, sie schaue mich an, sie beobachte mich genau; ja, ich bin's, der seine Brüder zur Freiheit ruft!" Dann hob er eine Pistole in die Höhe und fügte hinzu: „Wenigstens werden sie mich nicht lebend fassen und ruhmvoll werde ich sterben; nur ein Unglück kann ich mir denken, das wäre, Frankreich wieder in Sklaverei zu sehen." Mit diesen Worten stieg er herunter; man umarmte und erstickte ihn fast mit Zärtlichkeiten. Er riß ein Blatt vom Baum, steckte es an seinen Hut und rief der Menge zu, das Gleiche zu thun. In Kurzem waren alle Bäume entlaubt. Dies war der Ursprung der Kokarde. Da aber Grün die Farbe des verhaßten Artois war, so nahm man die Farben der



Camille Desmoulins.

Stadt Paris, Blau und Roth, an und fügte später auf Lafayettes Vorschlag Weiß bei, die Farbe der Bourbonen, um den Bund der Nation und des Königthums zu bezeichnen. So entstand die bedeutungsvolle Trikolore.



Camille Desmoulins im Garten des Palais Royal.

Mit diesem Abzeichen brach die Schaar der Patrioten auf, um in dem Laden von Curtius eine Büste von Necker zu holen und diese im Triumph

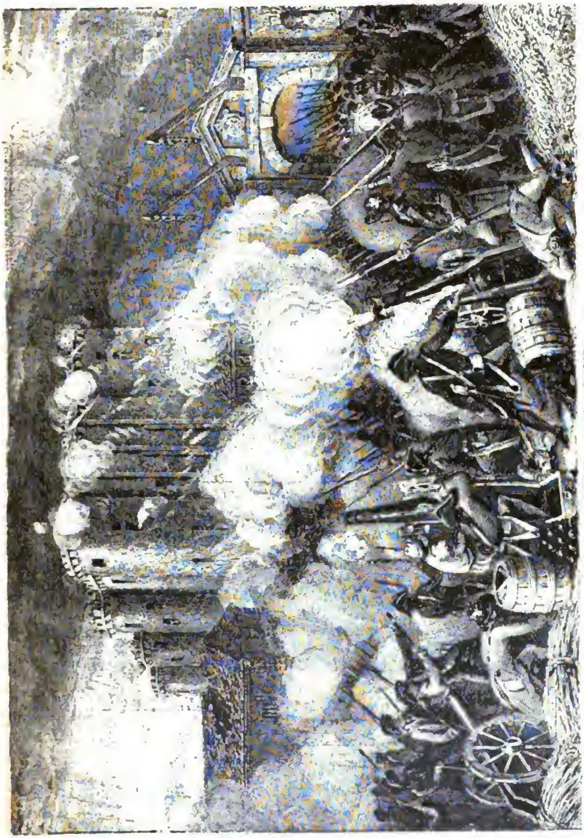
durch die Straßen zu tragen, während den Tanzlokalen und den Theatern aufgegeben ward, zum Zeichen der Landestrauer zu schließen.

Dieser Zug stieß nun mit den Truppen zusammen, welchen Oberstlieutenant Besenval befohlen hatte, sich nach dem Platz Ludwigs XV. zu begeben, und zwar mit dem ausdrücklichen Befehl, sich mit den Aufständischen in keinen Kampf einzulassen. So kam es nur zu Scharmützeln, bei denen indeß genug Blut floß, um Alles zur äußersten Wuth zu entflammen, aber nichts geschah, was das aufrührerische Volk eingeschüchtert hätte.

Der 13. Juli verging unter fürchterlichem Getümmel und Pöbelunfug aller Art. Unter dem Geläute der Sturmglocke traten die Bürger in ihren Wahlbezirken zusammen, um, während ein Wählerausschuß auf dem Stadthause eine Art provisorischer Verwaltung einrichtete, durch schleunige Bildung einer bewaffneten Bürgerwehr Leben und Eigenthum zu schützen gegen das Banditengesindel, das seit dem frühen Morgen mit Säbeln, Piken, Lanzen, Pistolen herumzog, um die „Schlösser der Aristokraten" in Brand zu stecken und das endlich in den reichen Weinkellern des erstürmten Klosters der Lazaristen eine Beute fand, die seinem Thatendurst auf ein paar Stunden unschädlich Genüge that. Am Morgen des 14. Juni brachen 30—40,000 Menschen in das Arsenal der Invaliden ein und nahmen 32,000 Flinten, sammt allen sonstigen Waffen, mit sich fort. Aber was sollte nun geschehen? Die Einen riefen: Nach Versailles! Die Andern meinten, man solle die vom König zusammengezogenen Truppen im freien Felde angreifen. Aber das gab man klugerweise auf. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Zur Bastille! Zur Bastille!" Und das Wort zündete.

Dieses mächtige Bauwerk mit seinen acht gewaltigen Thürmen, seinen zehn Fuß dicken Mauern, seinen Zugbrücken und Fallgittern, lag da wie eine kleine Festung gegen die Vorstadt St. Antoine gekehrt, und die Richtung ihrer Kanonen war der Art, daß allerdings der Gedanke geweckt werden konnte, es möchte einmal von hier aus ein Theil der Stadt in Asche gelegt werden können. Das benützten jetzt die Wortführer zur Aufreizung. Dazu kam, daß die Bastille, wie der Thurm von Vincennes, das Schloß Ham und wie die andern Plätze alle hießen, wo die alte Monarchie Schuldige und Unschuldige begraben hatte, beim Volk namenlos verhaßt war. Mehrere „Hefte" hatten denn auch die Schleifung dieses Gefängnisses ausdrücklich verlangt. Die Bastille, im 14. Jahrhundert zum Schutz gegen die Angriffe der Engländer erbaut, und später als Staatsgefängniß benutzt, wo politisch Verdächtige eingekerkert wurden, war damals nur einfaches Gefängniß, in dem blos einige wenige Gefangene saßen. Auf irgend welchen Kampf, sei es auch nur zur Vertheidigung, geschweige denn des Angriffs, war sie nicht eingerichtet. In dem Graben, welcher die massiven Mauerwände umgab, floß kein Tropfen Wasser; die 80 Invaliden, welche die Besatzung bildeten, waren bewaffnete Kerkermeister, die, wie immer, so auch an dem betreffenden Tage nur für einen Tag zu essen hatten, und der Kommandant de Launay war ein unentschlossener Mann, der seine Soldatenpflicht nicht verletzen und doch wieder versöhnlich ausgleichen wollte.

Die Massen strömten also heran. Ein stattlicher Unteroffizier der Garde, Hélie, und ein Bürgerwehrmann Namens Hulin, ein geborener Genfer, mit der Familie Necker bekannt, muthig, entschlossen und von populärer Beredsamkeit, leiteten den Angriff. Auch Maillard, dem wir noch öfter begegnen werden, und der Brauer Santerre aus der Antonsvorstadt waren unter den Anführern. Erst suchten sie den Befehlshaber zur Uebergabe zu bewegen, aber dieser weigerte sich. Nun drangen die Stürmer vor; einigen Wagehälsen gelang es, die Ketten der äußern Zugbrücke zu zerreißen, wodurch der Zugang in den ersten Burghof geöffnet ward. Als sie aber weiter vordringen wollten, erfolgte eine Salve, durch welche mehrere der Aufständischen getödtet, andere verwundet wurden. Das verdoppelte die Wuth; denn man glaubte, der Kommandant habe die Kämpfenden absichtlich vordringen lassen, um sie desto sicherer zu treffen. Der Sturm auf die zweite Zugbrücke wurde nun erneuert; damit begann der Besatzung der Muth zu sinken, und es erschien auf dem einen Thurm eine weiße Fahne. Unteroffizier der Garde, Hélie, tritt an den Graben vor, um durch eine Spalte der Zugbrücke mit einem Schweizer-Offizier zu unterhandeln; ein Blatt Papier wird herausgereicht, auf welchem sofortige Uebergabe der Bastille angeboten wird, unter der Bedingung, daß die Führer der Angreifer dem Gouverneur und der Garnison auf ihr Ehrenwort als französische Offiziere sicheres Geleit zugeständen, und unter der Drohung, daß andernfalls die Besatzung entschlossen sei, sich sammt der Bastille mit den darin befindlichen 20,000 Pfund Pulver in die Luft zu sprengen. Hulin las den Vorschlag vor, und nachdem alle sich einverstanden erklärt hatten, wurde sicheres Geleit versprochen und die Niedersenkung der Zugbrücke verlangt. Die Belagerten wollten, in gerechter Besorgniß vor dem Nachdrängen zügelloser Massen, nur die kleine Zugbrücke senken, und Hulin und Hélie waren damit einverstanden. Kaum war die Brücke langsam gefallen, als sie darauf traten und sie mit ihren Bajonetten befestigten. Um 4½ Uhr Nachmittags hob sich auch das Thorgitter vor dem großen Innenhof. Hulin und Hélie waren die Ersten, die eintraten. Zur Linken sahen sie die Schweizer, in ihren leinenen Jacken, Gepäck und Waffen vor sich auf der Erde, rechts die Invaliden, ebenfalls unbewaffnet, die Offiziere mit entblößtem Haupt. Mit dem Ruf: Sicheres Geleit! schloß Hulin die Offiziere in die Arme, mit demselben Ruf umarmte er de Launay, der in bürgerlicher Kleidung, einen Stockdegen in der Hand, aus dem Hintergrund hervortrat und voll Rührung zu ihm sagte: „Ihnen vertraue ich mich an, wackerer Mann, ich bin Ihr Gefangener." Inzwischen aber war es dem Pöbel gelungen, sich der großen Zugbrücke zu bemächtigen und in Massen nach dem Innenhof vorzudringen. Ein wüster Haufen von mit Beilen, Heugabeln, eisenbeschlagenen Stöcken bewaffneten Strolchen stürzte sich, unter Führung des obengenannten Maillard, auf den Gouverneur, um ihn zu ermorden. Hulin und seine Grenadiere deckten ihn mit ihrem Leibe und brachten ihn unter beständigem Ringen mit immer neu heranstürmenden Angreifern aus der Bastille hinaus, bis in die Nähe des Grèveplatzes; dort aber warfen sich Tausende von Menschen auf den Unglücklichen, rissen ihn von Hulin los,



Erstürmung der Bastille.

der von seinen Begleitern verlassen, mit den Fäusten um sich schlug, bis er besinnungslos zu Boden sank, und fast auf den Stufen des Stadthauses ward de Launay abgeschlachtet, sein Kopf auf einer Pike davon getragen.

Dasselbe Schicksal war den Schweizern und Invaliden zugedacht, deren einige dreißig unter dem Ruf: „Hängt sie! Zum Tod mit ihnen! Keine Gnade!" in den großen Saal des Stadthauses geschleppt wurden, während Hélie in der Uniform seines Regiments von den französischen Garden auf



Flesselles Ermordung.

den Schultern hereingetragen und auf einen Tisch gehoben, verzweifelte Anstrengungen machte, die Unglücklichen zu retten. „Nie," sagt Pitra, „werde ich den Augenblick vergessen, als die Menge sich auf die Gefangenen losstürzte, von denen die Schweizer auf den Knieen lagen und die Invaliden Hélies Füße umklammerten, während die Soldaten der französischen Garden sich bemühten, sie mit ihrem Leibe zu decken oder sie denen, die schon Hand an sie gelegt, wieder zu entreißen. Ich sah, wie ein Soldat sein Gewehr wegwarf, mitten in den Haufen sprang und einen greisen Invaliden, der an den

Haaren geschleift wurde, befreite; durch einen Säbelhieb, den er über den Kopf erhalten, über und über mit Blut bedeckt, führte er den Geretteten zu Hélie zurück. Dieser, wider Willen an den Tisch gebannt, auf den man ihn gehoben, bot vergeblich Alles auf, sich Gehör zu schaffen; ich sah ihn in der Verzweiflung seinen Degen mit beiden Händen ergreifen und wider die eigene Brust richten.“ Jetzt gelang es einigen Wählern, zum Wort zu kommen, aber vergebens; zwei Kanoniere wurden von den Wüthenden hinausgezerrt und an einer der ersten Laternen am Grèveplatz aufgeknüpft; die übrigen wurden durch eine ergreifende Ansprache Hélies, der ein allgemeines Gnade! Gnade! folgte, am Leben erhalten und sofort für den Dienst der Stadt und der Nation beeidigt. Der Bürgermeister Flesselles aber, die letzte Schattenautorität des alten Regime in Paris, verließ voll Entsetzen das Stadthaus. Er wurde, als er eben den Grèveplatz überschreiten wollte, durch einen Pistolenschuß getödtet, weil er angeblich ein Verräther sei.*)

Als die Nachricht von dem Bastillesturm im Schloß zu Versailles bekannt wurde, war der König schon zu Bett gegangen. Man wollte seine Nachtruhe nicht stören; aber der Herzog von Liancourt, Großmeister der königlichen Garderobe, konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Herrn in der Ungewißheit darüber zu belassen, welche Gefahr über seinem Haupt schwebe. Er drang in das Schlafgemach und meldete dem König den Vorfall. „Also ein Aufstand!“ rief Ludwig bestürzt. „Vielmehr eine Revolution!“ war die Antwort. Am nächsten Morgen begab sich der König in Begleitung seiner Brüder nach dem Ständehaus. Er wurde mit finsterer Stille empfangen; doch wurde die Stimmung versöhnlicher, als der Monarch den Abgeordneten, die er zum erstenmal als „Nationalversammlung“ anredete, die Mittheilung machte, daß er Befehl zum Rückzug der Truppen ertheilt habe. Sofort begab sich eine Deputation von achtundachtzig Mitgliedern nach Paris, um die erfreuliche Nachricht zu überbringen und die Ruhe herzustellen. Am nächsten Tag folgte ihnen der König selbst. Nach schweren innern Kämpfen hatte er beschlossen, den Wünschen des Volks nachzugeben: das neue Ministerium wurde entlassen, Necker aus der Verbannung zurückberufen, die Pariser Nationalgarde unter den Oberbefehl Lafayettes gestellt und die Wahl Baillys zum Maire der Hauptstadt bestätigt. Um solchen Preis hoffte Ludwig Frieden und Versöhnung mit seinem Volk zu erlangen.†)

---

*) Der einfache Hergang bei der Einnahme der Bastille zeigt, wie wenig hier von einem „Siege“ überhaupt und wie wenig insbesondere von Großthaten des „Volks“ dabei gesprochen werden kann. Ueber die unmittelbarste Nothwehr ist das Flintenfeuer der kleinen Garnison nicht hinausgegangen und die Kanonen sind nur gelöst worden, um Schrecken zu verbreiten, nicht um Schaden anzurichten; im Augenblick aber, da mit dem Erscheinen von französischen Garden und fünf Kanonen der wirkliche Kampf auszubrechen drohte, meldete de Launay seine Ergebung an und was nun folgte, war doch kein ehrlicher Kampf, sondern das Wüthen feiger Mordgesellen gegen wehrlose Menschen, die sich gegen das Versprechen sicheren Geleites vertrauensvoll selbst entwaffnet hatten. — Mit dem 14. Juli begann die Schreckensherrschaft der Revolution. Nichtsdestoweniger ist dieser Tag im Andenken der Nachwelt geblieben, was er den Mitlebenden war: das Datum der symbolischen Zerstörung des Königthums und der Höhepunkt der revolutionären Begeisterung. Und darum feiert die jetzige französische Republik am 14. Juli ihr Nationalfest.

†) Mit diesem Entschluß war die Macht und der Einfluß der Reaktionspartei dahin. Ihre Häupter, der Graf von Artois, die Prinzen von Condé und Conti, die Polignacs, sowie die Minister Broglie und Breteuil verließen ihr Vaterland und ließen den König feige im Stich. Es

Nach einem rührenden Abschied von der tiefbetrübten Königin und nach Vorbereitungen, wie wenn er in den Tod ginge, trat Ludwig XVI. die Reise an. An der Barriere (Stadtmauer) empfing ihn Bailly, das Oberhaupt der neuen städtischen Municipalität, und richtete, indem er ihm die Schlüssel des Stadtthors überreichte, eine Ansprache an ihn, worin er sagte, dies seien dieselben Schlüssel, die einst Heinrich IV. übergeben worden, als er sein Volk wieder erobert, heute sei es das Volk, das seinen König wieder erobert habe. Nach einer anderthalbstündigen Fahrt durch die dichten Massen des tumultuarisch bewaffneten Volks von wildem Ansehen und drohenden Mienen gelangte der Zug nach dem Stadthaus. Mit der Kokarde am Hut, die ihm Bailly überreicht hatte, trat Ludwig auf den Balkon und zeigte sich den auf dem Platz und in den Straßen versammelten Schaaren, alles Geschehene verzeihend und gutheißend und von der Menge mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Er selbst vermochte nicht zu sprechen; Bailly und Lally Tolendal thaten es für ihn. Damit endigte die Katastrophe des „Bastillesturms", das Todesringen der feudalen Monarchie und der Geburtskampf der neuen Zeit. Während die Minister und Hocharistokraten das schöne Frankreich verließen, kehrte Necker dahin zurück. Seine Reise durch die Städte und Dörfer glich dem Triumphzug eines sieggekrönten Helden; der eitle Mann nahm als Huldigung für seine Verdienste und Bestrebungen, was doch nur Erguß des neuen Freiheitsgefühls und des Hasses gegen Hof und Aristokratie war. Er übernahm noch einmal die Leitung der Staatsgeschäfte, und sein Herz weidete sich an den Ovationen, die ihm von der Stadtgemeinde, von der Nationalversammlung, von König und Königin dargebracht wurden. Mit seiner Rückkehr, meinte er, sei die Revolution zu Ende. Im Augenblick der Begeisterung sprach der Stadtrath auf seine Bitte allgemeine Amnestie und die Freilassung des Schweizer General Besenval aus, der nach dem Bastillesturm auf der Reise nach seiner Heimath verhaftet worden war. Aber schon am nächsten Tag wurde der Beschluß, zu dem der Stadtrath gar nicht befugt war, zurückgenommen. Unsicher hin und her schwankend, vermochte sich Necker kein Ansehen zu verschaffen, keine Partei um sich zu sammeln, und unter den großen Ereignissen der nächsten Zeit verschwand sein Name gänzlich. Ein Jahr später kehrte er nach der Schweiz zurück, kaum bemerkt und von Niemand betrauert.

Während so in Paris und Versailles auf den Sturm verhältnißmäßige Ruhe eintrat, war es draußen auf dem flachen Lande anders geworden. Die Provinzen hatten Feuer gefangen und ein Krieg Aller gegen Alle war ausgebrochen. Die **Bauern** hatten gegen den Feudalstaat die Waffen ergriffen; sie stürmten die verlassenen Schlösser ihrer Gutsherrn, brannten die Klöster nieder, ganze Banden von Räubern und Mördern zogen plündernd und

waren die Anfänge der so folgenschweren „**Emigration**", durch welche das alte monarchische Frankreich mit seiner ganzen Verderbniß, Verschwendung und Geldnoth in das äußere Frankreich übergepflanzt wurde. Denn die Genannten bettelten nun an den Höfen herum, warben um auswärtige Einmischung und haben so, wenn auch nicht den Krieg von 1792 genährt und großgezogen, so doch zu den Gräueln von 1792 beigetragen, als sie die Erbitterung der vom Ausland bedrohten Patrioten auf's Aeußerste steigerten.

mordend durch das Land; in der Franche Comté konnte man während des Juli und August auf jeden Tag ein verbranntes Schloß, in der Dauphiné binnen 14 Tagen 72 verbrannte Schlösser zählen, und so ging es fast durch



Die Bauern verbrennen die Urkunden der Feudalherrn.

ganz Frankreich. Die Vendée und Bretagne ausgenommen, wo theils der Bauer ein wohlhabender Pächter, theils der Gutsherr ein schlichter und wohl=

wollender Landjunker geblieben war, war ganz Frankreich der Schauplatz fürchterlicher Greuel.*) In der Normandie begann ein entsetzliches Wüthen gegen Schuldige und Unschuldige, im Süden kam zu dem alten Groll der Massen die wildere Natur des Temperaments hinzu, da kam es gleich auch zu Mord und Todtschlag, da wurden nicht nur Schlösser und Klöster sammt den verhaßten Urkunden in Brand gesteckt, auch die Bewohner, verhaßt und verdächtig oder nicht, wurden barbarisch gemordet, und die alte Staatsordnung, die in Paris wenigstens einen Versuch der Gegenwehr gemacht, war außerhalb der Hauptstadt vollkommen wehr- und widerstandslos zusammengebrochen. Kein Gesetz und kein Amt galt mehr, kein Intendant und kein Gouverneur und kein Gericht ließ sich auch nur vernehmen; die ehemals allmächtige Monarchie machte einen entsetzlichen Bankerott. Um wenigstens die nothdürftigste Sicherheit der Person und des Eigenthums zu schaffen, bildete man Nationalgarden nach Pariser Muster, die in ganz Frankreich alsbald überall entstanden, wo es überhaupt noch Dinge gab, die einen bewaffneten Schutz verlohnten.

Fünftes Kapitel.

Aufhebung der Vorrechte und Feudallasten in der Nacht vom 4. August. Erklärung der allgemeinen Menschenrechte. — Gastmahl der Gardes du Corps. — Zug der Weiber nach Versailles. Der König siedelt nach Paris über (5. Okt. 1789).

Während so der ganze Bau der alten Staats- und Gesellschaftsordnung buchstäblich in Flammen aufging und alle Bande des Gesetzes und der Ordnung gelöst wurden, verbrachte die Nationalversammlung die Zeit mit allerhand nichtigen Debatten. Ohne Zweifel war die Mehrheit der Abgeordneten von warmer opferfähiger Vaterlandsliebe und Freiheitsgefühl erfüllt, allein es fehlte der Versammlung die Kraft einmüthigen Handelns und Zusammengehens mit der Regierung. Alle standen unter der Herrschaft abstrakter politischen Doktrinen, meist unter dem Einfluß der durch die amerikanische

*) Am 31. Juli unterbreitete Lally-Tollendal der Nationalversammlung ein Verzeichniß von 36 Schlössern, die in einer einzigen Provinz der Wuth der Bauern zum Opfer gefallen waren und zwar unter haarsträubenden Gewaltthaten gegen die Eigenthümer und ihre Familien. Im Languedoc ward ein Herr von Barras vor den Augen seiner kreißenden Frau, die darüber starb, in Stücke gehauen; in der Franche-Comte wurde eine Frau von Bathilly, die Hacke über dem Kopf, gezwungen, ihre Titel und selbst ihr Gut herauszugeben. Die Heugabel an der Kehle, die ohnmächtigen Töchter zu ihren Füßen, wurde Frau von Listenay zu demselben Verzicht gezwungen. Der Baron Montjustin, einer der 22 populären Edelleute, hing eine Stunde lang in einem Brunnen und mußte berathen hören, ob man ihn fallen lassen oder sonstwie tödten wolle; der Chevalier d'Ambly ward aus seinem Schloß gerissen, nackt in sein Dorf geschleppt, in einen Misthaufen geworfen, nachdem ihm vorher die Haare ausgerissen worden waren.

Revolution in die Welt eingedrungenen Ideen von Freiheit, Gleichheit, angebornen Menschenrechten; gar viele hielten die Opposition gegen Krone und Regierung aufrecht, auch nachdem diese einer Stütze und Stärkung bedurft hätten, aus Furcht, sie möchten durch ein Zusammengehen mit den obrigkeitlichen Gewalten ihre Popularität einbüßen und als „Aristokraten“ bezeichnet von dem Volkshaß betroffen werden. Ließ sich doch der feurige, talentvolle Redner Barnave, als einige Abgeordnete ihren Unwillen über die Ermordung Flesselles aussprachen, zu der ironischen Frage hinreißen, ob denn das vergossene Blut so rein sei? Während draußen alles aus Rand und Band ging und die elementaren Kräfte in wilder Leidenschaftlichkeit aus der Tiefe an die Oberfläche emporstürmten, verhandelte man im Schoß der Versammlung weitläufig über die Erklärung der Grund- und Menschenrechte, die an die Spitze der Verfassungsurkunde gestellt werden sollte. Lafayette namentlich drang darauf, daß eine solche Erklärung nöthig sei, während Mirabeau auf den Unterschied zwischen der Lage Nordamerikas und Frankreichs hinwies und vor Allem rieth, man solle erst den neuen Staatsorganismus ausbilden und dann als Schlußstein die Grundsätze von den Menschenrechten beifügen.*)

Inzwischen dauerte, wie gesagt, draußen der Bürgerkrieg in entsetzlicher Weise fort. Brand, Plünderung, Mord und Todtschlag wiederholten sich täglich. Da überkam endlich die Versammlung das richtige Gefühl, daß etwas geschehen müsse, um der Anarchie ein Ende zu machen. Ein Ausschuß stellte am 3. August offiziell fest, daß die Entrichtung der gutsherrlichen Renten, Zehnten, Auflagen, Grundzinsen allerwärts hartnäckig versagt werde; daß die Bewohner der Kirchspiele sich überall feierlich verpflichtet hätten, diese Weigerung aufrecht zu erhalten, und Alle, die sich dem nicht unterwerfen wollten, den schrecklichsten Bedrohungen und gewaltthätigsten Mißhandlungen ausgesetzt seien; daß bewaffnete Rotten in die Schlösser eindringen, sich aller Papiere und Schuldbücher bemächtigen und sie im Hofe verbrennen, daß dagegen die Gesetze ohne Kraft, die Beamten ohne Geltung, die Gerechtigkeit nur ein Schattenbild sei, das man in den Gerichtshöfen vergebens suche, u. s. w.

Unter dem Eindruck dieses Berichtes kam es zu den denkwürdigen Auftritten der berühmten Nachtsitzung vom 4. August.†) Dieselbe begann Abends 8 Uhr und dauerte bis Morgens 2 Uhr. Target, welcher den Bericht vorlas, forderte die Versammlung auf, dem verbrecherischen Treiben, das

---

*) Mirabeau sagte u. a. das treffende Wort: „Wir sind keine Wilden, die nackt vom Ufer des Orinoko kommen, um zu einer Staatsgesellschaft zusammenzutreten. Wir sind eine alte Nation, und ohne Zweifel zu alt für unsere Zeit. Wir haben eine gegebene Regierung, einen gegebenen König und gegebene Vorurtheile. Wir müssen das Alles, soviel irgend möglich, der geschehenen Umwätzung anzupassen suchen und die Plötzlichkeit des Ueberganges verhüten.“

†) Man hat diese Sitzung von jeher sehr verschieden beurtheilt. Bald hat man sie die Bartholomäusnacht des Eigenthums, bald wieder den größten Moment der neueren Geschichte genannt. Keines dieser Urtheile ist ganz zutreffend. Das erste ist abgeschmackt, die Beschlüsse vom 4. August haben den Krieg gegen das Eigenthum der alten Aristokratie nicht hervorgerufen, sondern eher gehemmt, das Wasser eher gestaut, als seine Gefälle beschleunigt; aber auch das letztere ist zum mindesten übertrieben, denn die Versammlung that nur, was sie nicht lassen konnte, brachte nur in gesetzliche Form, was seit Wochen der thatsächlich gegebene Zustand war. All die Lasten, die jetzt rechtlich aufgehoben wurden, waren schon hinweggeschwemmt und der Beschluß, der nachkam, hat die Wogen eher beschwichtigt als aufgeregt.

in den Provinzen herrschte, Einhalt zu thun, und zwar wodurch? Durch die Erklärung: Es bleibt Alles beim Alten, bis die Versammlung anders befiehlt. Alle Steuern, alle Abgaben, alle Pflichten bleiben in Kraft, werden weiter gezahlt, weiter geleistet, bis das Gesetz sie abschafft oder ändert. Die Versammlung, der einzige Körper, dessen moralische Autorität noch nicht gebrochen war, erkannte ganz richtig, daß sie mit der Annahme dieses Antrags den Glauben der Nation betrügen, daß das Volk diesem Befehl doch nicht nachkommen würde. So erhoben sich denn mehrere freisinnige Adelige, die erklärten, der Adel werde nicht zögern, Opfer zu bringen und den barbarischen Rest der feudalen Rechte zu beseitigen. Mit zündenden Worten rief in die bewegte Versammlung der Abgeordnete de Kerangal aus der Bretagne: „Seien wir gerecht; man bringe uns die Titel her, die nicht blos die Scham, sondern die Menschlichkeit selbst beleidigen. Man bringe sie her, die Titel, die das Menschengeschlecht erniedrigen, indem sie fordern, daß menschliche Wesen an einen Karren gespannt werden, wie die Ackerthiere. Man bringe diese Titel her, die die Menschen zwingen, Nachts auf die Teiche zu schlagen, damit die Frösche die wollüstigen Herren nicht im Schlafe stören. Wer von uns möchte nicht in diesem Jahrhundert der Aufklärung einen Scheiterhaufen der Sühne errichten aus diesen infamen Pergamenten und den Feuerbrand anlegen, um sie auf dem Altar des öffentlichen Wohls zu opfern? Sie werden, meine Herren, das erregte Frankreich nicht eher zur Ruhe bringen, als bis Sie dem Volke versprochen haben, daß Sie alle Feudalrechte irgend welcher Art in jederzeit ablösbare Geldleistungen verwandeln wollen, und daß die Gesetze, welche Sie machen werden, bis auf die letzten Wurzeln vernichten sollen Alles, worüber es sich beklagt. Sagen Sie ihm, daß Sie die Ungerechtigkeit dieser Rechte anerkennen, die in Zeiten der Unwissenheit und der Finsterniß erworben worden sind. Dem Frieden zum Heil, eilen Sie sich, Frankreich diese Versprechungen zu geben; ein allgemeiner Schrei erhebt sich; Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren; jeder Tag Aufschub verursacht neue Brände. Wollen Sie erst einem verwüsteten Frankreich Gesetze geben?"

Nun erhob sich ein Enthusiasmus, der bald alle Dämme durchbrach. Ein Antrag jagte den andern und die Aufregung wuchs von Rede zu Rede. Der Bischof von Nancy gab dem Klerus das Beispiel der Aufopferung seiner Feudalrechte, und kaum hatte ein anderer Bischof, der von Chartres, die Aufhebung des Jagdrechts verlangt, so erhob sich der Adel, um dies Opfer zu bringen. Der ganze Klerus stand auf, um seine Beistimmung auszusprechen, und es entstand ein solcher Sturm von Beifall und Jubel, daß die Verhandlungen einige Zeit eingestellt werden mußten.

Dann begann das Schauspiel von Neuem. Als der Adel und die Geistlichkeit nichts mehr zu geben hatten, kamen die Provinzen, die Städte und Körperschaften und legten ihre Privilegien nieder. Viele bedauerten, daß sie mehr nicht geben könnten, und die, die nichts zu opfern hatten, sahen stumm und staunend zu, wie die Aufregung einer einzigen Nacht hinwegnahm, was seit 15 Jahren so viel bittern Hader verursacht hatte, eine Ordnung der Dinge

beseitigte, um deren Besserung die umsichtigsten Staatsmänner so lange und so vergebens bemüht gewesen waren.

Als endlich um 2 Uhr Morgens das Ende kam, war das Endergebniß eine Liste von Beschlüssen, die die Leibeigenschaft, Grundzinsen, Frouden, Jagdrechte und Feudallasten aller Art, ferner alle Vorrechte der Stände, Provinzen, Städte und Korporationen, den Zunftzwang, die Käuflichkeit der Aemter u. s. w. aufhoben. So fielen alle die mittelalterlichen Mißbräuche in einer Nacht und wurde unter allgemeiner Begeisterung und Opferfreudigkeit die Gleichheit Aller vor dem Gesetze begründet. Dann stellte die Versammlung auf den Vorschlag Lafayettes nach dem Vorbild der Amerikaner eine Erklärung der Menschenrechte auf. „Alle Menschen sind frei und gleich an Rechten geboren; Freiheit, Eigenthum, Sicherheit und Widerstand gegen die Unterdrückung sind ihre natürlichen, unveräußerlichen Rechte. Alle Gewalt geht von der Nation aus; das Gesetz soll für Alle das gleiche sein, und alle Bürger haben das Recht, sei es persönlich, sei es durch ihre Vertreter an seiner Feststellung mitzuwirken." Das waren die Grundsätze, auf welchen die künftige Staatsverfassung Frankreichs beruhen sollte.*)

Es galt nun, diesen Neubau in seinen Einzelheiten auszuführen. Während der Monate August und September beschäftigte sich die Nationalversammlung mit dieser wichtigen Arbeit. Dabei traten nun immer schärfer die verschiedenen Parteien hervor, die bisher in der Versammlung mehr oder weniger verborgen gewesen waren. Da war zuerst die Rechte, d. h. die Partei, die allen Neuerungen feindlich war, die Partei der alten Bevorrechteten, die Anhänger der alten Monarchie, welche nur einige Reformen zugestehen wollte. Ihre Führer waren Abbé Maury, ein Mann von Geist und überströmender kecker Rede, aber ohne sittlichen Ernst, Hauptmann Cazalès, ein schlagfertiger Redner, und der jüngere Riquetti-Mirabeau, ein aristokratischer Heißsporn von heftigem Temperament. Ihr zunächst stand das Centrum, die große Mittelpartei, deren Ideal der Constitualismus Englands war. In ihr verfochten beredte, kenntnißvolle, für Freiheit und Vaterland begeisterte Männer, wie Malouet, Lally Tolendal, Mounier, ihre verständigen Ansichten in der Richtung einer freisinnigen Politik, und sie hätte bedeutendes Gewicht in den Gang der Debatte legen können, wenn ihr ein kraftvolleres Ministerium von weiteren Gesichtskreisen als das Neckers zur Seite gestanden. So aber gewann die Linke, die Verehrerin der Menschenrechte, der Volkssouveränität, der Demokratie, welche der Begehrlichkeit der Massen schmeichelte, immer mehr Boden, zumal mehrere talentvolle Männer aus dem Club Breton†), wie Dupont, Lameth und Barnave, an ihrer Spitze standen. Auf

*) Zum ewigen Andenken an diesen Tag wurde eine Medaille geschlagen, und die Versammlung ertheilte Ludwig XVI. den Titel Wiederhersteller der französischen Freiheit. Der König freilich, wie immer schwankend, beging den ungeheuren Fehler, die Beschlüsse der Nationalversammlung in seiner ersten Antwort nur theilweise zu bestätigen, nachher sich aber die Genehmigung doch abtrotzen zu lassen.

†) Der Club Breton in Versailles hatte seinen Rückhalt und Sporn an den Männern, die im Palais Royal zu Paris ihre agitatorische Thätigkeit entwickelten.

ihrem äußersten Flügel saßen die Anhänger des Herzogs von Orleans, unter ihnen die Advokaten Pétion, Buzot und Robespierre. Eine vierte Partei, sagt Louis Blanc, bestand aus einem einzigen Mann, und dieser Mann war Mirabeau. Je mehr Sieyès in „übellauniger Zurückgezogenheit“ in den Hintergrund sich stellte, um so unbeschränkter beherrschte Mirabeau, der um diese Zeit durch den Tod seines Vaters (13. Juli) zu Vermögen und größerer gesellschaftlicher Stellung gelangt war, die Rednerbühne und die Versammlung. Er stammte, wie schon früher bemerkt, aus einer Familie, in welcher die royalistische Gesinnung erblich war; sein eigener Bruder war, wie wir soeben gesehen, ein durch aristokratische Schärfe hervorragendes Mitglied der Adelskurie, und auch Honoré blieb stets im Herzen Monarchist. Aber ein Feind des Despotismus, unter dem er gelitten, und der hochmüthigen Aristokratie, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen, suchte er sich an beiden zu rächen. Er wurde das Haupt der Opposition, der Fahnenträger der Revolution, doch nur in dem Sinn, daß er den verlotterten, zucht- und sittenlosen Feudalstaat zerschlagen wollte, um eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die sein Vaterland einer glücklicheren Zukunft entgegenführen sollte. Ohne sich einer Partei völlig anzuschließen, ohne der herrschenden Zeitströmung in ihrem ganzen Lauf zu folgen, war er dennoch das Haupt der Versammlung, die sich seinem überlegenen Geist, seinem politischen Verstand mit Widerwillen und Neid unterwerfen mußte. Er erkannte jede Schwäche und Mittelmäßigkeit und traf sie mit zermalmenden Schlägen; er hatte mit allen Parteien und Richtungen Fühlung und wußte sich dennoch seine Selbstständigkeit zu wahren. Er war ein Gegner des Ministeriums Necker, weil er das Bewußtsein in sich trug, er würde das Staatsruder mit festerer und sicherer Hand leiten, und gern hätte er selbst dem erschütterten Thron als Stütze gedient, wenn der König und die Hofkamarilla zu dem Abtrünnigen, zu dem Mann von so befleckter Vergangenheit hätte Zutrauen fassen können. So sah sich denn Mirabeau in die Lage gedrängt, für die Begründung einer neuen Staatsordnung, wie sie seinen politischen Ideen vorschwebte, die Hilfe der Opposition zu suchen. „Ein so stolzer Aristokrat, wie irgend einer der altgläubigen Kavaliere, verfolgte er die Fäulniß des Staats mit glühendem patriotischem Haß.“ Er trug kein Bedenken, zeitweise mit den Männern der extremsten Richtung zu gehen, ja selbst mit dem Herzog von Orleans und seinem Anhang Beziehungen zu unterhalten; hatte er doch das Gefühl in sich, daß er jederzeit



Malouet.

die überschäumende Fluth bändigen könne. „Der Starke achtet es gering, die leise Quelle zu verstopfen, weil er dem Strome mächtig wehren kann.“ Während ihn Hof und Aristokratie als den wahren Feuerbrand der Revolution haßten und anfeindeten, war er unablässig bemüht, aus dem drohenden Schiffbruch zu retten, was er für dienlich hielt zu einem neuen Staatsgebäude, in dem die Nation und das Vaterland, deren Wohl er stets vor Augen hatte, ein glücklicheres Leben mit Freiheit, Ordnung und Recht führen möchten. So überwältigend war sein Genius, daß er selbst Gegner wider ihren Willen mit sich fortriß, und wie unermeßlich immer sein Ehrgeiz sein mochte, so war er doch erhaben über persönlicher Empfindlichkeit und selbstsüchtiger Reizbarkeit. Die starren Doktrinäre und Idealpolitiker waren ihm widerwärtig. Von Robespierre sagte er einst unmuthig: „Dieser Mann wird noch etwas ausrichten; er glaubt, was er spricht.“



Maury.

Den Standpunkt einer konstitutionellen Monarchie hielt Mirabeau namentlich bei den Verhandlungen über die Grundformen der künftigen Verfassung fest. Er kämpfte dafür, daß dem König das Recht zugestanden werde, das Parlament aufzulösen, neue Wahlen anzuordnen und mißfälligen Beschlüssen ein Veto entgegenzusetzen. Dieß führte zu aufgeregten Debatten. Die Linke glaubte darin einen Eingriff in das Prinzip der Volkssouveränität zu erkennen: „es sei ein Unsinn oder ein Frevel gegen die Menschheit, den Willen von fünfundzwanzig Millionen von der Willkür eines Einzelnen abhängig zu machen.“ Der Palais Royal Club drohte mit einem bewaffneten Auszug nach Versailles, „um die Verräther aus der Versammlung auszustoßen.“ Der Widerstand gegen das absolute Veto wurde mit jedem Tage stärker. Lafayette, den Necker zu Rathe zog, meinte, es könnten leicht bürgerliche Unruhen darüber entstehen. Der Minister beredete daher den König, einen Mittelweg einzuschlagen und zu erklären, er wolle sich mit einem „suspensiven Veto“ begnügen, kraft dessen ein Parlamentsbeschluß auf vier Jahre verschoben werden könne. Dieß that der König trotz der energischen Einsprache der Königin, die schon seit einiger Zeit regelmäßig an den Geschäften der Regierung theilzunehmen begonnen hatte. Die öffentliche Macht wurde somit den Vertretern der Nation übergeben und der König wurde blos zum Vollstrecker ihres Willens und ihrer Gesetze erklärt.

In Paris fuhr es unterdessen fort zu gähren. War es schon in ge-

wöhnlichen Zeitläuften keine leichte Aufgabe, in der Stadt ein geordnetes Regiment zu führen, wie unendlich höher waren damals die Schwierigkeiten! Infolge der Arbeitslosigkeit, der Theuerung, der herrschenden Aufregung und Unsicherheit war die heimathlose und wandernde Bevölkerung unermeßlich angeschwollen. Man zählte 40,000 Fremde, die kein bestimmtes Gewerbe hatten, und wie groß war die Menge der Handwerker, Gesellen und kleinen Meister, die bei der Stockung der Geschäfte und Einnahmen darbten oder auf Unterstützung angewiesen waren! Die Stadt mußte für wohlfeiles Brot sorgen und zu dem Zweck Korn und Mehl theuer einkaufen und billig ablassen; sie mußte den unbeschäftigten Proletariern Verdienst geben und zu dem Ende Arbeiten vornehmen lassen, die für den Augenblick unnöthig oder nutzlos waren. Da die Stadtkasse seit der Aufhebung der städtischen Zolllinien durch die Augustnacht ihrer ergiebigsten Einnahmequelle, der Verzehrungssteuer (Octroi), beraubt, diese Ausgaben nicht bestreiten konnte, so mußte der Staat um Hilfe angegangen werden, der seinerseits gleichfalls von der Hand in den Mund lebte. Kurz, die Noth war groß, die Verlegenheiten steigerten sich von Tag zu Tag; Tausende von Menschen trieben sich obdachlos in den Straßen umher, die meisten noch seit der Erstürmung der Bastille im Besitz von Waffen aller Art, Pikenmänner, die keine Aufnahme in die Nationalgarde gefunden. Sie Alle betrachteten das Palais Royal als Heimath und Herberge. Es dauerte nicht lange, so wuchs diese bewegliche Bevölkerung der Gemeindeverwaltung über den Kopf.


Barnave.

Dabei hetzte der Herzog von Orleans fortwährend und unterstützte jene talentvollen Volksredner und Zeitungsschreiber, welche so viel zur Aufregung der Massen beitrugen. Auch St.-Huruge und der Advokat Georg Danton, geboren zu Arcis sur Aube in der Champagne, gehörten zu seinen Parteigenossen und theilten seine Lustschwelgereien. Danton war wegen seiner hervorragenden Thätigkeit bei dem Bastillesturm zum Vorsitzenden des Cordeliersdistrikts ernannt worden, wo er bald einen großen Einfluß bei den untern Volksklassen gewann. „Seine athletische Figur, seine Medusenaugen in dem breiten von Blattern besprengten Gesicht, die aufgeworfenen Nüstern und Lippen, die Schildhalter anmuthloser Zuversichtlichkeit verkündigten den angehenden Mirabeau des gemeinen Mannes.“ Seine Donnerstimme und der heftige leidenschaftliche Vortrag seiner Reden machten einen gewaltigen Eindruck auf die Menge. Diese

Tage der Aufregung gründeten die Macht der Journalistik. Schon damals war der „Volksfreund“ des Arztes Marat aus dem Kanton Neuchatel in der Schweiz von hervorragender Bedeutung. Häßlich von Angesicht „wie ein Hunne“ und von hitzigem phantastischem Wesen, aber ein oratorisches und journalistisches Talent, reizte Marat die Begierden und Leidenschaften des Volks durch aufwieglerische Demagogie.*)

Dazu kam, daß der König zur größern Sicherheit des Hofes das Regiment Flandern von den Gardes du Corps nach Versailles bringen ließ. Alsbald wurde das Gerücht laut, er beabsichtige neue Gewaltmaßregeln. Und im Palais Royal wurde die Parole ausgegeben, man müsse den Hof bewegen, seine Residenz in die Hauptstadt zu verlegen. Dadurch würde der Nothstand gemildert und die Entfernung des Königs nach einem andern Ort unmöglich gemacht. Diesen Umtrieben kam ein Vorgang in Versailles beim Eintreffen des neuen Regiments zu Statten.



Danton.

Die bisherige Leibgarde gab nämlich den neuangekommenen Offizieren im großen Opernsaale des Schlosses ein **Gastmahl**, während gleichzeitig die Mannschaften im Marmorhofe des Schlosses bewirthet wurden. Zum letzten Male entfaltete sich bei diesem Feste der Glanz des königlichen Frankreich. Der Zuschauerraum des Schauspielhauses war mit der Bühne zu einem großen, mit Waffentrophäen, Fahnen, Standarten und ritterlichen Inschriften reich geschmückten Festsaal vereinigt worden. In der Mitte des Saales war in Hufeisenform die mächtige Festtafel errichtet, an welcher die Offiziere und die Unteroffiziere des Regiments Flandern zwischen ihren Gastgebern Platz nahmen. Auch viele ehemalige Offiziere der

*) **Jean Paul Marat**, geb. 24. Mai 1744 von protestantischen Eltern, hatte eine bewegte Jugend. Mit guten Kenntnissen in der Heilkunst und Physik ausgerüstet, verließ er sein Vaterland, um in der Fremde sein Fortkommen zu suchen. Nach einem längern Aufenthalt in Edinburg, wo er als französischer Sprachlehrer seinen Unterhalt erwarb, die revolutionäre Schrift: „Die Ketten der Sklaverei“ englisch und französisch verfaßte und durch einige Werke im Geist der materialistischen Philosophen Aufmerksamkeit erregte, ließ er sich in Paris nieder, wo er im Hofdienst des Grafen von Artois eine untergeordnete ärztliche Anstellung erlangte. Der Ausbruch der Revolution führte ihn auf das Feld der Publizistik, auf dem er rasch eine hohe Bedeutung gewann. Niemand besaß in solchem Grade die Kunst, die Leidenschaften des Volks zu entflammen, durch Schmähung, Verleumdung, persönliche Invektive die Regierung und die höhern Stände verhaßt und verächtlich zu machen, wie Marat. Schon wenige Wochen nach dem Bastillensturm brachte der „Volksfreund“ den berüchtigten Artikel, daß man im Tuileriegarten 800 Bäume in ebenso viele Galgen verwandeln müsse, um die Verräther der Nation, vor Allen Mirabeau, daran aufzuknüpfen. Wenn er mit einer Anklage bedroht ward, verschwand er einige Zeit in den Räumen des Klosters der Cordeliers, von Danton geschützt. Sein Gesicht war von abschreckender Häßlichkeit: eine eingedrückte Nase, so schildert ihn Louis Blanc, wie sie der Hunnenkönig gehabt haben mag; die Lippen von Gift geschwollen, wie bei einer Schlange; dabei ein feuriger Blick, wie der eines Propheten, und eine Physiognomie, auf welcher Menschenverachtung, Ironie und Herausforderung ausgeprägt war.

Gardes du Corps waren zu dem Feste erschienen. In der dreifachen Logenreihe des Schauspielhauses wohnten die Damen und Herren des Hofes, die meisten zum letzten Male in der glänzenden Tracht des altfranzösischen Hofes, dem Feste bei. Die kostbarsten Weine aus dem königlichen Keller, die ausgesuchtesten Speisen aus der königlichen Küche wurden im Ueberfluß geliefert.

Die ritterliche Begeisterung für den König und die Königin, die Anwesenheit so vieler alter Kameraden aus dem ehemaligen Elitecorps der königlichen Garde, die Erinnerung an all' die Unbilden, die das Königthum in den letzten Monaten erlitten, entflammten in den Herzen der Anwesenden eine royalistische Stimmung, die selbst in ihrer Uebertreibung etwas Hinreißendes hatte. Alle Augenblicke ertönte bald von hier, bald von dort der Ruf: „Hoch der König!", der dann, von der Gesellschaft immer und immer wieder jubelnd wiederholt, sich durch die Korridore brausend fortpflanzte bis in den Marmorhof, wo ihn 1800 Stimmen wie aus einem Munde erschallen ließen. Dazwischen spielten die Musikchöre die ergreifende Royalistenmelodie: „O Richard, mein König".

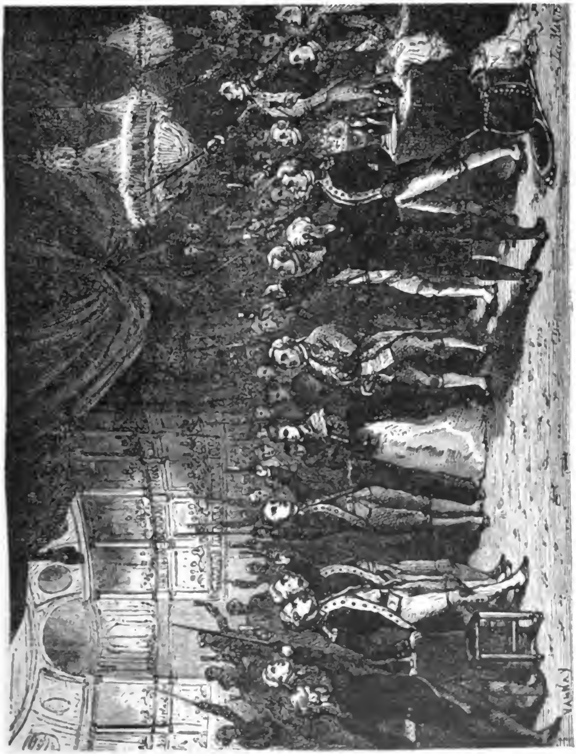


Marat.

Als die Begeisterung auf's Höchste gestiegen war, brach die Musik plötzlich ab, und mit jauchzendem Trompetengeschmetter brausten die Klänge des alten Oriflammemarsches durch den Saal, durch die Herzen. Die Gardes du Corps und ihre Gäste erhoben sich, und die eine Hand am Schwert, in der andern das Glas, riefen sie: „Wir schwören bei unserer Ehre, zu leben und zu sterben für den König. Der König hoch immer und ewig, der König über Alles!"

Der König, die Königin, der Graf und die Gräfin von Provence, Prinzeß Elisabeth, des Königs Schwester, auch die Prinzessinnen-Tanten des Königs waren inzwischen in den Saal getreten, gefolgt von den Palastdamen und Ehrenfräulein. Die Königin trug den kleinen Herzog von der Normandie, der seit dem Tode seines Bruders Dauphin geworden war, auf dem Arm und jubelnd streckte der Kleine seine Aermchen den Rittern des Königthums entgegen; an der Mutter Seite ging ihre Tochter Marie Therese. Die Begeisterung stieg auf's Höchste; Alles schmückte sich dem Königthum von Frankreich zu Ehren mit weißen Bändern und Schleifen. Die Offiziere und Soldaten des Regiments Flandern kehrten ihre dreifarbigen Kokarden um, weil sie auf der Rückseite weiß waren; die Palastdamen und Ehrenfräulein lösten die weißen Schleifen aus dem Haar, von ihrem Busen und reichten sie den Offizieren; als das die Damen oben in den Logen sahen, regnete es weiße Busenbänder und Haarschleifen nieder. Man winkte von Oben seine Bekannten und Freunde heran und warf ihnen die Abzeichen des

alten Königthums zu. Es war ein unermeßlicher, nicht endender Jubel. Der gute Ludwig, ruhig und heiter, führte seine strahlende Königin und seine Kinder zweimal um die Tafel. Die freundlichen Worte der Königin fielen



Bankett der Leibgarden.

wie Funken in die Herzen, daß sie laut aufloderten in flammender Begeisterung — „Sterben für den König, sterben für die Königin!"

Diese Kundgebungen königstreuer Gesinnung wurden von der revo-

lutionären Partei in Paris zu neuer Aufhetzung des Volkes ausgebeutet. Die Redner des Palais Royal schilderten das Fest in Versailles als eine schmutzige, unzüchtige Orgie, bei welcher die Königin alles Gefühl weiblicher Zucht verletzt haben sollte. Man erzählte sich, die Gardes du Corps hätten die dreifarbige Kokarde mit Füßen getreten, die „Oesterreicherin“ und ihre

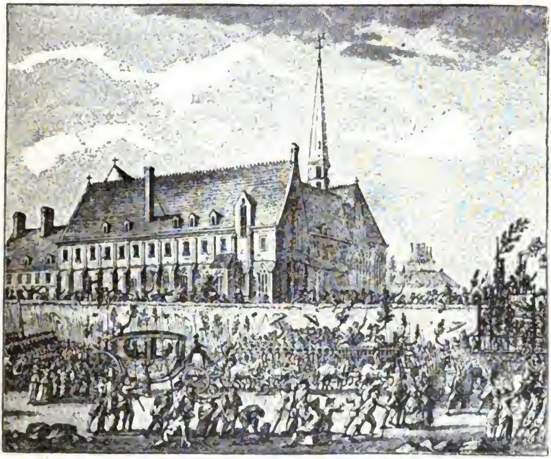


Zug der Weiber nach Versailles (nach einem gleichzeitigen Stich).

schönsten Hofdamen hätten die Soldaten vom Regiment Flandern geküßt, um sie zum Kampf gegen das Volk anzufeuern; die Royalisten hätten unter Anführung der Königin den Plan geschmiedet, die Mitglieder der National-versammlung zu fangen und zu hängen und unter dem Pariser Volk eine neue Bluthochzeit anzurichten. Zugleich wurde von bezahlten Agenten des Herzogs von Orleans die Theuerung, unter welcher die Pariser Bevölkerung

zu leiden hatte, in geschickter Weise benutzt, und die Königin wurde angeklagt, daß sie das Volk von Paris aushungern wolle. „Während Paris hungert,“ hieß es, „feiert man in Versailles Orgien, die Verschwörung wider das Volk ist offenbar u. s. w.“

Während die Nationalversammlung am 5. Oktober über die Erklärung der Menschenrechte berathschlagte, heulten die Sturmglocken von allen Thürmen der Stadt Paris und in allen Quartieren wirbelte die Lärmtrommel. Haufen von Weibern rotteten sich unter dem Rufe: „Brot! Brot!“ zusammen und wälzten sich, von einer wüsten Volksmenge gefolgt, dem Stadthause zu. Die Nationalgarde machte noch nicht einmal den Versuch zu einem



Zug des Königs und der Königin von Versailles nach Paris (nach einem gleichzeitigen Stich).

Widerstande. Immer lauter ertönte der Ruf: „Nach Versailles, nach Versailles!“ und endlich ertheilte Bailly, der Bürgermeister, dem Befehlshaber der Nationalgarde, Lafayette*), sogar selbst den Befehl, das Volk von Paris nach Versailles zu führen.

*) Lafayette war damals der mächtigste Mann in Frankreich. Er stand in der vollen Blüthe seines Ruhmes und Einflusses an der Spitze der Nationalgarde von Paris und alle übrigen Nationalgarden gehorchten ihm gleichfalls. Große politische Pläne hatte er nicht; er arbeitete von Hand zu Mund, von heute auf morgen und blieb jeder aufregenden Begeisterung gleich zugänglich. Von dem Tage an, wo er sich dem „Verbrüderungsfest“ hingegeben, bis zu dem Tage, wo er Louis Philippe als Bürgerkönig umarmte, war er für Leute wie Bonaparte das, was dieser un niais („Einfaltspinsel“) nannte. Gleichwohl besaß er unbestreitbare tüchtige Eigenschaften als Parteiführer ersten Ranges. Was Mirabeau von Robespierre sagte: „Lacht nicht über ihn, er glaubt an das, was er sagt“, das hatte er im höchsten Maße. Er war ein Fanatiker seiner Ueber-

Alsbald setzte sich der bunte, wilde Zug in Bewegung. Den Vortrab bildeten 7—8000 Weiber, voran die berüchtigte Lütticherin Thèroigne de Méricourt in phantastischer Amazonentracht und die „Königin der Halle“, Rose Lacombe, eine ehemalige Schauspielerin. Die Führung übernahm der Bastilleheld Maillard, mit ihm der Fleischer und Schenkwirth Jourdan, der „Kopfabschneider“ genannt. Unterwegs wurden alle Bäckerladen und Schenken geplündert. Die Nationalversammlung tagte gerade unter Mouniers Vorsitz, als der Zug anrückte. Da raunte Mirabeau dem Präsidenten in's Ohr: „40,000 Pariser rücken auf uns zu, heben Sie die Sitzung auf!“ Er that dieß indeß nicht, und bald drängte die Menge in den Saal und störte durch Lärmen und Tumult die Berathungen. Mounier begab sich zu dem König, der jetzt ohne Zögern die Menschenrechte bestätigte; ihn begleitete eine Anzahl hübscher und gut aussehender Mädchen und Frauen, welche im Namen der Pariser Bevölkerung die Bitte aussprachen, der König möge dem Brotmangel abhelfen und seine Residenz nach Paris verlegen. Ludwig XVI. suchte sie durch eine begütigende Antwort zu beruhigen. Gegen Abend langte Lafayette mit der Nationalgarde in Versailles an, von der Kommune mit einem Schriftstück versehen, worin neben jenen beiden Wünschen auch noch die inzwischen bereits erfolgte Bestätigung der Verfassung und die Uebertragung der Bewachung des Hofes an die Nationalgarde verlangt ward und traf dann zweckmäßige Anordnungen zur Beschützung des Schlosses und zur Abwehr aller Gewaltthätigkeiten und Exzesse. Mittlerweile hatten die wilden Gesellen, die theils mit Maillard, theils im Gefolge des Bürgergenerals Lafayette angelangt waren, die Räumlichkeiten des Versailler Schlosses aus-



Thèroigne von Méricourt.

---

zeugung und im Stande, harte Wege zu gehen, wenn es galt, seine Lehre durchzusetzen. Dabei hing der Ruhm des nordamerikanischen Krieges an ihm; er schlug ein unermeßliches Vermögen in die Schanze für das Vaterland; Sparsamkeit oder Geiz hat er nie gekannt; liebenswürdig, anmuthig war sein ganzes Wesen. Zugleich blieb er immer der Kavalier, wohl ein Freund des Mannes in der Blouse, aber nicht so, daß er von seinem Pferd heruntergestiegen wäre und den Mann in den Arm genommen hätte. Damals war er überdies eine jugendlich blühende, kräftige Erscheinung, wohl im Stande, das Volk für das Königthum zu begeistern, wenn er König gewesen wäre. Mit dem Herzog von Orleans hatte er nichts zu schaffen, er war sein persönlicher Gegner und hatte gleich bei seiner Wahl zum Befehlshaber der Nationalgarde dessen Pläne durchkreuzt; obwohl höchst unzufrieden mit der Haltung des Königs und des Hofes, wollte er nicht entfernt an dem Thron selber rühren; in seiner unklaren Anschauung hatte er sich eine Art erbliche Präsidentschaft statt des Thrones erdacht. Gefährlicher als sein Optimismus, der so leicht und oft mißbraucht wurde, war die Täuschung, der er sich über die Folgen seiner gutgemeinten Anschläge hingab.

gespäht. Sie fanden, daß die Zugänge durch die berittene Leibgarde, durch das Regiment Flandern, durch die Schweizer und Versailler Bürgerwehr gut bewacht und geschützt seien, und hielten sich daher zurück, zumal da auch La-



Zug der Frauen nach Versailles.

fayette den festen Entschluß zeigte, jede Gewaltthätigkeit zu verhindern. Allein den Kundschaftern wurde bald klar, daß unter den Hütern keine rechte Uebereinstimmung herrsche und daß der König verboten habe, auf das Volk zu

schießen. Ludwig XVI. hatte in Humes Geschichte gelesen, daß man dem englischen König in erster Linie das Vergießen von Bürgerblut als todeswürdiges Verbrechen anrechnete. Seitdem schwebte ihm das Schicksal des Stuart wie ein drohendes Gespenst vor Augen. Man hatte ihm den Rath gegeben, nach Rambouillet zu fliehen, aber Lafayette versicherte ihn, er werde die Ordnung mit seinem Blut aufrecht erhalten. So ließ man den Gedanken an eine Flucht fallen.

Als die Pariser Nationalgarde die wichtigsten Posten im Schloß besetzt hatte, mehrere Bataillone in Kirchen untergebracht waren oder bei Wachtfeuern auf den Straßen lagerten, begab sich Lafayette müde und erschöpft von den Anstrengungen des Tages, zwei Stunden nach Mitternacht zur Ruhe. Dies benutzten die zügellosen Banden, die sich in der Stadt umhertrieben, zu feindlichen Ueberfällen zunächst gegen die verhaßte Leibgarde, deren Kaserne erstürmt und geplündert ward, dann gegen das Schloß selbst, voran die wilden Rotten, die ihre Parole im Palais Royal empfangen hatten. Nach einiger Zeit entdeckten sie einen Nebeneingang ohne Wache. Durch diesen erfolgte sofort der Einbruch. Männer und Weiber, mit Waffen aller Art gerüstet, stürmten in die Höfe und Gänge. Die Soldaten der Leibwache an den Thüren und Treppen wurden niedergestoßen und den Leichen die Köpfe abgeschnitten. Unaufhaltsam fluthete die Masse vorwärts, die Stufen hinan, nach den Gemächern der Königin, deren Ermordung beschlossen war. Halbnackt entkam diese durch einen geheimen Gang, der noch jetzt gezeigt wird, in das Schlafzimmer des Königs, einen Augenblick bevor die Mörder zur Stelle waren, die wüthend das leere Bett durchstachen.

Endlich traf Lafayette, durch die Nachricht von den Sturm- und Mordscenen im Schloß aus dem Schlaf geweckt, mit der Nationalgarde ein und verhütete durch energisches Einschreiten weiteres Unheil. Er jagte das Mordgesindel zum Schlosse hinaus. Was sich nun begab, lassen wir ihn selbst erzählen. Mit Feuer, ja mit Heftigkeit sprach Lafayette vom Balkon herab zu der Menge, die den Marmorsaal anfüllte, und als der König und seine Familie, nachdem sie versprochen, nach Paris zu kommen, sich von diesem Balkon zurückgezogen hatten, sagte er zur Königin: „Madame, welches ist ihre persönliche Absicht?“ — „Ich kenne das Schicksal, das mich erwartet,“ sagte sie hochherzig, „aber meine Pflicht ist, zu sterben zu den Füßen des Königs und in den Armen meiner Kinder.“ — „Wohlan, Madame, kommen Sie mit mir!“ — „Was? Allein auf den Balkon? Haben Sie die Zeichen nicht gesehen, die man mir gemacht hat?“ — In Wahrheit, sie waren schrecklich. — „Ja, Madame, treten wir hinaus!“ Und indem er sich mit ihr zeigte im Angesicht der Volksmenge, die noch brüllte, inmitten einer Hecke von Nationalgarden, welche die drei Seiten des Hofes einschloß, aber die Mitte nicht zurückdämmen konnte, ergriff Lafayette, da er sich sonst nicht verständlich machen konnte, ein gewagtes, aber entscheidendes Mittel: er küßte die Hand der Königin. Die Masse, ganz überrumpelt von diesem Schritt, schrie: „Es lebe der General, es lebe die Königin!“ Der König, der sich einige Schritte entfernt hielt, trat jetzt auf den Balkon und sagte im Ton gerührter

Dankbarkeit: „Was könnten Sie jetzt für meine Garden thun?" „Bringen Sie mir einen," antwortete Lafayette, und dem Gardisten, der kam, reichte er



Lafayette mit der Königin auf dem Balkon des Versailler Schloß.

seine Kokarde, umarmte ihn und das Volk rief: „Es leben die Gardes du Corps!" Von diesem Augenblick an war der Friede gemacht. Die Nationalgarden und die Gardes du Corps zogen Arm in Arm nach Paris."

Um halb zwei Uhr Nachmittags trat der König mit seiner Familie die verhängnißvolle Reise an. Er hatte ein schauerliches Geleite. Voraus gingen die Mordgesellen, die die blutüberströmten Köpfe der Gardes du Corps auf der Spitze ihrer Piken einhertrugen und in Sèvres angekommen, nicht verfehlten, diese Köpfe von einem Perrückenmacher sauber frisiren und pudern zu lassen; den Schluß machte Maillards besoffenes Weibergesindel, das singend, johlend, tanzend sich über die Straße wälzte; das Ganze ein Anblick, der selbst starken Menschen das Blut in den Adern gerinnen machte. In der Mitte kam eine Deputation der Nationalversammlung und ihr folgten die Wagen der königlichen Familie und ihres Gefolges. Die wildesten Gesellen der Volkshaufen gingen an den Kutschenschlägen, das schmutzigste Gesindel drängte sich unmittelbar an den Wagen, in welchem der König und die Königin saßen. Wildes Gejauchze und wüstes Geschrei mischte sich mit dem Knall der Freudenschüsse aus Musketen und Pistolen, und die Weiber heulten im Chor: „Hier ist der Bäcker, die Bäckerin und der kleine Bäckerbursche!" Damit meinten sie den König, die Königin und den kleinen Dauphin. Es lag in dieser Benennung eine doppelt freche Anspielung. Sie zielte auf die Brottheurung, die der Herzog von Orleans veranlaßt und dem Hofe Schuld gegeben hatte, und dann heißt der Teufel in der französischen Spitzbubensprache „der Bäcker", und das, was wir in der deutschen Sprache „des Teufels Großmutter" nennen, „die Bäckerin".

So zog der Leichenzug einer fast tausendjährigen Monarchie nach Paris, von wo ihm eine nach Tausenden zählende Menge von Neugierigen entgegenströmte.

Mit der Uebersiedelung der königlichen Familie nach Paris begann für dieselbe eine Reihe ununterbrochener Demüthigungen und Beängstigungen. Thatsächlich waren der König und die Königin schon von dem Augenblicke an, wo sie am 6. Oktober 1789 die Tuilerien bezogen, G e f a n g e n e d e s P a r i s e r P ö b e l s.*) Zwei Wochen nachher folgte die Nationalversammlung, für welche die in der Nähe des Tuilerienschlosses gelegene Reitschule hergerichtet wurde. Aber mehr als hundert Mitglieder, unter ihnen Mounier und Lally-Tolendal, erklärten ihren Austritt. Der Herzog von Orleans, auf dem der dunkle Verdacht lastete, daß er der eigentliche Anstifter der Oktobergreuel gewesen, wurde unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach London in die Verbannung geschickt. Man wollte ihn im ärgsten Getümmel der Mordnacht im Versailler Schloß gesehen haben; und am folgenden Tag soll er seinem Bankier die Weisung ertheilt haben, keine Zahlung mehr für ihn zu machen; „das Geld sei nicht verdient, der Tropf (d. h. der König) lebe noch".

*) In dem seit lange nicht bewohnten Schlosse fehlte es an jeder Einrichtung. Die nothwendigsten Möbel mußten erst aus Versailles herbeigeschafft werden. Als dieselben angelangt waren, suchte man sich, so gut es ging, einzurichten. Der König bewohnte drei zu ebener Erde nach dem Garten hinaus gelegene Zimmer, dicht daneben wohnte die Königin, deren Gemächer aus einem Toilette- und Schlafzimmer und einem Gesellschaftssalon bestanden.

Sechstes Kapitel.

Mirabeau's wachsende Sorge über die Wendung der Dinge. — Seine Denkschrift an den König. — Ausbau der Verfassung. — Bürger- und Wahlrecht. — Departements- und Gerichtsverfassung. — Abschaffung des Adels und der Titel. — Kampf um die Civilverfassung des Klerus. — Schlimme Folgen.

Welchem Abgrund die Dinge seit den Oktoberereignissen zutrieben, erkannte Niemand klarer als Mirabeau. Er fühlte, daß die Uebersiedlung von Versailles nach Paris verhängnißvoll zu werden drohte; verhängnißvoll nicht nur für den weiteren Aufbau der Verfassung, sondern vor Allem für den König und seine Familie. Darum suchte er sich dem König zu nähern, und zwar durch seinen Freund, den Grafen von La Marck, und bot sich als Retter an. Zehn Tage nach den im vorigen Kapitel geschilderten Auftritten schrieb er eine Denkschrift, die dem König überreicht werden sollte. Das Aktenstück ist wichtig genug, um hier in seinem Haupttheil mitgetheilt zu werden; es eröffnet eine lange Reihe von Eingaben desselben Inhalts.

Die Denkschrift beginnt mit der Darlegung der ungeheuren Gefahren, welche die Uebersiedelung nach Paris den Entschließungen, ja der persönlichen Sicherheit des Königs gebracht habe. „Der Pöbel der Hauptstadt," sagte er, „einmal aufgewühlt, ist unwiderstehlich, der Winter kommt heran, die Lebensmittel können mangeln, der Bankrott kann ausbrechen, was wird in drei Monaten aus Paris geworden sein?" Dann beklagt er die Rathlosigkeit der Minister, das rasche Bergabgehen der Versammlung, er findet, daß sie „weit aus dem Geleise ihrer eigenen Grundsätze hinausgerissen worden ist durch die unselige Unwiderruflichkeit, welche sie ihren ersten Dekreten gegeben hat," und bezeichnet dann „als einziges Mittel, den Staat und die werdende Verfassung zu retten, dies, den König in eine Lage zu versetzen, die ihm gestattet, sich unverzüglich mit seinem Volke zu verbünden"; er bemerkt über den Despotismus des revolutionären Paris: „Paris verschlingt schon lange alle Steuern des Königreichs, Paris ist der Sitz jenes Fiskalsystems, welches die Provinzen verabscheuen; Paris hat die Staatsschuld geschaffen; Paris hat durch seine unheilvolle Agiotage den öffentlichen Kredit untergraben und die Ehre der Nation bloßgestellt. Muß es geschehen, daß auch die Nationalversammlung nur diese Stadt vor Augen habe und ihr zu Liebe das Reich zu Grunde richte?"

Nunmehr geht Mirabeau auf die Mittel ein, den König sammt der Versammlung dem Drucke der Pariser zu entziehen, die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt frei zu machen, und widerräth auf das bestimm-

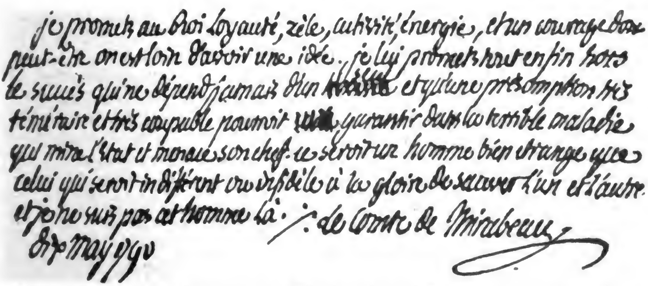
teste jeden Gedanken einer Flucht an die Grenzen: „Sich nach Metz oder irgend einem andern Ort an die Grenze zurückziehen, hieße der Nation den Krieg erklären und den Thron aufgeben. Ein König, der im Augenblick der einzige Schirm seines Volks ist, darf nicht fliehen vor seinem Volke; er nimmt es zum Richter über sein Verhalten und seine Grundsätze, aber er bricht nicht mit einem Schlage all' die Bande, die es an ihn knüpfen, er weckt nicht gegen sich allen Argwohn, er bringt sich nicht in die Lage, anders nicht in den Schoß seiner Staaten zurückkehren zu können, es sei denn mit den Waffen in der Hand oder mit der erbettelten Hilfe des Auslandes. Und wer kann berechnen, wozu sich die französische Nation erhitzen ließe, wenn sie sähe, daß ihr König sie preis gäbe, um sich Geächteten anzuschließen und selber der Acht zu verfallen? Also nicht an die Grenze zu den Emigranten, aber ebenso wenig in das Innere, um etwa den Adel aufzurufen; am 4. August muß unverbrüchlich festgehalten und jede Vermischung des Königthums mit der Feudalität ferngehalten werden.

Schließlich entwickelt er seine eigenen Vorschläge. Der König soll nach gewissen Vorsichtsmaßregeln, die ihm die Straßen decken, am hellen Tage sein Schloß verlassen und sich nach Rouen begeben, in die Hauptstadt der Normandie, d. h. der Provinz, welche sich gleich zu Anfang für die neuen Staatsgrundsätze erklärt hat und dabei durch ihre Loyalität die feste Stütze der konstitutionellen Monarchie ist; eine Voraussetzung, die sich nachher vollkommen gerechtfertigt hat. Von da soll er eine Kundgebung an das Volk erlassen und darin aussprechen: Man habe ihm die Freiheit der Entschließung beschränkt und dadurch den Mißvergnügten den Vorwand gegeben, den Beschlüssen der Nationalversammlung den Gehorsam zu versagen. Dies aber könne eine Revolution gefährden, an der er nicht geringeren Antheil nehme als die glühendsten Freunde der Freiheit. Er wolle von seinem Volk unzertrennlich sein, wie die Wahl von Rouen beweise; er sei der erste König seines Namens, der der Nation ihre vollen Rechte zurückgebe. Von den Beschlüssen der Nationalversammlung nehme er die einen ohne Vorbehalt und Bedingung an, die andern wünsche er einer nochmaligen Prüfung der Nation unterworfen zu sehen, unbeschadet ihrer vorläufigen Giltigkeit. Die Nationalversammlung werde er zu sich berufen, damit sie frei ihre Arbeiten fortsetze, dann eine convention nationale zusammentreten lassen, um das Werk der ersten Nationalversammlung zu prüfen, zu bestätigen, abzuändern und zu besiegeln. Vor Allem gelte es, Sicherstellung der Staatsschuld, Beseitigung der Parlamente, sowie der privilegirten Körperschaften. Er selber wolle sich einschränken, mit dem bescheidensten Auskommen sich begnügen, der Luxus solle vom Thron und vom Hofe verschwinden. — Wenn dieser Umschwung rasch geschehe, so werde sich die Nation um ihren König scharen, denn auch sie sei der unberechenbaren, fieberhaften Aufregungen satt, aber der König müsse sich auch beharrlich jedem Plane entziehen, dessen einziger Grundgedanke nicht sei: Friede und Glück des Staates, Untrennbarkeit der Monarchie und des Volks.

Diese Ansichten theilte Graf Montmorin, Minister des Auswärtigen. Allein Ludwig XVI., der seit dem 5. und 6. October gänzlich muthlos und

gebrochen war, konnte sich zu einem solchen Entschluß nicht aufschwingen. Mirabeau ließ sich aber nicht entmuthigen; mündlich und schriftlich suchte er auf den König weiter einzuwirken. „Stellen Sie doch," sagte er seinem Vertrauten, „dem König vor, wie Frankreich jetzt ist und wie es war. Fünfzehn Jahre hat er vergebens nach Reformen gerungen, die die Nation in einer einzigen Nacht vollzogen hat. Das ist der Kern der Revolution; sie war vergebens ohne offenen, ehrlichen Anschluß des Königs an diese Reformen. Ob ein Veto existirt, ob ein oder zwei Kammern sind, das kümmert die Massen nicht, wohl aber Freiheit des Eigenthums, Freiheit der Arbeit, Freiheit des Gewissen, Gleichheit vor dem Gesetz!"*)

Zugleich ließ er dem König seinen Wunsch mittheilen, in's Ministerium berufen zu werden, um dort um so kraftvoller für die Monarchie wirken zu


je promets au Roi loyauté, zèle, activité, énergie, et un courage dont peut-être on est loin d'avoir une idée. je lui promets tout enfin hors le succès qui ne dépend jamais d'un seul et qu'une présomption très téméraire et très coupable pourroit garantir dans la terrible maladie qui mine l'Etat et menace son chef. ce seroit un homme bien étrange que celui qui seroit indifférent ou inhabile à la gloire de sauver l'un et l'autre. et je ne suis pas cet homme là. le Comte de Mirabeau
ce 10 may 1790

Schluß des Briefes von Mirabeau an den König am 10. Mai 1790 (Facsimile in Originalgröße.

können. Daneben freilich hatte er den Gedanken, er könne sich so aus den finanziellen Verlegenheiten reißen, in die ihn seine Ausschweifungen und alten Schulden gestürzt hatten.

Diese seine ehrgeizigen Pläne blieben indeß der Nationalversammlung nicht verborgen. Denn als er am 6. November, um eine starke Regierung zu schaffen, und den Gegensatz zwischen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt auszugleichen, den Vorschlag machte, den Ministern einen Sitz im Abgeordnetenhaus mit berathender Stimme einzuräumen, stieß er auf heftigen Widerstand. Der Abgeordnete Lanjuinais, Professor des kanonischen Rechts, stellte den Gegenantrag, kein Mitglied der Nationalversammlung dürfe im Laufe dieser Legislaturperiode eine Ministerstelle oder ein Amt annehmen. Vergebens bekämpfte Mirabeau eine solche Selbstbeschränkung mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften, sodaß er zuletzt, da die Tendenz des

*) Das waren in der That die fruchtbaren Ideen der Bewegung: wer sie rettete, hatte die Nation. Ludwig XVI. that es nicht und — ging unter. Dagegen that es später ein großer Feldherr (Napoleon Bonaparte), den man begeistert auf den Schild erhob, nicht wegen seiner Siege, sondern weil er dem Volke eben diese unsterblichen Güter von 1789 sicher stellte.

Antrags Niemand ein Geheimniß blieb, sich zu der ironischen Redewendung verstieg, man solle dem Gesetz über die Zulassung der Minister den Zusatz beifügen, nur Graf Mirabeau, der Abgeordnete von Aix, sei auszuschließen; die Versammlung beschloß dennoch, keines der gegenwärtigen Mitglieder dürfe eine Stelle von der Staatsregierung annehmen, ein Beschluß, der den Zwiespalt zwischen Parlament und Regierung unheilbar machte. Damit war Mirabeau das Ziel seines flammenden Ehrgeizes entzogen. Nicht als berufener Großbeamter der Krone konnte er fortan dem König dienen, sondern nur als Redner auf der Tribüne oder als geheimer Rathgeber durch Noten, Vorschläge und Denkschriften. Diese letzte Thätigkeit brachte ihn in eine schiefe Stellung: da er durch seine zerrütteten Verhältnisse gezwungen war, für diese seine Gutachten Bezahlung seiner Schulden im Betrag von 200,000 Francs und eine Leibrente von monatlich 1000 Thalern vom König anzunehmen, so entstand bald das Gerücht, er stehe im Sold des Hofes, und die Demagogen versäumten nicht, denunziatorische Verdächtigungen gegen ihn zu schleudern.

Im Anfang des Jahres 1790 drohte nämlich ein Krieg zwischen England und Spanien um den Besitz des für den Pelzhandel wichtigen Nootka-Sundes in Californien auszubrechen, in den Frankreich vermöge des Familienvertrages verflochten werden konnte. Als nun Mirabeau in einer seiner glänzenden Reden die Entscheidung über Krieg und Frieden der Krone beigelegt wissen wollte, während Barnave und seine Genossen sie allein für die Vertreter der Nation in Anspruch nahmen, rief man in den Gassen eine Schrift aus: „Die große Verrätherei des Grafen Mirabeau.“ Da sagte er auf der Rednertribüne: „Vor Kurzem wollte man mich im Triumph durch die Straßen tragen und nun nennt man mich einen Verräther. Ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, daß nur wenige Schritte vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen seien, aber ein Mann, der für die Vernunft und für das Vaterland streitet, gibt sich nicht so leicht überwunden!“ Und so mächtig war die Logik seiner staatsrechtlichen Darlegungen, so durchschlagend seine Beweisführung für den Grundsatz: nicht dem gesetzgebenden Körper allein, sondern der in der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt gemeinschaftlich repräsentirten Nationalhoheit komme die Entscheidung zu, daß der Beschluß in eine Form gekleidet ward, die seiner Auffassung wenigstens nahe kam. Das Dekret lautete: „Das Recht über Krieg und Frieden gehört der Nation; der Krieg kann allein durch einen Beschluß der Nationalversammlung erklärt werden, welcher auf den ausdrücklichen und nothwendigen Vorschlag des Königs gefaßt und von ihm sanktionirt ist.“

Seit der Uebersiedelung des Hofes und der öffentlichen Gewalten nach Paris lag der Schwerpunkt der Macht in den Vertretern der Kommune, die auf dem Stadthaus ihre Sitzungen hielten, und in der ihnen untergeordneten Nationalgarde, wovon ein Theil zu regelmäßigem Dienst verpflichtet war und Sold bezog. Ein Aufruhr- oder Martialgesetz, für dessen Zustandekommen Mirabeau und Lafayette zusammenwirkten, und die Uebertragung aller Klagsachen für Verbrechen der „beleidigten Nation“ an den alten Gerichtshof des

Chatelet, bis eine neue Gerichtsordnung geschaffen würde, boten die gesetzlichen Mittel, dem anarchischen Gebahren der Masse zu wehren, und setzten die Nationalversammlung in den Stand, den neuen Staats- und Gesellschaftsorganismus in allen seinen Theilen auszubauen.*)

Die erste Sorge der Nationalversammlung galt der Beschaffung der nothwendigen Geldmittel für den Staatshaushalt und der Beseitigung des immer mehr anwachsenden Defizits. Es war eine rein praktische Angelegenheit, die sich aber rasch zu einer der höchsten und einschneidendsten Lebensfragen entwickelte. Die galikanische Kirche war bekanntlich im Besitz großer Güter und Einkünfte; man berechnete die Werthsumme des Kirchenvermögens auf zwei Milliarden, die Jahreseinnahme auf 170 Millionen mit Einschluß der Zehnten. Davon hatte der Klerus bisher dem Staat im Durchschnitt drei bis vier Millionen jährlich in „freiwilligen Gaben" bezahlt und auch die ihm zugewiesenen Lasten des Unterrichts und der Armenpflege sich möglichst leicht gemacht. Wenn in der Nachtsitzung des 4. August sich auch die Geistlichkeit von der allgemeinen opferwilligen Begeisterung fortreißen ließ, so war das doch nur ein kleiner Bruchtheil des Standes; und für die Hingabe des Zehnten stand Entschädigung in Aussicht. Was war da natürlicher, als daß in der Zeit der Aufklärung, da die herrschenden Geister der Religion und Kirche gleichgültig, ja feindlich gegenüber standen, in der Nationalversammlung der Gedanke auftauchte, man solle das Kirchenvermögen zur Beseitigung der finanziellen Nothlage verwenden.

Schon am 10. Oktober stellte Talleyrand den folgenschweren Antrag, die Güter der Kirche für die Staatsbedürfnisse in Anspruch zu nehmen. Mirabeau trat dem Vorschlag bei, der dann bald in Form eines Gesetzentwurfs gebracht ward. Danach sollte alles Kirchengut zur Verfügung der Nation gestellt, Staatseigenthum sein, die Besoldung der Geistlichen und die Unterhaltungskosten für Kultus und Armenpflege von der Regierung bestritten, das Uebrige der Staatskasse zur Tilgung der Staatsschulden und Rückstände und zur Ausgleichung des jährlichen Ausfalls zugewendet werden. Der Antrag wurde nach langen Ueberlegungen und Verhandlungen angenommen und der Beschluß gefaßt, „geistliche Güter für 400 Millionen an die Munizipalitäten des Reichs nach deren Angebot zu überlassen, diese würden den Einzelverkauf besorgen und ein Sechzehntel des reinen Ertrags für sich behalten". Es war eine reiche Gabe, die man als „Brautschatz der Revolution" bezeichnet hat, die indeß nichts anderes als ein „Raub am Kirchenvermögen" war. Da aber der Verkauf der Kirchengüter nicht sogleich vollzogen werden konnte, die dringende Geldnoth aber augenblickliche Einnahmen erforderte, so machte

*) Es war dieß ein großartiges Unternehmen, bei dem die ganze Fülle der Kenntnisse und der wissenschaftlichen Bildung zu Tage kam, welche die Versammlung in sich schloß. Wie sehr auch einzelne Bestimmungen den Charakter jener Zeit verrathen oder den philosophischen Doktrinen des Tages angepaßt sein mögen, so sind doch diese Schöpfungen von 1789 und 1790 die Grundlage des modernen Staates. Diese „Errungenschaften der Revolution" haben nicht nur für Frankreich, sondern für die gesammte Kulturwelt eine neue Aera in der Gestaltung des Staats- und Verfassungslebens begründet. Die persönliche Freiheit, die Rechtsgleichheit Aller vor dem Gesetz, die Herleitung der öffentlichen Gewalten aus der Hoheit und Selbstbestimmung der Staatsgesammtheit sind die unveräußerlichen Grundrechte aller modernen Staatsgesellschaften.

Mirabeau auf den Rath des Genfer Ausgewanderten Clavière den Vorschlag, man solle auf Grund der eingezogenen Kirchengüter, die als hypothekarisches Unterpfand dienen würden, Kassenscheine im Betrage von 400 Millionen Francs ausgeben und die Verwaltung der Staatsschuld in die Hand einer neuen von dem Finanzministerium getrennten Behörde legen. Der Vorschlag ging durch. Zur Herstellung eines geordneten Haushaltes griff man zu dem Mittel von Geldanweisungen oder „Assignaten". Diese Anfangs in löblicher Absicht getroffene Einrichtung erwies sich mit der Zeit als eine tyrannische Maßregel, die den Ruin von Tausenden herbeiführte. Denn da die Staatseinkünfte täglich mehr abnahmen, theils in Folge der Abschaffung der meisten indirekten Steuern oder Auflagen, theils durch die mangelhafte Einzahlung aller öffentlichen Abgaben von Grund und Boden und vom Gewerbebetrieb, theils durch den Abgang der Kaufsummen für Aemter und Richterstellen, somit die Geldnoth immer mehr wuchs, so sah sich die Regierung gezwungen, die Ausgabe der Kassenscheine fort und fort zu vermehren, weit über den anfänglichen Betrag hinaus. Die Folge war, daß das Volk, das ohnehin in den Bestand der Dinge keinen rechten Glauben hatte, das Zutrauen verlor und die Annahme des Papiergeldes, das man zuerst „wie einen himmlisch befruchtenden Regen" mit Freuden begrüßt hatte, verweigerte, oder sich doch spröde und widerstrebend verhielt. Vergebens setzte später der Konvent in den Tagen des Schreckens einen Zwangskurs fest, im täglichen Verkehr sank der Werth von Tag zu Tag mehr, bis endlich der Staatsbankerott eintrat, den man durch die Assignaten hatte vermeiden wollen.



Assignate.

Vom Herbst bis zum Frühjahr entfaltete die Nationalversammlung eine parlamentarische Thätigkeit, die in Erstaunen setzt. Galt es doch, die bestehenden Einrichtungen, die Resultate einer mehr als tausendjährigen geschichtlichen Entwickelung, so umzugestalten, daß sie mit den neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und natürlichen Menschenrechten übereinstimmten! Da mußte man denn zuerst die staatsbürgerlichen Rechte aller Franzosen festsetzen, da mußte man das Staatsgebiet auf neuen Grundlagen ordnen und eintheilen, da mußte man die alten, auf ganz anderen Voraussetzungen beruhenden Rechtsgewalten und Gerichtsstätten umgestalten, da mußte man die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche in andere Formen und Gesetze bringen. Die Berathung all' dieser Punkte war stets eine höchst erregte und bittere, und mehr und mehr trug sie zu der Erweiterung der Kluft zwischen den Parteien bei; mehr und mehr drang aber auch das radikale Element durch. Es würde zu weit führen und den Rahmen unserer Darstellung

weit überschreiten, wollten wir die Berathungen der einzelnen Punkte eingehend schildern. Wir fassen darum das in jenen Monaten von der Nationalversammlung Geleistete kurz zusammen.

Eine gleichförmige Verwaltung, *ein* Gesetz, *ein* Recht sollten von jetzt an in Frankreich gelten. Um für diese einheitliche Verwaltung eine bessere Grundlage zu schaffen und um zugleich den Sondergeist der Provinzen zu brechen, theilte die Versammlung das Land ohne Rücksicht auf die alten Grenzen und das ganze geschichtliche Sonderleben der letzteren in 83 *Departements* von ungefähr gleicher Seelenzahl und diese wieder in Bezirke (Distrikte, später Arrondissements), Kantone und Gemeinden neu ein; es sollte in dem verjüngten Frankreich keine Bretonen, Picarden, Provençalen ꝛc. mehr geben, sondern nur noch Franzosen. Departements, Distrikte und Gemeinden erhielten statt königlicher Beamten lauter *vom Volke gewählte Behörden*; statt von oben herab regiert zu werden, sollte das Volk lernen, sich selbst zu verwalten. Zur Ausübung des Wahlrechts waren alle *Aktivbürger* berechtigt, und Aktivbürger war jeder erwachsene Franzose, gleichviel ob Katholik, Protestant oder Jude, der dem Staat eine Steuer im Werth von drei Taglöhnen entrichtete.*) — Ebenso wurde ein ganz neues *einheitliches Gerichtswesen* geschaffen. Die aus dem Mittelalter stammenden Parlamente und sonstigen alten Gerichtshöfe mit ihren käuflichen Stellen wurden beseitigt; an ihre Stelle traten Richter, die vom Volk aus dem geprüften Juristenstand gewählt wurden. Für einen bestimmten Kreis (Kanton) gab es einen *Friedensrichter*, der die streitenden Parteien zu versöhnen und, wenn dies nicht gelang, in kleinen Sachen zu entscheiden hatte. Jeder *Distrikt* erhielt ein *Zivilgericht* für Eigenthumsstreitigkeiten ꝛc., jedes Departement ein *Kriminalgericht*,



Assignate.

*) Mirabeau war mit diesen Schöpfungen der „nivellirenden Staatskünstler“ nicht einverstanden; nach seiner Ansicht sollte man der Naturbeschaffenheit der einzelnen Landschaften, dem Temperament und den Gewohnheiten der Bevölkerung mehr Rechnung tragen, auf die „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ der Provinzen größere Rücksicht nehmen. „Ich würde eine reale Eintheilung vorziehen,“ sagte er, „die den materiellen Verhältnissen, den Eigenthümlichkeiten der Gegenden und den Umständen angepaßt wäre, und nicht eine mathematische, sozusagen ideale; eine Eintheilung, welche nicht bloß darauf ausginge, eine dem Zahlenverhältniß der Bewohner entsprechende Vertretung einzurichten, sondern die Verwaltung den Menschen und den Dingen nahe zu bringen und ihr einen größern Wetteifer der Bürger zuzuführen; etwas, was auf der Stelle die Einsicht und die Selbstthätigkeit, d. h. die wahre Kraft, steigern müßte.“ Aber der Zug der Zeit war gegen ihn. Er mochte voraussehen, was bald genug zu Tage trat, daß ein auf so breiter demokratischer Grundlage aufgebautes zerbröckeltes Staatswesen in den Jahren politischer Aufregung zu einer ungezügelten Volksherrschaft unter ehrgeizigen und selbstsüchtigen Demagogen übergehen würde, in Zeiten der Ermüdung und Erschlaffung aber in ein willkürliches Beamtenregiment, daß die zu weit getriebene Decentralisation mit der Zeit einer starren Centralisation den Platz räumen, daß auf eine fieberhaft erregte Volksthätigkeit mit anarchischen Auswüchsen der Despotismus folgen würde.

welches mit Geschworenen aus dem Volke zusammen die Verbrechen zu beurtheilen hatte; endlich als Obergericht für das ganze Land waltete ein Kassationsgericht, welches die gesammte Rechtspflege überwachen sollte. Dazu kamen noch besondere Handelsgerichte. Die Tortur wurde abgeschafft, ebenso die grausamen Strafen, wie Rädern u. drgl. Die Gerichtssitzungen sollten öffentlich abgehalten und jedem Angeklagten von Amts wegen ein Vertheidiger gegeben werden. — Alles endlich, was den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit widerstrebte, wurde beseitigt. Die Verfassung gewährleistete jedem Bürger Sicherheit vor willkürlicher Verhaftung und Unverletzbarkeit seines Eigenthums, ferner die Freiheit, sich niederzulassen und seinen Beruf zu betreiben, wo es ihm beliebte, zu glauben, zu sprechen, zu schreiben und das Geschriebene zu drucken, ohne dasselbe irgend einer amtlichen Durchsicht (Zensur) unterwerfen zu müssen, den Gottesdienst, dem er angehörte, auszuüben, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln, an die Behörden Bittschriften (Petitionen) zu richten u. s. w. Die Eheschließung, welche bis dahin in der Hand der Kirche gelegen hatte, wurde staatlichen Beamten übertragen (Zivilehe), ebenso die Führung der Verzeichnisse von Geburten und Todesfällen. Der Adel, wie überhaupt jeder Standesunterschied, wurde für abgeschafft erklärt, und um ihn auch thatsächlich zu untergraben, das Recht der Erstgeburt aufgehoben und gleiche Theilung des Erbes unter die Kinder verordnet. Zum Ueberfluß wurde selbst das Tragen von Adelstiteln, Wappen und Livreen verboten und selbst der unbedeutende Titel Monsieur (mein Herr) wurde verpönt; man mußte fortan zu Jedem Citoyen (Bürger) sagen.*) Bei der Zulassung zu Aemtern und Würden sollte keine andere Rücksicht, als die auf Talent und Tüchtigkeit gelten.



Anacharsis Cloots.

Die bittersten Kämpfe aber rief das vorgeschlagene Gesetz über die Zivilverfassung des Klerus hervor. Nach demselben sollte in

*) Damals erwarb sich der berüchtigte Cloots, ein reicher deutscher Baron vom Niederrhein, aber in Paris erzogen und ansässig, den Titel „Redner des Menschengeschlechts“. Ein verschrobener, überspannter Anhänger des republikanischen Gleichheitsprinzips, der eine Vereinigung aller Völker und Menschen zu einem demokratischen Gemeinwesen nach dem Vorbild des alten Athen mit einer Naturreligion ohne Gottesglauben als höchstes Ziel seiner kosmopolitischen Bestrebungen verfolgte und seinen christlichen Vornamen Jean Baptist in den altgriechischen „Anacharsis“ verwandelt hatte, erschien Cloots an der Spitze einer Anzahl Fremder, die in alle Nationaltrachten der Pariser Theatergarderoben gekleidet die Vertreter der Völker des Erdkreises darstellen sollten, vor den Schranken der Nationalversammlung, um derselben im Namen der Menschheit für diese Beschlüsse den Dank auszusprechen und die Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft zu erbitten.

Zukunft jedes Departement eine bischöfliche Diözese bilden mit einem vom Staat geleiteten Seminar, und das ganze Königreich zehn Erzbisthümer enthalten. Die Wahl der Bischöfe und der Pfarrer sollte „nach dem Muster der ursprünglichen Kirche" durch das Volk nach Stimmenmehrheit erfolgen, alle Diener der Kirche sollten vom Staat bezahlt werden und keine Accidenzien mehr beziehen. Der Bischof sollte keinen andern Eid schwören, als daß er die katholisch-apostolische Religion bekenne, und dem Papst nur Mittheilung von seiner Wahl machen, ohne dessen Bestätigung nachzusuchen. Den Geistlichen war verboten, die Autorität irgend eines Bischofs oder Metropolitan anzuerkennen, dessen Sitz nicht innerhalb des französischen Gebietes und der französischen Staatsordnung liege, oder andere Titel, Würden, Aemter als die in der Konstitution aufgenommenen zu führen.



Gleichzeitiges Flugblatt auf die Abschaffung der Orden ꝛc., dieselben mußten auf dem Sekretariat der städtischen Behörden abgeliefert werden.

Damit war, wie auf der Hand liegt, der Staatsreligion und der Macht der Kurie in Frankreich die Axt an die Wurzel gelegt. Die Männer der Rechten Abbé Maury, Cazalès u. a. setzten darum alle Hebel in Bewegung, um das Gesetz scheitern zu machen. Auf ihre Anregung stellte ein ehrlicher Kartäusermönch, Dom Gerle, den Antrag, die Versammlung solle erklären, „daß die römisch-katholisch-apostolische Kirche immer die der Nation und ihr Kult der allein autorisirte sein werde"; aber dies stieß auf so heftigen Widerspruch, daß der Mönch, der ohnedies der Volkspartei angehörte und von den andern nur vorgeschoben worden war, seinen Antrag mit Thränen zurückzog. Die Diskussion zog sich wochenlang hin. Der Hauptredner war der Jansenist

Camus, „der mit einer Mischung von religiösem und politischem Eifer die Uebereinstimmung des vorliegenden Gesetzes mit dem Neuen Testament und den Konzilienbeschlüssen des vierten Jahrhunderts unermüdlich in allen Stücken nachwies". Trotzdem wurde am 12. Juli 1790 das Gesetz vollendet.*)

Kein Beschluß der Nationalversammlung verursachte eine solche Aufregung in der Nation als diese Zivilverfassung der Geistlichkeit. Denn war auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen gegen den geistlichen Stand gerichtet, in dem man den geborenen Feind aller Aufklärung und Reform erblickte, so hatte dieser Stand doch im Volk seinen Einfluß noch nicht verloren, und er selbst war in seiner Macht nicht gewillt, sich einem Gesetz zu fügen, das ihm als eine Verletzung der Gewissensfreiheit, als ein Eingriff in das auf göttlicher Einsetzung beruhende Kirchensystem galt. Als daher einige Monate später an die französischen Geistlichen die Aufforderung erging, die neue Ordnung zu beschwören, weigerte sich der größere Theil den Bürgereid zu leisten, zu dem von Rom aus keine Erlaubniß eingetroffen war, und gab lieber seine Stellen preis. Nur ein Drittel des Klerus unterzog sich dem Eid. Unter ihnen befand sich der edle Menschenfreund Henri Gregoire, Bischof von Blois, der sowohl durch sein öffentliches Wirken in der konstituirenden Versammlung und im Konvent wie durch seine Schriften bewies, „daß er in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe suchte". Seitdem war das kirchliche Frankreich in zwei feindliche Heerlager getheilt: eine Menge von geistlichen Stellen war unbesetzt und man unterschied zwischen beeidigten und unbeeidigten Priestern, welch letztere nun nicht länger als Priester gelten sollten, aber in den Augen der Gläubigen um so mehr dafür galten. Die Spaltung wuchs mit den Jahren, bis sie durch klerikale Einwirkung zum Bürgerkrieg sich steigerte. Die Nationalversammlung, die auch die öffentliche Volksreligion unter die Allmacht des Staates beugen



Cazalès.

*) Der König zögerte erst mit seiner Unterschrift. Papst Pius VI. hatte ihm auf seine Anfrage erwidert: den Rechten seiner Krone könne er entsagen, aber nicht seine Pflicht gegen Gott und die Kirche opfern, deren ältester Sohn er sei. Nachher ließ er sich dennoch die Bestätigung abzwingen; aber es ging ihm tief zu Herzen; sein religiöses Gewissen fühlte sich verwundet bei dem Gedanken, daß er durch die Verletzung der päpstlichen Rechte sich von der Einheit der Kirche trenne und daß durch die gesetzwidrige Wahl der Bischöfe und Geistlichen ihm das Sakrament entweiht werde. Von da an lag ein Abgrund zwischen ihm und der Nationalversammlung. Seine Hoheitsrechte ließ er sich Stück für Stück entreißen. Daß man aber seinem religiösen Bewußtsein Gewalt anthat, konnte er nicht verwinden.

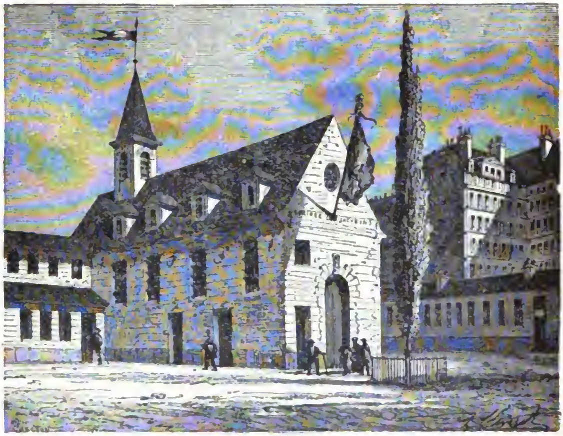
wollte, machte bald die Erfahrung, „daß hinter den aufgeklärten Rednern der Klubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war, die mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt. Die römisch gesinnte Geistlichkeit benutzte ihren Einfluß auf die Gemüther, um den Fanatismus aufzustacheln und den brennenden Streit in alle Familien zu tragen. Wie einst die calvinistischen Prediger in den Tagen der Verfolgung, so sammelten jetzt da und dort eidweigernde Priester die Gläubigen ihrer Heerde zum heimlichen Gottesdienst in Wäldern und Einöden. Daneben regte sich auch wieder die alte Konfessionswuth. Noch ehe die neuen Kirchengesetze in Vollzug gesetzt wurden und ein religiöses Schisma erzeugten, traten im südlichen Frankreich, besonders in den alten Hugenottenstädten Nimes, Uzés, Montauban Bewegungen zu Tage, die an die frühern Religionskämpfe, erinnerten. Die katholischen Einwohner von strenggläubiger Richtung traten zu einem Glaubensbund zusammen, um den Reformirten die von der Nationalversammlung ausgesprochene Kultus- und Gewissensfreiheit streitig zu machen. Da und dort kam es zu blutigen Kämpfen; das gemeine Volk erregte Aufstände; die Bürgergarden waren getheilt; die Patrioten und Liberalen vermochten nur mühsam sich zu behaupten und wandten sich um Hilfe an die Nationalversammlung. Die andern erließen Adressen im entgegengesetzten Sinn. Erst durch das energische Einschreiten der Regierungstruppen gegen die rebellischen Volksschaaren wurde die Ruhe hergestellt, nachdem über achthundert Menschen der klerikalen Partei niedergemacht worden.

Siebentes Kapitel.

Die Revolution im Wachsen. — Einfluß der Klubs und der Presse. — Bundesfest auf dem Marsfeld. — Mirabeau's Tod.

Während die Nationalversammlung, wie wir im vorigen Kapitel gesehen bemüht war, für das neue Frankreich eine feste populäre Unterlage zu schaffen und das Bürgerthum und die zu eigenem Grundbesitz gelangten Bauernschaften zu Trägern der neuen Staatsordnung zu machen, gewann die bewegliche Masse der unteren besitzlosen Volksklasse immer mehr Boden und organisirte sich zu einem Nebenregiment, das um so gefährlicher und drohender wurde, weil es durch eine zügellose Presse in Athem gehalten wurde und mit den radikalen Elementen in der Versammlung selbst in Fühlung stand. Ihre Hauptstütze und Führerschaft erhielt diese Volksherrschaft in dem Verein, der sich in einem Kloster des Jakobinerordens in der Straße St.-Honoré zu ver-

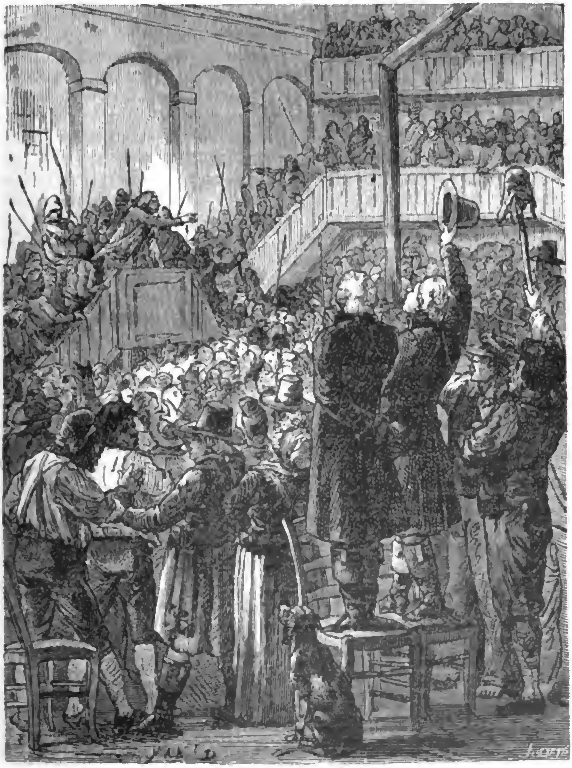
sammeln pflegte. Als die Nationalversammlung nach Paris übersiedelte, mietheten die Mitglieder des Bretogner Klubs das verlassene Mönchshaus für ihre Fraktionssitzungen. Sie bezeichneten sich als die „Gesellschaft der Verfassungsfreunde im Jakobinerkloster“; die „Triumvirn“ Dupont, Barnave, Lameth galten als die Häupter. Ihre Gegner gaben ihnen aus Spott den Mönchsnamen „Jakobiner“; sie adoptirten denselben und brachten ihn zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Die anfängliche Beschränkung auf die Gesinnungsgenossen in der Nationalversammlung wurde bald aufgegeben. Man nahm auch Nichtabgeordnete auf, insbesondere Männer von Ruf und



Das Jakobinerkloster.

Namen, sowohl aus der Pariser Stadtgemeinde, als Fremde, welche die Begierde, die gewaltigen Ereignisse in der Nähe zu schauen, in großer Menge nach der Hauptstadt führte. Die Zahl der Theilnehmer wuchs in die Tausende; man mußte bald den Speisesaal und das Bibliothekzimmer der Mönche, wo anfangs die Sitzungen gehalten wurden, mit ihrer Kirche vertauschen; sie gründeten ein eigenes Journal und bewirkten, daß sich in allen Städten Frankreichs ähnliche Vereine oder „Filialgesellschaften“ bildeten, welche von dem Pariser Jakobinerklub Namen und Grundsätze entlehnten. In kurzem war ganz Frankreich mit einem Netz von Jakobinervereinen durchzogen, die von dem Pariser Mutterhaus die Parole erhielten. Mehr als hundertfünfzig solcher Verbrüderungen waren thätig, dem neuen Staats- und Gesellschaftszustand mit Freiheit und Gleichheit aller „Bürger“ auf den

Ruinen alles Bestehenden und nach dem neuen Evangelium der Menschenrechte in strengster Folgerichtigkeit durchzuführen. Eine organische Gliederung von Paris durch die Hauptorte der Departements nach den einzelnen Land-



Im Jakobinerklub.

städtchen, vermittelt durch Ausschüsse und eingeweihte Führer, die mit dem Mutterklub in ununterbrochener Verbindung standen, gab dem Verein eine furchtbare Macht und eine einheitliche Aktion. Der Pariser Jakobinerklub

wurde bald das Centrum und der Agitationsherd für die große Masse besitzloser Einwohner, die in der Anarchie nur gewinnen konnte und eine schlagfertige Armee zu Tumult und Aufruhr bildete, ein Regiment der Gasse im Gegensatz zu dem Regiment des Gesetzes.*) Die **radikalen Zeitungen**, vorab Marat's Volksfreund und Loustalot's „Revolution von Paris“, stachelten die Leidenschaften des Volks gegen die Bourgeoisie und Aristokratie auf, indem sie unaufhörlich vom „Despotismus der Kommune“ und von „royalistischen Verschwörungen“ redeten, die Tugend und patriotische Hingebung der besitzlosen Klasse priesen, die Vertilgung der Armuth als nationale Schuldigkeit darstellten, und durch das Schlagwort: „Krieg den Schlössern und den geistlichen Pfründen“ zum Aufruhr reizten.†) Im Laufe des Winters drang das Klubwesen auch in die Regimenter ein; ein Ausschuß von Unteroffizieren bildete den Mittelpunkt der Bewegung und leitete die Sitzungen. „Höhere Löhnung, gesichertes Kassenwesen, leichtere Beförderung, mildere Zucht waren die ersten Gegenstände der Verhandlungen.“ Dadurch wurde die militärische Disziplin vollends untergraben. Die Soldaten fraternisirten mit den Nationalgarden und verweigerten in kritischen Lagen ihren aristokratischen Vorgesetzten und Offizieren den Gehorsam.

Neben dem demokratischen Volksverein der Jakobiner mit seinen Filialen konnten die übrigen Gesellschaften von mehr konservativer Richtung nicht aufkommen. Sowohl der „Klub der Unparteiischen“, den Clermont-Tonnerre und Malouet zum Mittelpunkt der royalistischen Partei machen wollten, als die aus klerikalen und aristokratischen Mitgliedern der Rechten gebildete „Gesellschaft der Volksfreunde“, welche hauptsächlich die Wahrung der Interessen des geistlichen Standes und die Erhaltung der katholischen Kirche als der einzigen anerkannten Staatsreligion und Nationalkirche zum Zweck hatte,

---

*) Den Sitzungen im Klostersaal der Jakobiner, welche sich ganz in den Formen der Nationalversammlung bewegten, durften auch Frauen auf einer besonderen Emporbühne anwohnen, und **Théroigne de Méricourt** versäumte nicht die Gelegenheit, den Ruhm, den ihr der Bastillesturm und der Versailler Oktoberzug bei der Volksmenge gebracht, zu weiteren Erfolgen zu verwerthen. Ihr Muth und eine gewisse natürliche Beredsamkeit verschafften ihr Ansehen im Weiberkonvent wie auf der Straße. Ein Blick, eine Bewegung mit der Reitpeitsche, ein Wort von ihr im entscheidenden Momente waren im Stande, die Massen bis zur Begeisterung zu elektrisiren oder mitten im Sturm wieder zur Ruhe zu beschwören; der Beifall und das Mißfallen des Publikums waren in ihrer Hand. Die Parteiführer verschmähten es daher auch nicht, um ihre Gunst zu werben. Zu ihren vertrautesten Freunden gehörten die beiden Chéniers, der Abbé Sieyès, ihr politisches Orakel, und die spätern Konventsmitglieder Romme und Pétion. Selbst Mirabeau soll mit ihr Umgang gepflogen haben. Unter der Herrschaft der Guillotine verschwand ihr Ansehen; die Mißhandlungen, die sie einst von „Robespierres Strickerinnen“ zu erleiden hatte, machten auf ihre phantastische Natur solchen Eindruck, daß sie in Geistesstörung gerieth und nach mehr als zwanzigjährigem Wahnsinn im Irrenhaus starb (9. Mai 1817), „ein entsetzliches Nachtstück unter den düstern Bildern des Revolutionsdrama“.

†) Man muß in diesem „Volksfreund“ Marats lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie da jeden Tag in der frevelhaftesten Weise gehetzt, nicht besprochen sondern verleumdet, nicht beurtheilt sondern angegeifert, die Leidenschaften des Hasses, der Rachsucht, des Blutdurstes herausgefordert und damit Politik gemacht wurde. Mit dieser täglichen Kost zog man die Horden von 1793 groß, in dieser Schule sind die Mordgesellen der Guillotinezeit herangebildet worden. Hier nur ein paar Stellen aus dem Blatt: In einem Leitartikel vom Juli 1790, Nummer 198, heißt es: „Pflanzt 800 Galgen im Tuileriengarten auf und laßt dort all die Verräther am Vaterland baumeln, den infamen Riquetti zu oberst, und neben daran einen großen Scheiterhaufen, um dort die Minister und ihre Spießgesellen zu braten.“ In einer andern Nummer desselben Blattes heißt es: „Ernennt einen Kriegstribunen, bewaffnet ihn nur auf drei Tage mit der Staatsgewalt, unterwerft euch seiner Gewalt, auf daß er die verbrecherischen Häupter aller derer fälle, die seit 15 Monaten gegen euch verschworen sind; vor allen Dingen aber fliegt nach St. Cloud, bringt in eure Mauern den König und den Dauphin, verhaftet die Oesterreicherin, nehmt ihren Schwager, den Maire, den General gefangen und werft die Minister in Ketten“ u. s. w.

waren von kurzer Lebensdauer. Selbst die große konstitutionelle Partei, welche im Jahre 1790 von den Jakobinern ausschied und sich zuerst als „patriotische Gesellschaft" oder „Klub von 1789" konstituirte, dann aber, als nach der Flucht des Königs die republikanischen Ideen weitern Boden gewannen, in dem Kloster der Feuillans (Cistercienser) einen selbstständigen Verein gründete, vermochte sich zu keiner einflußreichen Stellung aufzuschwingen. Die Feuillans, denen sich die meisten Mitglieder der „Unparteiischen" anschlossen, strebten nach einem von republikanischen Institutionen umgebenen Königthum, nach einer „demokratischen Monarchie", wie sie in dem Kopf Lafayette's, der eigentlichen Seele des Vereins, sich ausgebildet hatte. Fußend auf der von der Nationalversammlung aufgestellten, vom König sanktionirten Verfassung, und ein parlamentarisches Staatsleben nach Art des englischen im Auge, wollte der Klub der Feuillans, sowohl den monarchischen Ideen wie den „kontrerevolutionären Träumereien" entgegenwirken und vor allem für die Herstellung und Befestigung der öffentlichen Ordnung eintreten. Die Feuillans galten als die eigentlichen Repräsentanten der liberalen Bourgeoisie und der Nationalgarde. Daher auch der Ingrimm der untern Volksklassen sich besonders gegen sie richtete. Von den Jakobinern angefeindet und verdächtigt, von der Demokratenpresse geschmäht, wurde der Klub der Konstitutionsfreunde im Kloster der Feuillans bald der Gegenstand des Volkshasses.



Fabre d'Eglantine.

Die verwegenen Männer, welche sich im Kloster der Franziskaner oder der „Stricktträger" (Cordeliers) zu versammeln pflegten und mit dem Volksnamen dieser Mönche belegt wurden, bildeten nur eine Sektion des Jakobinerklubs, mit dem sie in den Grundsätzen übereinstimmten, an dessen Sitzungen und Beschlüssen sie theilnahmen, nur daß sie die Begriffe von Freiheit und Gleichheit in der weitesten Ausdehnung verwirklichen, eine Demokratie auf der breitesten Basis errichten wollten. Gleich ihrem Gönner und Patron, dem Herzog von Orleans, welcher in den ersten Tagen des Juli 1790 wieder nach Paris zurückkehrte, ohne jedoch weder in der Nationalversammlung noch im Jakobinerklub eine hervorragende Stellung gewinnen zu können, stützten sich die Cordeliers auf die untern Volksklassen, daher sie auch in den stürmischen Tagen der nächsten Zeit die eigentliche Aktionspartei bildeten. An der Spitze standen die beiden Männer, denen wir schon begegnet sind, die Advokaten Danton und Camille Desmoulins. Der letztere war ein Jugendfreund von Robespierre, aber mehr angezogen von der gemüthlicheren Natur Danton's. An sie schloß sich auch Marat an, der seit dem frühen Tod Loustalots (19.

September 1789) die demokratische Presse fast ausschließlich beherrschte und vor andern die blutdürstigen Leidenschaften nährte, die in der Folge zu so entsetzlichen Unthaten führten; auch manche andere Demagogen, deren Namen bald zum Schrecken und Abscheu der Welt wurden, wie Hébert, Momoro, Fabre d'Eglantine, gingen aus dem Schoß der Cordeliers hervor. In der Antonsvorstadt erlangte Danton's Freund, der Brauer Santerre bei der Nationalgarde bald mehr Ansehen als Lafayette. Auch darin waren die Cordeliers die würdigen Genossen ihres herzoglichen Gönners, daß die meisten ein wüstes ausschweifendes Leben führten und sich bei allen Menschen, die auf Tugend und Sittlichkeit hielten, verächtlich machten.

In diesen Klubs erwuchs neben der Nationalversammlung die Autorität, der die nächste Zukunft zu gehören schien. Und von Tag zu Tag mußte es zweifelhafter werden, ob es in Frankreich noch gelingen würde, die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Eine beträchtliche Mitschuld an diesem Gang der Dinge trugen übrigens die königlich Gesinnten, die den Radikalen in die Hände arbeiteten, um das Verfassungswerk, das sie nicht verhüten konnten, innerlich unhaltbar zu machen, und bei jedem Krawall frohlockten, der in Frankreich gegen die neue Ordnung entstand. Die Aufstände in Marseilles z. B., dann die in Montpellier, Valence, Toulouse, Montauban, Nimes, die Soldatenrevolte in Nancy, der Matrosenaufruhr in Brest, der Priesteraufstand zu Jalès — das Alles war ihnen willkommen. „Nur so fortgemacht!" dachten und sagten sie, „je toller desto besser, dann kommt unsere Zeit!" Sie täuschten sich, ihre Zeit kam nie wieder; wenn es in dem zerklüfteten Frankreich etwas gab, worin Alle einig waren, so war es der Abscheu vor einem Wiederaufleben der alten Zustände.

Im Mai des Jahres fand noch einmal eine wichtige Debatte statt über das Kriegs- und Friedensrecht, also einen wesentlichen Punkt der königlichen Machtvollkommenheit. Die Linke wollte auch dies Recht der Nationalversammlung ausschließlich gewahrt wissen, während Mirabeau, hier entschiedener auf Seiten der Krone, als bei der Vetofrage, für eine gemischte Form der Ausübung desselben in's Gefecht trat. Es war eine der größten politischen Debatten, die jemals stattgefunden haben, und Mirabeaus zwei Reden gehören zu den bedeutendsten Staatsreden, die je gehalten worden sind; sie sind wahre Muster einer ruhigen, besonnenen allseitigen Erörterung einer politischen Frage ersten Ranges. Barnave war unter den Gegnern Mirabeaus der hervorragendste Redner, doch dem Letzteren gelang es, eine Beschlußfassung in seinem Sinne durchzusetzen; nach seinem Antrag wurde beschlossen: Das Kriegs- und Friedensrecht wird gemeinsam geübt vom König und der Versammlung, denn es ist Eigenthum der Nation, zu welcher beide gehören.

Dieser Sieg war eine Ermuthigung für diejenigen, welche noch immer auf eine friedliche Lösung der vorhandenen innern und beginnenden äußeren Wirren hofften. Dieselbe Seite war es auch, von der der Gedanke ausging, die Jahresfeier des Bastillesturms vom 14. Juli zu einem allgemeinen Bundes- oder Versöhnungs- und Verbrüderungs-

fest zu machen. Die Idee fand in den wohlhabenderen Kreisen des Bürger- und Bauernstandes begeisterte Zustimmung, während die von den radikalen Demagogen geleiteten untern Volksklassen in Paris und den andern großen Städten, meistens ohne Heimath, ohne Eigenthum, nichts davon wissen wollten, daß man das Ende der politischen und sozialen Bewegung für gekommen ansehe und feiere. Aber trotzdem wurde das Fest am 14. Juli (1790) feierlich begangen.

Die großartigsten Vorbereitungen wurden dazu getroffen. Das Marsfeld wurde als Festplatz bestimmt und für 400,000 Personen eingerichtet. In der Mitte erhob sich der Altar des Vaterlandes in antiker Form, und um denselben ein Amphitheater, wo sich der König, die Nationalversammlung und die Munizipalität aufstellen sollten. Ganz Frankreich wurde von einem Taumel der Begeisterung ergriffen, als das Bundesfest angeordnet wurde. In Paris gingen die Wogen am höchsten. Man hatte 12,000 Arbeiter bestellt, um die Arbeiten auf dem Marsfelde auszuführen. Allein diese schritten nur langsam vorwärts und da man fürchtete, sie würden bis zum 14. Juli nicht vollendet sein, so strömte die Bevölkerung von Paris zu vielen Tausenden auf das Marsfeld, um die Arbeiten zu vollenden. Man sah vornehme Damen, die mit den Tagelöhnern um die Wette Schaufel und Hacke schwangen. „Es arbeiteten," sagt ein Augenzeuge, „Männer und Weiber, Greise und Kinder, Herzoge und Tagelöhner, Bischöfe und Friseure, Generalpächter und Köche, Alle in friedlicher Eintracht, Arm in Arm, nebeneinander, Freiheitsgesänge singend." So konnten die Vorbereitungen vollendet werden und das Fest fiel überaus glänzend aus.

Die Vertreter aller Departements des Landes fanden sich in unabsehbarer Zahl zu dem Bundesfeste ein und wurden dem König vorgestellt, der sie mit vieler Freundlichkeit empfing; er erhielt auch Beweise von Liebe, aber nur als konstitutioneller König. „Sire," redete ihn der Sprecher der Deputirten aus der Bretagne an, indem er sich auf ein Knie niederließ und ihm seinen Degen überreichte, „ich übergebe in Ihre Hand den treuen Degen der tapfern Bretagner, er wird sich nur mit dem Blute Ihrer Feinde färben." Ludwig XVI. hob ihn auf, umarmte ihn und gab ihm den Degen zurück. „Er kann nicht besser aufgehoben sein," antwortete er, „als in den Händen meiner treuen Bretragner, ich habe nie an ihrer Liebe und Treue gezweifelt; versichern Sie ihnen, daß ich der Vater, der Bruder, der Freund aller Franzosen bin." — „Sire," setzte der Deputirte hinzu, „alle Franzosen lieben Sie und werden Sie lieben, weil Sie ein Bürgerkönig sind."

Die Feier selbst, die einen mächtigen Eindruck auf die ganze Kulturwelt machen sollte, ging mit allem Pomp vor sich. Der Zug der Föderirten, eröffnet von einem Bataillon bewaffneter Kinder und geschlossen von einem Bataillon bewaffneter Greise, bewegte sich vom Platze, wo die Bastille gestanden, nach den Tuilerien, nahm hier den Hof in seine Mitte und ging mit der Nationalgarde und der Nationalversammlung nach dem Marsfelde ab. Eine unermeßliche Menschenmenge begleitete den Zug; die Stadt prangte in Fahnen- und Blumenschmuck, und es wurden 101 Kanonenschüsse

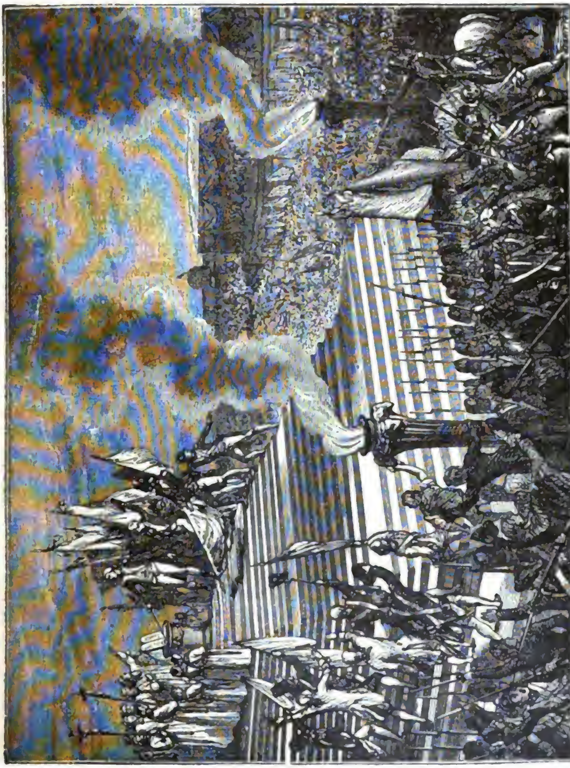
abgefeuert. Die Massen wurden auf dem Marsfelde in guter Ordnung aufgestellt. An dem Altar des Vaterlandes wurde zuerst eine Messe gelesen — die Ironie der Weltgeschichte übertrug dies Niemand anders als dem bekannten Talleyrand —, wobei 300 Priester in weißen Meßhemden und blau-weiß-rothen Schärpen den Altar umgaben. Talleyrand segnete auch die Oriflamme, die alte Standarte der französischen Könige, sowie die Fahnen der 83 Departements ein. Dann aber erschien Lafayette, welcher der Held dieses Festes und zum Oberbefehlshaber aller Nationalgarden des Königreichs ernannt worden war. Er ward von zwei Grenadiren unter dem anhaltenden Freudengeschrei der Versammlung auf den Altar des Vaterlandes getragen und sprach von dort der Masse folgenden Eid vor: „Wir schwören, immer treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem König, die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König angenommene Verfassung mit allen Kräften aufrecht zu erhalten und mit allen Franzosen durch die unauflöslichen Bande der Brüderlichkeit vereint zu bleiben."

Die Masse rief zu diesen Worten ein begeistertes, aus 400,000 Kehlen ertönendes „Ich schwöre es!" Das Geschütz donnerte, die Trompeten schmetterten und die Föderirten und Nationalgarden klirrten mit ihren Waffen. Ein Begeisterungssturm rauschte über das weite Marsfeld. Dann trat der König vor und schwur, „fest und treu zu halten an der beschlossenen und noch zu beschließenden Verfassung", womit er daran erinnerte, daß die Verfassung noch gar nicht vollendet war. Die Königin hob ihren Sohn empor und rief: „Hier ist mein Sohn; er und ich theilen die Gesinnungen des Volkes." Das Volk jubelte auch der „Oesterreicherin", der „Madame Veto", wie man sie später nannte, tausendstimmig zu. Dem Volke war es ernst mit der Verbrüderung und mit dem Eid auf die Verfassung der konstitutionellen Monarchie.*) Alles schwamm in Jubel und Freuden, und selbst der Regen, der nun niederging, konnte die Feststimmung nicht stören. Vom Regen durchnäßt tanzten die freiheitstrunkenen Franzosen auf dem Festplatz. In der Stadt waren eine Menge von Volksfestlichkeiten angeordnet, die bis tief in die Nacht dauerten, und auf dem Platze, wo vor einem Jahr die Bastille gestanden, las man auf den Trümmern der furchtbaren Zwingburg die Inschrift: „Hier wird getanzt!"

Das Fest war indeß keine Friedensfeier: Die Begeisterung ging vorüber, die Radikalen Marat und Desmoulins sprachen ihren Abscheu über das Fest ohne allen Rückhalt aus und donnerten gegen den Götzendienst, der mit dem König und Lafayette getrieben werde. Die Lage des Königs wurde in Folge dessen immer hoffnungsloser. Zwei Monate nachher legte Necker, entmuthigt und von körperlichen Anstrengungen und Seelenleiden niederge-

*) Man darf natürlich nicht zu hohen Werth auf diese Demonstrationen legen, zumal bei einem Volke, dessen Empfindungen so rasch zwischen Extremen wechseln; aber es war doch ein gewaltiger Moment, wo die Nation nach den ungeheuren Ereignissen des abgelaufenen Jahres den Sturz seines Mittelalters und den Anbruch seiner neuen Zeit beging. Es waren das die „schönen Tage" der Revolution, die in ganz Europa von allen für freiheitlichen Fortschritt und für Entwickelung der Menschheit empfänglichen Seelen freudig begrüßt wurden. Die deutschen Dichter und Philosophen glaubten damals auch, die Zeit sei nun gekommen, wo ihre schönsten Träume verwirklicht werden sollten.

drückt, seine Ministerstelle nieder und kehrte nach der Schweiz zurück. Mirabeau, der zur Zeit des Festes gern Präsident der Nationalversammlung gewesen wäre, aber durch den Einfluß Lafayettes fern gehalten worden war,



Bundesfest auf dem Marsfelde.

sah düster in die Zukunft. Als La Marck aus Belgien wieder nach Paris kam, fand er den Freund muthlos und niedergeschlagen. „Diese Entmuthigung“, schreibt er, „rührte her von dem Anblick des Laufs der öffentlichen

Dinge, von der täglich wachsenden Gährung der Gemüther, von den sichtbaren Fortschritten einer rasenden und aberwitzigen Anarchie, von der Lockerung aller innern und äußern Machtmittel der Autorität, von den ewigen Schwankungen des Königs und von dem einsichtslosen Ungeschick seines Ministeriums." Bereits früher wurde gesagt, daß Mirabeau öfters Denkschriften und Gutachten für den Hof ausarbeitete und dafür Bezahlung empfing. Dies brachte ihn um das Vertrauen seiner Parteigenossen in der Versammlung. Mochte er auch immerhin im Bewußtsein seiner aufrichtigen patriotischen Gesinnung und der Wahrhaftigkeit seiner Ueberzeugung gegen Freunde äußern: „Man kauft mich, aber ich verkaufe mich nicht"; die Doppelstellung zum Thron und zu der Legislatur erzeugte Argwohn und Mißdeutung, sie benahm ihm Unbefangenheit und Selbstvertrauen. Sein Einfluß in der Nationalversammlung war im Abnehmen; nur ein einziges Mal wurde er zum Präsidenten gewählt und bei dem König, der nie seine Abneigung und seine Vorurtheile gegen den abtrünnigen Edelmann mit der befleckten Vergangenheit überwinden konnte, zumal da derselbe auch dem sündhaften Kirchengesetz zugestimmt hatte, fanden seine Rathschläge nur selten Gehör. Mehr Beachtung fand er bei der Königin, die ihren Widerwillen gegen das „Ungeheuer" — so hatte sie Mirabeau früher genannt — überwand, weil sie in ihm die einzige Rettung für sich und ihre Familie sah. Mirabeau wußte von dieser Umstimmung und wünschte nun, die Königin selbst zu sehen und zu sprechen. Sie gewährte ihm denn auch im Parke von St. Cloud, wo die königliche Familie den Sommer verbringen durfte, eine geheime Audienz. Im ersten Augenblicke konnte Marie Antoinette eine Bewegung des Schreckens nicht zurückhalten. Sie stotterte verlegen die schmeichelnden Worte: „Wenn man zu einem Mirabeau spricht...." und reichte ihm die Hand zum Kuß. Mirabeau, überglücklich, machte ihr Versprechungen und eröffnete ihr Aussichten auf Besserung ihrer Lage, die er zu verwirklichen schon nicht mehr im Stande war. Denn nach der Rückkehr der königlichen Familie nach den Tuilerien wurde die Ueberwachung immer unerträglicher. Die Königin durfte sich nicht mehr am Fenster zeigen, ohne Schmähungen und Drohungen ausgesetzt zu sein. „Der Meuchelmord," so schreibt sie in dieser Zeit an ihren Bruder Leopold, „lauert an unserer Thür, ich kann nicht am Fenster, selbst nicht mit den Kindern, erscheinen, ohne von dem tobenden Pöbel verhöhnt zu werden, dem ich nicht das geringste Böse, vielmehr Gutes gethan habe; und gewiß befinden sich Unglückliche darunter, welche meine Hand unterstützt hat. Ich bin auf jedes Ereigniß vorbereitet, da ich ihnen kaltblütig meinen Kopf vorlege." Einige Spazierritte in dem Park von Boulogne, auf denen die Königin ihren Gemahl begleitete, waren die einzigen Ausflüge, die man ihnen noch gestattete.

Mirabeau seinerseits mußte einsehen, daß der Kuß auf die Hand der Königin den Gang der Dinge nicht aufhielt, — er wurde trotzdem nicht Minister. Er gerieth mehr und mehr auf die Seite, die Versammlung, die er früher mit seinem Genius beherrscht, fing an ihm zu entgleiten; der Hof, der ihn für seine Rathschläge bezahlte, traute ihm nicht mehr und die Radikalen

haßten ihn. Ohne Zweifel hatte der mehr und mehr sinkende Mann zuweilen das überwältigende Gefühl seiner Lage. „Ich möchte nicht allein für eine große Zerstörung gearbeitet haben," hatte er beim Beginne seiner Beziehungen zum Hofe in einem für den König bestimmten Schreiben sich geäußert. Jetzt aber mußte sich ihm, wenn er allein war mit seiner Seele, die Erkenntniß aufdrängen, daß er ohnmächtig sei, zu schaffen. Seine Stimmung wurde hoffnungslos und verzweifelt. Er fühlte, daß das Chaos kein Ende nehme, sah, wie Alles tiefer und tiefer in den Schlund der Anarchie hinabgezogen wurde, und fühlte sich verdammt zur Unthätigkeit, denn die Versammlung wie der Hof waren ihm gleichmäßig entglitten. Um dieser innern Qual zu entgehen, suchte er bei den Ausschweifungen sich zu betäuben.

In den Märztagen 1791 war er bereits in jedem Sinne ein kranker Mann. Trotzdem ging er noch in die Nationalversammlung und hielt Reden, die indeß lange nicht mehr die Höhe, auf der er bis zum Mai 1790 stolz einhergeschritten war, erreichten. Am Morgen des 27. März kam er vor 9 Uhr zu seinem Freunde dem Grafen La Marck, leichenblaß im Gesicht, alle Glieder von Fieberfrost geschüttelt. Die entscheidende Berathung über das Bergwerksgesetz stand bevor und bei dem Ausgang derselben war dieser mit dem größten Theil seines Vermögens betheiligt. Mit Hilfe seines getreuen Mitarbeiters Pellenc hatte sich Mirabeau in diesen ihm ganz fremden Gegenstand hineingearbeitet und schließlich den Punkt gefunden, in dem das Interesse des Staates mit dem seines Freundes zusammentraf. Eine erste Rede hatte er bereits am 21. März gehalten; bevor er jetzt zum zweiten Mal auftrat, wollte er noch mit dem Freunde sprechen, aber schon nach den ersten Worten wurde er ohnmächtig und gewann nur mit großer Mühe das Bewußtsein wieder. Der Freund bestürmte ihn, nicht zur Sitzung zu gehen, und Mirabeau antwortete: „Mein Freund, diese Leute dort werden Sie ruiniren, wenn ich nicht hingehe; ich muß fort, Sie werden mich nicht zurückhalten." Mit einen paar Gläsern Tokayer richtete er seine Lebensgeister wieder auf, hielt seine Rede, trug einen vollständigen Sieg davon und kam um 3 Uhr zu seinem Freund zurück. „Ihre Sache ist gewonnen," sagte er, „aber ich bin todt!" Von der Krankheit, die ihn am Abend dieses Tages befiel, sollte er nicht mehr genesen.

Von den letzten Tagen seines Lebens hat uns sein Arzt Cabanis eine Schilderung hinterlassen, die erkennen läßt, welche schwärmerische Liebe und Verehrung dieser hochbegabte Mann trotz all' seinen Flecken denen einzuflößen wußte, die ihm menschlich näher traten. Sieben Tage und sieben Nächte rang Mirabeau unter fürchterlichen Schmerzen im Unterleibe und immer häufiger werdenden Erstickungsanfällen mit dem Tode. Als er einen Kanonenschuß hörte, rief er aus: „Wird Achilles schon begraben?" Am Morgen des 2. April 1791 starb er, erst 42 Jahre alt. In den letzten lichten Augenblicken sagte er einmal: „Ich nehme mit mir das Trauergewand der Monarchie; in ihre Fetzen werden sich die Empörer theilen." Als der Präsident der Nationalversammlung, Tronchet, bei dem Empfang der Trauerbotschaft die Verhandlungen mit den Worten unterbrach: „Ich habe eine schmerzliche

Pflicht zu erfüllen", ging ein dumpfes Geflüster durch den Saal: „Ach, er ist todt!" Es bedurfte keines Namens. Wie schroff auch die Parteistellung war und wie viele Gegner Mirabeau in den Reihen der Abgeordneten haben mochte, so allgemein war die Anerkennung seiner geistigen Größe, daß über seinem Grab auf einen Augenblick alle Leidenschaften und sonstigen politischen Sonderinteressen verstummten, und daß man ihm eine so glänzende Leichenfeier veranstaltete, wie kein König in Frankreich sie bisher gehabt hatte. Auf Antrag des Departementdirektoriums von Paris beschloß die Nationalversammlung, die neu erbaute Genovefakirche zum Pantheon zu weihen, mit der Inschrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland", und Mirabeau für den Ersten zu erklären, der eines Platzes in diesem nationalen Heiligthum würdig sei. Für diesen Antrag sprach in warmen Worten selbst Robespierre, der mit Anspielung auf das Wort des sterbenden Helden sagte: „Achilles ist todt, Troja wird nicht eingenommen! Er war ein hehrer Mann, der in den gefährlichsten Augenblicken viel Muth gegen den Despotismus entfaltet hat!" An dem Leichenbegängniß nahm die ganze Versammlung, der ganze Jakobiner-Klub, 800 Mann stark, die Nationalgarde, alle Behörden und unabsehbare Massen Volkes theil. „Der 2. April," so urtheilt Sybel, „war eine Epoche in der Geschichte der Revolution. Sie und die Versammlung, die sie geboren, hat nur einen Mann erzeugt, von dem die Frage aufgeworfen werden konnte, ob er wohl im Stande gewesen wäre, die Revolution in ihr Bett zurückzuleiten. Das war Mirabeau. Mit seinem Tode ist diese Phase abgethan. Fortan schwankt das Schiff wild auf den Wogen."

Achtes Kapitel.

Hilflosigkeit und Fluchtversuch der Königsfamilie. — Kampf um die Erhaltung der monarchischen Staatsform. — Volkstumult auf dem Marsfelde. — Beendigung des Verfassungswerkes und Schluß der Nationalversammlung (Okt. 1791).

Das Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde und Mirabeau's letzte eifrige Wirksamkeit im Dienste des Königthums brachten in die politische Bewegung eine kurze Ruhe. Allein die radikalen Demagogen fingen nun an zu fürchten, das Bürgerthum und die ordnungsliebende Mehrheit der Nationalversammlung möchten die Oberhand gewinnen und dem Fortgang der Revolution Einhalt thun. Das war natürlich nicht nach der Demagogen Sinn, welche die republikanischen Ideen bereits tief eingesogen hatten und in einer fortwährenden anarchischen Aufregung am besten ihre Zwecke zu erreichen hofften.

Sie waren daher unablässig bemüht, durch alarmirende Nachrichten von bevorstehenden Gefahren, von freiheitsmörderischen Absichten der Königlichen und Aristokraten, von feindseligen Kriegsplänen der Emigranten und des Auslandes das Volk in Furcht und Besorgniß zu erhalten. Nach ihren Darstellungen war der ganze Boden durch Verrath unterwühlt, der Luftkreis von Verschwörungen vergiftet. Wenige Wochen nach dem Verbrüderungsfest erschien eine, ohne Zweifel von Marat herrührende Flugschrift von so aufwieglerischem Charakter gegen alle Autoritäten, wie man noch nichts Aehnliches erlebt hatte. „Es ist aus mit uns," las man schon auf dem Titel, „wenn ihr nicht wieder den heroischen Muth findet, der am 14. Juli und am 5. Oktober Frankreich gerettet hat." „Ihr müßt den König und den Dauphin von St.-Cloud in eure Mauern zurückführen und sie scharf bewachen," hieß es weiter, „ihr müßt die Oesterreicherin und ihren Schwager einschließen, die Minister ergreifen und in Ketten legen, euch der Befehlshaber der Stadt und der Nationalgarde versichern, der Kanonen und Pulvervorräthe bemächtigen. Eilet, fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe werden euch Ruhe, Freiheit und Glück verschaffen; eine falsche Humanität hält eure Arme und eure Streiche gefesselt, sie wird Millionen eurer Brüder das Leben kosten; eure Feinde werden triumphiren und das Blut wird in Strömen fließen; sie werden euch ohne Mitleid erwürgen." Man wollte den Verfasser ergreifen und vor Gericht stellen, aber er fand bei den Cordeliers einen heimlichen Aufenthalt.

Die Schrift machte um so größeres Aufsehen, weil die Befürchtungen vor verschwörerischen Plänen nicht ganz aus der Luft gegriffen waren. Man wußte, daß der Bruder des Königs, Graf von Artois und der ehemalige Minister Calonne in Turin weilten. König Viktor Amadeus III., des Grafen Schwiegervater, sollte zu einem kriegerischen Einfall in das Gebiet von Lyon bewogen werden und den Royalisten zur Befreiung Ludwigs XVI. die Hand reichen. Von der Schweiz aus setzte der ehemalige Minister Breteuil alle Federn der Intrigue in Bewegung, um einen gegenrevolutionären Schlag in Frankreich hervorzurufen, dem der Kaiser und die deutschen Fürsten Nachdruck verleihen sollten. In Metz stand General B o u i l l é, ein unternehmender, zuverlässiger Militär von loyaler Gesinnung, der sich im amerikanischen Krieg durch Muth und Tapferkeit rühmlich hervorgethan hatte und trotz der Wühlereien der Jakobiner die militärische Disziplin und Subordination in der Armee zu erhalten wußte, als Oberbefehlshaber aller Linientruppen der östlichen Provinzen, bereit zur Rettung des Königs und der Monarchie alles einzusetzen. Als in Nancy eine heftige Soldatenmeuterei ausbrach, die weit um sich griff, gelang es ihm mit Hilfe einiger getreuer Regimenter und Nationalgarden den Aufruhr mit blutiger Energie niederzuschlagen.

Beim Hofe regte sich daher schon lange der Wunsch, aus der drückenden Luft der Hauptstadt befreit zu werden. Besonders sehnte sich die Königin nach der Erlösung aus einem Zustand, der ihr wie eine peinvolle Sklaverei vorkam. Die Verbindungen mit Bouillé wurden daher sorgfältig unterhalten, und da in Lothringen anscheinend die Treue und Hingebung an das Königshaus noch nicht aus dem Herzen der Einwohner und vorab der Truppen

verschwunden, so drängte Maria Antoinette, die Residenz in diese befreundete, der Hilfe des Auslandes zugängliche Gegend zu verlegen. Dazu kam, daß die persönliche Freiheit der königlichen Familie augenscheinlich gefährdet schien; denn als die beiden Tanten Ludwigs aus Widerwillen gegen die kirchlichen Dekrete der Nationalversammlung den französischen Boden verlassen wollten, wurden sie auf ihrer Reise nach Italien drei Tage zurückgehalten, und in der Nationalversammlung wurde über ein Auswanderungsgesetz verhandelt, vermöge dessen alle, die aus dem Land ziehen wollten, einer Art von Inquisition sollten unterstellt werden.

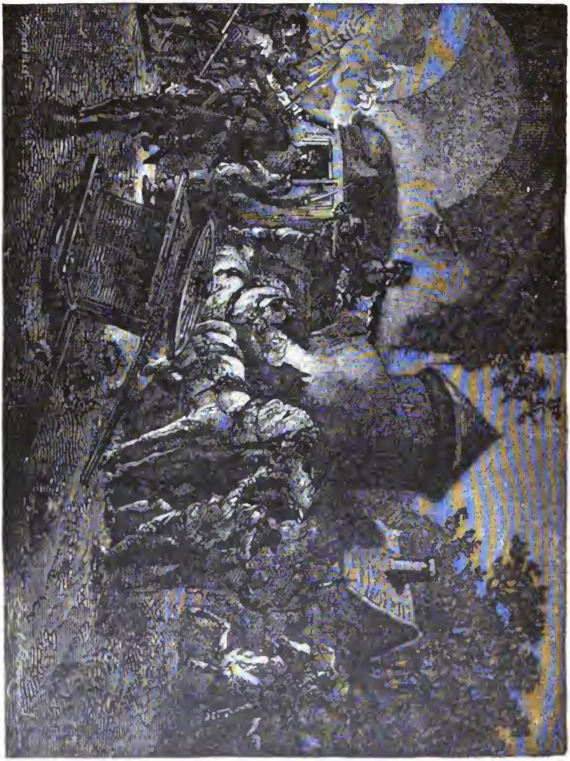
Das Schlimme der Lage, zugleich aber auch die ganze Größe der Gefahr, die mit jedem Entweichungsversuch der königlichen Familie verbunden war, brachte der Schreckenstag des 18. April ans Licht. Der König wollte mit den Seinen nach Saint Cloud fahren, um dort die Osterfeiertage zu verbringen. Am Morgen des genannten Tages ging er zur Messe, die ihm in seiner Kapelle ein nicht beeidigter Priester celebrirte. Vorher hatte ihm der Maire Bailly gesagt, seine Abreise würde Bewegungen hervorrufen, das Volk zeige sich gewillt, sie nicht zuzulassen. Der König hatte geantwortet, er habe Jedermann die Freiheit dekretirt, zu gehen, wohin er wolle, es wäre doch sehr sonderbar, wenn er der einzige Mensch sein sollte, der das Recht nicht hätte, zwei Meilen weit zu fahren, um frische Luft zu schöpfen: er sei entschlossen zu reisen. Mit der Königin, mit Madame Elisabeth, den Kindern und Frau von Tourzelle stieg er hinab und da die Wagen nicht in den Prinzenhof hatten hereinkommen können, wollte er sie auf dem Carousel-Platz aufsuchen. Als ihm aber gesagt ward, dort sei eine ungeheure Menschenmenge versammelt, so blieb er mitten im Prinzenhofe stehen und die Königin schlug ihm vor, in den Wagen zu steigen, der eben herein kam, obgleich es nur eine Berliner Kutsche (berline) war. Alle sechs stiegen ein; als aber die Pferde ans Thor kamen, weigerten sich die Nationalgarden es zu öffnen und den König fortzulassen. Lafayette redete ihnen zu: so könnten nur Feinde der Verfassung handeln, denn wenn man den Willen des Königs einschränke, gebe man ihm ja den Anschein eines Gefangenen und mache so alle Gesetze, die er sanktionirt, ungiltig. Vergebens, man antwortete ihm mit Schimpfreden und der Versicherung, man werde den König nicht fortlassen. Auch gegen den König fielen die beleidigendsten Worte, man schalt ihn ein dickes Schwein; er sei unfähig zu regieren, man müsse ihn absetzen und den Herzog von Orléans an seiner Stelle ernennen u. s. w. Lafayette verlangte von dem Maire, daß er das Martialgesetz verlesen und die rothe Fahne aufziehen lasse, aber der verweigerte es. Man sagte ihm, wenn er das thue, werde er das erste Opfer sein. Er bot seine Entlassung an: man erwiderte, er möge sich eilen, sie zu geben. Nicht besser erging es ihm, als er das versammelte Volk anredete, die neu anziehenden Grenadiere schwuren, der König dürfe nicht fort, sie wollten auf den König schießen, wenn er die geringste Bewegung mache. Das Ende war, daß der König nach mehr als zwei Stunden vergeblichen Mühens von der Stelle zu kommen, den Wagen umkehren ließ und mit den Seinen ins Schloß zurückging. Die demokratischen Blätter aber bezeichneten jede Kundgebung

zu Gunsten des Königs oder des Hofes als Verrath gegen das Volk, häuften auf die Geistlichen, welche die durch ein päpstliches Breve verworfene Zivilverfassung nicht beschwören wollten, die ärgsten Schmähungen, und ihre Stimme war bereits eine Macht geworden, vor' der man sich willig oder gezwungen beugte. Im Jakobinerklub sprach man laut von einem Bund aller Könige gegen alle Völker, und die Cordeliers forderten gebieterisch, daß die landesverrätherischen Pfaffen aus der königlichen Kapelle entfernt würden. Selbst die Nationalversammlung, bei welcher sich Ludwig über die Beschränkung seiner persönlichen Freiheit beschwerte, gab zur Antwort, an seiner Freiheit sei nicht zu zweifeln, aber um der Ruhe willen sei es wünschenswerth, daß er von seinem Vorhaben für jetzt abstehe. Man wollte der wühlerischen Journalistik keine Gelegenheit zu Verdächtigungen geben. Als Marat in seinem Blatt immer wieder die Behauptung vorbrachte, der König wolle Paris verlassen, und zur Wachsamkeit aufforderte, fragte Lafayette in den Tuilerien an, ob an diesen Gerüchten etwas Wahres sei, und erhielt zur Antwort, man denke an keine Entfernung.


Graf von Fersen.

Und dennoch war schon seit Ende April in den intimen Kreisen des Schlosses die Flucht an die Nordgrenze des Reiches eine beschlossene Sache. Man überlegte die Art der Ausführung, man traf Verabredungen mit Bouillé, der zu dem Zweck seinen Sohn nach Paris schickte, man machte weitläufige Vorbereitungen. Wochenlang war man mit dem Plan beschäftigt: der schwedische Graf Fersen, welcher für Marie Antoinette eine romantische Liebe hegte und in den Tuilerien gern gesehen war, wurde ins Vertrauen gezogen. Dieser fand Mittel und Wege. Eine Dame seiner Bekanntschaft, die Baronin von Korff, hatte sich einen Reisepaß zur Rückkehr über die Grenze ausstellen lassen, für sich selbst, ihre zwei Kinder nebst männlicher und weiblicher Dienerschaft. Fersen beredete die livländische Dame ihm den Paß zu überliefern. Mit diesem wollte er den König, die Königin und die „Kinder Frankreichs“ nach Montmédy an der Luxemburgischen Grenze bringen, er als Kutscher, die andern als die in dem Paß entsprechenden Persönlichkeiten verkleidet. Es war ein abenteuerlicher Plan, unbesonnen und leichtfertig im Entwurf, ungeschickt und verkehrt in der Ausführung. Schon die Vorbereitungen von so weiter Ausdehnung konnten nicht verborgen bleiben, denn Graf Fersen hatte eine, durch ungewöhnliche Größe auffallende sechssitzige Reisekutsche bestellt, ihre Anfertigung und Ausrüstung mit allen erdenklichen Reisebequemlichkeiten überwacht und das mit königlichem Luxus ausgestattete Kunstwerk in den Hof seines Hôtels in der Straße Matignon aufgenommen, wo es sich Jedermann betrachten konnte. Sodann, wie sollte eine Gesellschaft, von der Niemand die Wege und die Posteinrichtungen kannte, zum Ziele kommen? Bouillé hatte den Marquis d'Agoult, einen erfahrenen

praktischen Mann, zum Begleiter empfohlen, aber Frau von Tourzelle, die Gouvernante der königlichen Kinder, flehte fußfällig, daß man sie mitnehme, und wie konnte man einem solchen loyalen Verlangen, das dazu noch in der



Die Verhaftung des Königs in Varennes.

Hofordnung seine Berechtigung hatte, widerstehen? Dadurch blieb kein Raum für die andern übrig, denn auch des Königs Schwester, die Prinzessin Elisabeth sollte mitreisen. Drei Hofkavaliere, ebenso unerfahren als die

Herrschaft, nahmen den äußern Wagensitz ein. Man hatte die Nacht vom 19. auf den 20. Juni für die Abfahrt festgesetzt, und Bouillé hatte daher mehrere kleine Abtheilungen Reiterei an verschiedenen Orten der bezeichneten Route aufgestellt. Da erhielt er kurz vor dem bestimmten Termin die Anzeige, daß die Abreise wegen Erkrankung einer Kinderfrau um einen Tag habe verschoben werden müssen. Dadurch kamen die Verabredungen in Unordnung; die Dragoner und Husarenpatrouillen ritten auf den Straßen hin und her und erregten den Argwohn der Bevölkerung und der Nationalgarden. Am 20. Juni verließ die königliche Familie gegen Mitternacht das Schloß, um auf verschiedenen Wegen sich auf dem kleinen Carouselplatz wieder zusammenzufinden. Aber Marie Antoniette verirrte sich; fast eine Stunde wartete die übrige Gesellschaft in höchster Seelenangst. Endlich fand sie sich zurecht; Lafayette, der aus Argwohn viel in der Nähe der Tuilerien weilte, fuhr in einem Kabriolett an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Als alle in dem Wagen saßen, trieb Fersen die Pferde an, um in möglichster Eile die Station Bondy vor der Barriere zu erreichen, wo der große Reisewagen wartete. Hier verabschiedete sich der Graf; einer der Hofkavaliere in Kutschertracht ergriff die Zügel und trieb die Pferde vorwärts.



Drouet.

In derselben Nacht verließ der Graf von Provence in einem gewöhnlichen Wagen seinen Palast und kam auf einem andern Weg glücklich in Brüssel an. Es war eine schöne milde Sommernacht, auf welche ein ebenso schöner Tag folgte. Die hohen Reisenden waren heitern Gemüths; Alles schien gut zu gehen. Der König war in vortrefflicher Laune. „So," sagte er zu den Seinen, „da wären wir endlich heraus aus dieser Stadt Paris, in der ich so viel Herbes habe erfahren müssen. Seid überzeugt, bin ich einmal im Sattel, dann werde ich ein ganz anderer Mensch sein als der, den ihr bisher gesehen habt." Er las dann das Schriftstück vor, das er für die Versammlung zurückgelassen hatte, und malte sich das Glück aus, das er über Frankreich zu bringen gedachte, wenn seine Brüder und seine treuen Diener wiederkehrten, wenn er die Religion wiederherstellen und das Unheil, das er mit den ihm abgedrungenen Dekreten wider seinen Willen angerichtet, wieder gut machen werde. Als er dann seine Uhr zog und sah, daß sie die achte Stunde zeigte, sagte er: „Jetzt wird Lafayette sehr um mich in Angst sein." Der Weg, den sie eingeschlagen, war die Hauptroute der Emigration; die Umwohner waren gewöhnt, viele vornehme Equipagen dahinrollen zu sehen. Dennoch erregte das riesenhafte Sechsgespann Aufmerksamkeit. Der König,

der die Unvorsichtigkeit beging, öfters zur Wagenöffnung herauszuschauen, wurde trotz seiner Kammerdienerkleidung von einzelnen Vorübergehenden erkannt. War denn nicht sein Kopf auf allen Münzen und Assignaten in zahllosen Abbildungen zu schauen? Allein außerhalb Paris war die Volksstimmung gegen den König weniger aufgeregt und feindselig; die Reisenden kamen glücklich nach Chalons und von da nach St.-Menehould. Sie konnten hoffen, am folgenden Tag nach Verdun oder Montmédy zu gelangen, wo Bouillé's Reiterschwadronen hinreichende Sicherheit gewährten. Aber wie bald zerrann der schöne Traum! In St.-Menehould hatte die Ankunft des Reitertrupps die Bewohner in Unruhe versetzt, man glaubte, er solle die verweigerten Steuern gewaltsam eintreiben.' Als nun der auffallende Wagen ankam und ein Offizier ehrfurchtsvoll an den Schlag trat, mußte Verdacht entstehen. Der Postmeister Drouet, ein glühender Anhänger der Revolution, und ehemaliger Dragoner, erkannte das Gesicht des Königs. Er vermochte die Abfahrt nicht zu verhindern, da bereits frische Pferde eingespannt waren; aber als gewandter Reiter überholte er auf einem nähern Seitenweg den Wagen und theilte dem Kommandanten der Nationalgarde und dem Gemeindevorsteher von Varennes seine Entdeckung mit. Noch waren keine Nachrichten von Paris bekannt, aber man beschloß auf eigne Hand die Weiterreise zu verhindern. Bereits war die zweite Nacht hereingebrochen; während die Nationalgarde unter die Waffen trat, wurde der Wagen frisch bespannt und fuhr der Brücke zu, die über das schmale aber tiefe Flüßchen in die Stadt führte. Wenn es gelang, das andere Ufer zu erreichen, kam die königliche Familie in den Bereich einer Reiterabtheilung, die dort im Quartier lag. Aber schon hatten einige Jakobiner den Zugang durch einen umgeworfenen Packwagen versperrt und verboten den Postillionen „im Namen der Nation“ die Weiterfahrt. Volk und Miliz versammelte sich; der Gemeindevorsteher Sausse, ein Krämer und Lichtzieher, kam an den Schlag und bat die Reisenden in seine nahegelegene Wohnung einzutreten. Ludwig merkte bald, daß man ihn erkannt habe; er gestand daher, daß er der König sei, und forderte den Beamten auf, ihn weiterfahren zu lassen, zuerst im Tone des Befehlenden, dann mit Bitten und flehenden Worten. Es war nicht mehr möglich; die Sturmglocke hatte die Bewohner und die Nationalgarde aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgestört; alles war in Bewegung. Vom Lande strömte das Volk herbei, mit und ohne Waffen. Konnte unter diesen Umständen der Trupp Husaren, der unterdessen an der Brücke sich aufgestellt hatte, es wagen, Gewalt zu gebrauchen? Wären dann nicht die Gefangenen in die größte Lebensgefahr gekommen? War doch bereits das Drohwort gehört worden, man werde den König nur als Leiche fortführen. Selbst wenn die Offiziere sich zum Angriff entschlossen hätten, durfte man denn erwarten, daß die Soldaten, bei denen man systematisch das Ansehen des Königs untergraben und die Grundsätze der Revolution genährt hatte, gegen die Bürgerwehr und die Gemeindebehörden kämpfen würden? Auch versagte der König selbst seine Einwilligung. So erwartete man denn in der tiefsten Gemüthsbewegung unter angstvoller Unruhe und Bangigkeit den nächsten Morgen. Vielleicht daß Bouillé selbst mit



Die königliche Familie in Varennes festgehalten.

größerer Streitmacht anlangte und die Rettung erzwang. Er kam auch in der That nach einem langen nächtlichen Ritt in die Nähe von Varennes an der Spitze des getreuen Regiments Royal-Allemand. Aber es war zu spät: eine Stunde vor der Ankunft hatte sich die königliche Familie gezwungen gesehen, die Rückfahrt anzutreten.*)

In Paris hatte sich die Kunde von der nächtlichen Entweichung der Königsfamilie schon am Morgen des 21. Juni verbreitet und eine furchtbare Aufregung erzeugt. Während zahllose Volkshaufen durch die Straßen wogten, an den königlichen Wappen und Inschriften ihre Wuth ausließen, in die Tuilerien eindrangen, eröffnete die Nationalversammlung rasch ihre Sitzungen, um die zur Erhaltung der Sicherheit und Autorität erforderlichen Anordnungen zu treffen. Nachdem sie sich für permanent erklärt, eilten Bailly und Lafayette auf das Rathhaus, um mit dem Gemeinderath die für die außerordentliche Lage nothwendigen Maßregeln zu beschließen. Allgemein herrschte die Meinung, der König sei „durch die Feinde des öffentlichen Wohls" entführt worden; manche hegten den Verdacht, Lafayette selbst habe dabei die Hände im Spiele gehabt, und die Versammlung faßte daher den Beschluß, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen und die Urheber der „Entführung" zu verhaften. Dieser Argwohn verschwand jedoch schnell, als dem Vorsitzenden eine von dem König zurückgelassene mit eigener Hand geschriebene „Proklamation an die Franzosen" überreicht wurde, in welcher die zahllosen Kränkungen und Beeinträchtigungen der königlichen Rechte und Befugnisse aufgezählt waren, die den Monarchen bestimmt hätten, seine Residenz zu verlegen, nebst einem Protest gegen alle seit dem 6. Oktober 1789 ihm abgedrungenen Erlasse. Nun war die Sache klar und die Nationalversammlung trug kein Bedenken, sich selbst die vollziehende Gewalt beizulegen, das Reichssiegel an sich zu nehmen, die Minister in ihrem Auftrag die Staatsgeschäfte besorgen zu lassen, den in Paris anwesenden Offizieren einen Eid der Treue und des Gehorsams abzufordern. Damit waren die Souveränitätsrechte des Königs suspendirt und an die gesetzgebende Körperschaft übertragen. Nicht minder thätig und rasch entschlossen war man auf dem Stadthaus. Insbesondere zeigte Lafayette den größten Eifer, die Flüchtlinge zurückzubringen. Ihm mußte vor Allem daran gelegen sein, den Verdacht einer Urheberschaft oder Theilnahme an der Entweichung von sich abzustreifen. Darum wurden sofort Kurire den Spuren der Reisenden nachgeschickt mit Befehlen an die Kommandanten aller Nationalgarden, die königliche Familie

*) Bouillé verließ bald darauf sein Vaterland und schloß sich der Emigration in Koblenz an. Dadurch entging er der gerichtlichen Verfolgung, welche die Nationalversammlung gegen ihn beschloß. Um die Erbitterung gegen den König zu mindern, richtete er von Luxemburg aus ein Schreiben an die Nationalversammlung, worin er sich als den einzigen Urheber der nächtlichen Entführung darstellte und Drohworte aussprach wie ein Sieger gegen Ueberwundene: „Ihr werdet Rechenschaft geben müssen," so lautete der Schluß des Briefs in den Memoiren des Marquis von Ferrières, „über die Tage des Königs und der Königin allen Potentaten der Erde; krümmt man ihnen nur ein Haar auf dem Haupt, so wird in Paris kein Stein auf dem andern bleiben. Ich kenne die Wege und werde sie selbst den fremden Heeren zeigen; die Vergeltung wird euch ereilen. Gott befohlen, meine Herren, ich schließe ohne Förmlichkeiten; meine Gesinnungen sind euch bekannt." Bouillé sollte nie sein Vaterland wieder betreten. Einer der thätigsten Agitatoren bei der Emigration, betrieb er in einer Zusammenkunft mit dem Schwedenkönig in Aachen und bei der Fürstenberathung in Pillnitz den Krieg gegen Frankreich, nach dessen unglücklicher Wendung er seinen Aufenthalt in London nahm, wo er im Jahre 1800 starb.

anzuhalten und die Rückfahrt zu bewerkstelligen. Einer derselben, Lafayettes Adjutant Romenf, traf am Morgen des 22. Juni um 8 Uhr in Varennes ein, begleitet von Baillon, einem Abgesandten der Pariser Munizipalität, mit dem Befehl sofortiger Umkehr. Widerstand war unmöglich, denn das Städtchen wimmelte von Bürgerwehrmännern und Landleuten, die der Ruf der Sturmglocken herbeigeführt hatte. Kurz nachher sah man den Wagen mit den hohen Reisenden auf derselben Route in umgekehrter Richtung dahinrollen.

Die Rückkehr ging langsam vor sich. Von allen Seiten strömten Volkshaufen herbei, zum Theil mit Sensen und ländlichen Waffen versehen; neben dem Wagen zogen Nationalgardisten zu Fuß einher, als ob sie einen kriegsgefangenen König im Triumph vom Schlachtfeld zu geleiten hätten. Wie viele schmerzliche und kränkende Auftritte brachte jeder neue Tag dem unglücklichen Herrscherpaar! Ein royalistisch gesinnter Edelmann, der dem Landesfürsten seine Ergebenheit bezeugte, wurde vor des Königs Augen ermordet, sein Kopf auf einer Pike herumgetragen. Bei Epernay, zwischen Chalons und Chateau-Thierry, erschienen drei Abgeordnete an dem Wagen, um im Auftrag der Nationalversammlung die Reisenden zu begleiten. Zwei von ihnen, **Pétion** und **Barnave**, im Herzen Republikaner, nahmen Platz bei der königlichen Familie, während der dritte, Latour-Maubourg, konstitutioneller Monarchist und Freund von Lafayette, einen andern Wagensitz wählte.



Pétion.

Matthieu Dumas übernahm den Oberbefehl über das militärische Geleite. Je mehr man sich der Hauptstadt näherte, desto stärker wurde der Andrang der erregten Volksmassen. Die Reise, bei glühender Sonnenhitze, war ein Martyrium für das Königspaar, ein düsteres Vorspiel der künftigen Leidensgeschichte. Wie viele Erzählungen, wahre und falsche, liefen in dem Volk um und setzten sich in der Erinnerung und Phantasie fest! Am 25. Juni erreichte der Zug die Hauptstadt. Durch öffentlichen Anschlag war untersagt worden, sowohl Beifallsrufe als Injurien laut werden zu lassen. So langte die königliche Familie gegen Abend auf einem Umweg in den Tuilerien an, von der dichtgedrängten Menge mit dumpfem Schweigen empfangen: eine traurige Ankunft, sie bezeichnete das Grab des Königthums. Das aschblonde Haar der Königin war unter den Schrecken dieser Tage schneeweiß geworden, und es war eine letzte kleine

Eitelkeit, die sich Marie Antoinette gestattete, daß sie sich für ihre Freundin, die Prinzessin Lamballe, mit diesen Haaren malen ließ. Mit eigener Hand setzte sie unter das Bild die Worte: „Ihre Leiden haben sie gebleicht."

Die Varenner Reise bewirkte, daß alle Ehrfurcht vor dem König verschwand, daß die Geister sich gewöhnten, ihn unbeachtet zu lassen, und daß der Wunsch nach einer Republik aufzukeimen begann. Auf Grund eines Dekrets der Nationalversammlung wurden der König, die Königin und der Dauphin einer besonderen Abtheilung der Pariser Nationalgarde unter dem Oberbefehl Lafayettes zur Bewachung übergeben. Drei Deputirte erhielten den Auftrag, ein genaues Protokoll über die Entweichungsgeschichte aufzunehmen und die königliche Familie einem Verhör zu unterziehen; die Suspension des Königs dauerte fort, die Minister besorgten die Regierungsgeschäfte ohne königliche Sanktion. Ludwig XVI. fügte sich mit Resignation in die Nothwendigkeit. Er blieb dabei, er habe nicht aus dem Reich entfliehen oder die Hilfe des Auslandes anrufen wollen; er versicherte, sein Protest in der hinterlassenen Denkschrift habe nicht den Grundsätzen der Verfassung gegolten, sondern den geringen Machtmitteln, die man der königlichen Gewalt eingeräumt; auf der Reise habe er sich aber überzeugt, daß das Volk die neue Verfassung wolle und den alten Zustand verworfen habe, daher werde er in Zukunft treu zur Verfassung stehen und dem Gemeinwohl jedes Opfer bringen.



Letztes Portrait der Königin Marie Antoinette. 1791.

Allein jedes Vertrauen in seine Redlichkeit war dahin. Der verunglückte Fluchtversuch hatte dem Königthum einen tödtlichen Stoß versetzt. Denn jetzt tauchte zum erstenmal in Frankreich offen der Gedanke auf, die Monarchie mit der Republik zu vertauschen. Keine Geringeren als der Amerikaner Thomas Payne, der berühmte Mathematiker Condorcet und andere Gelehrte forderten die Franzosen auf, die Republik zu proklamiren, da der König seinen Posten freiwillig verlassen habe. Diesem Ruf schlossen sich die Cordeliers an und richteten an die Nationalversammlung eine Adresse, worin sie in scharfen Worten eine Republik verlangten. Sie wurden darin durch eine einflußreiche Zeitung, „Der französische Patriot" von Brissot,

unterstützt.*) Ueberhaupt rief der Fluchtversuch alle revolutionären Geister wach: man legte dem König die Absicht unter, er habe sich mit Artois und der gesammten ausgewanderten Aristokratie vereinigen, hunderttausend fremde Soldaten in das Reich einführen und über Blut und Ruinen den Feudalstaat wieder aufrichten wollen. Der nationale Stolz regte sich, ein kriegerischer Muth erwachte in jeder Brust, neben der Bürgerwehr wurden noch 169 Bataillone Freiwilliger organisirt. War vor Kurzem hier und da eine rückläufige Stimmung zu Tage getreten, so gab sich jetzt in allen Klassen und Provinzen der feste Entschluß kund, eher den König als den neuen Zustand zu opfern. In großer Erregung meldete der Abgeordnete Malouet der Nationalversammlung, daß ein Anschlag an der Thür des Hauses die Abschaffung des Königthums verlange, und trug auf Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen an; aber unter großem Tumult wurde die Tagesordnung beschlossen.

Interessant ist die Stellung, welche die Jakobiner zu der brennenden Frage nahmen. Bei ihnen herrschte natürlich grenzenlose Aufregung. Robespierre†) enthüllte ein verbrecherisches Komplot, das mit der Flucht des Königs begonnen habe und mit seiner bewaffneten Rückkehr und dem Umsturz der Verfassung sich vollenden werde. In diesem Komplot seien sämmtliche Minister und fast alle Abgeordnete; die ebenso feige als freche Lüge, der König sei entführt, während er selbst schreibe, er sei entflohen, beweise ihrer Aller Verrätherei. „Ich weiß," schloß er, „was meiner wartet, durch diese Anklage schärfe ich gegen mich tausend Dolche, ich gebe mich jeg-

*) Jean Pierre Brissot, Sohn eines Gastwirths aus Chartres, war ein juristisch gebildeter „literarischer Abenteurer", der in London und Amerika politische Studien gemacht und sich hier mit den Grundsätzen von Thomas Payne befreundet hatte, in frühern Jahren mehrmals wegen Preßvergehen bestraft worden war und jetzt bei der Pariser Kommune eine angesehene Stellung behauptete. „Er hatte ein leichtes Formtalent, Rührigkeit in allen Geschäften, Weichheit und Uneigennützigkeit im persönlichen Verkehr." Ein Mann von Bildung, Rednergabe und demagogischer Gewandtheit, und erfüllt von einem glühenden Ehrgeiz, wurde er in der Folge das Haupt einer einflußreichen Partei, die manchmal als Brissotisten, gewöhnlich als Girondisten bezeichnet wurde. Jetzt meinte er, der in der Verfassung aufgestellte Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetze sei eine Lüge, wenn ein Einzelner über dem Gesetze stehe; eine souveräne Nation könne keinen Herrn über sich haben, sonst sei sie Sklave.

†) Maximilian Marie Isidor Robespierre war am 6. Mai 1758 zu Arras als Sohn eines Advokaten geboren und im College Louis-le-Grand erzogen worden. Nach vollendetem Rechtskursus kehrte er nach Arras zurück, trat daselbst als Advokat auf und wurde Präsident der Akademie zu Arras. Leidenschaftlich den neuen Ideen huldigend, trat er schon in den ersten Verhandlungen der Nationalversammlung sehr radikal auf. Die Bourgeois und Aristokraten spotteten erst über den „Advokaten von Arras", der immer in blauem Frack, gelber Weste und gelben Beinkleidern erschien, und stellten sich, als sei er nicht ernst zu nehmen. Allein nur zu bald sollten sie ausfinden, daß der Advokat Robespierre vor ganz Frankreich war, was der Advokat Robespierre vor seinen Mitbürgern zu Arras gewesen, nämlich der beredte Anwalt der Kleinen gegen die Großen, der Gemeinen gegen die Vornehmen, der Armen gegen die Reichen, der leidenschaftliche Vertheidiger des peuple gegen jede Art von „Aristokratie". Unermüdlich predigte er in Wort und Schrift die neue frohe Botschaft der Freiheit und gab den abstrakten Sätzen der Menschenrechte Rousseau's durch seine Auslegung erst Körper und Inhalt. In dem peuple Robespierre's gab es keine Laster des Reichthums und des Luxus, keine Krankheit der Verbildung und der falschen Zivilisation; hier war Alles kerngesund und edel, echt und unverfälscht; gelang es nur diesen köstlichen Kern zu befreien von aller Trübung und allen Flecken, so war die neue Welt geschaffen, von der das alte Frankreich solange bloß geträumt. Das unfehlbare Mittel aber der vollständigen Wiedergeburt hieß: Freiheit und Gleichheit ohne Schranken und ohne Vorbehalt. Erfüllt von diesen Ideen hielt er noch am 30. Mai 1791 eine von empfindsamer Menschenliebe triefende Rede für die Abschaffung der Todesstrafe. Er konnte damals nicht ahnen, daß er schon nach zwei Jahren als Beherrscher Frankreichs jede Freiheit und jedes Menschenrecht mit Füßen treten, den Justizmord und den Massenmord zum Staatsrecht erheben werde. Das Volk aber hing schon bald nach seinem ersten Auftreten mit unglaublicher Verehrung an dem „unbestechlichen" Robespierre.

lichem Hasse preis; aber wenn ich in den Anfängen der Revolution, da man mich in der Nationalversammlung kaum bemerkte, da ich nur meinem Gewissen sichtbar war, der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterlande das Opfer meines Lebens brachte, so werde ich heute, da mich die Stimme meiner Mitbürger, ein allgemeines Wohlwollen, zu viel Nachsicht, Dankbarkeit und Liebe reichlich belohnt haben für das Opfer, fast wie eine Wohlthat einen Tod begrüßen, der mich hindern wird, Zeuge eines Unheils zu sein, das ich unabwendbar kommen sehe. Der Nationalversammlung habe ich ihren Prozeß gemacht, ich fordere sie heraus, mir den meinigen zu machen". Bei diesen Worten schrie Camille Desmoulins mit bebender Stimme: „Vor dir sterben wir Alle" und mehr als 800 Menschen standen auf wie ein einziger Mensch und beschwuren mit ihm, sich um Robespierre zu schaaren und für ihn zu streiten bis zum letzten Mann. Robespierre's Stellung als Parteihaupt war damit begründet. Mitten in den Taumel dieses Auftritts fiel die Kunde, die Minister und die zum Klub von 1789 gehörigen Mitglieder der Nationalversammlung seien da, um in die Versammlung einzutreten. Da rief George Danton: „Wenn die Verräther in dieser Versammlung erscheinen, so übernehme ich die feierliche Verpflichtung, entweder meinen Kopf aufs Schaffot zu legen oder zu beweisen, daß ihr Kopf zu den Füßen der Nation fallen muß, die sie verrathen haben." Und kaum waren sie herein, Lafayette an ihrer Spitze, als Danton auf die Tribüne stieg, um dem letzteren eine Fluth von Anklagen wegen freiheitmordender Anschläge ins Gesicht zu schleudern, er habe sich unwürdig gemacht der Eigenschaft eines Abgeordneten, er sei Rebell gegen die Verfassung, Verräther an der Nation. Wie er, der ihm noch ganz kürzlich mit seinem Kopf gebürgt habe für die Person des Königs, es wagen könne, in dieser Versammlung noch zu erscheinen? Lafayette wußte nichts zu antworten als, er sei gekommen, weil in so ernster Stunde alle guten Bürger sich diesem Vereine anschließen müßten. „Man muß mehr als je für die Freiheit streiten, und der Erste, der gesagt, das Volk wird frei, wenn es nur frei sein will, war ich; nie war ich der Freiheit gewisser, als seit ich das Schauspiel gesehen, das die Hauptstadt heute dargeboten hat." Mit diesen lächerlichen Worten ging er hinaus, um nie wieder zu kommen. So drohend wie in diesem Augenblick hatte ihm der Stier, den er selber losgekettet, die Hörner noch nicht gezeigt.



Condorcet.

Die Nationalversammlung sehnte sich nach allen diesen Vorgängen, ihr Werk abzuschließen. So kam denn, gerade als die Zeit des zweiten Jahrestages des Bastillesturmes herannahte, die Lebensfrage des ganzen Verfassungswerkes zur Verhandlung: die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs. Man stand an dem entscheidenden Wendepunkt. Trug die Linke unter dem Druck der Straßendemokratie und des Galleriesturmes mit ihrem Antrag, den König in Anklagezustand zu versetzen, den Sieg davon, dann war es um die konstitutionelle Monarchie geschehen, dann begann eine neue Aera der Revolution. Die Gemäßigten in der Versammlung, die Lameths, Barnave, Lafayette waren entschlossen, an dem Königthum festzuhalten und die Verfassung in dem bisherigen Geist zu Ende zu führen, unerschüttert durch den Terrorismus, der von außen, von den Klubs, dem Gassenproletariat, der demokratischen Journalistik ausgeübt versucht ward. Sie waren in einer peinlichen Lage: denn von ihnen waren bisher die heftigsten Schläge gegen den Hof und den Thron geführt worden; sie traten in Widerspruch mit ihrer eignen Vergangenheit; sie liefen Gefahr ihre ganz Popularität einzubüßen, wenn sie sich nun zu Vertheidigern und Schutzrednern der Krone aufwarfen, von der sie bisher allen Widerstand gegen die Freiheit hergeleitet. Aber sie sahen den Abgrund, dem Staat und Nation entgegengingen, wenn die demokratische Republik die Oberhand gewann; sie sahen das rothe Gespenst der Anarchie vor ihren Augen, die Rachegeister der Zerstörung und des Raubes ihre Krallen ausstrecken. „Wollen wir die Revolution endigen oder von neuem anfangen?" rief Barnave aus. „Jetzt nachdem wir den Staat auf dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit neu begründet, kann ein Schritt weiter auf dem Weg der Revolution nur zum Sturz der Monarchie, nur zur Vernichtung des Eigenthums führen"; und Lafayette sprach zürnend: „Wenn ihr heute den König tödtet, erhebe ich morgen mit der Nationalgarde den Kronprinzen auf den Thron." Auch Sieyès sprach sich für die Monarchie aus, aber freilich mit solchen Machtbeschränkungen, daß der König nur ein Figurant, nur der Vollstrecker des Nationalwillens war.



Brissot.

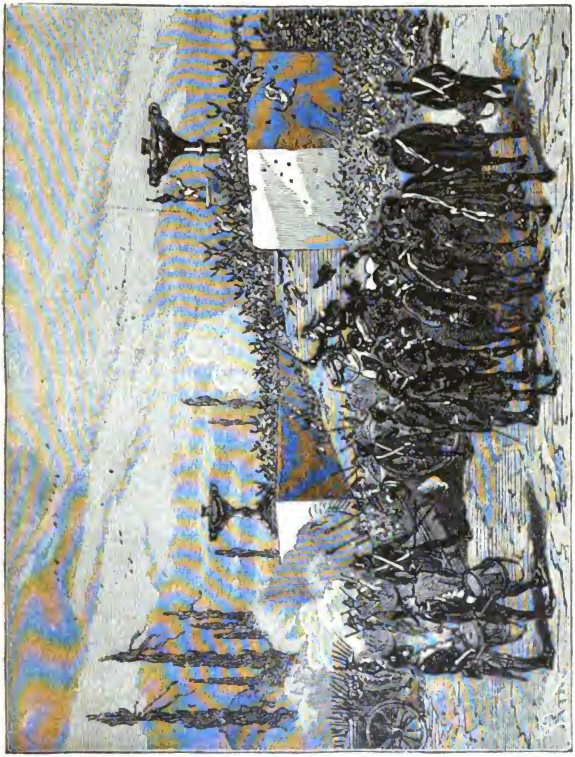
In der Versammlung selbst zählten die republikanischen Ideen nicht viele Anhänger; auch bei dem größten Theil der Nation hatte das Königthum noch feste Wurzeln. Um so stärker waren die Neigungen in Paris vertreten. Im Jakobinerverein trennten sich die Gemäßigten und Konstitutionellen von den Radikalen und Demokraten und gingen zum Klub der Feuillans über. Dadurch erhielten die Männer der äußersten Richtung freie Hand in den Sitzun-

gen des Klosters. Sie beschlossen durch eine Sturmpetition auf die Diskussion und Abstimmung in der Nationalversammlung einen Druck zu üben. Eine von Brissot verfaßte Volksadresse wurde auf dem Marsfeld zur Unterzeichnung aufgelegt, worin verlangt ward, daß, da der König durch seine Flucht auf die ihm übertragene Krone verzichtet habe, eine neue konstituirende Versammlung gewählt werde, die den vormaligen König richte und eine neue ausübende Gewalt aufstelle. Rasch füllte sich die Adresse, die in mehreren Exemplaren auf den Stufen des am Föderationsfest errichteten Altars des Vaterlands aufgelegt war, mit Tausenden von Unterschriften. Neben einer Menge von unbekannten Personen und Kreuzzeichen las man auch die Namen von Maillard, Chaumette, Hebert, Henriot und andern Führern des anarchistischen Pöbelschwarms der spätern Schreckenszeit. Aber das Vorhaben erlitt eine gewaltsame Unterbrechung. Auf Grund des noch in Geltung bestehenden Martialgesetzes beschloß der Munizipalrath im Einverständniß mit den gemäßigten Gliedern der Nationalversammlung und den Feuillans die nach dem Marsfeld sich drängende aufrührerische Masse zu zerstreuen, worauf Lafayette mit der Nationalgarde die Zugänge absperrte. Als dem wiederholten Aufruf zu friedlichem Auseinandergehen kein Gehör gegeben ward, erfolgte eine Flintensalve, welche Verwundete und Todte auf die Erde warf. Diese Entschlossenheit that ihre Wirkung. Die Menge stob auseinander; und wie sehr auch die demokratischen Blätter über das „Blutbad“ wütheten, die Nationalversammlung konnte nunmehr in Ruhe ihre Arbeiten fortsetzen. Die Häupter der Cordeliers, von denen der Ansturm in Szene gesetzt war, hielten sich eine Zeitlang in der Verborgenheit. Selbst Robespierre wagte nicht in seinem Haus zu schlafen. Sie fürchteten eine royalistische Reaktion. Soweit wagte jedoch die siegende Partei der Feuillans nicht zu gehen. Man belobte die Haltung des Gemeinderaths und der Bürgerwehr, man erließ ein scharfes Verbot gegen Zusammenrottungen, aufrührerische Anschläge und Pamphlete; allein die Urheber blieben unbestraft und Klubs und Presse stimmten bald wieder den vorigen Ton an. Soviel gewann jedoch die Nationalversammlung, daß die Verfassung im Sinn der konstitutionellen Monarchie vollendet werden konnte. Der Grundsatz der königlichen Unverletzlichkeit wurde durchgeführt, doch sollte die Suspension des Monarchen und die Ueberwachung der königlichen Familie bis zur Veröffentlichung der Reichsverfassung fortdauern.



Robespierre.

Im eignen Schloß wurden Ludwig XVI., Marie Antoinette und der Dauphin als Gefangene gehalten.



Gemetzel auf dem Marsfelde.

Die konstitutionelle Partei hatte den Sieg davon getragen; aber die Männer, die dabei den Ausschlag gaben, die Lameths, Barnave, Lafayette, Chapelier und ihre Gesinnungsgenossen, wagten nicht gegenüber der Demokratie die vollen Konsequenzen daraus zu ziehen. Sie hatten ihrer Feindschaft

gegen den Thron und die mit ihm verbundenen aristokratischen und klerikalen Elemente zu oft und zu stark Ausdruck gegeben, als daß ihnen bei ihrer jetzigen Haltung hätte wohl sein können. Die agitatorische Presse und die Klubführer bei den Jakobinern und Cordeliers schmähten sie als Rückschrittsmänner, die ihren Grundsätzen untreu geworden, als heimliche Freunde der Emigration und des kriegschnaubenden Auslandes, als Verräther der Souveränität des Volks. Sie glaubten daher bei der Revision des Verfassungswerks, die während der nächsten Wochen in Angriff genommen wurde, ihren Charakter als Freiheitsfreunde und Volksmänner desto schärfer hervorkehren zu müssen. Vergebens suchte Malouet, ein aufrichtiger und überzeugungstreuer Streiter für geordnete Freiheit und Rechtsgleichheit, die Mitglieder des Revisions- und Verfassungsausschusses zu bewegen, sie möchten die Gelegenheit und Zeitstimmung benutzen, um die bedenklichen Beschlüsse aus der Urkunde auszumerzen, welche dem König seinen Einfluß auf Rechtspflege, Heer und Verwaltung, dem Adel das gesetzliche Dasein und der Kirche ihre kanonische Verfassung nahmen. Es blieben ja, so führte er aus, die Fundamente der Konstitution immer noch unerschüttert bestehen, es blieben die Vernichtung der Feudalität in der Augustnacht, die Menschenrechte mit dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger, die Volksvertretung in einer Kammer mit weitgehenden Befugnissen, die Beschränkung der souveränen Königsmacht durch die Verantwortlichkeit der Minister und das suspensive Veto, die Schutzgesetze für die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, ein ausgedehntes Wahlrecht aller aktiven Bürger im Sinn nationaler Selbstregierung, und diese werthvollen Errungenschaften seien solide Grundlagen eines würdigen öffentlichen Lebens, eines freiheitlich geordneten Rechtsstaats mit der Herrschaft gemeingültiger Gesetze. Allein wie sollten die Männer der Doktrin, denen ein demokratisch-republikanischer Volksstaat mit einheitlicher Spitze als Ideal galt, sich auf Aenderungen einlassen, welche die Wortführer der Linken als eine „Gegenrevolution" bezeichneten? So nahm denn das Revisionswerk einen raschen Gang. Mit Ausnahme einiger unwesentlicher Modifikationen im Wahl- und Preßgesetz wurden alle bisherigen Beschlüsse beibehalten, und nachdem man das Ganze in die Form einer gesetzlichen Verfassungsurkunde gebracht, dem König zur Annahme und Bestätigung vorgelegt. Sobald er sie beschworen haben würde, solle er wieder in die volle Gewalt der Krone eingesetzt werden und die Regierung in Gemäßheit der neuen Ordnung beginnen.

Zu dem Zweck begab sich am Abend des 3. September bei Fackelschein eine feierliche Deputation von 60 Abgeordneten in die Tuilerien und überreichte dem König die Urkunde, welche, wie der Präsident Thouret in seiner Anrede bemerkte, „die unverjährbaren Rechte des französischen Volks heilige, dem Thron seine wahre Würde zurückstelle und dem Reich ein verjüngtes Dasein gebe". Zugleich wurde jede Freiheitsbeschränkung aufgehoben. Ludwig XVI. bat sich Bedenkzeit aus, um das Werk zu prüfen und seine Entscheidung zu fassen. Sie wurde ihm gewährt. Zehn Tage vergingen unter schweren Seelenkämpfen, ehe man in den Tuilerien zu einem ent-

scheidenden Entschluß kam. Endlich war der Kampf überwunden: Ludwig fügte sich in die Nothwendigkeit; hatte doch selbst der kaiserliche Schwager Leopold zur Nachgiebigkeit gerathen.*) Er unterzeichnete die Verfassung im tiefsten Schmerz unb begab sich am nächsten Tag in die Nationalversammlung mit Gefühlen, wie wenn er zum Tode ginge. Hier leistete er stehend vor den sitzenden Vertretern der Nation den feierlichen Eid. In einer Seitenloge wohnte die Königin mit ihrer Begleitung dem Akt bei. Als Ludwig den Schwur abgelegt und zugleich um Amnestie für alles Vergangene nachgesucht, kehrte er unter dem Jubelruf des Volks in das Schloß zurück. Dort warf er sich in einen Sessel und beweinte den Untergang der französischen Monarchie.

Nach Allem, was Ludwig bisher erlebt, durfte er nicht hoffen, daß selbst der Schatten von Hoheit und Gewalt, den die Konstitution der ausübenden Macht eingeräumt, ungeschwächt erhalten bleiben würde. Denn noch trieb die revolutionäre Strömung hohe Wogen. Und wenn er noch hätte erwarten können, daß dieselben Männer, welche die Verfassung in's Leben gerufen, auch bei deren Ausführung und Anwendung an der Seite des Thrones stehen würden! Allein diese Möglichkeit hatte die Nationalversammlung durch einen selbstmörderischen Akt vernichtet. Auf Robespierre's Antrag nämlich war der für die Zukunft Frankreichs verderbenbringende Beschluß gefaßt worden, daß die Mitglieder der konstituirenden Versammlung nicht in die darauf folgende gesetzgebende gewählt werden sollten: alle Anhänger der alten und der gemäßigten Monarchie, alle Verehrer der Ideen Montesquieu's sollten damit ausgeschlossen werden. Diejenigen also, welche politische Reife und praktische Erfahrung zu den zweijährigen Berathungen mitgebracht oder in denselben erworben hatten, verzichteten auf jede Mitwirkung an Frankreichs Geschicken und machten unerprobten Männern Platz, die, von radikalen Theorien und Phrasen erfüllt, die nöthige Erfahrung erst auf Kosten des Staatswesens sich erwerben sollten. Die Macht der Phrase und der theatralische Glanz patriotischer Selbstverleugnung ließen den sinnlosen Antrag des bis dahin einflußlosen Deputirten Robespierre, der mit der starren Logik des Fanatikers auf seine und des Pöbels Allmacht hinsteuerte, im Lichte einer der Nation gebrachten Selbstaufopferung erscheinen.

So hatten denn die Helden der Volksvereine und der demokratischen Presse freien Spielraum, als am letzten September 1791 die konstituirende Nationalversammlung ihre Sitzungen schloß. Einige Wochen nachher traten auch die Häupter der Munizipalität und der Nationalgarde von ihren einflußreichen Aemtern ab. An die Stelle Bailly's wurde der Jakobiner Pétion (16. Nov. 1791) gewählt, und Lafayette legte in Folge eines Be-

*) Marie Antoinette unterhielt mit ihrem Bruder Leopold von Oesterreich und andern Machthabern einen eifrigen Briefwechsel in einer schwer zu lösenden Zeichenschrift, welche ihre Familie jedesmal durch eine bezeichnete Seite und Zeile von „Paul und Virginie" fand. — Sie rieth dem König zur Annahme, weil sie der Ansicht war, daß Ablehnung ohne unmittelbare Todesstrafe unmöglich sei. Freilich, die Annahme sollte nicht in gutem Glauben, d. h. nicht in der Meinung erfolgen, daß die Verfassung befolgt werden könne, vielmehr in der Hoffnung, daß das Volk selbst von ihr abfallen und das Ausland von ihr befreien werde. Aber diese Hoffnung der Königin ging nicht in Erfüllung.

schlusses der Nationalversammlung, kraft dessen das Amt des Oberbefehlshabers wegfallen und die höchste Leitung unter den Führern der sechs Legionen monatlich wechseln sollte, den Kommandostab der Bürgergarde nieder, eine für die Einheit und Festigkeit der nationalen Landwehr sehr verderbliche Neuerung. Seine Hoffnung, nach Bailly's Abgang das Amt eines Maire oder Bürgermeisters von Paris zu erlangen, ging nicht in Erfüllung; Pétion erhielt die Mehrzahl der Stimmen. Mit Zustimmung der gesetzgebenden Versammlung bildeten sich dann aus dem Arbeiterstand und den nicht aktiven Bürgern, die keinen Zutritt zur Nationalgarde hatten, eigene Wehrmannschaften, von ihrer Waffe Pikenmänner genannt, welche den bürgerlichen Befehlshabern untergeordnet sein sollten, aber durch ihre Beweglichkeit und revolutionäre Heftigkeit bald die Oberhand gewannen, in den innern Kämpfen und tumultuarischen Straßenaufläufen den Ausschlag gaben, das streitfertige Militär der Klubführer, ein Corps der Rache für das „Blutbad" am 17. Juli.

II. Die gesetzgebende Versammlung und der Sturz des Königthums.

(1. Oktober 1791 — 21. September 1792.)

Neuntes Kapitel.

Die Legislative. — Charakteristik der Versammlung. — Beschlüsse gegen die unbeeidigten Priester und die Emigranten. — Das königliche Veto. — Kriegserklärung an Leopold II. — Jämmerliches Ende des belgischen Spazierganges.

Am 1. Oktober 1791 wurde die erste legislative Versammlung eröffnet und einer der Abgeordneten von Paris, Pastoret, zum Präsidenten gewählt. Sie bestand aus 745 Mitgliedern, meist unberechenbaren, unbekannten Leuten. Denn während die Nationalversammlung eine Fülle großer, glänzender Talente umfaßt hatte, und während der spätere Konvent auch nicht arm daran war, war diese Legislative meist aus unbedeutenden Persönlichkeiten zusammengesetzt. Ganz junge Leute, deren Gesichtskreis enge war, denen jede erhebliche politische Vorbildung fehlte, waren nirgends so reich vertreten als hier. Was aber die neue Versammlung an Talenten aufzuweisen hatte, gehörte durchschnittlich einer und derselben Richtung an. Mit wenig Ausnahmen kamen die hervorragenden Redner aus dem Kreise der Partei, welche man nach dem Wohnort und Wahlbezirk (Bordeaux und Provinz Gironde) der namhaftesten Führer die Gironde nannte. Diese Girondisten saßen im Zentrum des Saales der Legislative. Ihre Führer, welche zugleich die meiste Energie besaßen, hatten die erhöhten Plätze des Zentrums eingenommen, während in der sogenannten Ebene eine Menge von Leuten sich befand, welche den Neuerungen zugethan waren, es mit dem Alten aber auch nicht ganz verderben wollten. Daher nannte man die Ebene im Zentrum auch spottweise den Sumpf (le marais) und die dort sitzenden

Abgeordneten „die Kröten des Sumpfes". Die Girondisten schwärmten sehr für den allgemeinen und unbestimmten Begriff der „Freiheit" und pflegten sich an den Ideen und Erscheinungen des klassischen Alterthums von Hellas und Rom zu begeistern. Sie begriffen nicht, daß die Ideen der alten Philosophen nicht mehr in die Zeit der französischen Revolution paßten, und Dumouriez sagte deshalb einst geistreich von ihnen: „Sie sind eine schlechte Uebersetzung der Römer." Die Gironde hätte den großen Kampf zwischen Volk und Königthum, der sich nun entwickeln sollte, am liebsten auf parlamentarischem Boden ausgefochten. Diese Partei, welche von Marat spöttisch die Partei der Staatsmänner genannt wurde, wollte nicht einsehen, daß die Errungenschaften der Revolution erst befestigt werden mußten, wenn man auf Bestand rechnen wollte; sie that, als ob man das Ideal der Zeitbewegung in dem Moment erreicht hätte, wo man die persönliche Freiheit Aller proklamiren konnte, während es doch vor Allem galt, den nimmermüden Umtrieben des Hofes und der anderen Feinde des neuen Frankreich entgegenzutreten. Die Girondisten waren die Vertreter des von der demokratischen Zeitströmung mitgerissenen Theils der Bourgeoisie; als ihr soziales Prinzip erschien der Individualismus, den sie mit der persönlichen Freiheit absichtlich oder unabsichtlich zu verwechseln pflegten. Sie mußten schon aus diesem Grunde in Gegensatz treten zu der Masse, welche eine Linderung ihres Elends von dem neuen Staat erwartete. Die Girondisten träumten von einer Republik, in welcher die geistige Befähigung und die Bildung dominiren sollte, und vergaßen, daß das Pariser Volk in erster Linie für seine Befreiung vom Drucke von Oben aufgestanden war. Mit diesen Anschauungen mußte die girondistische Partei in Frankreich einem tragischen Schicksal verfallen.



Madame Roland.

Sie erlangte bald in der Legislative den größten Einfluß, weshalb auch nach einiger Zeit das Ministerkabinett aus ihrer Mitte besetzt wurde. Sie sammelte sich Anfangs um den früheren Finanzbeamten Roland und seine geistreiche und edle Gemahlin, die junge hochgebildete Tochter des Kupferstechers Phlipon; mit der Zeit erlangte Brissot, der bereits im vorigen Kapitel erwähnte Verehrer von Thomas Payne und der amerikanischen Verfassung, das größte Ansehen, sodaß sein Name zur Parteibezeichnung ward. Von unruhiger Beweglichkeit, warf er sich in den Strom der Revolution mit kecker Unbedachtsamkeit. „Er hatte etwas ideale Begeisterung für die Befreiung der Welt und die Staatsform der Republik; was ihn aber am stärksten

trieb, war die persönliche Rastlosigkeit, welche an dem Getümmel und der Erhitzung selbst ihre Lust hat, und sich ohne Sorgen für kommende Gefahren dem Glück anvertraut, das dem Kühnen und dem Gewandten hold ist." Neben Brissot und Madame Roland, in deren Salon auch der ehrgeizige Theoretiker Abbé Sieyès viel verkehrte und seine Rathschläge und Orakelsprüche ertheilte, waren die bedeutendsten Mitglieder und Gesinnungsgenossen der Partei: Guadet, Vergniaud, der als Rechtsanwalt im Parlament zu Bordeaux seine Laufbahn begann und dessen glänzende und schön geformten Reden oft ganz Frankreich in Bewegung brachten*), Gensonné, Grangeneuve, der schon öfters erwähnte Philosoph Condorcet, ferner Buzot, Isnard, Lanjuinais, der feurige, schöne Marseiller Barbaroux, General Dumouriez u. A. „Waren gleich die Girondisten unfähig, eine dauernde Schöpfung aufzurichten," urtheilt ein neuerer Historiker, „so besaßen sie doch die wahrhaft revolutionäre Gabe, durch ihre rednerische Agitation die Leidenschaften zu schüren, mit der Macht der Phrase ein entzündliches Volk wie die Franzosen in Fiebergluth zu setzen, und ohne irgend einen Zug der groben handgreiflichen Demagogie an sich zu tragen, doch den Zielen wildester demagogischer Zerrüttung in die Hände zu arbeiten." Im lebhaften Eifer für Freiheit und republikanisches Selbstregiment trieben sie auf der Bahn der Revolution immer weiter vorwärts und riefen im Kampf gegen den Thron die dämonischen Kräfte zu



Vergniaud.

*) In ganz Frankreich wurden nämlich die politischen Vorgänge eifrigst besprochen, namentlich in den zahllosen Klubs. Vereine von „Verfassungsfreunden", deren Glaubensbekenntniß die Erklärung der Menschenrechte war, gab es bereits in allen größeren Städten, als das große Verbrüderungsfest des 14. Juli 1790, noch mehr die allgemeine Panik bei Gelegenheit der Flucht des Königs ihre Verzweigungen auch in die Landgemeinden und in die Dörfer trug. Im August 1790 zählte man ihrer 60, drei Monate später 120, im März 1791 schon 229, im August 400, von da ab stieg ihre Zahl in zwei Monaten um 600; Ende September war die Zahl 1000 erreicht, im Juni 1792 waren es 1200 und nach dem Sturz des Königthums unter dem Schrecken des Einfalls der Preußen hatten sich 26,000, fast ebensoviel als es Marktflecken gab, gebildet: „Jede Straße einer Stadt, jeder Weiler auf dem Lande muß seinen Klub haben. Ein ehrsamer Handwerker sammelt seine Nachbarn um sich, bei dem Schein einer auf gemeinsame Kosten brennenden Lampe liest er ihnen die Beschlüsse der Nationalversammlung vor, würzt die Lektüre mit seinen und seiner Nachbarn Betrachtungen und am Schluß der Sitzung wurde die durch eine Nummer von Marat erregte Gesellschaft aufgeheitert durch die patriotischen Flüche des „Père Duchesne", der von Hébert herausgegeben Zeitung." — Die Zahl der Mitglieder dieses Klubs und seiner Ableger war durchaus nicht groß. In seiner Blüthezeit zählte er in ganz Frankreich insgesammt 800,000: in Paris selbst 1791 nur 6000, nachher höchstens 12—14,000, in größern Provinzstädten wie Straßburg, Besançon, Toulouse 3—400, in kleineren 50, in Marktflecken 15—20, in Dörfern 5 oder 6. Was ihnen an Zahl fehlte, ersetzten sie keineswegs durch Bildung und Besitz. Kleine Handwerker, Schuster und Schneider, Krämer, Kneipwirthe, Entlaufene, Verarmte, Heruntergekommene jeder Art bildeten den Kern der Mannschaft; Schreiber, Chirurgen, Apotheker, Schulmeister, gewesene Mönche und Pfarrer, Schauspieler, Künstler letzten Ranges, bildeten das schreibende und redende Personal und — die Rechtsanwälte, deren die Legislative nicht weniger als 400 zählte, bildeten die Wortführer.

Hilfe, denen sie dann selbst erlagen. Fast ausschließlich dem gebildeten Mittelstand angehörig und erfüllt von dem Selbstgefühl der geistigen Ueberlegenheit, waren die Girondisten stolz und anspruchsvoll gegen den Hof und die Träger des alten Regimes, wie abweisend gegen die plebejische Demagogie, deren Hilfe sie doch zu ihren politischen Zwecken nicht verschmähten.

Das konservative Element in der Versammlung saß auf der rechten Seite. Da die berühmt gewordenen alten Führer der Partei nicht mehr wählbar waren, so erschienen als Führer derselben in der Versammlung Leute von bisher wenig bekanntem Namen, wie Ramand, Vaublanc und Girardin. Das Volk bezeichnete diese Konstitutionellen jetzt als Aristokraten und Reaktionäre, weil sie bei Konflikten zwischen dem König und der Volksvertretung sich auf die Seite des Königs zu stellen pflegten. Ihre eigentlichen Führer, Lafayette, Bailly, Barnave und Talleyrand befanden sich nicht mehr unter ihnen, und der Klub der Feuillans konnte dieser Rechten ebensowenig Bedeutung verleihen, wie der Salon der Frau von Staël-Holstein, wo sich die Berühmtheiten der konstitutionellen Partei zusammenfanden.


Roland.

Der Jakobinerklub war der Herd der Opposition gegen Hof und Royalismus, der Mittelpunkt aller Elemente, welche die Revolution im Gange halten, die noch bestehenden Ständeunterschiede verwischen, aus den Franzosen ein „einig Volk von Brüdern“ machen wollten.*) Hier führte vor allem Maximilian Robespierre das große Wort. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in seiner Vaterstadt Arras nach Paris zurückgekehrt und kurz darauf in die Gemeindeverwaltung berufen, entfaltete er in den Vereinsversammlungen seine politische Thätigkeit, unterstützt von Demagogen wie Danton und Manuel, die gleichfalls bei der Kommune angestellt waren, von demokratischen Journalisten, wie Marat, Carra, Tallien, von heruntergekommenen Leuten mit einer zwei-

*) Einen bedeutenden Fortschritt auf dem Weg des Demokratismus machte der Jakobinerklub im Frühjahr 1792 durch die Annahme der rothen phrygischen Mütze, die fortan als Bundeszeichen getragen wurde. Diese Mütze war ursprünglich eine orientalische Kopfbedeckung; wie sie zur Freiheitsmütze wurde, darüber gibt es verschiedene Auslegungen. Nach den einen soll die rothe Mütze volksthümlich geworden sein, als 1792 die begnadigten Soldaten des Regiments von Châteauvieux, die wegen des Aufruhrs von Nancy auf die Galeere geschickt worden waren, in Paris eintrafen. Sie trugen noch die rothe Mütze, die das Abzeichen des Bagnos war. Nach anderen soll Brissot die Vorzüge der Mütze als Kopfbedeckung in einem Artikel des „Patriote“ angepriesen haben, die rothe Farbe habe man als Zeichen der Fröhlichkeit gewählt. Am 19. März 1792 wurde in einer Versammlung der "Société des amis de la constitution" der Jakobiner ein Antrag Pétions verlesen, der das Tragen dieser Mütze verbot. Auch Robespierre stimmte dem Antrage zu und meinte, eine Kokarde genüge als Abzeichen. Jedoch schon vier Tage später wurde am Schlusse einer Vorstellung von „Cäsars Tod“ Voltaires Büste mit einer rothen Mütze geschmückt, und bald kam sie wieder auf. Jedenfalls untersagte am 21. September 1793 der Konvent den Gebrauch der rothen Mütze auf dem Bagno, sie wurde fortan das geheiligte Abzeichen der Freiheit.

deutigen Vergangenheit, wie der ehemalige Kapuziner Chabot, ein sittenloser Wüstling, wie der Schauspieler Collot d'Herbois, der in einer populären Schrift, „Almanach des Vaters Gérard“, die Lehren des Jakobinerklubs „in dem verführerischen Gewand einer hochtrabenden Moral“ dem Geschmack und der Fassungsgabe des Landvolks anzupassen suchte, wie der Theaterdichter Fabre d'Eglantine, der Advokat Georg Couthon, ein lahmer, gebrechlicher Mensch von mildem, freundlichem Wesen im Privatleben, aber ein politischer und priesterfeindlicher Fanatiker u. a. Mit Hilfe dieser dienstbaren Geister, die sich an der anständigen Gesellschaft für die früher erlittene Zurücksetzung und Verachtung rächen wollten, wußte sich Robespierre die Gunst des Pöbels zu erwerben. An feuriger überwältigender Beredsamkeit vielen andern nachstehend, durch seine salbungsvollen Reden die Zuhörer oft ermüdend, hat es der klug berechnende, kalte und verschlossene Advokat doch auch wieder verstanden, durch leichten, freien, verständlichen Vortrag, durch angemessenes rhetorisches Gebärdenspiel, verbunden mit der unwandelbaren Ueberzeugungstreue, die schon Mirabeau erkannt hatte, mit der logischen Konsequenz seines doktrinären Gedankenganges und mit einem äußerlichen Anstand in Kleidung und Haltung sich bei der Versammlung wie bei dem Volk in Gunst und Achtung zu setzen. In seiner Erscheinung hielt er sich fern von dem „Sansculottismus“, durch den die Jakobiner ihre Geringschätzung aller gesellschaftlichen Form und Bildung in ostentativer Weise zu erkennen gaben.*) Dabei war er einfach und geregelt in seiner Lebensweise im Gegensatz zu den meisten andern Demagogen, die in den Pfuhl des Lasters und der Sinnenlust versunken waren. Der Ruf der bürgerlichen Rechtschaffenheit, der strengen Grundsätze, der aufrichtigen Freiheits- und Vaterlandsliebe, womit sich Robespierre bei jeder Gelegenheit ruhmredig an den Zuhörern vorüberführte, verschaffte ihm Vertrauen und mehrte die Zahl seiner Anhänger, die ihn wie eine Leibgarde umgaben und



Guadet.

*) Der Name „Sansculotten“ kam im Frühjahr 1792 auf. Als nämlich einmal zwei liberale Damen den Vortrag des Deputirten Maury durch Reden und Gebärden störten, so erzählt Montgaillard, rief der derbe Abgeordnete unwillig dem Präsidenten zu: „Bringen Sie doch die beiden „Ohnehosen“ zum Schweigen!“ Das Wort schlug durch und man nannte am Hofe das damalige Ministerium das „Ministerium ohne Hosen“ um seine Volksthümlichkeit zu verspotten, zugleich aber auch auf den Einfluß der Frau Roland hinzudeuten. Culottes sind die Kniehosen, die die höheren Stände trugen, während bei den niederen die langen Hosen, Pantalons üblich waren. Später wurden besonders die untersten Volksschichten als Sansculotten bezeichnet. Damals geschah auch das Unerhörte, daß die Minister nicht in Galakleidung, sondern in einfach bürgerlichem Anzug, ohne Perrücken und ohne Schnallen auf den Schuhen beim König erschienen. „Ach keine Schnallen auf den Schuhen!“ rief, auf Roland deutend, der Oberzeremonienmeister aus, worauf Dumouriez lachend antwortete: „Ach, mein Herr, Alles ist verloren!“

seine Sittenstrenge bewunderten. Seine Familie stammte aus England, von ihr mag ein puritanischer Zug als Erbtheil auf ihn übergegangen sein. Mit diesem Tugendgewand verhüllte er den im Innern glühenden neidgefärbten Ehrgeiz, den Haß gegen alles Hervorragende, Aristokratische, das finstere Mißtrauen, das ihm stets Gefahren und Verfolgungen vorspiegelte, in jedem Mitstrebenden einen Widersacher und Feind sehen ließ. Seine Tugend war das Paradepferd in seinen Redeschlachten; alle Verleumdungen und Ver-



Maximilian Isidor Robespierre.

dächtigungen, alle Nachstellungen und Verfolgungen, von denen er sich umgeben wähnte, sollten ihre Quelle in der Scheelsucht der Gegner auf seine sittliche Reinheit haben. Eine trockene, phantasielose Natur ohne poetische Erhebung, ohne Genialität war Robespierre dennoch eine Persönlichkeit, die einen gewaltigen Einfluß auf Geist und Gemüth des Volks übte.

Gleich am 5. Oktober offenbarte sich der vorherrschende Geist dieser Versammlung in dem Beschluß, die Anreden Sire und Majesté abzuschaffen und dem König, wenn er in der Versammlung erscheine, nicht mehr einen höheren

Platz als dem Präsidenten anzuweisen. Diese Beschlüsse, die den König tief beleidigten, wurden gleich am Tage darauf wieder aufgehoben! So begann die Thätigkeit der Legislative.

Neben dem, was dieß kleine Scharmützel herbeigeführt, lagen drängende Fragen vor, die nicht umgangen werden konnten und von selbst zur Brandfackel zwischen dem Königthum und der Versammlung werden mußten. Vor Allem die Frage, wie man sich zu den Wühlereien der Emigranten und der Priester zu verhalten habe. Je weiter nämlich die Revolution auf der abschüssigen Bahn zum Demokratismus und zur Republik fortschritt, desto größere Dimensionen nahm die Emigration nach dem Ausland an. Die Auswanderung wurde eine ansteckende Krankheit, wurde gleichsam zur Mode. In allen Grenzländern, insbesondere in den rheinischen Städten Worms, Mainz, Koblenz, Bonn u. a. wimmelte es von Schwärmen flüchtiger Franzosen. Solange die Goldstücke ausreichten, die sie aus der Heimath mitbrachten, lebten sie in Saus und Braus, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie bald wieder in ihre Wohnsitze heimkehren würden, und sich dann an ihren politischen Gegnern schadlos halten könnten für alle Verluste und Widerwärtigkeiten. Als die erwarteten Triumphe sich nicht einstellten und die Goldrollen verschwunden waren, lebten sie von Unterstützungen, die ihnen aus fürstlichen Kassen oder von adligen und geistlichen Gesinnungsgenossen zuflossen, und vom Borgen. „In Festgelagen und ausgelassenen Zerstreuungen, Komödien, Hazardspiel und Liebeshändeln brachte der junge Adel dort seine Tage zu, und seine royalistische Begeisterung beschränkte sich auf unfruchtbare Klagen oder lärmende Demonstrationen für das bedrängte Königthum.“ Erst als die Kriegsaussichten näher rückten, traten viele in die angeworbenen Condé'schen Truppen als Offiziere ein, um gemeinsam mit den Deutschen in Frankreich einzurücken und die alten Zustände zurückzuführen.



Collot d'Herbois.



Dumouriez.

Unter dem Volk zeigten sich keine Sympathien für die zuchtlose und übermüthige Aristokratie, welche auch im Ausland und im Elend die Entartung der Feudalzeit offenbarte; dagegen fanden die Flüchtlinge an den fürstlichen Höfen und in den Schlössern des Adels Theilnahme, Gunst und Unterstützung, bis sie auch hier zur Last wurden. Ihr Standeshochmuth und ihre Parteisucht dauerten auch im Ausland fort: der Prinzenhof von Koblenz betrachtete es als Pflicht und Schuldigkeit der europäischen Fürstengewalt, daß sie die Enkel des heiligen Ludwig in ihrem Widerstreit gegen die Revolution unterstütze, und war im höchsten Grad beleidigt, daß diese sich nicht zum Werkzeug der Rache und des Uebermuths gebrauchen lassen wollte. Die Edelleute ersten Ranges hielten sich fern von den Niedrigen; wer zuerst weggezogen war, galt für loyaler als der spätere Ankömmling. Als der brave ritterliche Cazalès, der bis zuletzt bei seinem König ausgehalten, nach Koblenz kam, ging man ihm aus dem Weg, seine Gesinnung war anrüchig. Für die Pariser Nationalversammlung waren die Emigranten kein Gegenstand der Furcht,*) so sehr sie sich auch das Ansehen gab, als sei man vor den „Horden der Kontrerevolution" in Sorge; vielmehr dienten sie ihr, um die Leidenschaften des französischen Volks zu entflammen und der Revolution einen kriegerischen Impuls zu geben. Es war daher den beiden Monarchen Leopold von Oesterreich und Friedrich Wilhelm von Preußen keineswegs nach dem Sinn, daß sich auf dem sächsischen Lustschloß Pillnitz, wo sie am 27. August auf die heimlichen Hilferufe Marie Antoinette's hin eine persönliche Zusammenkunft hatten, auch der Graf von Artois mit zwei hervorragenden Emigrantenhäuptern einfand, dem ehemaligen Staats-



Jonard.

*) Die Armeen dieser Ausgewanderten bestanden fast nur aus Berittenen, denn die Adeligen wollten nur zu Pferde dienen. Sie erschienen in ihrer sonderbaren Ausrüstung wie Gespenster aus dem verschwundenen alten Frankreich. Von dem Sattelknopf dieser lächerlichen Ritter hing auf jeder Seite eine kleine lederne Tasche herab, unter der sich je eine blecherne Büchse mit acht Patronen befand. In den Taschen befand sich ein Beil, eine Säge und zwei Pistolen. Hinten am Sattel hingen wieder zwei größere Taschen, welche außer Patronen ein Hemd, einen Stiefelknecht, eine Puderbüchse, ein Rasirmesser, Kämme, Schminke und weiße Kokarden enthielten. Der Waffenrock war blau und an den hohen Stiefeln befand sich ein langes spitzes Eisen, um das feindliche Fußvolk mit Fußtritten zu verwunden. Im Gürtel staken einige Pistolen; dazu trug ein solcher Emigrant Säbel, Stock und Karabiner. Vom Hute nickte ein ungeheurer Federbusch. Diese Ritter von der traurigen Gestalt waren mit ihren Waffen dem neuen Frankreich wenig gefährlich.

minister Calonne und dem General Bouillé. Für ihre Zwecke konnte es nur schädlich sein, wenn die Sache des Königthums mit der Emigration in Zusammenhang gebracht ward.*)

Die andere Frage, welche die Versammlung beschäftigte, war die: was soll mit den eidweigernden Geistlichen geschehen, welche das Volk zur Unzufriedenheit gegen die neue Ordnung aufreizen und mit Mißtrauen und Haß gegen seine Vertreter zu erfüllen suchen. Die Verhandlungen über diese beiden Fragen waren sehr erregt. Es wurde vorgeschlagen, daß die Priester, die im Anfang sich der nationalen Sache meist aufrichtig angeschlossen hatten, die sich aber nicht entschließen konnten, die bürgerliche Verfassung des Klerus, die mit ihrem Amtseid in Widerspruch stand, zu beschwören, sollten durch Noth und Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden. Entziehung des von der Konstituante ihnen bewilligten Unterhalts, Kerker und Verbannung sollte sie treffen. Denn, wie der auf den Bischofstuhl von Calvados erhobene Claude Fauchet geltend machte, man sollte doch dem Staat nicht zumuthen, die Schlange im eignen Busen auch noch zu ernähren. Zu gleicher Zeit wurde ein Strafgesetz gegen die Ausgewanderten eingebracht, dessen Spitze mehr gegen die auswärtigen Mächte, die sie hegten und schützten, gerichtet war, als gegen die Emigranten selbst, deren Rückkehr man gar nicht wünschte. So kamen denn nach sehr erregten Debatten, wobei Couthon die Gefahren hervorhob, welche die Anwesenheit der eidweigernden Priester der freiheitlichen Entwicklung der Nation brächte, Isnard mit rhetorischem Pathos ausführte, „daß man das brandige Glied abschneiden müsse, damit der übrige Körper gesunde“, Brissot und seine Genossen von der Gironde in oratorischen

*) Wie wenig aufrichtiges Vertrauen die beiden deutschen Monarchen auf dem Fürstentag in Pillnitz einander entgegenbringen mochten, darin waren sie doch einig, daß man im Interesse der monarchischen Ehre und Sicherheit die königliche Familie in Frankreich nicht hilflos verkommen lassen dürfe, daß aber die dermalige Lage kein bewaffnetes Einschreiten nöthig oder rathsam mache, und daß insonderheit die Denkschrift, die Graf Artois vorgelegt, mit Entschiedenheit zurückzuweisen sei. In diesem Schriftstück, das die ganze Selbstsucht und Ueberhebung des alten Herrenstandes athmete, war das Verfahren angegeben, welches der Fürstentag von Pillnitz gegenüber Frankreich einschlagen möchte. Die königlichen Brüder und alle andern Glieder des Bourbon'schen Hauses sollten mit Zustimmung der auf dem Kongreß anwesenden Potentaten ein Manifest ausgehen lassen, mit einem Protest gegen die Uebergriffe der Nationalversammlung und gegen alle Beschlüsse, zu denen man des Königs Genehmigung erzwungen oder erschlichen hätte, mit der Verkündigung, daß, da Ludwig XVI. seiner Regierungsgewalt und seiner Freiheit entkleidet sei, Monsieur, der Graf von Provence, kraft seines Geburtsrechts, mit Zustimmung und Anerkennung des Kaisers und der Mehrheit der europäischen Mächte als Regent auftrete, und mit der Drohung, daß die Einwohner von Paris bei Todesstrafe für die Sicherheit der königlichen Familie einzustehen hätten. Weit entfernt, daß man die Anerkennung und Verbreitung eines so anmaßenden Schriftstücks beschlossen oder die darin geknüpfte Forderung einer Mobilmachung der eigenen Truppen, sowie einer Unterstützung und Förderung der Kriegsrüstungen der Emigranten genehmigt hätte, begnügten sich die Monarchen mit der Erklärung, daß die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich eine für ganz Europa wichtige Sache sei, daß sie alle Mächte zur Mitwirkung bei dieser Aufgabe einluden und für den Fall der Zusage die geeigneten Schritte zur Erreichung dieses Zieles durch thätige Einmischung thun würden. Wie wenig hinter dieser Erklärung, die nur auf eine Einschüchterung der Pariser Demokraten berechnet war, der Krieg lauerte, bewies die weitere Verkündigung der beiden Monarchen, daß den Emigranten nur der friedfertige Aufenthalt in den deutschen und österreichischen Staaten gestattet, aber alle bewaffneten Rüstungen untersagt sein sollten. Ludwig XVI. kam diesen friedlichen Absichten entgegen, indem er seine Brüder in einem vertraulichen Brief aufforderte, alle Kriegsgedanken fahren zu lassen und mit Resignation den Gang der Dinge abzuwarten. Kurz darauf bestätigte er, wie im vorigen Kapitel berichtet, die mittlerweile vollendete Verfassung und wurde wieder in den Genuß seiner Freiheit und Rechte eingesetzt. Aber das junge heißblütige Frankreich erblickte in dem Pillnitzer Kongreß mit seiner Erklärung eine versteckte Kriegsdrohung und glaubte in dem Bourbon'schen Schriftstück den wahren Ausdruck der Fürstengesinnung zu erkennen. Ein tiefes Mißtrauen gegen die Restaurationspolitik des Auslandes faßte in den Herzen der Franzosen Wurzel und kam den herrschsüchtigen Plänen der Jakobiner zu statten.

Bravourstücken die verrätherischen Pläne der Ausgewanderten geißelten, die mit Hilfe des monarchischen Europa die Revolution zu unterdrücken gedächten, „der jammervollen Pygmäen, die sich vermaßen, den Kampf der Titanen gegen den Himmel nachzuäffen", im Laufe des Monats November zwei Beschlüsse zu Stande, welche auf die Geschicke Frankreichs und der ganzen europäischen Staatenfamilie in der nächsten Zukunft von einschneidender Wirkung waren.

In Beziehung auf die Emigration wurde beschlossen: die Franzosen jenseits der Grenzen des Königreichs seien der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig. Würden sie sich bis zum 1. Januar des nächsten Jahres noch im Zustand der Zusammenrottung befinden, so seien sie als Verräther und Verschwörer gegen das Vaterland zu verfolgen und der Todesstrafe verfallen, ihre Güter und Einkünfte der Nation zuzuweisen. Diese Bestimmung gelte auch den französischen Prinzen und Allen, die zur Zeit ihrer Entfernung in öffentlichen Aemtern gestanden. Das Dekret gegen die Geistlichkeit lautete: „Binnen acht Tagen müssen die noch unbeeidigten Priester sich vor ihren Munizipalitäten zur Eidesleistung stellen; man wird Listen der beeidigten und der eidweigernden Priester abfassen; die letzteren verlieren ihre Pensionen und werden als im Verdacht der Empörung gegen das Gesetz und der bösen Gesinnung gegen das Vaterland stehend, sobald irgendwo Unruhen ausbrechen, von diesem Ort entfernt, und wenn sie als Anstifter erscheinen, in zweijährige Haft gebracht."



Barbaroux.

Als die Beschlüsse dem König zur Bestätigung vorgelegt wurden, hielt er, ermuthigt durch eine Adresse, welche mehrere achtungswürdige Mitglieder des Verwaltungsrathes des Seine-Departements mit Zustimmung einiger Minister an ihn richteten, mit seiner Bestätigung zurück, indem er von dem der Krone zustehenden Veto Gebrauch machte. Das war den Jakobinern sehr erwünscht; denn nun sagten sie, das Veto sei ein deutlicher Beweis, daß zwischen Ludwig XVI., den Emigranten, dem österreichischen Kaiser und den deutschen Fürsten ein Einverständniß bestehe. Sie waren nun entschlossen, dem König seine Gewalt zu nehmen oder über ihn wegzuschreiten. Und das sicherste Mittel dazu dünkte ihnen die Entfesselung der nationalen Kraft durch

einen **Krieg** gegen die ausländischen Fürsten, diese Beschützer der Emigranten. Die Erklärung von Pillnitz, daß die vereinigten Mächte sich bemühen würden, eine Abänderung der französischen Verfassung herbeizuführen, durch welche dem König die volle Freiheit zurückgegeben und der zwischen Thron und Nation angefachte Streit ausgeglichen werden sollte, galt als ein Eingriff in die Ehre Frankreichs. Es wäre eines stolzen Volkes unwürdig, rief Guadet aus, Gesetze zu empfangen von einer Bande gekrönter Despoten. Unter dem Ruf „Freiheit oder Tod" stimmte die Versammlung für den Beschluß, der einer Kriegserklärung gleichkam: „Der König solle an den Kaiser die bestimmte Frage richten, ob derselbe alles Vornehmen gegen die Verfassung aufgeben, als Haupt des Hauses Oesterreich Freund und Bundesgenosse Frankreichs bleiben und ihm gemäß der alten Allianzen gegen andere Mächte beistehen wolle. Gebe er hierauf binnen drei Wochen nicht eine genügende Erklärung, so sei er als Feind zu betrachten. Unterdessen sollte die Regierung fortfahren, kräftige Maßregeln zur Vertheidigung der Grenzen zu treffen." Nach dieser drohenden Herausforderung ließ der Kaiser die österreichischen Truppen in Belgien und am Rhein verstärken und rüstete zum Krieg. An die Nationalversammlung richtete er am 7. Februar eine Erklärung, daß er nur die Sicherheit des eignen Reichs im Auge habe, daß er weder die Auswanderer unterstützen, noch sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einmischen werde, es sei denn bei einer persönlichen Gefährdung der königlichen Familie. Seine Absicht sei, die gemäßigte Partei zu stärken und zu ermuthigen, daß sie den agitatorischen Umtrieben der Jakobiner, von denen der ganze Kriegslärm herrühre, erfolgreicheren Widerstand leisten möchte. An demselben Tage, da diese Note in der Nationalversammlung verlesen wurde, starb Kaiser Leopold II. rasch und unerwartet, wahrscheinlich in Folge übermäßigen Gebrauchs narkotischer Arzneimittel. Sein Sohn und Nachfolger Franz II. war entschieden für energisches Auftreten, ebenso wie Friedrich Wilhelm II., bei dem sich mehr und mehr die Ansicht befestigte, „daß die Bändigung der Revolution ein wahrhaft fürstlicher Beruf sei und ein erfrischender Wechsel im täglichen Einerlei."



Madame de Staël.

Die Entscheidung aber ging von Frankreich aus. Die Girondisten kamen nämlich an's Ruder, denn im Jakobinerklub hatte man den Sturz des Ministeriums beschlossen. In der Sitzung vom 10. März erfuhr die Legis-

lative, daß der König den Kriegsminister Narbonne entlassen und durch Herrn de Grave ersetzt habe. Augenblicklich erhob sich die Gironde gegen das ganze Ministerium, Brissot verlas eine lange Anklagerede gegen den Minister de Lessart, den er des Hochverraths begangen durch Verschweigung von Thatsachen und Hinterziehung von Depeschen, beschuldigte. Die Anklage gegen den Minister ward wirklich beschlossen; gleichem Schicksal zu entgehen, legten der Justizminister Duport du Tretre, der Marineminister Bertrand de Molleville und der Minister des Innern Cahier de Gerville ihre Aemter nieder und aus den Händen der Gironde empfing der König sein neues Kabinet. Durch die Nachricht vom Tode des Kaisers Leopold vollständig gebrochen, in der Stimmung eines Verurtheilten, der sich auf die letzte Stunde vorbereitet, ließ der König Alles über sich ergehen. Als Minister des Auswärtigen ließ er sich den geistreichen Abenteurer Dumouriez gefallen, für die Finanzen Clavière, für das Innere Roland, lauter Werkzeuge der Gironde.



Tallien.

Dumouriez eilte zu den Jakobinern, setzte sich eine rothe Mütze auf, hielt eine donnernde Volksrede und versprach, er werde ein guter Patriot sein und die Feder nur hinlegen, um den Degen zu ergreifen. Am 27. März sandte Dumouriez eine Art Ultimatum nach Wien, in dem er bis zum 15. April Verzicht auf alle gegen Frankreich geschlossenen Verträge und Zurückziehung der aufgestellten Truppen forderte, widrigenfalls der Kriegszustand als eröffnet angesehen würde. In der Antwort, die hierauf am 19. April aus Wien einlief, waren drei Gegenforderungen gestellt: 1) Befriedigung der im Elsaß begüterten (durch die Beschlüsse vom 4. August 1789 geschädigten) deutschen Fürsten. 2) Befriedigung des Papstes wegen der (von Frankreich einverleibten) Grafschaft Avignon. 3) Geeignete Maßregeln, um die französische Regierung zur Unterdrückung alles dessen, was die andern Staaten beunruhigen könnte, in Stand zu setzen. Noch in derselben Sitzung verlas der Minister ein Schreiben des Königs, worin dieser ankündigte, daß er am nächsten Tag in der Versammlung erscheinen werde.

Und am 20. April erschien er wirklich, umgeben von all seinen Ministern. „Seine Haltung," sagt ein Augenzeuge, „die Entstellung seiner Züge, die Veränderung des Tons seiner Stimme drückte den tiefsten Schmerz und düstre Vorahnungen aus." Nachdem auf Geheiß des Königs Dumouriez in einem langen Berichte alle die angeblichen Feindseligkeiten des österreichischen

Hofes aufgezählt, welche Frankreich die Kriegserklärung zur unabweisbaren Pflicht gemacht hätten, sagte der König mit zitternder Stimme: „Sie haben den Bericht gehört, der meinem Ministerrath erstattet worden ist; seine Anträge sind einstimmig beschlossen worden. Ich selbst habe die Entschließung angenommen; sie entspricht dem oft ausgesprochenen Wunsch der Nationalversammlung. Ich habe alle Mittel, den Frieden zu erhalten, erschöpfen müssen: jetzt — jetzt“ — hier hielt er vor Gemüthsbewegung inne, und mit Thränen im Auge schloß er: „habe ich der Verfassung gemäß förmlich auf Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen anzutragen.“

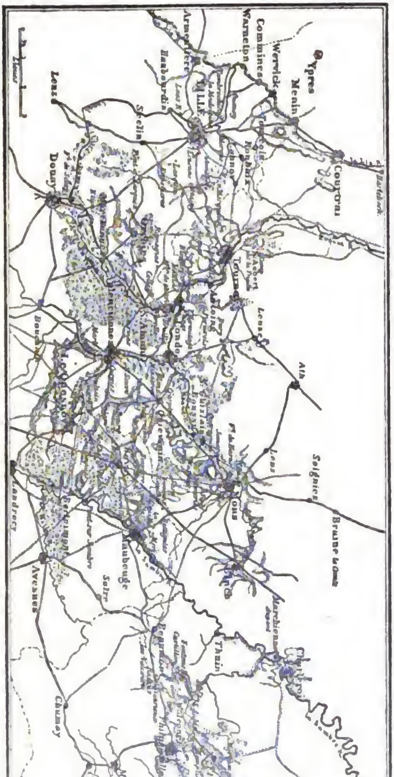
Mit allen gegen sieben Stimmen beschloß dann die Versammlung frischweg den Krieg.*) In der Erklärung standen u. a. drei Sätze, welche den Charakter dieses Krieges und die Absichten seiner Urheber kennzeichnen sollten. Sie lauteten:


Couthon.

„Die Nationalversammlung erklärt, daß die französische Nation, den durch die Befreiung geheiligten Grundsätzen getreu, ‚keinen Krieg mit der Absicht der Eroberung zu unternehmen und niemals gegen die Freiheit irgend eines Volkes die Waffen zu ergreifen,‘ die Waffen nur aufnimmt zur Vertheidigung seiner Freiheit und Unabhängigkeit; daß der Krieg, den sie unternehmen muß, kein Krieg ist von Nation zu Nation, sondern die gerechte Vertheidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs: daß die Franzosen niemals ihre Brüder verwechseln werden mit ihren wahren Feinden; daß sie nichts versäumen werden, die Geißel des Kriegs zu lindern, das Eigenthum zu schonen und zu erhalten und alle unvermeidlichen Leiden des Krieges einzig auf die fallen zu lassen, die sich gegen ihre Freiheit verschwören werden; daß sie von vornherein alle Fremden aufnimmt, die der Sache ihrer Feinde absagend, sich

---

*) Ohne also die folgenschwere Frage einem Ausschuß zur Prüfung zu überweisen, was doch in solchen Versammlungen selbst bei unbedeutenden Angelegenheiten üblich ist, wurde hier eine Entscheidung getroffen, welche 22 Jahre lang Europa in Blut getränkt hat. Bezeichnend war dabei die mächtige Rede Vergniaud's. Er erinnerte an den Eid vom 14. Januar, an den Ruf: Verfassung oder Tod! „Wo ist das Herz von Eis, das nicht bebte in so erhabenem Augenblicke? Wo die Seele von Stein, die sich nicht, ich wage es zu sagen, aufschwänge zum Himmel mit den Ausrufen der allgemeinen Freude? Wo der Mensch ohne Empfindung, der da nicht fühlte, wie sein Wesen wächst, seine Kräfte schwellen in dem Rausch einer edlen Begeisterung zu übermenschlicher Stärke? Wohlan! Geben wir Frankreich, geben wir Europa das imposante Schauspiel eines jener nationalen Feste. Lassen wir wieder aufleben jene Thatkraft, vor der die Bastillen in Trümmer fallen. Geben wir einen neuen Schwung dem heißen Gefühl, das uns an Freiheit und Vaterland knüpft. Laßt alle Theile unsres Reichs wiederhallen von dem Ruf: In Freiheit leben oder sterben! Die ganze Verfassung ohne Abbruch, oder den Tod!“



Karte des Kriegsschauplatzes in Belgien. April 1792.

unter ihre Fahnen schaaren und ihre Anstrengungen der Vertheidigung ihrer Freiheit weihen werden und daß sie mit allen Mitteln deren Ansiedlung in Frankreich begünstigen wird."

Die Einladung, die in diesem Manifest enthalten war, galt zunächst den **Belgiern**, deren reiches, schönes Land so schnell erreichbar und unter den Kanonen der Festungen Nordfrankreichs lag und deren weltbekannte Stimmung gegen die österreichische Herrschaft den eindringenden Franzosen eine Eroberung in Gestalt eines militärischen Spazierganges in Aussicht zu stellen schien. Dumouriez wenigstens rechnete mit großer Bestimmtheit darauf, daß die Brabanter, die 1789 aufgestanden waren, im Jahre 1792 nicht verfehlen würden, ein Gleiches zu thun, sobald die Franzosen als bewaffnete Freier nahten; und daß die Freiheit, der jene Revolution gegolten, ungefähr das Gegentheil derjenigen war, welche in Frankreich blühte, machte ihn nicht im Mindesten irre. Die 50,000 Oesterreicher, die angeblich im Lande lagen, glaubte er, würden von den Belgiern selbst entwaffnet werden, ja in Massen zu den

Franzosen übergehen und deren Heere verstärken und so beschloß er frischweg den Angriff mit dem Corps des Marschalls Rochambeau, der am 22. April in Valenciennes angekommen war und dessen Vorhut unter Generallieutenant Biron über Quiévrain auf Mons, von da auf Brüssel, Gent und Löwen vorbrechen sollte. Gleichzeitig sollte von der Garnison von Lille ein Vorstoß auf Tournai gemacht werden, Lafayette aber von Metz aus so schnell als möglich auf Givet marschiren und von da auf Bouvigne und Namur vorrücken.

Pünktlich am 28. April brachen die Angriffskolonnen gegen Mons und Tournai auf, aber im Augenblick des Zuschlagens versagte die Waffe den Dienst. Am 29. April hatte Biron sich Quiévrains bemächtigt, die Vorposten des Generals Beaulieu zurückgedrängt und am Abend in Boussu sein Lager aufgeschlagen. Um 10 Uhr stiegen die Dragoner des 5. und 6. Regiments ohne Befehl zu Pferde und ritten mit dem Ruf „wir sind verrathen" im raschen Trab davon. Biron warf sich mit dem Obersten Dampière den Meuterern entgegen und brachte auch den größeren Theil derselben zurück, die Anderen flohen weiter nach Valenciennes unter beständigem Geschrei: „wir sind verrathen, Biron ist davon gelaufen!" Biron beschloß mit dem Morgengrauen des 30. April den Rückzug anzutreten. In der Nacht erhielt Beaulieu Verstärkungen, die er am nächsten Morgen auf die Franzosen warf, gerade als diese den Abmarsch begonnen hatten. Das 6. Dragonerregiment stürzte sich mit dem Ruf sauve qui peut auf das 5.: ein fürchterliches Getümmel der Flucht und Auflösung begann, Quiévrain fiel in die Hände der Oesterreicher, desgleichen das Lager zu Quiévrechain sammt allen Geräthen und Geschützen; erst im Schutze der Mauern von Valenciennes machten die Flüchtenden Halt; der so kläglich gescheiterte Feldzug auf Mons hatte 300 Mann an Todten und Verwundeten und eine große Menge unersetzlichen Lagergeräthes gekostet. Noch viel Schmählicheres und Traurigeres war der Kolonne begegnet, welche auf der Straße nach Tournai vorgegangen war. Am Abend des 28. April war General Theobald Dillon mit zwei Schwadronen, 6 Bataillonen und 6 Geschützen von Lille aufgebrochen, hatte um 1 Uhr in der Nacht auf den 29. das Dorf Baisieu erreicht und war nach kurzem Aufenthalt gegen die Höhen von Marquain, welche Tournai decken, vorgerückt. Von hier waren ihm 3000 Oesterreicher entgegen gegangen, mit deren Vorposten es zu einem kleinen Gefecht kam, bei dem ein paar Tiroler Jäger gefangen wurden. Einen ernsten Kampf annehmen durfte Dillon nach seinen Befehlen nicht, er trat deshalb den Rückzug auf Baisieu an. Da lösten die Oesterreicher ein paar Kanonen; kein Franzose ward getroffen, aber die Schwadronen der Nachhut, von wilder Panik ergriffen, stürzten sich auf die Geschütze und die Marschkolonnen, rissen Alles um, was sie im Wege fanden, und die ganze Masse wirbelte mit Verrathgeschrei durch Baisieu durch nach Lille zu. In der Festung angekommen, versammelten sich die Flüchtlinge mit der Garnison zum Gericht der Rache an den verrätherischen Offizieren. Der Genieoberst Berthois ward gehängt und sein Leichnam in Stücke gehauen. Die drei oder vier Gefangenen wurden erwürgt. General Dillon, schwer

verwundet, wurde mit Flintenschüssen und Bajonetstichen niedergemacht, sein Leichnam durch die Gassen geschleift und auf dem großen Platz verbrannt. Das waren die Schreckensnachrichten, die Lafayette veranlaßten, in Givet, das er schon am 29. erreicht hatte, stehen zu bleiben; auch er traute seinen Truppen nicht. Der Einbruch in Belgien war also über alle Beschreibung elend gescheitert; nicht ein österreichischer oder brabantischer Ueberläufer hatte sich eingestellt; der ganze Plan Dumouriez' war geplatzt wie eine Seifenblase.

Der Kriegsminister Servan rief neue Truppen unter die Waffen, die Nationalversammlung erließ ein scharfes Disziplinargesetz zum Aerger Robespierre's und der Cordeliers, Roland bereitete Maßregeln vor, welche das Königthum zu einem Schatten herabwürdigen und den Intriguen des „österreichischen Komite" im Schloß ein Ende machen sollten. Denn überall, wo es nicht nach dem Willen der Demokraten ging, sah man die Schuld in den verrätherischen Umtrieben der Hofpartei, insbesondere der Königin. Damals hätte vielleicht ein rasches kriegerisches Vorgehen von seiten der deutschen Mächte einen Umschwung der Dinge herbeiführen können: denn auch in Berlin war, seitdem die royalistische Romantik des Königs über die Politik des Mißtrauens und der Zurückhaltung den Sieg davongetragen, die Theilnahme an dem französischen Krieg beschlossene Sache. Nur die Langsamkeit, mit welcher Oesterreich und Preußen in den Rüstungen und militärischen Bewegungen vorgingen, — es dauerte drei Monate, ehe die Armeen sich der französischen Grenze näherten! — die Erstarrung und Schwerfälligkeit des Reichs, die Selbstsucht der meisten Fürsten und der Mangel an allem Gemeinsinn bewahrten die Franzosen vor Niederlagen und entscheidenden Unfällen. Was die deutschen Großmächte zunächst bezweckten, Rettung des Throns und Königthums in Frankreich, gerade das wurde durch die schlaffe, zögernde Kriegführung vereitelt. Während der Kurfürstenrath in Frankfurt mit der Kaiserwahl sich beschäftigte, der König von Ungarn und Böhmen am Jahrestag des Bastillesturms als Franz II. mit den herkömmlichen Zeremonien gekrönt ward, und dann ein feierlicher Fürstenkongreß in Mainz die brennende Kriegsfrage in Berathung nahm, während man hier die Berichte des Schweizers Mallet du Pan, den Ludwig XVI. in geheimen Aufträgen dahin abgesandt, mit der größten Spannung anhörte, ohne jedoch seinen warnenden Rathschlägen Folge zu geben: wurde in Paris der Sturz des Königthums vorbereitet und vollzogen.

Zehntes Kapitel.

Angriffe der Gironde auf den Thron. — Aufstand am 20. Juni. — Lafayette in Paris. — „Das Vaterland ist in Gefahr." — Sturz des Königthums. — Der Tuilerienturm am 10. August. — Gefangennahme des Königs. — Heldentod der Schweizer.

Kaum war der Krieg gegen den Kaiser erklärt, so begann der offene Angriff der Gironde auf den Thron selbst. Mit Eifer suchten die Girondisten die revolutionäre Leidenschaft neu zu beleben. Dazu nährten sie im Volk den Verdacht, daß ein comité autrichien, ein „österreichisches Komite" (das aber gar nicht bestand), welches des Königs und der Königin Ohr besitze und ihn im Haß gegen die Verfassung und die Legislative bestärke, mit dem Feind im Ausland verrätherische Verbindungen unterhalte; daß ein reaktionärer Gegenschlag vorbereitet werde, wobei man auf den Beistand der eidweigernden Priester und der Leibgarde rechne, welch' letztere unter der Hand vermehrt und mit ausgesuchten und erprobten Leuten gefüllt worden sei. Diese Leibwache, die dem Monarchen persönlich zur Treue verpflichtet sei, verbunden mit einigen Schweizerregimentern, bilde eine Macht stark genug, um bei irgend einer günstigen Gelegenheit einen Handstreich auszuführen und so die Pläne des Feindes zu fördern. So trat denn in der Legislative Bazire auf und legte drei Beschlüsse von entscheidendem Inhalt vor. Der eine vom 27. Mai verhängte Deportation über die eidweigernden Priester, sobald 20 Einwohner seines Aufenthaltsortes auf seine Entfernung antragen würden. Der zweite vom 29. Mai verfügte die Auflösung der verfassungsmäßigen Leibwache des Königs; und der dritte vom 6. Juni ordnete unter dem Vorwand der Wiederbegehung des Bastillefestes die Bildung eines Lagers von 20,000 Bewaffneten an, die aus allen Departements aufgeboten werden und in der Nähe von Paris die sofort nach der Grenze zu sendenden Linientruppen ersetzen sollten. Die vereinzelten Stimmen, die die ungeheure Gefahr dieses Beschlusses für die Urheber selbst voraussagten, verhallten in dem Beifallssturm, womit die Gallerien diesen Gedanken willkommen hießen. Unter dem Vorwand, für besseren Schutz des Königs und der Hauptstadt zu sorgen, schuf man ein Heer, das ganz in den Händen der Jakobiner für jeden blutigen Tag handelnd und entscheidend mitzuwirken bereit war.

Man wird begreifen, daß der König dies letzte Edikt mit seinem Veto belegte. Seine Garde nahm man ihm, und statt ihm einen Ersatz dafür zu schaffen; bot man 20,000 Mann der jakobinischen Jugend von ganz Frankreich nach Paris auf. Ein zweites verschärftes Strafdekret, welches nochmals gegen die eidweigernden Priester Deportation aussprach, lehnte er gleichfalls ab, wie er gegen das erste bereits Veto eingelegt.

Nun gaben die Minister Servan, Roland, Claviere ihre Entlassung. Dagegen war nichts zu sagen, die Minister hatten sich mit diesen Maßregeln identifiziert, der König gab ihnen den Abschied, das war sein Recht. Jetzt aber begann ein unwürdiges, frevelhaftes Treiben. Gewiß hatte der König, wenn er überhaupt noch ein Recht sein nennen durfte, das Recht, seine Rathgeber zu entlassen und andere an ihrer Stelle zu erwählen, und sicher war es deshalb ein gewissenloses Unterfangen, wenn die Minister selbst ihm das zum Verbrechen stempelten. Das that man hier. Die wohlorganisirte Maschine der Klubs wurde in Thätigkeit gesetzt, die jakobinische Presse raste gegen den König, der bisherige Minister des Innern, Roland, veröffentlichte in der Nationalversammlung einen Brief, den er am 10. Juni an den König geschrieben, ein Schreiben voll unverschämter Anklagen, wie es dem Verfasser in jeder monarchischen Staatsordnung einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung eingetragen haben würde.



Santerre.

Jetzt glaubten die Männer zweiten und dritten Ranges, ihre Stunde sei gekommen. In der Versammlung wurden die entlassenen Minister mit Jubel empfangen. Dieselben Girondisten, denen der König nichts Willkommeneres thun konnte, als ihre Minister zu verabschieden, wütheten und tobten über den verfassungswidrigen Ministerwechsel, und alle, die in den letzten Tagen ihre Ungeduld kaum gebändigt hatten, sahen jetzt endlich den Augenblick gekommen, der versprach, mit einem letzten Stoß diesen Thron über den Haufen zu werfen. Eine Flugschrift war bereits im Tuileriengarten vor Tausenden verlesen worden, welche dem Ungeheuer Ludwig XVI. mit dem Tode drohte.

Zwei Tage vor dem Ausbruch, am 18. Juni, kam von Lafayette, der wie gewöhnlich, wo er dem Königthum dienen wollte, alles verdarb, ein Brief an die Legislative, welcher darin in einer langen derben Strafpredigt rund heraus die Meinung gesagt und erklärt wurde, die Jakobiner seien an

allen Störungen schuld.*) Damit hatte Lafayette natürlich die Jakobiner zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert, und sie blieben nicht müßig. Am Abend des Sitzungstages hallte der Klub wider von furchtbaren Drohungen gegen ihn. Der Handschuh war aufgenommen.

Am 19. Juni wurde der Versammlung mitgetheilt, daß der König sein Veto eingelegt habe gegen das Priesteredikt wie gegen das Aufgebot der 20,000 Föderirten, und am selben Tage begann in den Vorstädten jene unruhige Geschäftigkeit, welche einem nahen Ausbruch vorherzugehen pflegte. Die revolutionären Größen zweiten und dritten Ranges glaubten, der müßigen Worte seien genug gewechselt, es sei jetzt Zeit loszubrechen. Jede Revolution hat solche untergeordnete Agenten, die zu großen Rollen nicht geeignet, dagegen ganz unentbehrlich sind zur Einleitung von Aufständen, zur Organisirung von Sturmpetitionen und gesinnungstüchtigen Tumulten; in den Vorstädten von Paris fehlte es an solchen Elementen nicht.

Der Brauer Santerre, der nachher Steuernachlaß verlangte für eine ungeheure Menge von revolutionärem Freibier, das er in den Jahren 1789—90 verschenkt, der Fleischer Legendre, der Goldarbeiter und spätere General Rossignol, heruntergekommene Adelige, wie der verrückte Marquis St. Huruge und der Pole Lazowski, erprobte Banditen wie Alexandre und Fournier — das waren die Leute, die man machen ließ, wofür man die Verantwortung nicht tragen wollte und die man vorschickte, um sie zu verleugnen, wenn es fehlschlug, aber auch um die Frucht ihrer Verbrechen zu

*) In dem Briefe waren der Versammlung viel unbestreitbare Wahrheiten so vortrefflich gesagt, daß er trotz der vielen heftigen Ausfälle gegen die Jakobiner mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde; aber es war durchaus verfassungswidrig, daß ein General, wie Lafayette es noch war, in solchem Ton zur gesetzgebenden Versammlung redete. Das hat Vergniaud nachher ganz richtig hervorgehoben. Der Brief schildert die Lage Frankreichs und die Pflichten, die für die Versammlung daraus erwachsen. „Die Umstände sind bedenklich; Frankreich ist bedroht von außen und aufgeregt von innen; während die fremden Höfe das unerträgliche Vorhaben ankündigen, unsere nationale Souveränetät anzutasten, und sich so zu Feinden Frankreichs erklären, unterhalten innere Feinde, trunken von Fanatismus oder Hoffart, eine chimärische Hoffnung und ermüden uns noch mit ihrem herausfordernden Uebelwollen. Ihr müßt sie unterdrücken und werdet dazu die Macht nur so lange haben, als ihr der Verfassung und dem Rechte treu bleibt." Die Urheber aller Störungen und alles Unglücks sind die Jakobiner; sie müssen unterworfen werden. „Könnt Ihr Euch verhehlen, daß eine Faktion — um jede Dunkelheit der Bezeichnung zu vermeiden, will ich sie bei Namen nennen — daß die Faktion der Jakobiner all' diese Unruhen verschuldet hat? Sie klage ich laut darum an. Organisirt, gleich einem Reich im Reich, in der Hauptstadt und in den Zweigvereinen außerhalb, blind geleitet durch einige ehrgeizige Führer, bildet diese Sekte eine abgesonderte Körperschaft inmitten des französischen Volks, dessen Gewalten sie an sich reißt, indem sie seine Vertreter und Bevollmächtigten unterjocht. Dort, in ihren öffentlichen Sitzungen, nennt man Treue gegen das Gesetz — aristokratische Gesinnung, und Bruch der Gesetze — Vaterlandsliebe; mit teuflischem Beifall werden dort Mörder und Verbrecher gefeiert." Diese Anarchisten von links sind nichts anderes als die Mitverschworenen der Reaktionäre von rechts. „Welch erstaunliche Gleichförmigkeit der Sprache unter den Sektirern der Aristokratie und denen, die sich des Namens der Patrioten anmaßen! Alle wollen sie unsere Gesetze umstürzen, Alle weiden sie sich an den Unruhen, erheben sie sich gegen die Gewalten, welche das Volk verliehen hat, verabscheuen sie die Nationalgarde, predigen sie der Armee Zuchtlosigkeit, säen sie bald Mißtrauen, bald Entmuthigung." Nun kommt eine lange Stelle, worin er der Versammlung sagt, wer und was er sei; er fühlt sich dabei wie ein Stück Weltgeschichte, wenn er auseinandersetzt, was er schon Alles für die Freiheit gethan; in Amerika, wohin er sich aufmachte, als ihm die Gesandten sagten, die Sache der Freiheit sei verloren, und in Frankreich, wo er am 11. Juli 1789, als er eine Erklärung der Menschenrechte vorlegte, zu sagen wagte: „Damit eine Nation frei sei, genügt es daß sie frei sein wolle." Was der „Soldat der Freiheit" hier sagte, war Alles so ziemlich wahr, und doch war das ganze Schreiben ein großer Fehler; allerdings hatte er etwas gewagt, was in ganz Frankreich jetzt kein einziger Mensch mehr wagte, aber es kam zu spät, um noch zu nützen, und rechtzeitig genug, seiner Sache den ersten Stoß zu geben.

ernten, wenn etwas ausgerichtet wurde. Dieser Kreis fand den Zustand langweilig und war, der Halbheiten überdrüssig, der Meinung: wir müssen uns der Sache annehmen, ein Stoß, und das Königthum bricht zusammen. Seit Anfang Juni tagte in der Vorstadt St. Antoine ein erlesener Kreis von „friedlichen Bürgern“, wie sie sich nannten, die sich in der Kirche der Findelkinder zusammenfanden, „um sich über ihre Rechte und Pflichten zu belehren“. Dort stand die Rednerbühne von Santerre und seinen Freunden und dort war auch der Sitz des Komplotts, welches am 20. Juni seine erste große Demonstration veranstaltet hat. Rechtzeitig hatten die Stadtbehörden authentische Kunde davon, daß am 20. Juni eine Massendemonstration stattfinden solle; das Direktorium des Departements sparte denn auch keine Mühe, um den Maire zur Ergreifung energischer Gegenanstalten aufzufordern; dieser aber, Pétion, verharrte absichtlich in voller Unthätigkeit, und eine ähnliche Haltung zu beobachten war die Nationalversammlung entschlossen. Als dieser letzteren am Abend des 19. Juni eine Deputation von Marseiller Bürgern eine Bittschrift vortrug, worin es hieß: „der Tag der Volksrache ist endlich gekommen — der Löwe, sonst edelmüthig, aber heute zu heftig ergrimmt, wird sich von seiner Lagerstatt erheben, um sich auf die Meute seiner Feinde zu stürzen“ — da wurde unter rasendem Beifall der Linken, trotz des Einspruchs der entrüsteten Rechten, beschlossen, dieses Schriftstück drucken und in die 83 Departements hinaussenden zu lassen, und als die Anträge des Direktoriums über Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung verlesen wurden, ging die Versammlung stillschweigend zur Tagesordnung über! So stand denn dem Besuche, welchen die Vorstädte zur Feier der Ballhaussitzung der Nationalversammlung, sowie dem „Herrn und der Frau Veto“ machen wollten, nichts im Wege.

Am 20. Juni erschienen die Vorstädter gegen Mittag in der Nähe des Tuileriengartens. Es waren 30—40,000 Pikenmänner und sonst Bewaffnete, umgeben und umdrängt von zahllosen Neugierigen und Müßiggängern, Weibern und Kindern, die keine Waffen hatten. Die Nationalversammlung wußte von dem Herannahen bewaffneter Bittsteller und mußte berathen, wie sie sich benehmen wolle, wenn die Masse den Eintritt in ihr Heiligthum und die Ehre einer Sitzung verlangte. Die Berathung darüber war im Gang, als es draußen anfing laut zu werden und gleichzeitig dem Präsidenten ein Schreiben des Brauers Santerre zugestellt wurde, der im Namen der Vorstadt St. Antoine verlangte, mit seinem Gefolge vor die Schranken gelassen zu werden. Nun entstand eine heiße Debatte; einer meldete dazwischen, die Bittsteller draußen seien 8000 Mann Bewaffnete stark; ein anderer bemerkte der Linken, die die Zulassung verlangte, „es ist klar, die haben die Pikenmänner kommen lassen und können sie jetzt nicht wieder los werden.“ Während die Diskussion immer heftiger wurde, heulte die Masse draußen vor Ungeduld. Dann plötzlich um 2 Uhr drang die Masse in den Saal und ein gewisser Huguenin trug nun in einer Rede voll

der abgeschmacktesten Gassen- und Klubrhetorik die Volkswünsche vor, die auf der Stelle erfüllt werden müßten, wenn das Volk nicht genöthigt werden solle, „die Hände in das Blut der Verschwörer zu tauchen." Dann erschien ein Musikcorps und stimmte das ça ira an. Mit Trommelschlag, Santerre und St. Huruge an der Spitze, strömten schreiend, tanzend, gestikulirend dichtgedrängte Haufen von Bürgern und Bürgerinnen in den Saal, mit Säbeln, Piken, Hacken, Sensen, Heugabeln, Messern, eisenbeschlagenen Stöcken und Fahnen mit allerlei Inschriften in der Hand. Da las man: „Nieder mit dem Veto! Warnung an Ludwig XVI. Das Volk ist es müde zu leiden. Freiheit oder Tod!" Zwanzig Tausend Menschen sollen so durch das „Heiligthum des Gesetzes" gezogen sein. Um 4 Uhr war der Durchmarsch beendigt und am Schluß verehrte Santerre der Versammlung zum bleibenden Gedenken eine Fahne, die von dem Präsidenten mit Dank angenommen ward.

Der Sitzungsraum der Nationalversammlung war, wie der ihrer Vorgängerin seit dem 9. Nov. 1789, der große Saal im Reithause (Manège); durch den langen und engen Hof dieses Gebäudes zog die Menge in den Garten der Tuilerien und von da die Vorderseite des Schlosses entlang nach den Quais ab, um wie man drinnen meinte, über diese friedlich nach St. Antoine zurückzukehren. Plötzlich aber machte der Zug vor dem Pförtchen des Carrouselplatzes Halt und schwenkte in diesen in hellen Haufen ein. Von den 20 Bataillonen der Nationalgarde, die deren damaliger Befehlshaber Ramainvilliers rings um die Tuilerien her aufgestellt, standen hier auf der Ostseite des Schlosses deren fünf, innerhalb des Schlosses ein Bataillon, außerdem die aufziehende wie die abziehende Wache und 100 berittene Gendarmen. Das war der Mannschaft genug, um alle Höfe und alle Thore für dieses Gesindel unzugänglich zu machen. Ramainvilliers aber, offenbar ein Gesinnungsgenosse Pétions, fand für gut, unter den lächerlichsten Ausreden, seinen Bataillonen gar nichts zu befehlen, weil er selber keine Befehle habe und als er darüber heftig zur Rede gestellt ward, sich schleunigst unsichtbar zu machen. Der damals enge Carrouselplatz war in wenig Augenblicken gedrängt voll Menschen; vor dem verschlossenen Thor der cour royale wurden die Kanonen der Vorstädte aufgefahren und eben hatten die Kanoniere abgeprotzt, als von Innen der Ruf erscholl: „Schießt nicht, es wird aufgemacht!" Und richtig, das Thor ward von Innen geöffnet — man weiß heute noch nicht durch wen — die beiden Flügel drehten sich in ihren Angeln und wie ein reißender Bergstrom stürzte sich die Masse in den Hof und von da durch ein Gitter, das nicht mehr verriegelt werden konnte, in das Schloß, die große Treppe nach den Wohngemächern des Königs hinan.

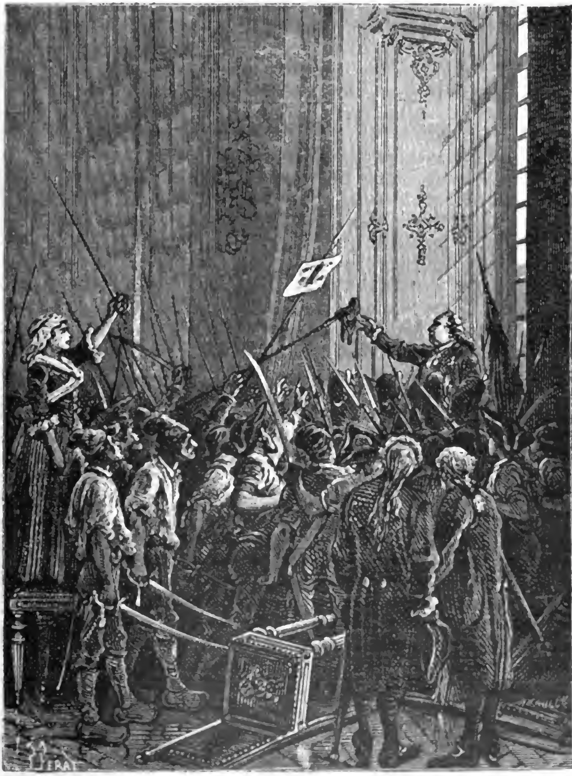
In dem noch verschlossenen großen Saal des Oeil-de-Boeuf befand sich der König mit seiner Schwester, Madame Elisabeth, mit drei Ministern, dem Marschall Mouchy, zwei Gendarmerieoffizieren, zwei Ludwigsrittern

und einigen Freiwilligen von der Nationalgarde, zu denen sich durch eine innere Thür der Bataillonschef Acloque mit einigen Grenadieren gesellte, eben als das Gebrause der heranstürmenden Fluth an der äußeren Thür zu toben begann. Axthiebe und Kolbenstöße polterten wider dieselbe. „Sire,“ rief einer der Grenadiere dem König zu, „fürchten Sie nichts.“ — „Nein,“ antwortete dieser, „ich habe keine Furcht; legen Sie mir die Hand auf's Herz, es ist rein“ und damit drückte er die Hand des Grenadiers mit Gewalt auf seine Brust.

Auf seinen Befehl wurden die Riegel hinweggezogen, die Thür geöffnet, das Volk hereingelassen. „Bürger,“ rief Acloque den Ersten, die eindrangen zu, „erkennt Euren König, achtet Ihn, das Gesetz befiehlt es Euch; ich, wir Alle werden lieber sterben, als daß wir den mindesten Angriff auf seine Unverletzlichkeit gestatten.“ Während des augenblicklichen Stillstandes, der nach diesen mit fester Stimme gesprochenen Worten eintrat, ward der König in eine Fensternische geführt, auf deren Fußbank er hinauftrat. Jetzt mußte sich seine heldenmüthige Schwester, Madame Elisabeth, von ihm trennen. Der Pöbel hielt sie für die Königin. Verwünschungen und Todesdrohungen schwirrten ihr um den Kopf. „Enttäuscht sie nicht,“ sagte sie zu ihrer Umgebung, „laßt sie glauben, ich sei die Königin, damit diese Zeit habe, sich zu retten.“

Inzwischen hatte sich der ganze Saal mit bewaffneten Volkshaufen angefüllt. „Was wollt Ihr?“ rief der König im Ton tiefster Seelenruhe. „Ich bin Euer König. Ich habe mich niemals von der Verfassung entfernt.“ — „Nieder mit Herrn Veto! Zum Teufel das Veto,“ schrie es ihm aus hundert heiseren Kehlen entgegen. „Die patriotischen Minister wollen wir wieder haben! Das muß er unterschreiben, wir weichen nicht, bis er's gethan hat.“ Und dabei wurden Säbel gegen ihn geschwungen, Spieße und Hacken wieder ihn ausgestreckt. In dem fürchterlichen Getümmel, das durch beständiges Nachfluthen von Außen vermehrt ward, war bald kein Wort mehr zu verstehen, als der Metzger Legendre mit seiner gewaltigen Stimme sich Gehör verschaffte. „Mein Herr,“ schrie er den König an und fuhr, als dieser durch eine Geberde sich gegen solch' unstatthafte Anrede verwahrte, fort: „Ja, mein Herr, hören Sie uns an. Sie sind gemacht, uns anzuhören. Sie sind ein Gleißner; Sie haben uns immer betrogen; Sie betrügen uns noch jetzt, aber nehmen Sie sich in Acht; Ihr Maß ist voll und das Volk ist es satt, Ihr Spielball zu sein!“ Und nun verlas er im Namen des souveränen Volks ein Schriftstück, voll Schmähungen, Lügen und Drohungen, die Ludwig mit den einfachen Worten erwiderte: „Ich werde thun, was die Verfassung und die Dekrete mich thun heißen.“ Von Neuem heulte und brüllte es von allen Seiten: „Nieder mit dem König! Rückberufung der Minister, das Gesetz gegen die Priester, das Gesetz über die 20,000 Mann! Zum Teufel mit dem Veto!“ Aber der König blieb unerschütterlich: er sagte kein Wort von den Ministern, die er entlassen,

kein Wort von den Gesetzen, die er nicht genehmigt und auch nicht genehmigen wollte, nicht die leiseste Andeutung einer Zusage ließ er sich entreißen, er,



Das Volk in den Tuilerien.

der sonst so schüchterne Mann, den die Demagogen im ersten Anlauf zu überrumpeln gedacht hatten. Auf solchen Ausgang waren Sie nicht gefaßt und die feigen Mörder, die mit blutigen Absichten gekommen waren, fühlten

sich entwaffnet bei dem Blick auf den festen Mann, der ohne mit den Wimpern zu zucken, ihnen in's wuthverzerrte Auge schaute, ihre Drohungen und Flüche verachtete und ihren aufgehobenen Waffen eine majestätische Festigkeit entgegensetzte. Statt eines Schwächlings hatten sie einen König gefunden, und jetzt schlug bei beiden Theilen die Stimmung um. Eine rothe Mütze ward ihm hingereicht, er nahm sie und setzte sie sich unter allgemeinem Jubel auf den Kopf. Einen Degen mit Blumen und einer Kokarde hielt ihm ein Frauenzimmer hin, er ergriff ihn, schwenkte ihn und in den Ruf: „Es lebe die Nation!", der jetzt erscholl, stimmte er selber ein. In der unerträglichen Hitze rann ihm der Schweiß stromweise von der Stirn. Ein Nationalgardist erhob ein Glas Wein und sagte: „Sire, Sie müssen Durst haben — wenn ich's wagte Ihnen anzubieten — fürchten Sie nichts, ich bin ein rechtschaffener Mann, und damit Sie trinken ohne Furcht, werde ich zuerst trinken, wenn Sie erlauben." — „Ja, mein Freund", antwortete der König, „ich trinke aus Ihrem Glase", und als jetzt jubelnder Beifall sich erhob, rief er: „Volk von Paris! Ich trinke auf Dein Wohl und auf das der französischen Nation!"

Zwei Stunden hatten diese unbeschreiblichen Auftritte gedauert, als Santerre, Isnard, Vergniaud und ganz zuletzt auch der Maire Pétion herankamen, um die Masse hinauszureden. „Sire", wagte der Maire zu sagen, „eben erst vernehme ich, in welcher Lage Sie sich befinden." — „Das ist sehr sonderbar", erwiderte der König, „das dauert schon zwei Stunden." Pétion nahm die Kraft seiner Lungen zusammen, um in dem ohrzerreißenden Gelärme den Worten Gehör zu verschaffen: „Bürger, Ihr habt dem erblichen Vertreter der Nation Euren Wunsch zu erkennen gegeben. Weiter könnt Ihr nicht gehen, der König kann und darf nicht antworten auf eine mit Waffen übergebene Petition. Der König wird in Ruhe überlegen, was er zu thun hat. Ohne Zweifel wird Euer Beispiel nachgeahmt werden durch die 83 Departements, und der König wird nicht umhin können, dem offenbaren Wunsch des Volkes nachzugeben." Aber die Masse wich nicht von der Stelle. Ein junger Mensch schrie immer von Neuem den König an: „Sire, Sire, im Namen der zehntausend Seelen, die mich umgeben, fordere ich die Wiederernennung der patriotischen Minister, die Sanktion der Gesetze über die Priester und über die zwanzigtausend Mann; oder Sie werden sterben!" Das war sehr ernst gemeint, und wenn es gleichwohl bei der Drohung blieb, so kann das nur an dem Eindruck gelegen haben, den der König persönlich auf die feigen Banditen machte. Zerlumpte Kerle hörte man sich zuflüstern: „Es wäre doch schade um den guten Kerl." Der König antwortete jenem Schreier: „Sie entfernen sich vom Gesetz; wenden Sie sich an die Magistrate des Volks." So blieb er fest bis zum letzten Augenblick, und endlich zog die Meute ab, nicht aus Achtung vor dem Maire und den Rednern der Versammlung, sondern weil sie schließlich nicht mehr wußte, was sie eigentlich im Schloß noch wollte, nachdem sie mit all ihren

Drohungen doch nichts erreicht. Erst Abends acht Uhr durfte der König seine Familie in die Arme schließen.

Auch diese hatte schwere Stunden hinter sich. Im Konferenzsaal der Minister hatte die Königin mit Madame Elisabeth*) und dem kleinen Dauphin den Durchzug der brüllenden Vorstädter überstehen müssen. Eine dreifache Hecke von Grenadieren des Bataillons der Filles-Saint-Thomas, von dem tapferen Mandat befehligt, schützte sie vor unmittelbarer Todesgefahr.

Santerre selbst stellte sich bei den Grenadieren auf, um, wie er sagte, der Königin als „Brustwehr" zu dienen, aber an empörenden Schimpfworten und Drohungen fehlte es nicht. Ein Hallenweib übergoß sie mit einer Fluth von Schmähreden. Die Königin fragte: „Was habe ich Ihnen zu leide gethan?" — „Nichts", lautete die Antwort, „aber Sie sind das Verderben der Nation." — „Man hat Sie getäuscht", erwiderte die Königin, „ich habe den König von Frankreich geheirathet, ich bin die Mutter des Dauphin, ich bin Französin, ich werde mein Vaterland nie wiedersehen; nur in Frankreich kann ich glücklich oder unglücklich sein; ich war glücklich, als Ihr mich liebtet." Da fing das Weib an zu schluchzen: „Ach, Madame, verzeihen Sie; ich kannte Sie nicht, ich sehe, Sie sind gut." Santerre aber rief: „Das Weib ist besoffen!"

Zum ersten und letzten Mal in seinem Leben hatte Ludwig XVI. das Gefühl eines ganzen und vollen moralischen Sieges, den er einzig sich selber zu danken hatte. Im Gefühl dieses Sieges erließ er am 22. Juni eine Proklamation, die sein ritterlicher Minister des Innern, Terrier de Monciel, mit unterzeichnete. Sie lautete:

„Nicht ohne Schmerz werden die Franzosen vernommen haben, daß ein Volkshaufe, von einigen Verschwörern irre geleitet, mit bewaffneter Hand in die Wohnung des Königs eingedrungen ist, eine Kanone bis in den Saal der Garden geschleppt, die Thüren seines Zimmers mit Axthieben eingeschlagen und dort unter frechem Mißbrauch des Namens der Nation versucht hat, die Genehmigung mit Gewalt zu erzwingen, die Seine Majestät zwei Dekreten kraft seines verfassungsmäßigen Rechts verweigert hat. Den Drohungen und Beleidigungen der Empörer hat der König nichts als sein Gewissen und seine Liebe zum öffentlichen Wohl entgegengestellt. Der König weiß nicht, bis wohin sie es treiben werden; aber er hat das Bedürfniß, der französischen Nation zu sagen, daß keine Gewaltthat, zu welchen Ausschreitungen sie auch greifen mag, ihm jemals die Zustimmung zu Dingen entreißen wird, die er der öffentlichen Wohlfahrt entgegen findet. Ohne Klage giebt er seine Ruhe, seine Sicherheit preis; ohne Schmerz opfert er selbst den Genuß der Rechte auf, die allen Menschen zukommen und in denen

*) Madame Elisabeth, die Schwester Ludwigs XVI., theilte alle Schicksale der königlichen Familie und wurde am 10. Mai 1794 hingerichtet.

das Gesetz ihn wie jeden Bürger schützen sollte. Aber als erblicher Vertreter der französischen Nation hat er ernste Pflichten zu erfüllen, und wenn er seine Ruhe opfern darf, so hat er ein gleiches Recht nicht gegenüber seiner Pflicht. Wenn die, welche die Monarchie umstürzen wollen, ein Verbrechen mehr nöthig haben, so können sie es begehen; in der Krisis, in der sie sich befindet, wird der König allen Behörden das Beispiel des Muthes und der Festigkeit geben, die allein das Reich retten können. Demgemäß befiehlt er allen Verwaltungskörpern über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen."

Wäre Frankreich noch durch moralische Hebel zu helfen gewesen, so würde an der Kunde von den Vorgängen des 20. Juni die königliche Sache sich aufgerichtet haben zu riesenhafter Stärke und ein allgemeiner Umschwung hätte das Jakobinerthum erdrückt. Allein der Staat war nun einmal zerbrochen, und ihn wieder einzurenken fehlte es an Macht und an einem energischen Mann. Zwar erschien am 28. Juni unerwartet Lafayette in Paris; allein statt mit einem Heer zu kommen, an das sich die Nationalgarde und die Freunde der Ordnung hätten anschließen können, kam er allein. Als er daher vor den Schranken der Versammlung erschien, eine Adresse seiner Offiziere in der Hand, auf Grund deren er seine wie des Heeres Entrüstung aussprach und strenge Bestrafung der Empörer und der terroristischen Klubs forderte, da athmeten die erst erschrockenen Demokraten und Anarchisten wieder auf. Ein Redner der Rechten feierte den General als den „Erstgeborenen der französischen Freiheit", aber in den Reihen der Demokraten und auf den Tribünen erhob sich sofort ein Murren gegen den neuen „Cromwell"; man wies die Sache an einen Ausschuß, um den Sturm verlaufen zu lassen. Im Schloß empfing ihn der König höflich, aber zurückhaltend; dort war der Mann mit den amerikanischen Grundsätzen nie wohl gelitten; vor Allem trug Marie Antoinette gegen den „Bürgergeneral" stets tiefen Groll im Herzen. Als nach seiner Entfernung die Schwester des Königs sagte, man solle das Vergangene vergessen und dem Mann vertrauen, der allein noch Rettung bringen könne, rief die Königin heftig aus: „Lieber sterben als sich von Lafayette und den Konstitutionellen retten lassen!" Sie setzte ihr Vertrauen auf die bewaffneten Befreier, die bereits ihren Marsch über den Rhein angetreten hatten. Lafayette überzeugte sich bald, daß er nichts mehr ausrichten könne, und kehrte zur Nordarmee zurück, verfolgt von dem Haß der Jakobiner und dem Mißtrauen der Girondisten in der Nationalversammlung. Nur mit Mühe wurde ein Antrag der Linken, den General in Anklagestand zu versetzen, zurückgewiesen.

Von der Zeit an herrschte in Paris und in ganz Frankreich eine furchtbare Gährung; die feindlichen Heere im Anmarsch, die französischen Truppen an der Grenze gering an Zahl und ohne Muth und Selbstvertrauen, die Parteiung im Innern auf fieberhafter Höhe, die Monarchisten und Republikaner zum Entscheidungskampf sich rüstend, das Land in anarchischen Zuckungen.

Um die nöthige Truppenmacht nach Paris zu ziehen, und damit den entscheidenden Schlag ausführen zu können, benutzte die Gironde die bevorstehende Wiederholung der Verbrüderungsfeier am Tage des Bastillesturms



Rouget de Lisle trägt die Marseillaise vor.

zu einem Dekret, kraft dessen alle Wehrmänner, welche zu dem Fest nach Paris kommen wollten, freie Herberge und Pflege erhalten und nach der Feier ein Lager bei Soissons beziehen sollten zum Schutz der Hauptstadt gegen feindliche

Ueberfälle, ein Dekret dem der König die Bestätigung nicht zu versagen wagte. Dies wurde von dem Girondisten Barbaroux benutzt, um aus seiner Vaterstadt Marseille handfeste Landwehrbataillone herbeizurufen, denen sich weitere bewaffnete Banden aus Brest und anderen Seestädten anschlossen, eine Bande von Galgenstricken aus dem Völkerkehricht der großen Hafenstadt, Missethäter von Handwerk, deren Lust an Mord und Todtschlag, Raub und Plünderung durch die Jakobiner die Weihe patriotischer Pflicht erhielt. In den Reihen dieser revolutionären Freiwilligen oder Föderirten hörten die Pariser zum erstenmal die feurige Kriegshymne, die seitdem unter dem Namen „Marseillaise" eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt und zu den Siegen der französischen Waffen so wesentlich beigetragen hat. Rouget de Lisle hatte sie kurz zuvor als „Schlachtgesang der Rheinarmee" gedichtet und die ergreifende Melodie beigefügt, zu der er das Thema einem deutschen Kirchenlied entlehnt haben soll. Zugleich wurde aus ältern Soldaten eine Schutz- und Polizeimannschaft gebildet. Nach solchen Vorbereitungen wurde der eigentliche Schlachtplan gegen die monarchische Staatsordnung entworfen. Wenn es gelang, ein verrätherisches Einverständniß des Königs mit den Feinden und Emigranten nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen, so konnte man auf Grund der Verfassung die Suspension oder Absetzung des Staatsoberhaupts verhängen. Zu dem Ende suchten die radikalen Faktionen der Nationalversammlung die Befugniß zu verschaffen, im geeigneten Fall die ausübende Macht mit der legislativen zu verbinden, sich mit einer diktatorischen Rechtsgewalt unabhängig von der Krone zu umgeben.

Dieser republikanische Staatsstreich wurde von Vergniaud eingeleitet. In einer Meisterrede voll oratorischen Feuers und patriotischem Pathos führte er aus, daß alle Feinde des Vaterlandes ihre verrätherischen Handlungen mit dem Namen des Königs zu decken suchten; daß die Rettung des Thrones, die Herstellung der königlichen Autorität, die Würde und Ehre der Krone als Schild für alle antinationalen Unternehmungen gebraucht würden, daß für alles Wehe, das dem französischen Volk bereitet werde, der Name des Königs als Quelle und Vorwand diene. Nachdem er im Verlauf der Rede mit Worten, die wie ein zweischneidiges Schwert alle Gemüther durchdrangen, die Frage aufgeworfen, ob ein Mann, der für die Ehre und das Wohl der Nation kein Gefühl zeige, der, nur um seine eigene Herrschsucht zu befriedigen, allen Despoten die Hand reiche, allen Umtrieben und verrätherischen Faktionen Vorschub leiste, seinen auf die Verfassung geschworenen Eid erfülle, ob er nicht vielmehr ein heuchlerisches Trugspiel treibe, um die Großmuth Frankreichs zu täuschen: stellte er den Antrag: „Die Nationalversammlung möge ermächtigt werden, sobald sie es für zeitgemäß halte, die Erklärung auszusprechen, das Vaterland sei in Gefahr, und kraft dieser Erklärung die gesammte Staatsgewalt in die eigene Hand zu nehmen, also daß alle Behörden des ganzen Reichs permanent sein und alle Nationalgarden unter die Waffen gerufen werden sollten." Der Einfluß und die Macht der Presse, sowohl der revolutionären, welche in Schreckbildern ausmalte, welches Unheil dem Vaterlande von Feinden und Verräthern drohe,

als der feudalen, welche im Tone des Triumphes und der Schadenfreude das Einverständniß der Offiziere mit den Emigranten und deutschen Fürsten, sowie den bevorstehenden Abfall der Regimenter verkündete, verliehen den Worten Vergniaud's und der Republikaner Nachdruck. Am 4. Juli wurde beschlossen: die Nationalversammlung hat das Recht, ohne Genehmigung des Königs zu erklären, das Vaterland sei in Gefahr. In diesem Falle würde Frankreich in Belagerungszustand versetzt und unter die Diktatur der Versammlung gestellt sein.

Wenn es nun noch gelingen sollte, die entlassenen Minister wieder an das Ruder zu bringen, so war der Sieg der Gironde vollkommen. Dazu wurden gleichfalls Schritte gethan. Man befürchtete bereits, von den revolutionären Geistern, mit denen man sich eingelassen, überflügelt zu werden; andererseits war Gefahr vorhanden, der König möchte sich schließlich doch in die Arme der Feuillans und Lafayettisten werfen. So wurden zwischen den Girondisten und dem Hof Unterhandlungen eingeleitet. Es schien, als ob Ludwig XVI. auf die Vorschläge eingehen wollte: eine Versöhnungs- und Verbrüderungsszene, von Bischof Lamourette hervorgerufen, sollte das Zeichen der Eintracht aller Parteien sein; wie am ersten Föderationsfest schlossen sich Freunde und Gegner in die Arme und gaben sich als Söhne des Vaterlandes den Bruderkuß. Aber schon nach 24 Stunden war die Versöhnungsbegeisterung verraucht. Der König konnte sich nicht entschließen, sein Geschick mit dem der Versammlung zu verknüpfen und das Feuillansministerium mit Männern der Gironde zu vertauschen; in den Klubs spottete man über die Gefühlsszene und Billaud-Varennes, der Sohn eines armen Advokaten in Larochelle, der während eines wechselvollen und sittenlosen Lebens bald als Priesterzögling und Lehrer, bald als Schauspieler und Vagabund oft mit Gesetz und Gesellschaft in Krieg gerathen war, meinte, gegen gekrönte Räuber müsse man Herkules und seine Keule in den Streit führen.

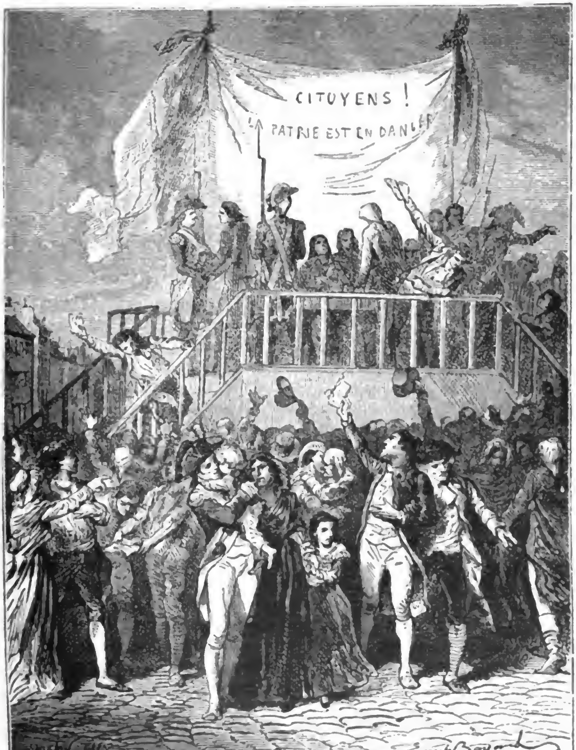
Die Keule des Herkules sollte bald geschwungen werden. In den heißen Julitagen des Jahres 1792 war Frankreich in fieberhafter Aufregung: seitdem die Nationalversammlung die verhängnißvolle Erklärung ausgesprochen, „das Vaterland ist in Gefahr“, und diese Erklärung allerorten in theatralischer Weise unter Trompetenschall in feierlichen Aufzügen verkündet worden war, wurde öffentlich und geheim die Losung gegeben, man müsse den König beseitigen, sei es durch Suspension oder durch Absetzung, durch Aufstellung einer souveränen Volksgewalt, welche die gesammte öffentliche Staatsmacht unmittelbar und unbeschränkt in sich trage, oder durch Errichtung einer Regentschaft, welche für den unmündigen Dauphin die Prärogative der Krone im Sinn der Verfassung ausübe. Es wehte bereits die Luft eines neuen revolutionären Gewaltstreichs, als das dritte Julifest begangen ward, dem die Königin mit gramgebeugtem Herzen und verweinten Augen anwohnte, wo Ludwig XVI., nach der Versicherung der Frau von Staël, wie ein freiwilliges Opferlamm die Stufen des Altars bestieg und der kurz zuvor freigesprochene Pétion der Held des Tages war. In Maueranschlägen, in zahlreichen Adressen an die Legislative wurde im Namen des souveränen Volks die Entfernung des Königs verlangt, welcher seine Eide

gebrochen, die Nation und das Gesetz verrathen habe. Bei den Jakobinern untersuchte Robespierre die Ursachen aller Leiden Frankreichs und fand das einzige Heilmittel in einer souveränen Volksgewalt, welche Königthum und Legislative ersetze; bei den Cordeliers beriethen Danton, Marat, Billaud-Varennes die Mittel, wie man die Herrschaft an die Masse bringen könne, um dann als deren Führer ihren Ehrgeiz, ihre Genußsucht, ihren Haß gegen die gebildete Gesellschaft zu befriedigen. Die Gironde, voll Aerger und Verdruß, daß der König ihre Hilfe verschmähte, machte gemeinsame Sache mit den radikalen Demagogen, und ihre Leiter bedienten sich ihres Einflusses auf die Nationalversammlung und die Munizipalität, um Werkzeuge und Hebel zu einer zweiten Revolution zu schaffen. Die 5000 Föderirten von Marseille, diese verwegene ruchlose Bande aus der verworfensten Klasse der volkreichen Welt- und Handelsstadt, blieben auch nach dem Fest in Paris zurück, da sie Barbaroux für die „majestätische Insurrektion" gebrauchen wollte, welche nach dem Plan der Girondisten ohne Greuel und Gewaltthätigkeiten die Ketten der Tyrannei brechen sollte. Auf dem Stadthaus hatten Pétion und Manuel ein „Korrespondenzbüreau" eingerichtet, das unter dem Einfluß der Jakobiner aus den achtundvierzig Sektionen*) gewählt als revolutionärer Gemeinderath an die Stelle des bisherigen Magistrats und der Munizipalräthe treten konnte.

So waren bereits die Schleusen geöffnet, durch welche die wilden Fluthen der Revolution und Demokratie aus der Tiefe hervorbrechen sollten, als die deutschen Heere, begleitet von den Ausgewanderten, den Boden Frankreichs betraten und durch ihren Uebermuth und ihre Hoffart die revolutionäre Gluth zur helllodernden Flamme anfachten. Nach langen Besprechungen und Verhandlungen war der Krieg endlich in Gang gekommen, der Kriegserklärung des Girondeministeriums und des Königs an Oesterreich war die Kriegserklärung des Berliner Hofes an Frankreich auf dem Fuße gefolgt, zum großen Jubel der preußischen Offiziere, die von dem „militärischen Spaziergang", wie sie den französischen Feldzug ansahen, sich leichte Mühe und schönen Gewinn versprachen. Unter der Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, eines mit reichen Gaben des Geistes und Gemüths ausgestatteten Fürsten, der in der Schule Friedrichs des Großen gebildet und von dem Glanz der Siege des siebenjährigen Kriegs verherrlicht bei den Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand, rückte eine Armee von 45,000 Preußen, begleitet von 6000 Hessen, die Landgraf Wilhelm allein unter den kleinen deutschen Reichsfürsten in's Feld gesandt, in Lothringen ein. Zwei österreichische Armeecorps, das eine unter Clerfait an der belgischen Grenze, das andere unter Hohenlohe-Kirchberg am Oberrhein, beide zusammen etwa 82,000 Mann stark, sollten den Hauptbefehlshaber unterstützen, und 8000 Emigranten, die sich anschlossen, brannten vor Begierde, das „Advokatenregiment" zu stürzen und Rache an ihren Widersachern zu nehmen. Bei seinem Aufbruch erließ der Herzog ein von einem Emigranten entworfenes,

*) Durch die neue Gemeindeverfassung vom Mai 1790 war Paris anstatt der bisherigen 60 Distrikte in 48 Sektionen eingetheilt, die regelmäßige Versammlungen abhielten, allmählich alle Gewalt an sich rissen und die Nationalversammlung und endlich ganz Frankreich terrorisirten.

höchst ungeschicktes Kriegsmanifest, in welchem nach der Versicherung, daß beide Mächte keine Eroberung beabsichtigten und sich nicht in die innere Re=



Einzeichnung der Freiwilligen.

gierung Frankreichs mischen wollten, beleidigende Drohungen enthalten waren gegen die Nationalversammlung, die Stadt Paris, die Nationalgarde und alle der Neuerung ergebenen Franzosen, im Fall daß dem König noch ferner

Zwang oder Gewalt angethan würde; sollten sich aber die Bewohner von Paris unterwürfig zeigen und ihr Unrecht bereuen, so würden Ihre kaiserliche und königliche Majestäten nach dem Einzug des Heeres in die Hauptstadt sich bei dem König Ludwig verwenden, daß er Jenen ihre Verirrungen verzeihe. Zum Schluß wurde der König eingeladen, sich unter einer Eskorte, die man ihm senden werde, nach einer Grenzstadt zu begeben und daselbst nach seinem Willen mit neuen Räthen die künftige Regierung einzurichten. Würde ein Versuch gemacht, lautete eine weitere Erklärung des Herzogs, die königliche Familie aus der Residenz zu entführen, so sollten alle Ortschaften, die sich dem Beginnen nicht widersetzen würden, dieselbe Strafe erleiden, wie die Hauptstadt selbst. Diese hochmüthige Sprache machte auf das für die neue Ordnung begeisterte, von nationalem Stolz erfüllte und für Freiheit und Unabhängigkeit glühende Volk einen unbeschreiblichen Eindruck. Es erkannte darin die dünkelhafte Gesinnung des ausgewanderten Herrenstandes, der wieder in den Besitz seiner Privilegien, seines Eigenthums, das man soeben für Nationalgut erklärt und mit Beschlag belegt hatte, seiner Macht und seiner Feudalrechte treten wollte, und wurde mit dem größten Ingrimm erfüllt gegen die Emigranten, die durch ihre Aufführung den französischen Namen im Ausland schändeten, gegen deren Schützer, die soeben die zweite Theilung Polens vollzogen, und gegen den Hof, der ihren Bestrebungen förderud entgegenkam. „Jetzt sind wir gezwungen," sagten die Führer, „die Nation zu einem Schlage fortzureißen, der alle Brücken zertrümmert und das Volk unwiderruflich mit uns verbindet."

In den ersten Tagen des August ging es in den Schenken der Pariser Vorstädte lebhaft zu. Die Agenten der republikanischen Führer bei den Cordeliers und im Jakobinerklub, der Danton, Marat, Robespierre besprachen mit den einflußreichen Straßendemagogen, einem Santerre, Legendre, Lacroix die Mittel und Wege eines Angriffs gegen das Königthum, einer revolutionären Katastrophe. Auch die Gironde war dabei nicht unthätig. Die Marseiller Föderirten standen im Dienst von Barbaroux. Brissot war der beliebteste Redner der Demokratie; Röderer, der im Departementalrath das entscheidende Wort führte, und Pétion, das Haupt der Munizipalität, hatten von allem Kenntniß. In den Sektionen, deren Versammlungen für permanent erklärt worden waren, und bei denen auch die „passiven Bürger", die Pikenmänner, als Genossen zu Rath und That Zutritt hatten, betrieben Carra und Genossen eine Adresse an die Nationalversammlung, sie möge den Landesverräther Ludwig nicht länger als Staatsoberhaupt anerkennen. Bei Hofe sah man mit banger Sorge auf die von allen Seiten hervorbrechende revolutionäre Sturmfluth. Man suchte unter der Hand einige der Hauptführer durch Bestechung zu gewinnen, das Mittel, das sich einst bei Mirabeau erprobt hatte, von Neuem in Anwendung zu bringen. Danton nahm das Geld, that aber dennoch nichts zur Rettung des Thrones. In der Luft schwirrten Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht oder Entführung des Königs. Zur Sicherheit wurde ein Wachkomite ernannt, das zugleich als Aufstandskomite dienen konnte. Zugleich wurden die Marseiller und Brester

Föderirten aus der Antonsvorstadt in die Nähe des Franziskanerklosters verlegt und dadurch den Cordeliers und ihrem Führer Danton gänzlich zur Verfügung gestellt. Von der Polizei empfingen sie und die Sektionen von St.-Marceau und St.-Antoine 50,000 scharfe Patronen.

Schon am 4. August waren alle Vorbereitungen zu einer entscheidenden Katastrophe getroffen. Aber die Häupter der Gironde zögerten; sie hofften noch immer ohne blutige Gewalt an die Herrschaft zu kommen. Pétion hatte als Führer der Sektionskommissare der Nationalversammlung eine Adresse eingereicht, worin im Namen der Stadt Paris die Absetzung des Königs und die Berufung eines Konvents begehrt war. Der Chef der vollziehenden Gewalt, hieß es darin, sei der erste Ring in der gegenrevolutionären Kette, er scheine an den Komplotten von Pillnitz betheiligt zu sein. Sein Name sei das Signal des Kampfes und der Zwietracht bei dem Volk wie bei der Armee. Kraft der Konstitution, die er fortwährend verletze, verlange die Kommune, daß Ludwig XVI. des Thrones entsetzt und die Nation in die Lage gebracht werde, auf Grund der Volkssouveränität eine neue vollziehende Gewalt durch namentliche Abstimmung zu wählen. Die Legislative beschloß, am 9. August Bescheid darauf zu geben. Der Einfluß der Girondisten, welche im Fall eines günstigen Dekrets auf gesetzlichem Weg zu ihrem Ziel gelangten, war noch mächtig genug, um bei dem leitenden Komite eine Vertagung des Aufstandes zu erwirken. Doch wurde zugleich der Beschluß gefaßt und allen Sektionen mitgetheilt, daß, wenn die Nationalversammlung nach Ablauf dieser Frist keine Entscheidung getroffen haben würde, um Mitternacht die Sturmglocke geläutet und Alles zum Angriff aufgeboten werden sollte. Allein ehe noch der Termin zu Ende gegangen war, konnte man aus der Haltung der Volksvertretung erkennen, daß der Antrag Pétions nicht die Mehrheit erlangen werde. Eine wiederholte Anklage gegen Lafayette auf Landesverrath wurde zurückgewiesen. Dies galt den Republikanern als Zeichen, daß die parlamentarische Mehrheit nicht bis zur Absetzung des Königs fortschreiten würde, und das Aufstandskomite beschloß daher, über die Versammlung hinaus zur materiellen Gewalt zu greifen. Man mußte natürlich auf Widerstand von Seiten der Pariser Bürgerwehr gefaßt sein, da ein zuverlässiger, pflichtgetreuer Befehlshaber, General Mandat, früher Hauptmann in der französischen Garde, an der Spitze stand; allein die Gesinnung Pétions, des schleichenden, zweideutigen Heuchlers, der, während er sich die Miene gab, für Verfassung und Gesetz einzutreten, zugleich um die Pläne der Insurgenten wußte und sie heimlich begünstigte, sowie die Spaltung der Munizipalbehörden, deren Befehlen die Nationalgarde unterstellt war, in den alten Gemeinderath und das revolutionäre Zentralkorrespondenzbüreau ließen schließlich doch den Sieg der stürmenden Masse erhoffen. War man doch sechs Wochen früher dem Ziel nahe genug gestanden.

So schritt man denn an's Werk. Als um Mitternacht die Sturmglocke von der alten Kirche St.-Germain l'Auxerrois erschallte und der Generalmarsch geschlagen ward, eilten alle Bewaffneten auf ihre Sammelplätze und zugleich die Munizipalitätsräthe und die Sektionskommissare auf das Stadt-

haus. Die Marseiller, von Danton in ihrer Kaserne aufgesucht und zum Aufbruch angefeuert, die Brester Freiwilligen und die Pikenmänner aus den demokratischen Vorstädten folgten ihren Hauptleuten, die von den Klubrednern die Parole erhalten hatten; Nationalgarden, so viele von ihnen den Muth hatten, zum Kampf für Ordnung und Recht auszuziehen, stellten sich unter die Fahne Mandat's, der sie nach den Tuilerien führte, nachdem er am Pontneuf ein Bataillon mit zwei Geschützen aufgestellt. Dieser Brückenposten konnte den heranziehenden Insurgenten Schwierigkeiten bereiten, indem er die Vereinigung von St.-Antoine und St.-Marceau verhinderte; aber als sie sich der Brücke näherten, waren die Truppen bereits entfernt. Manuel hatte sie im Namen der Munizipalität abberufen. Nun stand den republikanischen Heerhaufen, welche unter der Führung Santerre's und des talentvollen Elsässers Westermann in wachsenden Kolonnen heranzogen, der Weg nach den Tuilerien offen, die aber wohl beschützt und vertheidigt waren.



Westermann.

Außer der Nationalgarde, die etwa dreitausend Mann stark um das Schloß aufgestellt war, meistens wohlgesinnte und ordnungsliebende Bürger aus den mittleren Ständen unter Mandat's Führung, waren die Thore, Zugänge und inneren Räumlichkeiten von einem Schweizerregiment in der Höhe von neunhundertfünfzig Streitern und von berittenen Gensdarmen in fast gleicher Stärke bewacht, und in den Gemächern befanden sich gegen zweihundert Edelleute, meistens ältere Männer hohen Ranges, die sich in altaristokratischer Hoftracht mit Degen und anderen unzulänglichen Waffen eingefunden hatten, um dem Königthum ihre letzten Kräfte zu weihen oder mit demselben unterzugehen. Auch Pétion (der Maire) und Röderer (der Departementsprokurator und Syndikus) waren in das Schloß beschieden worden. Pétion versicherte den König, die Gährung sei zwar groß, er habe jedoch Alles gethan zum Schutz der Majestäten. Bald darauf verschwand er im Garten, wohl weniger weil es ihm zu heiß war, wie er zu Röderer sagte, als weil er einer Unterredung mit Mandat, dem er den Befehl ertheilt hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, aus dem Weg gehen wollte. Schwerlich hätten die Insurgentenhaufen, die keineswegs siegesfreudig oder kampflustig auftraten, unter solchen Umständen einen Angriff gewagt; aber was ihnen an Muth und Entschlossenheit abging, ersetzte Verrath und die Schwachheit des Königs.

Noch vor Tagesanbruch nämlich waren die Vertreter der Sektionen auf Anregung einiger Demagogen der Antonsvorstadt und der Agenten der Jakobiner und Cordeliers in das Stadthaus gedrungen, siebzig bis achtzig namenlose Leute hatten sich unter der Leitung des uns bereits bekannten Huguenin, eines alten Gerichtsschreibers, als revolutionäre Kommune konstituirt und brachten nun den Rumpf des bisherigen Gemeinderaths, in welchem bei der Abwesenheit Pétion's der jakobinische Professor Cousin den Vorsitz hatte, dahin, daß er sich ihnen unterordnete und zu Willen war. Auf Verlangen des Sektionsausschusses beschied nun Cousin im Namen der bisherigen Munizipalität den Generalkommandanten Mandat vor seine Schranken, um Rechenschaft abzulegen über sein Thun und Vorhaben. Der gerade Mann leistete der Ladung Folge. Aber wie erschrak er, als er in dem Sitzungssaal fast lauter fremde Gesichter erblickte. Von Cousin über sein eigenmächtiges Auftreten in Verhör genommen, berief er sich auf den vom Maire erhaltenen Befehl. Schon wollte er nach den Tuilerien zurück, als ihn der Vorsitzende der Sektionskommission mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte, daß er das Blut patriotischer Bürger vergießen wolle, und von ihm die Unterzeichnung eines Armeebefehls verlangte, kraft dessen die Nationalgarde von dem Kampf ablassen sollte. Mandat weigerte sich standhaft, einen solchen Befehl auszustellen, und sollte nun in's Gefängniß abgeführt werden. Kaum hatte er aber das Stadthaus verlassen, so fielen die Mordgesellen des Aufruhrs über ihn her, tödteten ihn von hinten durch einen Pistolenschuß und warfen seinen Leichnam in die Seine. Die revolutionäre Kommune ernannte darauf Santerre aus der Antonsvorstadt zum Generalkommandanten, erklärte die alten Stadträthe im Namen des souveränen Volks für abgesetzt und nahm das städtische Regiment in die eigene Hand. So entstand die berühmte Kommune vom 10. August, eine revolutionäre demokratische Gemeindebehörde von etwa hundertfünfzig Mitgliedern, in welcher neben einigen der bisherigen Munizipalbeamten und Räthe wie Danton, Manuel, Sergent, Royer Collard auch Männer saßen, deren Namen bald der Schrecken der Welt werden sollten, wie Chaumette, Rossignol, Bourdon, Huguenin, Fabre d'Eglantine, Chambon, Robert, Billaud-Varennes und besonders Hebert, Journalist und Schöngeist, der unter aristokratischen Formen und Gewohnheiten eine cynische Frivolität, eine gemeine pöbelhafte Gesinnung und einen demokratischen Fanatismus



Hébert.

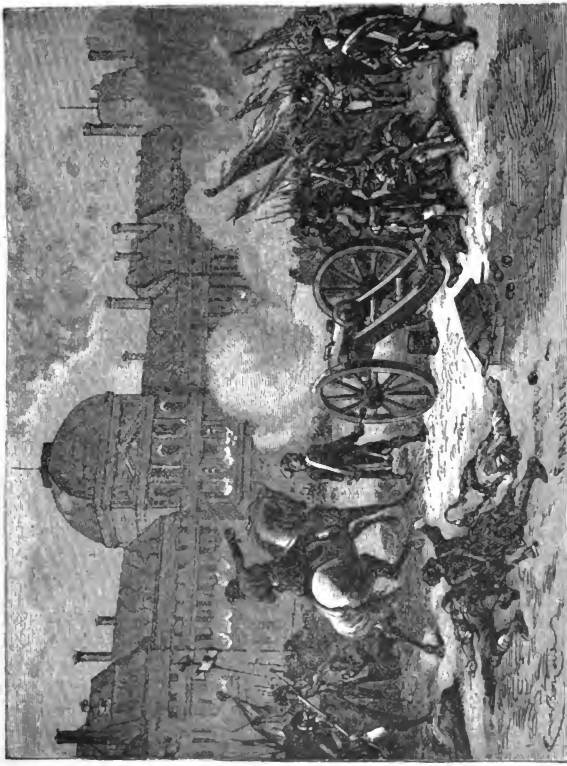
barg. Nach gelungenem Werk trat auch Robespierre hinzu. Pétion wurde auf sein eigenes Zuthun von der Nationalversammlung aus dem Schloß abberufen, dann durch den Ausschuß der Sektionen in seine Wohnung gebracht und unter militärische Aufsicht gestellt. So entzog er sich jeder Verantwortlichkeit.

Der revolutionäre Staatsstreich der Kommune, in einem obskuren Winkel der Antonsvorstadt nächtlicherweile geplant, in früher Morgenstunde durch Gewalt und Ueberraschung auf dem Rathhaus in's Werk gesetzt und vollendet, führte den Umsturz des Thrones und eine zweijährige Schreckensherrschaft voll blutiger Greuel herbei. Die zum Schutz der Tuilerien aufgestellte Nationalgarde, ohnedies getheilter Meinung und unlustig zum Kampf gegen Mitbürger, gerieth nun, als der Oberkommandant nicht mehr zurückkam, vollends in Verwirrung und Unsicherheit. Die Schwankenden und Muthlosen zogen ab; sie fürchteten dem Volkshaß und den Verdächtigungen des Pöbels zu verfallen, wenn sie mit den Schweizern und den im Schloß anwesenden Adeligen gemeinsame Sache zur Vertheidigung eines Königs machten, der sich selbst aufgegeben zu haben schien, der in dem verzweifelten Moment keine Spur von männlichem Muth, von einem Aufschwung der Seele zeigte. Dadurch wuchs den Pikenmännern und der herandrängenden revolutionären Masse der Muth. In den Straßen sah man Danton und Camille Desmoulins, wie sie die Heranziehenden anfeuerten; die übrigen hervorragenden Klubhelden, wie Robespierre, Marat, Fabre d'Eglantine u. a. „lagen in ihren Höhlen", so lange Gefahr vorhanden war. Immer größer und drohender wurde die Volksmenge auf dem Platz; von den Gensdarmen gingen viele weg oder zum Volk über; die Kanonen wurden theils entladen, theils auf das Schloß gerichtet; die Marseiller, die Cordeliers, die bewaffneten Schaaren der Vorstädte drangen immer ungestümer vor. Auf Zureden seiner Umgebung zeigte sich Ludwig auf dem Balkon nach dem Carrouselplatz. Noch hörte man den Ruf: „Es lebe der König!", aber der Gegenruf: „Hoch die Nation, nieder mit dem Veto, nieder mit dem Verräther!" überschallte den anderen. Todtenbleich kam der König zu den Seinen zurück und verlor nun vollends alles Selbstvertrauen. Die Königin sagte zu Frau Campan: „Alles ist verloren, der König hat keine



Chaumette.

Kraft gezeigt. Diese Truppenschau hat mehr geschadet als genützt.“ Das Beispiel der Königin, die allein Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, vermochte den zagenden Fürsten nicht zu einem muthigen Entschluß zu er-



Erstürmung der Tuilerien.

heben. Die Erscheinung einer Deputation vom Stadthaus mit der Meldung, daß das Volk laut die Absetzung des Königs verlange, mehrte die Verlegenheit.

Allein wie groß immer das Menschengewoge auf den Straßen und Plätzen war, und wie viele Drohungen ausgestoßen wurden, zu einem Sturmangriff auf das Schloß fehlte der Muth, so lange die Schweizer die Eingänge und das Treppenhaus hüteten und in ihrer strammen militärischen Haltung den undisziplinirten Schaaren der Pikenmänner und der aufständischen Volkshaufen wie eine feste Mauer gegenüberstanden. Ein entschlossenes männliches Auftreten Ludwig's hätte noch immer einen Umschwung herbeiführen, noch immer das Aeußerste abwenden können; aber was war von einem Fürsten zu erwarten, der sich bei seinem Beichtvater Raths erholte? Und doch wurde die tragische Katastrophe des Tages erst durch einen zweiten Verrath entschieden. Als der Tumult von außen und die Verwirrung im Innern den höchsten Grad erreicht hatte, trat der Departements-Syndikus Röderer, der das Schloß nicht gleich seinem Genossen Pétion verlassen hatte, an den König heran und rieth ihm, sich mit den Seinen unter seiner Führung in den Schooß der Nationalversammlung zu begeben, nur dort könne er für ihre Sicherheit einstehen. Die Königin fuhr heftig auf, das Blut der Maria Theresia rollte in ihren Adern: sie fragte: „Was wollen sie denn?“ und ein Munizipalbeamter antwortete: „Die Absetzung!“ — „Und nach der Absetzung?“ fragte die Königin. Der Beamte verneigte sich schweigend. Röderer wiederholte seinen Rath, sich in die Versammlung zu begeben. „Lieber lasse ich mich an die Wand annageln!“ rief die Königin. — „Sie wollen sich also für den Tod des Königs, für Ihren eigenen, für den Ihrer Kinder und Ihrer Vertheidiger verantwortlich machen?“ sagte Röderer zu Maria Antoinette, und sich an den König wendend sagte er mit entschiedenem Tone: „Ew. Majestät haben keine fünf Minuten Zeit zu verlieren. Nur in der Nationalversammlung giebt es Sicherheit für Sie. Die Ansicht des Departements ist, daß Sie sich unverzüglich dorthin zu begeben haben. Sie haben in den Höfen nicht Leute genug, um das Schloß zu vertheidigen, und deren Gesinnung ist auch nicht gut. Die Kanoniere, die wir bloß zur Abwehr aufgefordert, haben die Ladung aus den Geschützen gezogen.“ — „Aber“, sagte der König, „auf dem Carrouselplatz habe ich wenig Menschen gesehen.“ — „Sire, dort stehen zwölf Kanonen und aus den Vorstädten kommt eine ungeheuere Menschenmenge.“ — „Aber“, sagte die Königin, „wir haben doch Streitkräfte.“ — „Madame“, lautete die Antwort, „ganz Paris ist im Anmarsch.“ Im lebhaftesten Ton fügte Röderer hinzu: „Sire, die Stunde drängt; wir sprechen keine Bitte mehr aus und wollen uns auch keinen Rath mehr herausnehmen; in diesem Augenblick haben wir nur noch einen Entschluß zu fassen, wir bitten Sie um die Erlaubniß, Sie fortzuziehen.“ Jetzt erhob der König das Haupt, schaute Röderer ein paar Sekunden festen Blickes an, wandte sich dann zur Königin um und stand mit den Worten auf: „Gehen wir!“ Und so verließ denn unter Lebensgefahr die königliche Familie, begleitet von Frau von Tourzelle, der Prinzessin Lamballe und einigen Ministern das

Tuilerienschloß, in das sie nie wieder zurückkehren sollten. „Die Bäume entlauben sich frühe“, sagte Ludwig, als er beim Durchschreiten des Schloßgartens viele Blätter auf dem Boden liegen sah. Auf einer Terrasse, an welcher der Zug vorüberging, erblickten sie die Leichen von elf Royalisten, welche eine Stunde vorher von einer Patrouille erschlagen worden waren, um sie herum ein Pöbelhaufen, Théroigne de Méricourt an der Spitze, Schmähungen und Verwünschungen ausstoßend. Beim Eintreten in den Versammlungssaal sagte der König: „Ich bin hierhergekommen, um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich denke, daß ich nirgends sicherer sein kann, als in Ihrer Mitte, meine Herren.“ Er wollte sich neben den Stuhl des Präsidenten Vergniaud setzen, aber auf die Bemerkung eines Mitglieds, daß die gesetzgebende Gewalt nicht in Gegenwart der vollziehenden berathen dürfe, verließ er diesen Platz, um sich mit seiner Familie in die enge und niedrige Loge zu begeben, wo die Schnellschreiber für die Tagespresse zu sitzen pflegten. Hier verbrachten die Unglücklichen den Rest des Tages und die Hälfte der folgenden Nacht, sechzehn qualvolle Stunden, um Zeugen zu sein, wie man innen das Königthum des alten Frankreich zu Grabe legte und außen die letzten Stützen und Verfechter des Thrones hinschlachtete.

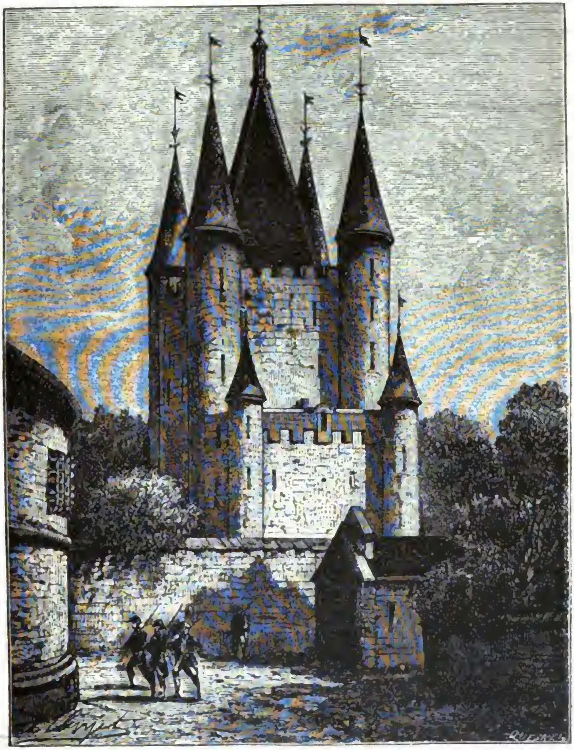
Kaum hatte nämlich der König das Schloß verlassen, so zog der Rest der Nationalgarde weg oder schloß sich den Aufständischen an. Ihre Aufgabe war ja nur, den König zu schützen, nicht die Schloßmauern zu vertheidigen. Ungehemmt drangen nun die Empörer bis an die Thore, mit Ungestüm Einlaß verlangend. Aber die Schweizer hatten dem König Treue und Gehorsam geschworen. Ludwig hatte sie bei seinem Abgang ihres Eides nicht entbunden; ihre Soldatenehre legte ihnen die Pflicht auf, das ihrer Obhut anvertraute Schloß mit allen noch darin weilenden Dienern, Hofleuten und Adeligen zu schirmen und zu erhalten. Als die brausende Menschenfluth immer mehr vordrang, zog sich die Garde nach der großen Schloßtreppe zurück. Der Oberst unterhandelte mit einigen Führern der Pikenmänner über einen Vertrag; aber ehe es zu einem Verständniß kam, sah er sich und seine Leute durch die heranwogende Masse so bedrängt, daß er Befehl zum Feuern gab. Einige der Vordersten fielen todt oder verwundet zur Erde. Heulend stürzte die Menge fort, bedroht von den Kugeln, welche die Schweizer aus den Thüren und Fenstern herabschossen. Ein plötzlicher Ausfall vermehrte den Schrecken; Mord und Verrath schreiend, eilten die Bewaffneten und Unbewaffneten in wilder Flucht davon; in einem Augenblick waren Höfe und Plätze geräumt, das Schloß frei. Als man das Schießen in dem nahen Sitzungshaus hörte, richteten einige Deputirte zürnende Fragen an den König und schüchterten ihn so ein, daß er sofort eine Botschaft absandte mit dem Befehl, die Schweizergarde sollte das Feuern unterlassen, die Tuilerien räumen und sich auf die Nationalversammlung zurückziehen. Dadurch wurden die treuen Beschützer der Monarchie dem Untergang geweiht. Kaum merkten die Insurgenten, daß die feindlichen

Gewehre ruhten, so stürmten sie voll Wuth und Rachbegierde in das Schloß, aus welchem die Schweizer gerade abgezogen waren, mordeten Alle, die sie in den Gemächern antrafen, zerstörten Hausgeräthe und Möbel*), schleppten Kostbarkeiten, Preziosen und Silber auf das Stadthaus. Die Schweizer aber wurden auf ihrem Marsch durch den Garten und auf dem Place Louis-Quinze von allen Seiten beschossen und durch Kreuzfeuer bedrängt, so daß die meisten ohne Gegenwehr umkamen. Ein kleiner Rest gelangte nach der Reitschule, wo er seine Waffen an die Nationalgarde abgab. Die übrigen, gegen achthundert Mann, Offiziere und Gemeine, sowie mehr als tausend Royalisten, Edelleute und königliche Diener blieben im Kampf oder fielen nachher als Opfer der Volkswuth. Clermont-Tonnerre's Leiche wurde von einer Frau in der Straße gefunden; ein ehemaliger Diener hatte ihn einer Mordbande verrathen. Die Zahl der am 10. August auf verschiedene Weise Umgekommenen wird auf fünftausend angegeben. Noch auf dem Felsen von St. Helena erinnerte sich Napoleon der Leichenhaufen, mit denen damals der Tuileriengarten angefüllt war.

Sobald die übrig gebliebenen Schweizer ihre Waffen abgegeben, wurden sie in der Nationalversammlung vor die Schranken gebracht. Einer ihrer Landsleute sprach für sie, und die meisten Mitglieder schienen ihre Rettung zu wünschen. Lacroix hielt sogar eine Rede, um das Volk zum Mitleiden zu bewegen. Allein die Zuhörer auf den Gallerien lärmten und tobten; sie wollten von Mitleiden und Gerechtigkeit nichts hören, sondern schrien: „Rache! Rache! Diese Menschen haben unsere Brüder gemordet!“ Der blutdürstige Pariser Pöbel umringte den Versammlungssaal, schärfte seine Säbel, brüllte das seit der Revolution ihm so geläufige Mordgeschrei und verlangte die Auslieferung der Schweizer. Die Mitglieder der Versammlung berathschlagten sich über die Mittel, diese braven Schweizer der Wuth des Volkes zu entziehen. Einige von ihnen sprachen an mehreren Stellen des Saales hinauf zu den Leuten, die unmittelbar über ihnen auf den Gallerien saßen, und flehten den Pöbel um Menschlichkeit an. Allein dies war vergeblich. Jene Menschen riefen immer: „Blut! Blut!“ Ein Mitglied der Versammlung redete sie in zornigen Ausdrücken an und nannte sie reißende Thiere. Vergniaud, der Präsident, rief überlaut: „Großer Gott! was sind das für Kannibalen!“ Die ganze Versammlung gerieth in Schrecken. Man wußte nicht, wie weit die Wuth des ungezähmten Pöbels gehen und wo dieselbe enden würde. Man wurde für die königliche Familie so sehr besorgt, daß Caslon, ein Mitglied der Versammlung, zu

*) Ein Augenzeuge sagt: „Sobald nichts mehr im Schlosse zu morden war, fing das Gesindel an, zu plündern. Schränke und Schreibtische wurden erbrochen, Geld, Juwelen Silbergeschirre und Assignate geraubt, die kostbarsten Spiegel zerschlagen, die herrlichsten Gemälde zerrissen, die Fußteppiche nebst den Tischen und Stühlen aus den Fenstern geworfen; die köstlichsten Weine des königlichen Kellers tranken die Weiber, auf den nackten Leichnamen sitzend, aus silbernen Nachttöpfen; die Garderobe der Königin und der Prinzessinnen theilten sie unter sich, und schmückten ihre in Blut getauchten Hände mit den prächtigsten zum Schmucke der Königin gehörigen Ringen. Die an das Schloß stoßenden Gebäude, Wohnungen des Hofgesindes, wurden erst geplündert, dann in Brand gesteckt; unten in den Höfen und im Garten spielten die Kinder mit den abgehauenen Köpfen und Gliedmaßen der Gemordeten.“

dem König hinging und ihm rieth, sich, sobald er das Volk mit Gewalt in den Versammlungssaal dringen sehe, sogleich in den engen Gang vor der Loge zu begeben. Der König und die Königin erwarteten alle Augenblicke



Der Temple-Thurm.

den Tod, und der König drang darauf, daß die wenigen treuen Diener, welche ihn noch umgaben und die ihn nicht verlassen wollten, sich entfernen möchten, damit sie nicht der Gefahr ausgesetzt seien, zugleich mit ihm ermordet

zu werden. „Das Betragen der Königin“, sagt Moore, welcher damals in der Versammlung zugegen war, „das Betragen der Königin bei dieser schweren Prüfung war äußerst anständig und ihre Fassung erhaben. Oft warf ich meine Blicke in die Loge des Logographen. Was müssen der König und die Königin empfunden haben! Was die armen Schweizer selbst! Als einige der Mitglieder zu ihrem Besten sprachen und versicherten, sie seien zu dem, was sie gethan, gezwungen worden und niemals Feinde der französischen Nation gewesen, da hoben sie ihre Hände gen Himmel, um die Wahrheit dieser Worte zu bekräftigen. Mich empörte die Hartherzigkeit einiger Bösewichter auf den Gallerien, die immer unerbittlich blieben, obgleich jetzt der größere Theil des Volkes sich zum Mitleid bewegen ließ.“

Die Versammlung beschloß endlich auf den Vorschlag Albitte's, Kriegsrecht über die gefangenen Schweizer halten und das abgegebene Dekret nebst allen übrigen Dekreten, welche die Wiederherstellung der Ruhe in der Hauptstadt zum Zweck hätten, durch ganz Paris bekanntmachen zu lassen.

Die berüchtigte Sektion von Marseille machte folgende Proklamation bekannt:

„Am 11. August, im vierten Jahre der Freiheit.“

„Die Sektion von Marseille, welche die Verbrechen Ludwigs XVI. einmüthig verabscheut und durch seinen Meineid, durch seine zahlreichen und wiederholten Angriffe und durch den öffentlichen Meuchelmord, den er soeben begangen hat, auf's Aeußerste gegen ihn aufgebracht ist, erklärt, daß seiner künftig bei der Sektion unter keiner anderen Benennung, als der: „Ludwig der Verräther“, gedacht werden und daß es keinem Mitglied dieser Sektion erlaubt sein solle, ihm in der allgemeinen Versammlung oder in den Ausschüssen einen anderen Namen zu geben.“

Sie verordnet, daß dieser Beschluß in ihrem ganzen Bezirk bekannt gemacht werden solle; sie fordert die Bürger der Sektion auf und befiehlt ihnen sogar, wenn an ihren Häusern oder sonst als Schild irgend ein Bildniß der königlichen Familie oder ein Sinnbild der Verräther befindlich ist, dasselbe sogleich abzunehmen; denn die Freiheit muß der einzige erfreuliche Gegenstand und Bildnisse, welche sich auf sie beziehen, müssen die einzige Zierde für die Häuser aller guten Staatsbürger sein.“

„Die Versammlung der Sektion beschließt den Druck dieses Beschlusses und die Versendung desselben an die verschiedenen Sektionen und an den vorläufigen Bürgerrath.“ „Lebois, Präsident.“

„Vincent und Desavannes, Sekretäre.“

Die übrigen Sektionen der Stadt Paris nahmen diesen Beschluß an, und bald nachher wurde jedes Sinnbild der königlichen Würde, jedes Schild mit dem Bildniß eines Königs, jedes Brustbild Lafayette's weggerissen und zerstört. Die Denkmäler der Bildhauerkunst, welche den Eingängen der Paläste, den Kirchen, den Erziehungshäusern, den öffentlichen und Privat-Gebäuden oder den öffentlichen Plätzen zur Zierde dienten,

wurden zerschlagen, die Gebäude dadurch entstellt und die Straßen mit Trümmern angefüllt. Nicht einmal die Bildsäule Heinrichs IV. auf dem Pontneuf wurde verschont. Die Worte: König, Prinz, königlich, Monarch, Bourbon u. s. w., welche über der Thür manches Hauses standen, wurden ausgelöscht, und die Namen der Straßen, welche sich auf die königliche Würde oder auf den Titel eines Prinzen bezogen, wurden verändert. Eine Gesandtschaft des Volkes erschien vor der Nationalversammlung, um derselben von diesen gegen die Bildsäulen vollbrachten Heldenthaten Nachricht zu geben, und die Versammlung billigte diese Bilderstürmerei.

Spät in der Nacht wurde die königliche Familie abermals aus der Loge, in welcher sie den Debatten der Versammlung zuzuhören gezwungen wurde, nach ihren Schlafzimmern zurückgebracht. Vorher war man aber noch grausam genug, die kleine Anzahl treuer Diener des Königs, welche ihn nicht verlassen, sondern mit ihrem Monarchen jedes Schicksal theilen wollten, von ihm zu trennen, und zwar auf den Vorschlag Grangeneuve's, welcher behauptete, die Versammlung könne für das Leben und die Sicherheit des Königs unmöglich stehen, wenn man zugebe, daß unbekannte Menschen sich seiner Person nähern dürften. Alle Adelige, welche die königliche Familie umgaben, wurden genöthigt, dieselbe zu verlassen, und statt ihrer umringte man die unglücklichen Gefangenen mit jakobinischen Bürgersoldaten, die sich so unverschämt betrugen, daß der König einige Mitglieder der Versammlung kommen ließ und sich bei denselben über diese unwürdige Behandlung beklagte. Die Mitglieder entschuldigten die genommenen Maßregeln, so gut sie konnten. Die Königin, mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, sprach in einem sehr nachdrücklichen Tone. Als aber auch dies keine Wirkung that, brach der König in folgende an Caslon gerichtete Worte aus: „So bin ich also im Gefängnisse! Ach! meine Herren! Carl I. war glücklicher als ich: man trennte ihn nicht eher von seinen Freunden, als bis er das Schaffot betrat!" So grausam wurde also Ludwig XVI. behandelt, daß ihm das Schicksal des unglücklichen Carl von England in Vergleichung mit dem seinigen beneidenswerth schien!

Am 12. August beschloß die Versammlung, daß der König mit seiner Familie in das Gefängniß des sogenannten „Temple"*) zu bringen sei, daß eine Wache ihn umgeben, und für die Sicherheit seiner Person und seiner Familie stehen solle, daß dem König bis zu dem Versammlungstage des

*) Von der Place de la Concorde in Paris zieht sich in einem grandiosen Bogen bis zur Place de la Bastille die Reihenfolge von Prachtstraßen hin, welche unter dem Namen der Boulevards bekannt sind. Bei der Porte St. Martin wendet sich dieser unvergleichliche Bogen in ziemlich scharf südöstlicher Schwingung dem Bastilleplatze zu und zwar zunächst unter dem Namen „Boulevard du Temple". Hier stand zur Zeit der ersten französischen Revolution ein jetzt verschwundenes, d. h. völlig umgebautes Stadtquartier, dessen Mittelpunkt die alte, im Sinne des Mittelalters mächtige und prächtige Ordensburg „Der Tempel" gewesen ist. Die Anfänge der Erbauung dieses Schlosses, welches mit seinen Mauern, Bollwerken, Gräben und Thürmen die Schlösser der gleichzeitigen französischen Könige an Räumlichkeit, Stärke und Pracht weit übertraf und der eigentliche Mittelpunkt des Gesammtordenslebens wurde, fielen in die Regierungszeit Ludwig's des Siebenten, welcher den Tempelherren, d. h. den Mitgliedern des 1118 gestifteten Ordens der Templer — so geheißen, weil der erste Sitz des Ordens ein an den sogenannten salomonischen Tempel in Jerusalem stoßendes Gebäude war — einen damals außerhalb der Stadtmauer gelegenen, eine beträchtliche Bodenfläche bedeckenden Bauplatz geschenkt hatte.

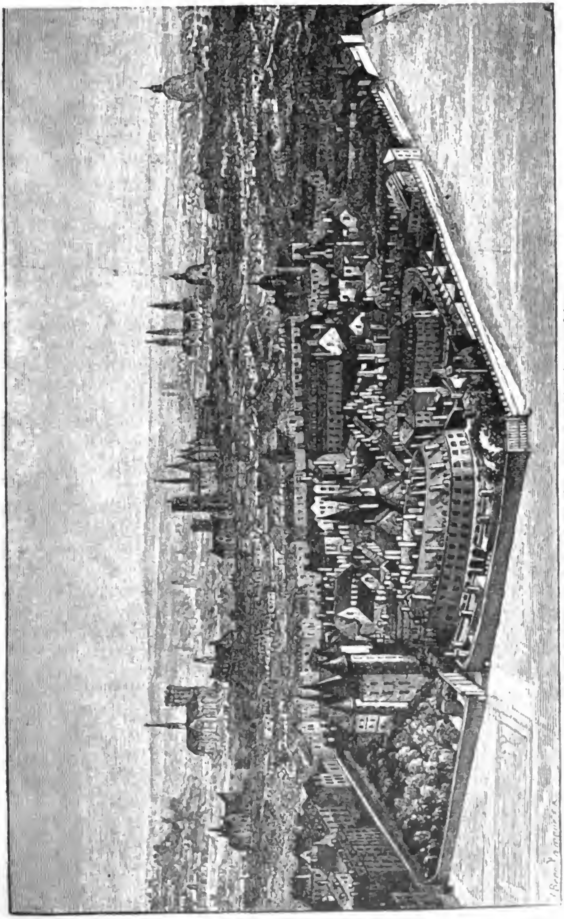
Nationalkonvents eine Summe von 500,000 Livres bewilligt werden solle, daß aber, ohne Erlaubniß des Bürgerrathes, kein Mensch zu dem Könige Zutritt haben solle. Demzufolge fuhr bereits am folgenden Tage die königliche Familie mit der Prinzessin Lamballe und Madame Tourzelle, Erzieherin der Kinder, in zwei Wagen von dem Hause der Nationalversammlung nach dem Gefängnisse des Tempels ab. Sie brachte über dieser Fahrt zwei Stunden zu, so langsam ging dieselbe vor sich. Der Bürgermeister Pétion und sein Freund Mannel wollten der Rache, die sie an dem König ausübten, weil er sie nach dem Aufruhr am 20. Juni von ihren Aemtern abgesetzt hatte, recht genießen; sie setzten sich daher in den Wagen des Königs, und befahlen, durch alle nur möglichen Umwege zu fahren. Während des ganzen langen Weges schrie der Pöbel unaufhörlich: „Weg mit dem Tyrannen! Weg mit dem Tyrannen!" Auf dem Platz Vendome ließen Pétion und Mannel anhalten, um dem gefangenen Monarchen die zertrümmerte Bildsäule seines Vorfahren, Ludwigs XIV., zu zeigen. Die Königin warf einen Blick der Majestät und des Unwillens auf Pétion, welcher unmenschlich genug war, ihres Unglücks zu spotten, und ihr die Trümmer der Bildsäule zu wiederholten Malen zu zeigen. Pétion konnte diesen Blick nicht ertragen. Er sagte: „Sehen Sie etwas freundlicher aus, Madame, sonst wird das Volk erbittert, und dann kann ich für die Folgen nicht stehen." Hierauf schlug die Königin die Augen nieder und sah weder Pétion noch das Volk weiter an, bis sie endlich in der finstern Burg ankamen. Und hier, von den Wächtern mit Schmähung und Kränkung überhäuft, jeder Bequemlichkeit des äußern Lebens beraubt, auf das strengste von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, verlebten die unglücklichen Gefangenen bittere, kummervolle Tage, bis der Tod sie erlöste.*)

Die Gironde gedachte nun die Früchte des Sieges vom 10. August einzuthun: das frühere Ministerium Roland, Servan, Clavière sollte zurückkehren und in Gemeinschaft mit der Nationalversammlung das Staatswesen leiten. Da zeigte es sich aber bald, daß die revolutionäre Bewegung bereits über ihre Köpfe weggeschritten war. Wohl nahmen die drei genannten Männer noch einmal ihre Sitze im Ministerium ein, neben ihnen der Jakobiner Monge, ein talentvoller Mathematiker, aber die Seele des Kabinets war der furchtbare Danton als Justizminister und Siegelbewahrer. Roland und seine Freunde, die, wie alle Girondisten, beim Aufstand am 10. August zu Hause oder im Sitzungssaal der Reitschule geblieben waren, erkannten bald, daß sie nur Werkzeuge in der Hand Danton's waren und daß sie mit dem 10. August ihr eigenes Grab gegraben. Selten hat die Nemesis so rasch und unerbittlich eine Partei ereilt, die zwischen Republik und Monarchie spielte und keine von beiden ernstlich wollte.

Frankreich nahm die Nachrichten von den Ereignissen und Beschlüssen des 10. August wie in dumpfer Betäubung, in starrer Rathlosigkeit hin.

---

*) Wäre Ludwig XVI. männlicher gewesen und nicht schon ganz stumpf geworden, so hätte er einen ritterlichen Tod im eigenen Schloß vorgezogen. So aber schätzte er dies Leben höher, trug lieber Schande über Schande und ließ sich Stufe für Stufe erniedrigen und entwürdigen.



Der Temple; von der Gartenseite und dem Ringbaue gesehen.

Die Stille der Departements nach diesem Tage stach wunderlich ab von den letzten lebhaften Adressen, die vor demselben nach Paris gekommen waren. Höchstens in den Klubs äußerte sich da und dort ein gemachter Beifall. Die Masse der Bevölkerung sah in hoffnungsloser Verzweiflung den neuen Dingen entgegen und an einzelnen Stellen regte sich selbst der Gedanke an Widerstand. Aber es geschah nichts von Bedeutung und das konnte nicht anders sein. Die Nation war führerlos, die Departements und Provinzen waren ohne Mittelpunkt und Paris machte ja Alles. Nicht weniger als 72 Departements waren gegen die Dinge von 1793, aber das eine Departement bezwang sie alle. Hier allein wußte man, was man wollte, und scheute kein Mittel, es durchzusetzen, alle Andern hatten kein Programm und namentlich keine Waffen, unter solchem König die deutschen Großmächte abzuwehren.

Ein einziger muthvoller Versuch gesetzlichen Widerstands wurde gemacht gegen die Pariser Demagogen, aber sein Schicksal zeigte, wie hinfällig das Alles war. Lafayette hatte die Gemeinde- und Bezirksbehörden von Sedan, wo er im Lager stand, zu den entschiedensten Protesten gegen den Umsturz vom 10. August veranlaßt und es so dahin gebracht, daß die drei Departementskommissäre, die am 14. August Morgens ankamen, sofort festgenommen und im Schlosse gefangen gesetzt wurden. Auch seine Mannschaften hatte er noch einmal auf die Verfassung von 1791, auf die Treue gegen die Nation, das Gesetz, den König vereidigt und das Gleiche seinen Untergeneralen eingeschärft. Kaum aber hatte die empörte Nationalversammlung ihre Beschlüsse gegen die rebellischen Behörden und den meuterischen General gefaßt, da war er nicht einmal mehr seines Lebens sicher.

Der Generalrath des Aisnedepartement, der gegen den 20. Juni sich in einer Adresse sehr lebhaft ausgesprochen, war völlig umgeschlagen und befahl allen Nationalgarden, den General zu greifen, wo sie ihn fänden; die Generäle Dillon und Luckner sagten sich von ihm los, unter den eignen Truppen fing es an zu gähren; die Einen wollten ihm an's Leben, die Andern für ihn fechten bis auf's Aeußerste; so entschloß er sich zur Flucht. Mit 21 Offizieren, die seine Gesinnunggenossen und Freunde waren, überschritt er die Grenze, und fiel in Rochefort den österreichischen Vorposten in die Hände. Er und seine drei nächsten Freunde, die mit ihm in der Nationalversammlung gewesen waren (Alex. Lameth, Lantor-Maubourg, Bureaux de Pusy), wurden als politische Verbrecher mit ausgesuchter Härte behandelt, durch preußische und österreichische Staatsgefängnisse geschleift und aus dem letzten, dem zu Olmütz, erst im Frieden von Campo Formio durch Bonaparte befreit.

Zweiter Abschnitt.

Die Revolution auf der Höhe.

I. Das republikanische Frankreich bis zum Sturz der Gironde.

Elftes Kapitel.

Herrschaft des neuen Gemeinderathes. — Danton. — Nächtliche Haussuchungen. — Plan eines Mordgerichts. — Abschlachtung der Gefangenen in den Tagen vom 2. bis 7. September 1792. Robespierre und die Wahlen zum Konvent.

Der 10. August 1792 hatte, als er das Königthum hinwegschwemmte, jeder auch nur scheinbar verfassungsmäßigen Regierung in Frankreich überhaupt ein Ende gemacht, denn die Versammlung der Sektionskommissäre*) betrachtete und geberdete sich nicht bloß als rechtmäßige Stadtbehörde von Paris, sondern auch als die Staatsregierung Frankreichs, der die Nationalversammlung selbst sich zu unterwerfen habe. Diese neue Stadtbehörde oder „Kommune“, in der auch Robespierre, von seiner Sektion, der der „Piken“, zum Kommissär gewählt, seinen Platz einnahm, hatte zum leitenden Haupt — den kühnen Danton. Er war bereits zu Bett gegangen, als Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins in sein Zimmer stürzten mit der Nachricht, er sei von der Nationalversammlung mit überwiegender Majorität zum Justizminister ernannt worden, und sich sofort Aemter von ihm erbaten. Wir haben den Mann, der aus einem geringen Winkeladvokaten durch die Revolution zu einer diktatorischen Machtherrschaft emporgestiegen

*) Nach dem 10. August wurde die innere Einrichtung der Stadt Paris ganz verändert. Die Stadt war, wie wir schon früher mittheilten, bei Eröffnung der Reichsstände in sechzig Distrikte abgetheilt, deren jeder seinen Namen von der darin gelegenen Kirche erhielt, weil in diesen Kirchen sich die Staatsbürger zur Wahl ihrer Stellvertreter bei den Reichsständen versammelt hatten. Vermöge eines Beschlusses der konstituirenden Nationalversammlung wurde die Stadt nachher in 48 Quartiere getheilt, die man nun nicht mehr Distrikte, sondern Sektionen nannte, und die nun auch neue Namen erhielten. Nach dem 10. August veränderten diese Sektionen abermals ihre Namen. Die eine nannte sich die Sektion der Marseiller, eine andere Sektion die der Ohnehosen, eine dritte Sektion die der Piken u. s. w. Eben so oft änderten die leichtfertigen Pariser die Namen der Straßen und öffentlichen Plätze, oft zwei auch dreimal in kurzer Zeit. So wurde z. B. die Straße Chaussee Dantin nach Mirabeau's Tode „Mirabeau-Straße“ genannt, und anderthalb Jahre nachher erhielt sie den Namen „Straße des Montblanc“.

war, schon bei mehreren Gelegenheiten kennen gelernt. Die nachgeborenen Geschlechter haben ihn bald mit einem Jupiter Tonans, bald mit dem Satan Milton's verglichen. Sein Angesicht war der Spiegel seiner Seele: auf dem imposanten, von Blattern zerrissenen Gesicht, das durch seine Häßlichkeit bald abstieß, bald anzog, und in dem blitzartigen Glanz der Augen erkannte man den Ausdruck einer verwegenen Herrschernatur, die Alles wagt, um Alles zu gewinnen, die mit dem Instinkt eines reißenden Thieres der Wüste den Gegner erbarmungslos niederwirft, um die eigenen wilden Begierden und Triebe zu befriedigen; in dem scharf geschnittenen Mund eine heftige Sinnlichkeit und eine dämonische Energie, mit einem feinen Zug von Milde und Großmuth. Aus den engen bürgerlichen Kreisen der Provinz in die gährende Hauptstadt geworfen, hatte er sich in den Krater der Revolution gestürzt mit der Absicht, dort die Befriedigung seiner Leidenschaften, seiner Lüste, seiner Genußsucht zu finden, die ihm einziger Lebenszweck war. Er hatte die Höhlen des Lasters durchwandert und in der Atmosphäre, in welcher er sich bewegte, jede Rücksicht auf Grundsätze und Moral, jede Begeisterung für Ideale, jeden Glauben an menschliche Tugend und Sittlichkeit verloren. Er hatte an den Orgien des Herzogs von Orleans theilgenommen; er hatte von dem bedrängten Hof Geldsummen bezogen, ohne daß er durch die Gefühle der Dankbarkeit in der Freiheit seines Handelns, in der Verfolgung seiner egoistischen Zwecke sich hätte hemmen oder zurückhalten lassen. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er die Revolution als das große Schlachtfeld betrachte, von dem er als Beute alle die Güter und Sinnengenüsse davonzutragen hoffe, die seiner selbstsüchtigen Seele als Lebenszweck vorschwebten, als Preis und Ziel eines Daseins, das nur auf Welt und Zeit beschränkt sei. Danton war der Typus der französischen Volksnatur, daher er auch eine wunderbare Herrschaft über die Massen übte; sein wilder ungeordneter Redestrom glich der glühenden Lava eines Vulkans, die Alles mit sich fortreißt. Mit Recht hat man ihn den Mirabeau der niederen Schichten, den großen Tribun der Gasse und der Barrikaden genannt; ein cynischer Sansculotte, imponirte er dennoch dem gemeinen Haufen und zwang ihn in seine Dienste; ein Wütherich und Tyrann in den Stunden der Leidenschaft und Rachgier, war er wieder im Kreise von Lüstlingen und frohen Zechern ein gemüthlicher heiterer Lebemann und guter Kamerad; in den Momenten revolutionärer Erregung fuhr er wie ein Orkan daher, schaltete er schonungslos über Menschenleben und Erdenglück; und dennoch war er von Natur nicht grausam und blutdürstig; unter den wildesten Szenen des Mordens konnte er einigen Gegnern wohlmeinende Winke geben, zur Flucht verhelfen; eine gewisse Gutmüthigkeit, ein Grundzug der französischen Volksnatur, lag in der Tiefe seiner Seele verborgen und bewährte sich öfter in leidenschaftlichen Stunden. Das Unglück Einzelner konnte ihm die größte Theilnahme, das innigste Mitgefühl einflößen. Er war der eigentliche „Großmeister der Sansculotten"; er

gebot über die Massen mit souveräner Machtfülle und bediente sich ihrer für seine Zwecke, ohne ihnen zu schmeicheln und ohne sie zu fürchten. Er besaß eine Kühnheit, einen todesverachtenden Muth, den ihm die Gegner bestreiten wollten, den er aber bewährt hat, wie ihn nur ein Lüstling in der Welt bewähren konnte. Er fürchtete die Massen nicht, und das ist ein großes Wort. Alle anderen Schreckensmänner haben sie gefürchtet, er aber verachtete sie nur. Er behandelte sie wie sein Instrument und ließ sie das fühlen. Selbst da, als ihm der Pöbel am Fuße seines Schaffots Verwünschungen zurief, hatte er nur Schimpfnamen für sie. Er war nicht der Mann, der wie Robespierre



Georges Jacques Danton.

seine Agenten hetzen ließ und dann, wenn die Mine gefüllt war zum Platzen, sich ein Stübchen aussuchte, um in sicherer Geborgenheit abzuwarten, bis die Explosion vorüber war. Er war überall selbst dabei, wo es zum Schlagen kam.

Beherrscht aber wurde die neue Kommune durch eine Anzahl Fanatiker, die sich an Marat's „Volksfreund" gebildet hatten und die nur eine einfache Pflicht der Dankbarkeit erfüllten, als sie diesen verdienstvollsten aller Patrioten noch am Abend des 10. August im Triumph nach dem Stadthaus brachten, und Marat war es denn auch, der alsbald der Nation bekannt machte, die große Stunde des gesegneten Massenmordes sei endlich herangekommen.

In einem Straßenanschlag, der vom 10. August datirt und „der Volksfreund an die französischen Patrioten“ überschrieben war erklärte er in feierlichem Priesterton, der große Tag sei sehr schön gewesen, aber wenn ihm nicht folge, was er nun vorschlage, so werde er gar nichts gebessert haben. „Fürchtet die Reaktion, wiederhole ich Euch, Eure Feinde werden Euch nicht schonen, wenn der Würfel wieder zu ihren Gunsten fällt, deshalb keine Gnade; rettungslos seid Ihr verloren, wenn Ihr nicht eilt, die verfaulten Mitglieder der Munizipalität, des Departements, alle unpatriotischen Friedensrichter und die brandigsten Mitglieder der Nationalversammlung niederzumachen (abattre); ich sage: der Nationalversammlung, und welchem Vorurtheil, welcher einseitigen Rücksicht zu Liebe, sollte sie geschont werden? — Wisset, die Nationalversammlung ist Euer furchtbarster Feind; so lange sie aufrecht steht, wird sie arbeiten, Euch zu verderben. — Niemand verabscheut Blutvergießen mehr als ich, aber um zu verhindern, daß das Blut in Strömen fließe, dringe ich in Euch, einige Tropfen zu vergießen. Um die Pflichten der Menschlichkeit zu versöhnen mit der Sorge für das öffentliche Wohl, schlage ich Euch vor, die revolutionsfeindlichen Mitglieder der Munizipalität, der Friedensrichter, des Departements und der Nationalversammlung zu dezimiren. Wenn Ihr zurückscheut, so wird das heute vergossene Blut umsonst geflossen sein und für die Freiheit werdet Ihr nichts gethan haben. Vor Allem aber haltet den König, sein Weib und seinen Sohn als Geiseln fest, und bis sein Urtheil endgültig gesprochen ist, zeigt ihn jeden Tag viermal dem Volk. Und da es nur auf ihn ankommt, unsere Feinde für immer zu entfernen, erklärt ihm, daß wenn die Oesterreicher nicht binnen vierzehn Tagen zwanzig Meilen von der Grenze sind, um nie wieder zu kommen, sein Kopf ihm vor die Füße rollen wird. Ergreift auch die Ex-Minister und legt sie in Ketten. Alle revolutionsfeindlichen Mitglieder des Generalstabes von Paris müssen hingerichtet, alle antipatriotischen Offiziere aus den Bataillonen hinausgeworfen werden. Entwaffnet das verfaulte Bataillon von St. Roche, von St. Thomas, von Notre Dame, von St. Jean en Grève, von Enfants Rouges. Alle patriotischen Bürger müssen bewaffnet und reichlich mit Schießbedarf versehen werden.“

Diesen Marat zu ihrem Vertreter in der Kommune zu ernennen, hatte doch keine der 48 Sektionen den Muth gehabt. Dafür wurde ihm aber durch feierlichen Beschluß eine besondere Berichterstattertribüne im Sitzungssaal aufgeschlagen, und wenn er so auch nicht förmlich Sitz und Stimme hatte unter den 288 Mitgliedern des neuen Stadtraths, so war er doch thatsächlich der Urheber ihrer wildesten Beschlüsse. Unter dem Vorgeben, die Royalisten und die Feuillans hätten ihm seine Pressen weggenommen, erwirkte er sich bei dem Ueberwachungsausschuß der Kommune einen Befehl, kraft dessen er sich vier Pressen und eine Menge Typen von der Nationaldruckerei im Louvre ausfolgen ließ, ein Raub an öffentlichem Eigenthum, über den in der Nationalversammlung lautes Geschrei erhoben wurde, natürlich ohne jeden Erfolg.

Am Morgen des 11. August beschloß die Nationalversammlung, daß unter Aufhebung des Unterschiedes zwischen Aktiv- und Passivbürgern die

Urwahlen für den **Nationalkonvent** am 26. August, die Abgeordnetenwahlen am Sonntag, den 2. September, stattfinden sollten. Es war das der letzte selbstständige Beschluß der Versammlung, denn von jetzt an unterwarf sie sich mehr oder weniger unter die Befehle der Kommune. Den Botschafter zwischen dieser und der Nationalversammlung machte Robespierre, der, wie immer, jedes verantwortliche Amt grundsätzlich von sich wies und nur „Sprecher des souverainen Volkes“ sein wollte. Das Stadthaus, wo die Kommune tagte, war von Kanonen geschützt und wie das Hauptquartier in einem revolutionären Volksheer. Tag und Nacht waren die Mitglieder versammelt; sie aßen und schliefen im Saal und in den Ausschußgemächern; in allen Anliegen wendete sich das Volk an sie; auf den Tribünen des Saales gaben lärmende Zuschauer ihren Beifall oder ihr Mißfallen kund. Noch am 11. August bewilligte die Versammlung ohne Weiteres der Kommune einen monatlichen Sold von 850,000 Francs, der vom 1. Januar 1792 an gerechnet sofort eine Summe von sechs Millionen ergab. Ferner wurden auf das Zuthun der Kommune alle Friedensrichter, welche bisher die politischen Untersuchungen geleitet hatten, ihrer Funktionen enthoben, den Gemeindebehörden und Sektionsversammlungen die Aufsicht, Anzeige und Verhaftung aller Feinde der Freiheit und des Vaterlandes überwiesen. Als endlich die Nationalversammlung die Pariser Munizipalverwaltung wieder dem Departementsrath unterordnen wollte, erklärte Robespierre an der Spitze einer Deputation: „Der Gemeinderath (Kommune) sei vom Volk gewählt und müsse die Machtvollkommenheit des Souverains behalten, sonst würde das Volk sich noch einmal zur Rache erheben.“ Und die Nationalversammlung wagte nicht, auf ihrem Beschluß zu beharren, sondern ließ sich zur Erklärung drängen, „daß der Departementsadministration nicht die Befugniß zustehe, die Handlungen des Gemeinderathes der Hauptstadt zu überwachen.“ So riß die Pariser Kommune alle Gewalt an sich.

Diese dominirende Volksgewalt zu erhalten und alle Feinde der Demokratie zu vernichten, war nunmehr das eifrigste Bestreben der schrecklichen Männer der Kommune, vorab der Triumvirn Marat, Danton und Robespierre. Die Nationalversammlung, durch Drohungen eingeschüchtert, mußte selbst die Hand dazu bieten. Am 17. August gelang es den Triumvirn, den Beschluß zur Errichtung eines **außerordentlichen Gerichtshofes**, zur Aburtheilung aller Verschwörer gegen die Revolution und der „Verbrechen des 10. August“, von der Nationalversammlung zu ertrotzen. Dieses schreckliche Gericht begann sofort seine Thätigkeit, und Generalanwalt Manuel ließ sofort auf dem Carouselplatze die sogenannte **Guillotine***)

*) Diese nach dem Arzt Joseph Guillotin benannte Enthauptungsmaschine besteht im Wesentlichen aus zwei, oben durch einen Querbalken verbundenen Ständern, zwischen welchen in Falzen ein scharfes, schräg gestelltes Eisen durch seine eigene Schwere mit Heftigkeit auf den Nacken des Daruntenliegenden, auf ein Brett gebundenen Verurtheilten herabfällt. Die Sicherheit und Schnelligkeit, womit diese Maschine den Kopf vom Rumpfe trennt, gibt ihr den Vorzug vor dem mit der Hand geschwungenen Schwerte oder Beile. Erfunden wurde diese Maschine schon von den alten Persern. Der Arzt Guillotin erfand sie nicht, sondern er sprach sich blos im Jahre 1789 bei Berathung des neuen Strafgesetzbuches aus Gründen der Humanität für eine bei allen Ständen

aufrichten, mit dem Befehl, dieselbe solle daselbst permanent bleiben. Eine ganze Reihe von Royalisten und Vertheidigern der Tuilerien wurden dann auch zum Tode verurtheilt und guillotinirt*); aber am 25. August hielt man inne, weil das Volk, noch nicht an die Hinrichtungen gewöhnt, zu murren anfing und man einen Aufstand befürchtete.

Ferner wurde beschlossen, daß ein festes Lager unter den Mauern der Hauptstadt errichtet werde zur Aufnahme der Patrioten, die sich als freiwillige Krieger melden würden. Das Vordringen der Feinde auf französischer Erde†) war ein furchtbares Agitationsmittel in den Händen der Revolutionsmänner, um die nationalen Leidenschaften zu erregen. Es war den Revolutionsmännern weniger um die Abwehr der Kriegsgefahr zu thun, so sehr sie auch dieselbe bei ihren Aufwiegelungen in die erste Linie stellten, als darum, sich die bevorstehenden Wahlen zum Nationalkonvent zu sichern. Dies erreichten sie am ersten, wenn sie durch ein Blutgericht die Gegner beseitigten und durch die Tyrannei des Schreckens ihren Gesinnungsgenossen und allen Gliedern des Jakobinerklubs ein offenes Feld politischer Thätigkeit bereiteten. Ihr nächster Schlachtplan war mehr gegen den innern Feind gerichtet als gegen den äußern. Dieser Zweck lag auch der Umgestaltung der Pariser Nationalgarde zu Grunde, die nach den Sektionen neu eingetheilt, durch die Vereinigung der Pikenmänner mit der alten Bürgerwehr verstärkt und unter Santerre's Oberbefehl gestellt ward, eine Einrichtung, durch welche die hauptstädtische Militärmacht hauptsächlich in die Hände der Proletarier und Sansculotten kam, sowie einem Dekret der Nationalversammlung, kraft dessen alle Emigrantengüter eingezogen und in kleinen Losen zum Besten der Staatskasse um geringen Preis verkauft werden sollten, der erste wirksame Versuch, den Begriff der Gleichheit auch auf Besitz und Vermögensstand auszudehnen. Nicht nur, daß das ganze Land mit Wegelagerern bedeckt ward, wo die

---

gleiche Vollziehung der Todesstrafe durch Enthauptung mittelst eines einfachen Mechanismus aus. Und es war der Arzt Antoine Louis, der zuerst auf die Zweckmäßigkeit solch einer in England im Gebrauch gewesenen Köpfmaschine hinwies, weshalb das erste derartige Instrument in Frankreich auch Louisette oder Petit Louison genannt wurde. Bald darauf wurde indeß in einem nach einer Menuettmelodie singbaren Spottgedicht der Royalisten dieser Mechanismus Guillotine genannt.

*) Der Erste, welcher vor dieses Gericht geschleppt wurde, war ein gewisser Collenot Dangremont. Er hatte die Königin, als sie noch Dauphine war, in der französischen Sprache unterrichtet, und nachher eine französische Sprachlehre geschrieben, welche er in der konstituirenden Nationalversammlung vorlegte, die dieselbe gnädig aufnahm. Dieser Mensch ließ sich verleiten, der königlichen Familie zu dienen und in den Straßen von Paris herumzugehen, die Müßiggänger um sich zu versammeln, zu Gunsten des Königs zu sprechen, und denjenigen, die ihm Gehör geben wollten, 50 Sous täglich zu versprechen. Er ward angeklagt, auf Befehl des Hofes ein Gegenrevolutionskorps von 1500 Mann besoldet zu haben, welches dazu bestimmt gewesen sei, das Volk gegen die Nationalversammlung aufzuwiegeln. Nach geendigtem Verhöre blieben die Geschworenen drei Stunden lang eingeschlossen. Als sie zurückkamen, wurden ihnen drei Fragen vorgelegt. 1. „Finden Sie erwiesen, daß am 10. August eine Verschwörung in den Tuilerien stattgefunden habe, um einen Bürgerkrieg im Lande zu erregen?“ Die Geschworenen antworteten: Nein. Hierüber murrten alle Zuhörer. 2. „Finden Sie erwiesen, daß man in den Tuilerien die Absicht hatte, sich eine konstitutionswidrige Gewalt anzumaßen?“ Antwort: Ja. 3. „Finden Sie erwiesen, daß der Gefangene sich zu dieser Absicht habe gebrauchen lassen?“ Antwort: Ja. Hierauf wurde Dangremont verurtheilt, geköpft zu werden. Als er den Gerichtssaal verließ, bemerkten einige Zuschauer, daß er die Uniform der Bürgermiliz trage, und daß er in dieser Tracht das Blutgerüst nicht besteigen könne. Er mußte also den Rock ausziehen. Nachher wurde er des Nachts, bei dem Scheine der Fackeln, auf dem Carrouselplatze hingerichtet. Die Zuschauer lachten und jauchzten, als er seinen Kopf unter die Kopfmaschine legte, und noch lauter ward das Freudengeschrei, als der Scharfrichter sein abgeschlagenes Haupt emporhielt, und es dem Volke zeigte.

†) Siehe das Nähere darüber im folgenden Kapitel.

Patrioten zu Tausenden die Aufnahme in das Heer begehrten, daß man die Eisengitter von den Palästen, die Glocken von den Kirchen wegnehmen ließ, um den Waffenvorrath zu mehren, daß man das silberne Kirchengeräth in Beschlag nahm; daß auf Befehl der Kommune die Marseiller, deren Ausmarsch zur Armee die Nationalversammlung angeordnet hatte, trotzig in Paris zurückblieben. Am 28. August wurde auf Danton's Antrag beschlossen, daß eine allgemeine Haussuchung nach Waffen und Verdächtigen vorzunehmen sei. Dies begründete eine Schreckensherrschaft, ein Spionier- und Denunziationssystem, dem alle Gegner der Revolution, alle Royalisten, Aristokraten und Reaktionäre zum Opfer fallen mußten. Man wollte die Widersacher der Revolution mit einem Gewaltstreich zermalmen. Der von der Nationalversammlung ernannte Sicherheitsausschuß trat bald in Schatten vor der demokratischen Energie des Stadthauses. Der Generalrath der Kommune errichtete ein besonderes Ueberwachungs- und Polizeikomite, das mit Hilfe neugewählter Staatskommissarien für die Sicherheit der Hauptstadt sorgen sollte, und setzte ein außerordentliches Volksgericht ohne Kassationsinstanz ein mit dem Auftrag, gegen alle Angeklagten in summarischer Weise vorzugehen, der Anfang des spätern Revolutionstribunals. Ein weiterer Befehl der Nationalversammlung, die Stadtthore zu schließen, den eine städtische Deputation unter der Führung von Robespierre ertrotzte, „da die heilige Sache auf allen Seiten von mörderischen Komplotten bedroht sei und die Oeffnung der Barrieren jedem Verräther Sicherheit verschaffe", gab der Verfolgung und dem blutigen Gewaltstreich, den man auf dem Stadthaus geplant hatte, Rückhalt und größern Umfang.

Nachdem auf diese Weise die Demokraten des Stadthauses Polizei, Justiz und Bürgerwehr in ihre Hände gebracht, trat Danton in der Nationalversammlung auf und hielt unter dem Eindruck der Uebergabe von Longwy an die Preußen und einer großartigen Todtenfeier für die gefallenen Patrioten im Tuileriengarten eine Rede, die im Lapidarstil das ganze Schreckensregiment ankündigte, das sich über Frankreich lagern sollte. „Durch eine konvulsivische Volkserhebung haben wir den Despotismus gestürzt," sprach er, „durch eine gleiche konvulsivische Volkserhebung müssen wir die Despoten zurückwerfen. Man hat die Thore der Hauptstadt geschlossen und hat Recht daran gethan; es war wichtig, sich der Verräther zu bemächtigen; und wenn es deren 30,000 gäbe, so müßten sie morgen festgenommen werden. Wir verlangen, daß Ihr uns gestattet, Haussuchungen anzustellen. Es muß in Paris 80,000 brauchbare Gewehre geben, diese müssen dem Gemeinderath zur Verfügung gestellt werden, denn Alles gehört dem Vaterland, wenn das Vaterland in Gefahr ist." Die Nationalversammlung bewilligte, was Danton forderte. Durch ein Dekret wurde die Kommune ermächtigt, Haussuchungen anzustellen. Sie wählte dazu die Nacht vom 29. auf den 30. August. Welch einen Anblick bot in jener Schreckensnacht das sonst so belebte Paris! Von Sonnenuntergang an sind alle Häuser, alle Läden geschlossen; Niemand zeigt sich in den Straßen, auf den Promenaden; die

Barrieren sind von den Marseillern bewacht; in den Familien herrscht Angst und Unruhe; vor der Phantasie der Royalisten schweben die Geister der Bartholomäusnacht. Von Mitternacht an durchzogen die Kommissare der Sektionen die einzelnen Stadttheile Straße um Straße, begleitet von einem Haufen „Patrioten“, welche die der Demokratie abgeneigten Einwohner zur Anzeige brachten, und von Pikenmännern der Vorstädte, welche die Waffen wegtrugen und die Verhafteten in die Gefängnisse abführten. Man fand nicht mehr als 2000 Gewehre; desto größer war die Zahl derer, die auf die Anzeige oder den Verdacht hin, daß sie royalistische, reaktionäre oder aristokratische Gesinnungen hegten, in die verschiedenen Gefängnisse abgeführt wurden. Zwei Tage und zwei Nächte dauerten die Haussuchungen mit ihren Schrecken; über ganz Paris lagerte der dumpfe Druck angstvoller Sorge; wer nicht zum jakobinischen Proletariat gehörte, hielt sich still zu Hause; Einzelne suchten verborgene Zufluchtsstätten bei Freunden.

Den Girondisten in der Nationalversammlung und im Ministerium wurde es unheimlich. Sahen sie doch selbst Pétion von den engern Berathungen der Insurgentenversammlung ausgeschlossen. Sie machten daher einen Versuch, die revolutionäre Gewalt zu brechen: ein Antrag Guadets, die Kommune vom 10. August aufzulösen und die Sektionen zu neuen Wahlen aufzufordern, erhielt in der Nationalversammlung die Mehrzahl der Stimmen, aber der Beschluß kam nicht zur Ausführung. Vielmehr überbrachte eine Deputation des Stadthauses, zu der man auch Pétion gepreßt hatte, eine von Robespierre verfaßte Adresse, in welcher die Versammlung mit scharfen und drohenden Worten wegen ihres Zauderns in Bestrafung der Verräther zurechtgewiesen, und ihr von Neuem nachdrücklich zu verstehen gegeben ward, daß der Gemeinderath seine Vollmacht aus den Händen des souveränen Volks empfangen habe und sie behaupten werde. Ein lärmender Volkshaufen, der das Sitzungshaus umstellt hatte, bekräftigte den Inhalt der von Tallien verlesenen Adresse. Ebensowenig konnte die Gironde die Absendung der Insurgentenarmee von Paris nach dem Kriegsschauplatz durchsetzen; sollten die Patrioten in's Feld ziehen, damit der innere Feind Triumphe feiere? Als die Minister und die Parteihäupter der Nationalversammlung in einer Abendsitzung über die Lage des Landes sich beriethen, kam Danton auf seinen Ausspruch zurück, „man muß die Royalisten in Schrecken setzen“ und begleitete ihn mit einer Gebärde, die keinen Zweifel über seine Meinung ließ.

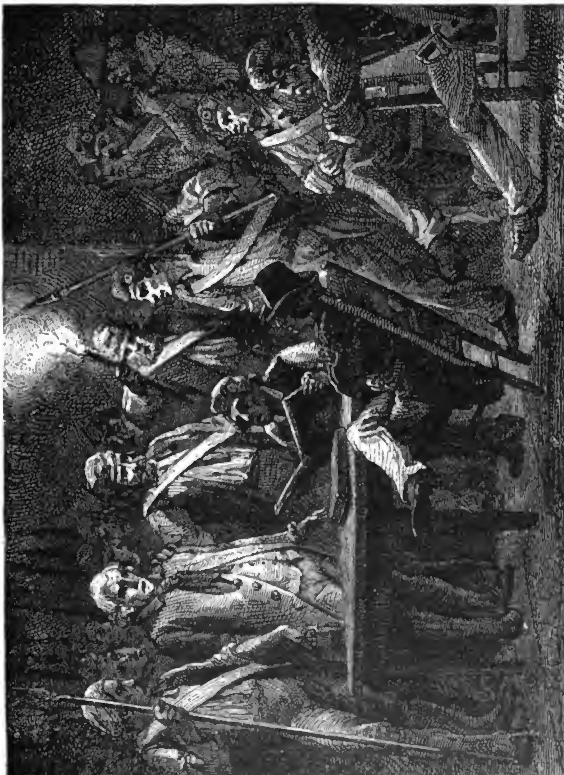
Der Mordplan wurde von langer Hand zwischen dem Minister Danton und den Leitern der Kommune vorbereitet. Damit der Wachausschuß den Aufgaben einer höhern Revolutionspartei besser genügen konne, erhielt er von dem Gemeinderath die Vollmacht, sich durch neue Mitglieder zu verstärken. Dies gab den Häuptern der Demokratie, den Danton, Robespierre, Marat, Billaud-Varennes, Manuel, Tallien u. A., Gelegenheit, sich entweder unmittelbar durch Eintritt in die Kommission oder indirekt durch ihre Kreaturen bei den Berathungen zu betheiligen und auf alle polizeilichen Beschlüsse und Handlungen der Hauptstadt einzuwirken. Durch Santerre, der von Robespierre und seinem eignen Schwager Panis ganz abhängig war,

konnte man über die Pikenmänner und die Bürgerwehr der Antonsvorstadt verfügen. Marat hatte wiederholt die Nothwendigkeit dargethan, durch einen Massenmord die Nation von allen Verräthern zu befreien; er hatte noch unlängst, als man die Vertheidiger der Tuilerien vor ein außerordentliches Gericht stellte, ausgerufen: „Welche Thorheit, solchen Leuten den Prozeß zu machen; sie sind schon gerichtet. Es sind Verräther, die man auf der Stelle hätte hinrichten sollen. Es ist besser, das Blut auf einmal in Strömen zu vergießen, als alle Tage einige Tropfen." Zu dem Gedanken des Massenmordes war jetzt mit ihm auch der Mann einig geworden, der einst so überzeugend dargethan, daß die Todesstrafe das unnatürlichste aller Verbrechen wider die Menschheit sei, — Robespierre. Jetzt war die Stunde gekommen, daß man den blutschnaubenden Worten Gehör gab. Alle Gefängnisse waren mit Verhafteten angefüllt, deren politische und religiöse Gesinnung von den Ansichten des Tages abwich. Der Justizminister ließ nun durch die Polizei der Kommune Verzeichnisse von den Gefangenen aufstellen und traf, nachdem er und seine Freunde eine Anzahl derselben aus persönlichen oder politischen Motiven gestrichen, und viele wegen Schulden oder andrer Vergehen Verhaftete in Freiheit gesetzt, Anordnungen zur Ausführung der Blutgreuel, die unter dem Namen der Septembermorde eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte menschlicher Frevelthaten und Leiden bilden. Die Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatz kamen den Demokratenhäuptern zu statten. An demselben Tag, da die Unthaten in den Gefängnissen vor sich gehen sollten, am 2. September, berichtete Manuel dem Gemeinderath, Verdun, die letzte Brustwehr Frankreichs auf der Straße nach Paris, sei von den Preußen berannt und werde sich nicht halten können. Auf seinen Antrag wurde beschlossen, alle waffenfähigen Bürger auf dem Marsfeld zu versammeln, die Lärmkanone zu lösen, Generalmarsch schlagen und Sturm läuten zu lassen mit den Glocken aller Kirchen. Die ganze Stadt gerieth dadurch in fieberhafte Aufregung und Bewegung. Die Nationalversammlung aber wollte hinter dem patriotischen Aufschwung nicht zurückbleiben; Vergniaud eilte auf die Rednerbühne, um dem Gemeinderath, dessen Auflösung man zwei Tage vorher beschlossen, Lob zu spenden, daß er ganz Paris unter die Waffen gerufen habe. Nur durch die Vereinigung aller Patrioten könne das Reich vertheidigt, könne dem Feinde eine Grube gegraben werden. Danton schloß eine geharnischte Kriegsrede, worin er die Todesstrafe forderte gegen Jeden, der nicht ausziehen wollte, gegen Jeden, der mittelbar oder unmittelbar den Maßregeln der Regierung Ungehorsam entgegensetze. „Alles bebt," schrie der Hüne mit Stentorstimme, „Alles dröhnt, Alles brennt zu kämpfen. Die Sturmglocke, die man läuten wird, ist nicht ein Zeichen des Alarms, es ist der Ausfall selber auf die Feinde des Vaterlandes; um sie zu schlagen, braucht es Kühnheit, Kühnheit und immer Kühnheit und das Vaterland ist gerettet." Die Versammlung stimmte Allem bei und ertheilte dem Ministerium die ausgedehntesten Vollmachten.

Dies schien den Häuptern der Kommune und des Jakobinerklubs der rechte Moment, durch einen Mordstreich im großartigsten Maßstab, durch

einen Akt „titanischer Kühnheit", sich ihrer Feinde zu entledigen. Auf ihren Wink wurde von einigen Sektionen das Verlangen gestellt, man solle angesichts der Gefahren des Vaterlands die Gefängnisse reinigen, damit nicht, während die Patrioten ihre Waffen gegen den äußern Feind kehrten, Verräther im Rücken lauerten. Danton und die catilinarischen Existenzen auf dem Stadthaus ergriffen mit Begierde diesen Anlaß, um, wie sie längst geplant, die Revolution zum vollen Durchbruch zu bringen, um durch Vernichtung der gegnerischen Elemente in einem Massenmord die Rückkehr des Feudalstaats unmöglich zu machen, jedem Versuch einer Reaktion durch Schrecken vorzubeugen, die alte und die neue Zeit durch einen „breiten Blutstreifen" zu trennen. So wurde das Signal gegeben zu den Greuelszenen der Septembertage. Man durfte nur der Leidenschaft und Rachsucht des von Wuth und Haß erfüllten Pariser Straßenpöbels die Zügel schießen lassen. Der erste Streich traf die eidweigernden Priester. Die Nationalversammlung hatte in einer frühern Sitzung den Beschluß gefaßt, daß alle unbeeidigten Geistlichen, die nicht binnen vierzehn Tagen freiwillig das Land verlassen würden, nach Cayenne deportirt werden sollten. Als vierundzwanzig dieser Unglücklichen, unter ihnen Abbé Sicard, der „Vater der Taubstummen", aus der Mairie geführt wurden, stürzte sich eine Bande von uniformirten Marseillern auf die Gefangenen und schleppte sie in den Hof. Dort ward ihnen angekündigt, sie würden in die Abtei gebracht; man stopfte sie in vier Wagen und den Kutschern wurde bei Todesstrafe eingeschärft, so langsam als möglich zu fahren. Den Insassen wurde angekündigt, sie würden nicht lebend an dem Ort ihrer Bestimmung ankommen, nichts werde sie der Rache des Volkes entziehen können. Während der Fahrt, die sich mit vorgeschriebener Langsamkeit am Quai hin über den Pont Neuf durch die Straße Dauphine bewegte, schrieen die begleitenden Marseiller mit entblößtem Säbel dem Volke zu: „Seht diese Leute, es sind Eure Feinde, die Mitschuldigen der Verräther von Verdun, sie warten nur auf den Abmarsch Eurer Vertheidiger, um Eure Weiber und Kinder zu erwürgen!" Dabei boten sie den herumstehenden Pflastertretern ihre Säbel und Piken an, es sollte mit Gewalt ein Schauspiel der Volksrache und der Straßenjustiz herbeigeführt werden, aber das „Volk" rührte keine Waffe und keine der Opfer an, die bezahlten Mordknechte mußten selber das Beispiel geben. Das thaten sie auch, indem sie anfingen mit ihren Säbeln durch den Wagenschlag auf die Wehrlosen einzuhauen; aber auch dies Beispiel zündete nicht: die Niedermetzelung der Gefangenen im Hof der Abtei blieb voll und ganz ihre Sache. Alle Priester bis auf Abbé Sicard und zwei Andere kamen um. Von der Abtei ging es zu den Carmelitern, wo die eidweigernden Prälaten, insbesondere der Erzbischof von Arles, der Bischof von Saintes und sein Bruder der Bischof von Beauvais gefangen saßen. Binnen zwei Stunden waren sie mit mehr als 100 Priestern zusammen niedergemacht. Von hier kehrte die Bande, mit Blut und Staub bedeckt, trunken von Wein und kannibalischer Mordlust, nach der Abtei zurück, um noch dreißig dort aufbewahrte Priester abzuschlachten.

Nach den Priestern kamen die am 10. August gefangen genommenen **Schweizer** und königlichen **Garden** an die Reihe, die in dem Gefängniß



Maillard als Volksrichter.

der Straße **Sainte Marguerite** saßen. Vor dem Gefängniß wurde in der Straße ein Tisch hingepflanzt, an welchem bei dem Schein einiger Fackeln (denn die Nacht war jetzt angebrochen) **Maillard**, bekannt als Stürmer

der Bastille und Führer der Frauen beim Zuge nach Versailles, den Vorsitz führte. Er saß an dem Tisch in Gesellschaft einiger Mitglieder des Bürgerraths, theilte den Mördern Befehle aus, richtete einige Fragen an die Gefangenen und sprach denselben das Urtheil. Dabei folgte er den Vorschriften, die er von Danton schriftlich erhalten hatte; denn der Justizminister hatte ihm ein Verzeichniß aller in den Gefängnissen vorhandenen Gefangenen gegeben, mit beigefügten Zeichen, welche unter ihnen ermordet und welche freigelassen werden sollten. Maillard trug einen grauen Rock, das Schwert an der Seite und eine dreifarbige Schärpe zum Zeichen seines obrigkeitlichen Amtes. Auf dem Tisch, vor welchem er saß, waren Papiere, Tabakspfeifen, Branntweinflaschen und Gläser durch einander. Den Tisch umringten zehn bis zwölf Mörder, mit aufgerollten Hemdsärmeln, mit weißen Schürzen und mit bloßen Säbeln in der Hand. Von den Füßen bis zum Kopf waren diese Kerle mit Menschenblut bespritzt. Wenn ein Gefangener vorgeführt wurde, so hielten ihn drei dieser Unmenschen fest. Der Präsident Maillard fragte nach seinem Namen, suchte denselben bei dem Schein der Fackeln in dem Verzeichniß, welches er in der Hand hielt, auf, bemerkte, ob der Gefangene zu Tode bestimmt sei oder nicht, und rief im ersteren Falle: „Lasset ihn los!" (élargissez!) Dieses Wort war das mit den Mördern verabredete Todesurtheil. Sobald dasselbe ausgesprochen war, fielen sie über den Unglücklichen her und hieben ihn in Stücke. Während der Hinrichtung herrschte eine feierliche Stille. Man hörte nichts, als das Jammergeschrei der Sterbenden und die Säbelhiebe auf den Kopf. Sobald der Mensch todt war, erhoben die Mörder ein schreckliches, die Seele erschütterndes Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Nation!" Geld, Uhren und andere Kostbarkeiten, welche die Gefangenen bei sich hatten, mußten abgeliefert werden und wurden den Mördern zur Beute. Der vormalige Minister de Montmorin, der getreue Kammerdiener des Königs, Thierry, und viele Schweizeroffiziere befanden sich unter den Gefangenen in der Abtei und wurden ermordet. So vergingen der Nachmittag und Abend des 2. September unter Szenen jeglichen Frevels und Entsetzens. Indessen hielt die Nationalversammlung ihre Sitzung. Sie konnte dem Morden nicht wehren; sie sandte zwar einige Kommissäre aus ihrer Mitte nach den Gefängnissen, fuhr aber nachher in ihren Berathschlagungen über die Finanzen fort und hob um elf Uhr des Nachts ihre Sitzung auf, während die Mörder die ganze Nacht durch ihr gräßliches Geschäft trieben. Der Justizminister Danton aber saß mit Desmoulins, Fabre d'Eglantine und deren Frauen beim festlichen Mahle, und der Minister Roland, der Maire Pétion, selbst ihres Lebens kaum sicher, wagten sich nicht zu zeigen oder zu rühren; nur die Kommune und ihr Mordausschuß waren in Thätigkeit und arbeiteten mit vereinten Kräften.

„Das Morden", schreibt ein Augenzeuge, „dauerte die ganze gräßliche Nacht hindurch. Die Mörder sind bald Richter, bald Henker, bald am Tisch, bald im Hof. Zu gleicher Zeit trinken sie aus Gläsern, die mit Blut besudelt sind. Doch schenken sie mitten in diesem Gemetzel einigen Gefangenen das Leben und zeigen dabei eine unbegreifliche Freude. Ein junger Mensch wird

von seiner Sektion verlangt, als der Aristokratie unschuldig, unter dem Rufe: „Es lebe die Nation!" freigesprochen und auf den bluttriefenden Armen der Mörder im Triumph weggetragen. Der ehrwürdige Sombreuil, Gouverneur der Invaliden, wird vorgeführt und zur Force verurtheilt. Seine Tochter sieht ihn aus dem Gefängniß führen, stürzt sich zwischen den Lanzen und Säbeln durch, umfängt ihn mit den Armen, schließt sich so eng an ihn, beschwört die Henker mit so vielen Thränen und einer so herzzerreißenden Stimme, daß ihre Wuth sich einen Augenblick legt. Dann sagen sie, gleichsam um das Gefühl des großmüthigen Mädchens noch weiter zu prüfen: „Trink Aristokratenblut!" und reichen ihr ein mit Blut gefülltes Gefäß; sie trinkt, und ihr Vater ist gerettet. Cazotte's Tochter hat auch ihren Vater umfaßt, auch unwiderstehliche Bitten an die Wüthriche gerichtet und, glücklicher als jene, ihm sein Leben erhalten, ohne daß sie einen solchen fürchterlichen Preis ihrer Liebe bezahlen muß. Thränen stürzen aus den Augen der Mörder, und in demselben Augenblick verlangen sie neue Opfer. Einer von ihnen geht in's Gefängniß zurück, um Gefangene zum Tode zu führen. Er hört, daß die soeben von ihm ermordeten Unglücklichen zweiundzwanzig Stunden kein Wasser erhalten hatten, und er will gehen und den Kerkermeister tödten. Ein Anderer nimmt Antheil an einem Gefangenen, den er vor das Todesgericht führt, weil er ihn die Sprache seiner Provinz reden hört. „Warum bist Du hier?" fragt er Herrn Journiac von St. Méard. „Wenn Du kein Verräther bist, so wird der Präsident, der kein Dummkopf ist, Dir schon Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zittere nicht und antworte gut." — Herr Journiac wird vor Maillard gebracht, der in seine Protokolle sieht. — „Ach", sagte Maillard, „Sie sind es, Herr Journiac; Sie lieferten Aufsätze in die Zeitung für den Hof und die Stadt? — „Nein", antwortete der Gefangene, „das ist eine Verleumdung, ich habe nie für dieses Blatt geschrieben." — „Nehmen Sie sich in Acht, zu lügen", erwiderte Maillard; „jede Unwahrheit wird mit dem Tode bestraft. Sind Sie nicht neuerlich abwesend gewesen, um zum Heer der Ausgewanderten zu stoßen?" — „Das ist wieder eine Verleumdung; ich kann beweisen, daß ich Paris seit dreiundzwanzig Monaten nicht verlassen habe." — „Von wem ist das Certifikat? Ist die Unterschrift echt?" — Glücklicherweise für Herrn von Journiac ist unter den Blutmenschen einer, dem die Unterschrift des Ausstellers persönlich bekannt ist. Die Unterschrift wird untersucht und als richtig anerkannt. — „Sie sehen also", sagte Journiac, „daß man mich verleumdet hat." — „Wenn der Verleumder hier wäre", antwortete Maillard, „so sollte ihm strenges Recht widerfahren. Aber antworten Sie, hatte man keinen Grund, Sie gefangen zu setzen?" — „Ja", erwiderte Journiac, „ich war als Aristokrat bekannt." — „Aristokrat?" — „Ja, Aristokrat; aber Sie sind nicht hier, um Meinungen, sondern um das Betragen zu richten. Das meinige ist ohne Vorwurf; ich habe mich nie in Verschwörungen eingelassen; die Soldaten des Regiments, welches ich befehligte, beteten mich an, und sie beauftragten mich in Nancy, mich Malseigne's zu bemächtigen." — Betroffen über so viele Festigkeit sehen sich die Richter an, und Maillard giebt das Zeichen der Gnade. Sogleich ertönt von

allen Seiten der Ruf: „Es lebe die Nation!“ Man umarmt den Gefangenen. Zwei Männer bedecken ihn mit ihren Armen und führen ihn unversehrt durch die drohenden Reihen der Piken und Säbel. Herr von Journiac will ihnen Geld geben, sie schlagen es aber aus und verlangen bloß, ihn umarmen zu dürfen. Ein anderer ebenfalls begnadigter Gefangener wird mit demselben Eifer nach Hause begleitet. Die mit Blut bedeckten Henker verlangen Zeugen der Freude seiner Familie zu sein, und gehen sogleich wieder zu ihrem Mordgeschäft zurück. In einem solchen krampfhaften Zustand folgen sich alle Arten von Gefühlen in der Brust des Menschen. Bald ist er ein Wütherich, bald gutmüthig; jetzt weint, jetzt mordet er. Mit Blut bedeckt, wird er plötzlich von dem schönen Gefühl einer edlen Festigkeit ergriffen; er fühlt das Ehrenvolle der Gerechtigkeit; er ist eitel genug, unbestechlich oder uneigennützig zu erscheinen; und wenn man während dieser Gräuelthaten des Septembers einen Theil dieser Wilden zugleich Mörder und Diebe werden sah, so übergaben andere dem Ausschuß die noch blutigen Kostbarkeiten, welche sie an ihren Schlachtopfern gefunden hatten.“

Auch in den Gefängnissen der Conciergerie und des Châtelet floß das Blut in Strömen Tag und Nacht. Ebenso in La Force, wo Hébert und Rossignol sich im Vorsitz ablösten und u. A. am 3. September die unglückliche Prinzessin Lamballe niedergestochen ward. Das Schicksal dieser edlen und treuen Freundin Marie Antoinettes war so entsetzlich, daß wir das Nähere darüber nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen hier mittheilen wollen. Derselbe schreibt: „Sie hatte sehr jung den Sohn des tugendhaften Herzogs von Penthièvre, den Fürsten Lamballe, geheirathet. Wittwe fast beim Beginn ihrer Ehe, war sie der Trost ihres Schwiegervaters geworden. Die Königin liebte sie auf das zärtlichste und hatte sie kurz vor dem Ausbruch der Revolution zur Oberintendantin ihres Hauses ernannt. Zweimal war sie seit 1790 im Auftrag der Königin in England gewesen, um den dortigen Hof zu Maßregeln des Heils für den König von Frankreich und dessen Familie zu bestimmen; allein der Erfolg ihrer Bemühungen war wenig befriedigend. Der König Georg und seine Umgebungen beschworen sie, nicht mehr nach Frankreich zurückzukehren, indem man ihr vorstellte, daß ihre Freundschaft für die Königin ohne Zweifel die Ursache ihres Verderbens sein würde. „Die Gefahren der Königin“, erwiderte die Prinzessin, „haben mich nie an die meinigen denken lassen. Wenn ich sie auch nicht retten kann, so werde ich sie wenigstens trösten.“ Sie kam zurück und erlebte an der Seite ihrer Gebieterin die Tage des 20. Juni und des 10. August, beeilte sich, ihr in den Temple zu folgen, aus dem sie, sowie Madame Tourzelle, bald wieder heraus und nach dem Gefängniß La Force geführt wurde. Die Kommissäre der Gemeinde wollten durch diese That die gefangene Königin noch tiefer kränken, und man behauptet, daß sie den Tod der Prinzessin Lamballe schon im Voraus dem Herzog von Orleans versprochen hatten, der ihr eine jährliche Rente von 300,000 Livres auszuzahlen hatte.

„Am ersten Tage des Mordens (am 2. September) und während der darauf folgenden Nacht hatte man die Prinzessin verschont. Vierundzwanzig Stunden lang hatte sie bereits das Zetergeschrei derjenigen gehört, die man umbrachte, in der Erwartung, daß die Reihe auch an sie kommen würde. Am Morgen des 3. September erlag endlich die Natur dem Kummer und der Angst. Sie warf sich auf ein Bett, welches in ihrem Gefängniß stand, und schlief ein. Gegen acht Uhr des Morgens wurde sie durch einige Soldaten aufgeweckt, die ihr ankündigten, sie würde sogleich nach dem Gefängniß der Abtei gebracht werden. „Muß ich einmal im Gefängniß sein", gab sie zur Antwort, „so bin ich hier so gut als anderswo." — Sie ahnte nicht, daß der Ausdruck: „nach der Abtei bringen", so viel hieß, als hinrichten. Der Präsident des Pöbelgerichts bei dem Gefängniß La Force sagte: „Bringt ihn nach der Abtei!", so wie Maillard sagte: „Lasset ihn los!" .

„Sie weigerte sich aufzustehen; sie befände sich, sagte sie, nicht wohl und wünsche im Bett zu bleiben; auch bat sie dringend, sie ruhig zu lassen. Hierauf sagte man ihr: sie müsse aufstehen und vor Gericht erscheinen. Nun ersuchte sie die Soldaten, sich ein wenig beiseite zu begeben, damit sie sich anziehen könne. Es ward bewilligt. Sie warf geschwind einige Kleider um, rief dann einen Bürgersoldaten herbei und ließ sich von ihm am Arm vor die beiden Mitglieder des Bürgerraths führen, welche, auf der Straße vor dem Gefängniß von Mördern umgeben, die Befehle Danton's vollzogen. Diese beiden Magistratspersonen hießen Hébert und Lhuillier.

„Als die Prinzessin hier erschien, als sie die bluttriefenden Mörder sah, als sie die gezückten Schwerter erblickte, als sie das entsetzliche Geschrei einiger Unschuldigen hörte, die man umbrachte, da fiel sie zu wiederholten Malen in Ohnmacht. Ihre Kammerfrau, Madame Navarre, brachte sie nach vieler Mühe wieder zu sich. Dann fing das folgende Verhör an, welches ein Augenzeuge aufgeschrieben und nachher bekannt gemacht hat.

Frage: „Wer sind Sie?"

Antwort: „Marie Louise, Prinzessin von Savoyen."

Fr.: „Was bedienen Sie?"

Antw.: „Ich bin Oberaufseherin des Hofstaates der Königin."

Fr.: „Hatten Sie Kenntniß von der Verschwörung des Hofes am 10. August?"

Antw.: „Ich weiß nicht, ob am 10. August eine Verschwörung vorhanden war; mir ist nichts davon bekannt geworden."

Fr.: „Schwören Sie, der Freiheit und Gleichheit treu zu bleiben; und den König, die Königin und das Königthum zu hassen?"

Antw.: „Das Erste will ich gern schwören; das Letzte kann ich nicht schwören, denn mein Herz widerspricht einem solchen Eide." Hier raunte einer der Umstehenden der Prinzessin in's Ohr: „Schwören Sie; wenn Sie nicht schwören, so sind Sie des Todes!" Die Prinzessin gab keine

Antwort. Sie hob ihre beiden Hände in die Höhe und that einen Schritt vorwärts. Der Präsident rief: „Bringt Madame nach der Abtei!“

„Jetzt ergriffen sie zwei Kerle, hielten sie fest und führten sie über geschlachtete Menschen hinweg. Ein dritter kam dazu, versetzte ihr mit einer Keule einen Streich auf den Kopf und durchbohrte ihren Körper mit Säbeln und Piken. Dann wurde sie nackend ausgezogen, auf die abscheulichste Weise verstümmelt, ihr Kopf auf eine Pike gesteckt und der verstümmelte Körper durch die Straßen von Paris geschleift.

„Ihr Kopf wurde auf einer Pike, die zur Hälfte von den glänzendsten Locken bedeckt war, durch die Straßen geführt. Ihr verstümmelter Leichnam folgte auf einer Bahre. Ich begegnete dem gräßlichen Zug am Eingang der Straße Chabains. Ein Ungeheuer ging voran, das Herz der Ermordeten in der Hand und die Gedärme derselben um den Arm gewunden. Das Scheusal ging damit unter die Fenster des Herzogs von Penthièvre, dessen Schwiegertochter die Unglückliche war. Dann stellte sich dieser Mensch vor den Aufsichtsausschuß und erklärte, daß er es sei, welcher der Prinzessin Lamballe den Kopf abgeschlagen, daß er ihr Herz zur Schau getragen und nachher gefressen habe. „Ich hatte“, setzte er hinzu, „den ganzen Tag nichts zu mir genommen; dieses leckere Gericht hat mich aber aufrecht erhalten. Hier ist mein Abendessen.“ Mit diesen Worten zog er eine Hand und die .... der Bedauernswürdigen aus der Tasche. Als ihn Bazire darüber mit Zorn zur Thür hinausstieß, wunderte sich der Bösewicht, keinen Dank und keine Belohnung zu bekommen.“

„Leider erhellt hieraus, daß diese schrecklichen Mordthaten mit kaltem Blut und in der Hoffnung einer dafür zu erhaltenden Belohnung begangen wurden und also nicht einmal durch die Raserei irgend einer Leidenschaft, durch welche diese Bösewichter ihrer Vernunft beraubt worden wären, entschuldigt werden können.

„Allgemein bekannt war die vertraute Freundschaft der Königin und der Prinzessin Lamballe. Jedermann wußte, daß diese unglückliche Prinzessin, nachdem sie schon in Savoyen war, freiwillig nach Frankreich zurückkehrte, um das harte Schicksal ihrer Freundin zu theilen. Eben diese großmüthige Freundschaft für die Königin war die einzige Ursache, warum die Prinzessin ermordet wurde; diese Freundschaft gab Gelegenheit, die königliche Familie auf die ausgesuchteste Art zu peinigen. Der Kopf der unglücklichen Prinzessin wurde nach dem Tempel getragen und den königlichen Gefangenen gezeigt. Die Kommissäre des Gemeinderaths und eine Deputation der Nationalversammlung waren mit einander einverstanden, nicht bloß die königliche Würde, sondern die Menschheit selbst auf eine so schreckliche Weise zu beleidigen. Erst ließ man die Flinten der Soldaten, welche im Tempel die Wache hatten, untersuchen, um sich zu überzeugen, daß diese Flinten nicht scharf geladen seien und daß diese dem eindringenden Pöbel keinen Widerstand thun könnten. Von allen Flinten der Wache

wurden die Bajonette abgeschraubt; dann wurde über das Thor des Temples in die Quere ein dreifarbiges Band gespannt, woran ein Papier befestigt war, auf welchem geschrieben stand: „Bürger! Ihr, die Ihr Liebe zur Ordnung mit einer gerechten Rache zu vereinigen wißt, habt Achtung für diesen Schlagbaum: er ist zu unserer Aufsicht, zu unserer Verantwortlichkeit nöthig.“ Der Pöbel, welcher das blutige Haupt der Prinzessin frohlockend begleitete, erschien vor dem Temple und wurde durch das Band und die Inschrift abgehalten, einzudringen; nur einige verlangten, eingelassen zu werden, um den Kopf der königlichen Familie zu zeigen. Man ließ sie ein. Die beiden Kommissäre des Bürgerraths, Chardier und Guichard, befahlen der königlichen Familie, an das Fenster zu treten, andere aber suchten es zu verhindern. Diese schreckliche Nachricht verursachte dem König ein unwillkürliches Zittern, die Königin sank in Ohnmacht, die Prinzessin Elisabeth stürzte vor Schrecken zu Boden.

„Daß der bluttriefende Pöbel sich durch ein vorgespanntes dreifarbiges Band abhalten ließ, mit Gewalt in den Temple einzudringen, beweist, wie leicht es gewesen sein würde, die Mordthaten überhaupt zu verhindern, wenn jemand gewagt hätte, sie zurückzuweisen; es beweist, was für ein verächtliches Werkzeug, ohne eigene Kraft oder Willen, der Pariser Pöbel in den Händen der Demagogen war. „Das in Bewegung gebrachte Volk“, sagt Peltier ebenso schön als richtig, „mordet oder verschont, trinkt Blut oder spricht von Menschlichkeit, flucht oder gehorcht, lacht oder weint, mißhandelt oder betet an, wie ihm vorgeschrieben wird: gleich einer Marionette macht es diese oder jene Bewegung, je nachdem dieser oder jener Faden angezogen wird.“

„Aus dem Temple wurde der verstümmelte Leichnam der Prinzessin nach dem Palais Royal gebracht, dessen Besitzer, der Herzog von Orleans, nahe mit ihr verwandt war, bei ihrem Tode sie beerbte und daher, wie man behauptete, ihre Ermordung befohlen hatte. Man hielt den Kopf vor den Fenstern des Herzogs, der sich eben zu Tisch setzen wollte, empor. Er blieb gleichgültig bei dem Anblick und zeigte weder Freude noch Betrübniß. Während des Essens sprach er kein Wort.

„Der weite Hof des Gebäudes der Abtei war mit Leichen bedeckt. Man stand, so zu sagen, in Blut, und die Leichen schwammen in den Blutlachen. Hier sah man einen Barbaren, dessen Hände von Blut tropften und dessen teuflischer Blick nach neuen Opfern grinzte; dort Weiber, welche frohlockend die Vorübergehenden zum Schauspiel herbeiriefen. Auf keinem Gesicht war Mitleid gemalt... Das Ungefähr führte mich an dem Gefängniß La Force vorbei. Ich erblickte einen Menschen, welcher, so wie ein Gefangener mit den Worten: „in die Abtei!“ hinausgestoßen wurde, mit einem fürchterlichen Prügel dem Unglücklichen auf den Kopf schlug. Die übrigen stießen alsdann mit Schwert und Spieß in dessen Körper. Ich sah wie ein Freigesprochener auf einem Haufen von Leichen knien und

rufen mußte: „Es lebe die Nation!“ Ich sah auf den Gesichtern die Heiterkeit der Freude gemalt; zitternd floh er davon. Die Furcht, mein Gesicht möchte meine Empfindungen verrathen, gab mir Kraft, so schnell als möglich hinweg zu eilen, wenn gleich beinahe alle meine Glieder wie gelähmt waren. Das Unglück aber ließ mich einem Haufen begegnen, der den Kopf der Prinzessin Lamballe trug. Ein gut gekleideter Herr in einer Kutsche, der vorbeifuhr, wurde angehalten, mußte den Kopf küssen und rufen: „Es lebe die Nation!“

„Die verschiedenen, bei den Gefängnissen versammelten Blutgerichte, sandten sich gegenseitig Deputationen zu, um zu sehen, ob die Arbeit gut von Statten gehe, ob viel zu thun, ob die Aktion im Gange sei; dies waren ihre eigenen Ausdrücke. In der Abtei wurden die Verurtheilten mit Keulen todt geschlagen; an andern Orten brachte man sie mit eisernen Stangen und Säbeln um. Ein Mann, der sich mit blutigen Armen und Strümpfen in den Straßen zeigte, rühmte sich, fünfzig den Bauch aufgerissen zu haben, ohne Einen zu verfehlen.... Ich mag nicht beschreiben, wie die Wüthriche in den Eingeweiden der Lebenden wühlten, welche Abwechslung sie in das Mordgeschäft legten und wie sie sich in der Wollust des Blutvergießens förmlich wälzten. Einer meiner Bekannten sah einem Priester, der sich durch das Gedränge aus der Kirche herausgearbeitet hatte, eine Zahnpike (Pike mit Widerhaken) in den Magen stoßen. Ich selbst habe anderswo dieses grausende Schauspiel mit angesehen ... Den folgenden Tag begegnete ich einer Mördergruppe in der Gegend des Pontneuf. Es läßt sich nichts Abscheulicheres denken. Sie hatten sich im Weine und Blute ersäuft, und dürsteten nach neuem Trunke. Die Brücken lagen voller Kadaver, und die scheußlichste Neugier des Pöbels besichtigte sie.“

Eine fürchterliche Metzelei fand unter den zur Galeerenstrafe verurtheilten Gefangenen des Sanct Bernhard-Thurmes statt, deren 72 am 3. September niedergehauen wurden; noch entsetzlicher war die Schlächterei in dem Spitalgefängniß von Bicetre, wo am 3. und 4. September außer Hunderten von Erwachsenen 43 Knaben von 13—17 Jahren hingemordet wurden, die dort von Eltern und Lehrherren zur Besserung untergebracht worden waren. Die Greuel von Blutdurst und viehischer Wollust, die dann noch in dem Frauengefängniß der Salpetrière geschahen, spotten jeder Beschreibung.

Am Abend des 3. September sandte der Ueberwachungsausschuß ein gedrucktes Rundschreiben in die Departements, welches folgendermaßen lautete: „Die Kommune von Paris beeilt sich, ihren Brüdern in allen Departements mitzutheilen, daß ein Theil der in den Gefängnissen verwahrten wilden Verschwörer durch das Volk zum Tode gebracht worden ist: Akte der Justiz, die ihm unumgänglich erschienen, um in dem Augenblick, da es gegen den Feind marschiren wollte, die Legionen der in seinen Mauern verborgenen Verräther durch den Schrecken zurückzuhalten. Und ohne Zweifel wird die ganze Nation nach der langen Reihe von Verräthereien, die sie an den Rand des Abgrunds gebracht haben, sich beeilen, dieses so nothwendige Mittel der öffentlichen Wohl-

f a h r t anzunehmen, und wie die Pariser werden alle Franzosen rufen: ‚Wir marschiren gegen den Feind, aber wir lassen keine Briganten hinter uns, um unsere Weiber und Kinder zu erwürgen.‘“



Das Kettenbilden an den Bäckerläden.

Unterschrieben waren mit dem Datum „Paris, den 3. September 1792“ als „Mitglieder des Ueberwachungsausschusses, als administrateurs du salut public und administrateurs adjoints die Namen Duplain, Panis,

Sergent, Lenfant, Jourdeuil, Marat l'ami du peuple, Deforgues, Duffret, Cally", „eingesetzt in der Kommune, in Sitzung auf der Mairie".

Dies Rundschreiben ging unter Umschlag des Justizministeriums und Gegenzeichnung des Justizministers, also in allen Formen eines amtlichen Dienstbefehles in's Land hinaus, und hatte wirklich in Meaux, Reims, Couchet, Lyon, Orleans, Marseilles ähnliche Metzeleien zur Folge.

Am 4. September geschah die Ablöhnung der Henker, deren Jeder zwischen 10 und 24 Livres erhielt; das beweisen die Scheine über empfangene Baarzahlung (reçu comptant), deren bis zum Brande von 1871 auf der Polizeipräfektur noch 24 erhalten waren. Alle waren mit dem Datum des 4. September ausgestellt von dem Zivilkomite der Sektion des Quatre nations oder de l'Unité, welche in dem alten Refektorium der Abtei Sitzung hielt. Sie waren gezeichnet von den Kommissaren Delaconté und Prévost. Die Zahl der besoldeten „Arbeiter", d. h. Mörder, in allen Gefängnissen zusammen hat sich auf 187, die Zahl ihrer Opfer auf mindestens Tausend und einige Hundert belaufen. Was diese Schandthaten ohne Maß und Grenze ihrem angeblichen Zweck, der Vertheidigung des Vaterlandes, genützt haben, ist nie ermittelt worden*); ihrem wirklichen Zweck, dem faire peur aux royalistes („den Royalisten Angst einjagen"), wie Danton sich ausdrückte, haben sie allerdings gedient. Das zeigte der Gang und Ausfall der Pariser Abgeordnetenwahlen zum Konvent, mit deren Anfang der Massenmord in den Gefängnissen keineswegs zufällig zusammentraf.

Hier war das Feld, das Robespierre als seine Domäne beackerte, während die Maratisten mit ihren Mordknechten dafür sorgten, die öffentliche Meinung der Wähler aufzuklären über ihr wahres Heil. Seit dem 27. August sehen wir ihn am Werk, einem Wahlverfahren Geltung zu verschaffen, das nur noch der Einschüchterung durch umfassende Mordthaten bedurfte, um ihm und seinen Freunden die Ernennung der Abgeordneten für Paris vollständig in die Hand zu geben. Die Sektion der Piken, der er seit seinem Einzug bei dem Tischler Duplay angehörte, mußte auf seinen Antrag beschließen: „Im Prinzip müssen alle Vertreter des Volks unmittelbar durch das Volk, d. h. in den Urversammlungen, gewählt werden; nur mit Rücksicht auf den Zwang der Umstände wird die Methode, die Abgeordneten zum Konvent durch Wahlmännerversammlungen mittelbar zu wählen, angenommen. Um so sehr als möglich den mit diesem System verknüpften Schwierigkeiten zu begegnen, werden die Wahlmänner mündlich und in Gegenwart des Publikums ihre Stimmen abgeben. Um diese

---

*) Um die Mordthaten zu rechtfertigen, erzählte man dem Volke, es habe eine Verschwörung zwischen dem Herzog von Braunschweig und einigen Pariser Verräthern bestanden, wonach, sobald die an die Grenzen bestimmten Soldaten Paris würden verlassen haben, diese Verräther, an der Spitze ihrer versteckten Krieger, die Gefängnisse aufbrechen und die Gefangenen bewaffnen, dann zum Temple ziehen, die königliche Familie in Freiheit setzen und den König proklamiren, — alle Patrioten aber, die in Paris geblieben wären, sowohl, als die Weiber und Kinder derjenigen, die es verlassen haben würden, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen, zum Tode verurtheilen sollten. Und die Pariser Zeitungsschreiber lobten die Mordthaten, „denn sie sind nicht nur gerecht, sie sind auch nothwendig." Allein das sind leere Vorwände. Nicht um die Rettung des Vaterlandes vor den Feinden außer- und innerhalb Frankreichs handelte es sich, — denn das Mordwerk war schon im Gange, als mit der Kunde vom Falle Verdun's eine ernstliche Gefahr drohte!" — sondern um Danton's und des Pariser Gemeinderaths Allgewalt handelte es sich.

letztere Vorsichtsmaßregel wirksam zu machen, werden sie sich im Saal der Jakobiner versammeln und die von den Wahlmännern ernannten Abgeordneten der Nachprüfung der in Urversammlung zusammentretenden Sektionen unterworfen werden, so daß die Mehrheit diejenigen verwerfen kann, welche des Vertrauens des Volkes nicht würdig wären." Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise allen Nichtjakobinern die Freiheit des Wahlrechts genommen war. Die Kommune erhob diesen Beschluß der Sektion der Piken zur allein giltigen Wahlordnung.

Weit nachdrücklicher als alle Maßregeln dieser Art wirkte die Einschüchterung auf die Wähler ein, die in der Gesammtlage Frankreichs selbst gegeben war. Nur den Jakobinern hatte das Manifest des Herzogs von Braunschweig den Krieg erklärt und allen Nichtjakobinern war Friede und Freundschaft angekündigt. Diese Thatsache hatte dort, wo die Jakobiner nun einmal allmächtig waren, die nothwendige Folge, daß sie als die allein wahren Patrioten, alle Uebrigen mindestens als mögliche Verräther erschienen und wer immer gegen sie auftrat, der geheimen Verbindung mit dem Landesfeind beschuldigt werden konnte. Mit der doppelten Bedrohung des Vaterlandes durch die Preußen in der Champagne und die Verräther im eigenen Lande rechtfertigten Danton und Marat, Dantonisten und Maratisten die Gefängnißmorde und mindestens in Paris erreichten sie bei den Konventswahlen vollauf, was sie erreichen wollten.*)

Am Nachmittage des 2. September in den Stunden, da die Sturmglocke erdröhnte und die Marseiller in der Abtei ihr Handwerk begannen, traten die Wahlmänner von Paris in dem großen Saal des erzbischöflichen Palastes zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Am Tage darauf zogen sie an den Leichenhaufen vor der Conciergerie und dem Châtelet vorüber nach dem Jakobinerklub, wo Robespierre alsbald den Antrag stellte, Jeden auszuschließen, der an einem bürgerfeindlichen Verein theilgenommen habe, und nachdem so ohne Widerrede beschlossen worden war, wurde mit dem Namensaufruf der 900 Wahlmänner begonnen. Diese Letzteren ließen an Botmäßigkeit nichts zu wünschen übrig. Am 4. September wählten sie Collot d'Herbois und Robespierre einstimmig durch Zuruf, jenen zum Präsidenten, diesen zum Vicepräsidenten, Marat, Santerre, Carra zu Sekretären. Am 5. wurden Robespierre, Danton, Collot d'Herbois, dann Manuel und Billaud-Varennes zu Abgeordneten gewählt; ihnen folgten Camille Desmoulins und Marat*), Fabre d'Eglantine, Le-

*) Die Lage der großen Volksmasse in Paris war infolge Mangel an Lebensmitteln eine verzweifelte. Es fing an, an Brot, Mehl, Fleisch und an einer Menge von nothwendigen Gebrauchsgegenständen zu fehlen. Aber die Arbeiter waren so sehr von der Hingabe an die Umgestaltung Frankreich's durchdrungen, daß sie ihre Noth zurückdrängten, wenn auch ihre Frauen vor den Bäcker- und Fleischerläden, wo sie zu Hunderten standen, bis tief in die Nacht Kette bilden mußten, nur um ein Stückchen Fleisch oder Brot zu bekommen.

*) Marat's Wahl fand am meisten Widerstand. Die Demokraten schämten sich denn doch seiner, aber es wurde geltend gemacht, insbesondere von seinem Freund, dem Kapuziner Chabot, daß er nützen könne „als ein Stück Sauerteig zur Erhebung der Masse", und so kam auch dieser gemeinste und schmutzigste aller Demagogen unter die Staatslenker. Aber die Verachtung folgte ihm in den Konvent; niemand wollte neben einem Mann sitzen, „der alles mit Verleumdung, Galle und Blut besudele".

gendre, Panis, Sergent, der Maler David; damit war aber die Zahl der Leute, die Namen hatten, erschöpft; den Laignelot, Lavicomterie, Robert, Fréron, für die Nichts sprach, als daß sie Robespierre's willenlose Werkzeuge waren, wurde Einer beigestellt, den in und außer Paris kein Mensch kannte, weil er eben bisher in Arras in tiefer Verborgenheit gelebt hatte; es war Robespierre's jüngerer Bruder. Endlich wurde noch der Herzog von Orleans gewählt, nachdem er auf Befehl seiner jakobinischen Freunde seinen Familiennamen abgelegt und dafür den Namen Egalité („Gleichheit") angenommen hatte.

Außerhalb von Paris fielen die Wahlen entschieden wenig anarchistisch aus. Und das, trotzdem die Voraussetzungen für eine Wahl im radikalsten Sinne weit günstiger waren als im Jahre vorher, denn jeder Franzose, der 21 Jahre alt und selbstständig war, hatte das aktive Wahlrecht, Jeder über 25 Jahre alte konnte Wahlmann und Deputirter werden. Die Wahlagitation und Vergewaltigung der Wähler waren weit schlimmer, als 1791, sodaß Jeder, der für Vermögen und Leben fürchtete, auch vor der Minderzahl der „harten Fäuste" zurückwich. Dennoch zeigte es sich, daß die Jakobiner zwar in Paris herrschten, alle Schrecken und Greuel aber die Provinzen nicht von ihrem Festhalten an den Girondisten abwendig machten. Diese hatten sich endlich auch in der Nationalversammlung ermannt, im Gegensatz zu ihrer früheren Schwäche und Nachgiebigkeit die Wiederherstellung der Ordnung*) und der persönlichen Sicherheit der Bürger ausgesprochen, den Haussuchungen und willkürlichen Verhaftungen ein Ende gemacht. Und so gingen sie zahlreich aus der Wahlurne hervor, und alle die gemäßigten Republikaner, an ihrer Spitze Brissot, Roland, Vergniaud, alle die schwungvollen Redner, die wir früher kennen gelernt, behaupteten auch in der neuen Versammlung eine

---

*) Trotzdem konnte nicht verhindert werden, daß am 16. September eine Bande Räuber an dem Orte einbrach, wo die Juwelen der Krone verwahrt wurden, und Alles ausleerte. Es existirt ein Verzeichniß dieses Schatzes. Darnach betrug die ganze Zahl der Diamanten 9547 einzelne Stücke. Es waren im Jahre 1791 an Diamanten 8376 Stücke mehr vorhanden, als im Jahre 1774, da der König den Thron bestieg. Die neu hinzu gekommenen waren meist kleine Diamanten, welche für Rockknöpfe und für den Degengriff des Königs angeschafft wurden. Dagegen fehlten einige große Diamanten, die im Jahre 1774 vorhanden waren; es betrug daher der Werth aller im Jahre 1791 vorhandenen Diamanten zusammen genommen 127,906 Livres weniger als der Werth der im Jahre 1774 vorhanden gewesenen, ungeachtet die Zahl der ersteren um so viel größer war. Jedoch ersetzte der vermehrte Werth der Fassung die Summe, welche an dem Werthe der Diamanten selbst abging. Die der Krone zugehörigen Perlen machten 543 Stücke aus. Von diesen waren 480 nicht gefaßt und 23 Stücke befanden sich in einigen zu dem Schmucke der Königin gehörigen Ohrgehängen. An Rubinen waren 230 Stücke vorhanden, von denen 145 nicht gefaßt, und 85 in dem Achselbande, dem goldenen Vließe und dem Ordenskreuze des Königs eingesetzt waren. Topase fanden sich 74, wovon nur drei gefaßt und in das Ordenskreuz des Königs eingesetzt waren. Smaragden waren 150 da, von welchen nur 17 gefaßt und in einer Uhrkette des Königs eingesetzt sich fanden. Ferner ergab sich, daß 134 Sapphire, drei orientalische Amethyste und acht syrische Granaten vorhanden seien. Einer der Diamanten, der sogenannte Regent, welcher 146 Karat wog, wurde auf zwölf Millionen Livres an Werth geschätzt. Einige andere Diamanten waren ein-, zwei-, dreimal hundert tausend Livres werth. Alle Diamanten zusammen genommen, betrugen an Werth 16,750,405 Livres. Die schönste Perle wurde auf 200,000 Livres geschätzt, und die schlechteste auf 300 Livres. Der ganze Werth der Perlen betrug 996,700 Livres. Der schönste Rubin war 50,000 Livres werth, und der schlechteste 50 Livres; der schönste Topas 6000 Livres; und der schlechteste 150; der schönste Smaragd 6000 Livres, und der schlechteste 150; der schönste Sapphir 100,000 Livres, der zweite 6000 Livres, der dritte 3000 Livres und der schlechteste 120 Livres; der schönste Amethyst 6000 Livres und der schlechteste 200 Livres. Der ganze Werth der gefärbten Edelsteine betrug zusammen 360,604 Livres. Außer den oben angeführten Diamanten waren noch mehrere andere in dem zum Gebrauche des Königs bestimmten Schmucke gefaßt; und diese betrugen an Werthe 5,834,490 Livres. Der ganze Werth aller Diamanten, Perlen, gefärbten Edelsteine, nebst den Diamanten des königlichen Schmuckes, betrug 25,992,197 Livres.

hervorragende Stellung. Nicht weniger als 181 Mitglieder der zweiten und 77 der ersten Nationalversammlung gingen in den Konvent über, und von den neuen Deputirten theilten viele die politischen Ansichten der Gironde.

Waren somit die Wahlen in den überwiegend königstreuen Departements entschieden zu Gunsten der neugegründeten, durch ihr Schreckensregiment imponirenden Republik ausgefallen, so bedeuteten sie doch eine offene Erklärung der Provinz gegen das Jakobinerregiment von Paris. Schlimm war es nur, daß die Hauptstadt Sitz des Konventes und somit der obersten Regierungsgewalt blieb, daß Leben und Freiheit der nicht jakobinischen Deputirten dem Belieben des Pariser Gemeinderaths verfiel und daß die Machthaber der Hauptstadt mit ihrer vor Nichts zurückschreckenden Energie auch die großen Städte der Provinz sich zu unterwerfen strebten.

Zwölftes Kapitel.

Die Kriegsereignisse in der Champagne. — Angriff der Verbündeten. — Die Kanonade von Valmy (19. Sept. 1792). — Unterhandlungen und Rückzug.

Die eben geschilderten Vorgänge im Innern Frankreichs standen, wie wir gesehen haben, in der innigsten Wechselbeziehung zu den Kriegsereignissen. Hatte das unselige Manifest des Herzogs von Braunschweig wesentlich die Szenen des 10. August in Paris hervorgerufen und neben den blutigen Gräueln einen kriegerischen Aufschwung erzeugt, dem wir unsere Achtung nicht versagen dürfen, so dienten die weiteren Fortschritte der preußisch-österreichischen Armeen auf französischem Boden den Jakobinern zur Begründung der Schreckensherrschaft oder des Terrorismus, aus dem ein neues Frankreich hervorging. Wenn in dem Augenblick, da die Pariser Vorgänge den französischen Heerkörper vollends zerrütteten, den Zwiespalt zwischen Offizieren und Gemeinen vergrößerten, Lafayette und eine Anzahl erfahrener und geschulter Militärs aus dem Land trieben, die deutschen Truppen, die über Lothringen nach der Champagne auf dem Marsch waren, einen raschen Vorstoß gemacht hätten, so hätte der Gang der Dinge leicht ein andrer werden können. Denn trotz der Wuthausbrüche der Nationalversammlung, welche auf die Kunde von der Uebergabe der Festung Longwy durch terroristische Dekrete einen todesmuthigen Patriotismus zu erzeugen suchte und 30,000 Nationalgarden in's Feld rief, und trotz der großsprecherischen Reden im Jakobinerklub, daß die Kämpfer für Freiheit und Vaterland die Soldknechte der Tyrannen vernichten und das Sklavenjoch der Völker zerbrechen würden,

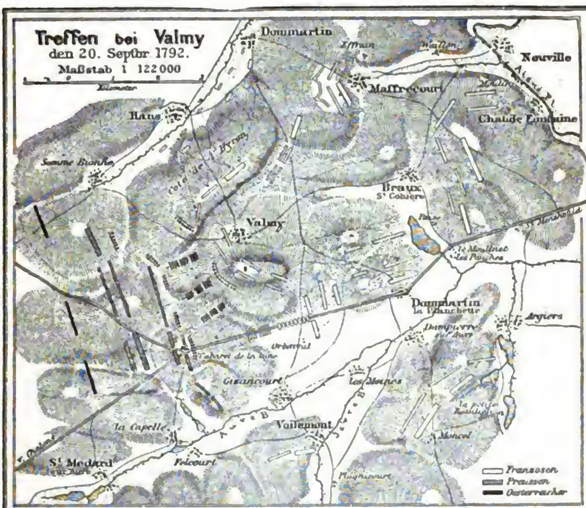
waren die französischen Heere unter den Generälen Dumouriez und Kellermann keineswegs in solcher Verfassung, daß sie sich mit einiger Aussicht auf Erfolg in eine Feldschlacht hätten einlassen können. Desertion, schlechte Verpflegung und Zuchtlosigkeit waren schlimme Feinde; die nationalen Freiwilligen, die zur Verstärkung herbeizogen, waren ohne Uebung und schlecht bewaffnet und gekleidet; es fehlte an Geld und das Landvolk zeigte wenig Opferwilligkeit. Die Grenzfestungen befanden sich in mangelhaftem Vertheidigungszustand.

Anfangs drangen die verbündeten Deutschen südwestlich vor und trieben die französischen Heeresabtheilungen überall zurück. Thionville und Landau wurden eingeschlossen, Longwy am 22. August erobert. Am 1. September warf der die Oesterreicher kommandirende General Clairfait die Franzosen bei Stenay und am 2. September ergab sich auf Betreiben der monarchisch gesinnten Bürgerschaft Verdun, nachdem sich dessen Kommandant Beaurepaire, um nicht die Schmach der Uebergabe auf sich nehmen zu müssen, erschossen hatte. Es stand also der Weg nach Paris offen und die Gefahr für das Zentrum der Revolution stieg in diesen Tagen auf's Aeußerste. Allein der Herzog von Braunschweig war ein bedächtiger Herr und langsamer Taktiker aus der alten Schule. Auch hatte er keine große Hoffnung, daß der Feldzug einen erfolgreichen Ausgang haben werde, weil er sah, daß mit seinem Vorrücken die Lage des Königs immer schlimmer ward, daß die Demagogen alle Mißerfolge im Feld dem Hof und den Royalisten zuschrieben und daß sie durch Furcht und Schrecken jede landesverrätherische Gesinnung, jede offene oder geheime Sympathie mit den Ausgewanderten und ihren Beschützern mit der Wurzel auszurotten strebten. Um die Mitte des September, als sich die Wahlen zum Konvent vollzogen und die Preußen sich dem Argonner Gebirgswald näherten, war Frankreich vor die Entscheidung gestellt, ob das Königthum mit Hilfe des Auslandes wieder in seine frühere Stellung zurückgeführt oder ob dasselbe gänzlich beseitigt und eine demokratische Republik aufgerichtet werden sollte. Der König war in der Vorstellung der Nation mit der Emigration und der feindlichen Fürstenmacht so eng verbunden, daß der Krieg gegen die Letzteren den Untergang des Ersteren zur Nothwendigkeit machte. Friedrich Wilhelm II. brannte vor Begierde, das Ziel seines royalistischen Kreuzzugs zu erreichen, der Hydra der Revolution den Kopf zu zertreten, den Bourbon'schen Monarchen aus den Händen der Demokratie zu retten; er befahl daher dem Feldmarschall, eine Schlacht zu liefern und den Weg nach Paris frei zu machen. Der Herzog, der den feindlichen Generälen Zeit gelassen hatte, sich zwischen den Waldhügeln festzusetzen und zur Gegenwehr einzurichten, wagte nicht zu widerstehen, ging aber so bedächtig und vorsichtig an's Werk, daß über dem Zögern, über dem Zuwarten auf die Ankunft Clairfaits, über dem Bemühen, für alle Fälle sich zu sichern, über der Sorge für die Beschaffung der Proviantzufuhren*) die geeignetste Zeit

*) Das Mehl, aus dem nachher in der Champagne das Brod für die preußische Armee gebacken wurde, mußte in Magdeburg gemahlen sein, anders erlaubte es die Kleinstaaterei jener Tage nicht und ein geordnetes Requisitionssystem kannte man noch nicht.

vorüberging und die französischen Heerführer ihre Streitmacht durch Heranziehung von Freiwilligen verstärken konnten. Denn es war des Herzogs Art, dem König gegenüber niemals einen offenen Widerspruch zu behaupten, dann aber durch verdeckte Mittel seinen Sinn zur Geltung zu bringen.

So fand Dumouriez genügend Zeit, die wichtigsten Pässe des Waldgebirges der Argonnen, der „Thermopylen Frankreichs", zu besetzen, sie durch Schanzen und Verhaue zu befestigen und sich durch Heranziehung neuer Mannschaften zu verstärken. Unter den Freiwilligen, die damals in die Lücken der Offiziere und Unteroffiziere eintraten, findet man Namen, die in



der Folge sich mit großem militärischen Ruhm bedeckten, wie Brune, St. Cyr, Jourdan, Lannes, Massena, Moreau, Ouidinot, Victor. Man bemerkte bereits das Wehen einer revolutionären Kriegsbegeisterung, die sich bald so gewaltig regen sollte.

Alles aber, was von dem Herzog versäumt war, konnte mit einem Schlage wieder gut gemacht werden, als die Preußen am 20. September das ganze nunmehr vereinigte feindliche Heer der Generäle Dumouriez, Kellermann und Beurnonville im Rücken der Argonnen umgangen, und von der Straße nach Chalons-Paris abgeschnitten hatten und in einer geradezu hilf-

losen Aufstellung zwischen Valmy und St. Menehould zusammengedrängt vor sich sahen.

Auf den Höhen des Windmühlenbergs von Valmy hatte Kellermann seine Truppen in dichten Massen aufgehäuft, vor sich die Preußen, hinter sich sein Fuhrwerk, das ihm das Entkommen nach St. Menehould, Dumouriez aber das Zuhilfeeilen versperrte, auf der einen Seite pfadlose Sümpfe, auf der andern eine einzige Brücke über die Auve. Mit seinem ganzen Corps saß er, sozusagen, in einer Mausefalle, als am Morgen des 20. September die ersten Kugeln der preußischen Geschütze bei ihm einschlugen. Ein dichter Nebel hüllte die Bewegungen der Franzosen ein, als die Vorhut der Preußen auf den Höhen von La Lune sich ausbreitete und 58 Feuerschlünde vor sich auffahren ließ. Als um 7 Uhr der Nebel sich verzog, begannen die Preußen ein lebhaftes Feuer, das von den Franzosen nicht minder lebhaft erwidert ward, ohne daß auf der einen oder andern Seite viel Schaden geschehen wäre. Da um 10 Uhr ward dem General Kellermann durch eine feindliche Kugel das Pferd unter dem Leibe getödtet und durch platzende Granaten zwei seiner Pulverwagen in die Luft gesprengt. Eine Menge Leute wurden getödtet oder verstümmelt, unter den Fuhrleuten entstand wilde Verwirrung, mehrere jagten mit den Wagen davon und auch ein Theil des Fußvolks „machte eine rückgängige Bewegung", wie ein französischer Bericht sich ausdrückt, und so gerieth die ganze Aufstellung Kellermann's in's Wanken. Das Feuer seiner Geschütze ließ nach, gerade in dem Augenblick als auf preußischer Seite drei Kolonnen gebildet wurden, um die Höhen zu stürmen. Wirklich rückten diese mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel unter Trommelschlag heran, aber kaum hatten sie 200 Schritt im Sturmmarsch zurückgelegt, als Halt gemacht ward, und dieses Halt der Preußen hat den Tag entschieden. Kellermann war es gelungen, sein Fußvolk und Fuhrwerk wieder in Ordnung zu bringen und das Feuer seiner Geschütze zu verdoppeln. Er selber bildete drei Kolonnen mit Bataillonsfront, um die Preußen mit dem Bajonet zu empfangen, sobald sie die Höhe erreicht hätten. Der Ruf: vive la nation („Es lebe die Nation!") von ihm angestimmt, von den Mannschaften im Chor wiederholt, ging elektrisirend von einem Ende der Schlachtreihe zur andern. Standhalten war Alles in dieser Lage. Die Franzosen hielten Stand und die Preußen stürmten nicht. Bis 5 Uhr donnerten ihre Geschütze mit denen der Franzosen um die Wette und in dieser Kanonade bestand nun das ganze Gefecht des 20. September. „Sie war so," sagt Lombard, der Sekretär des Königs von Preußen, „daß kein Militär sich einer ähnlichen erinnert. Sie war bewundernswerth auf unserer Seite und nicht weniger bewundernswerth auf Seite der Franzosen, denn ihre Artillerie ist immer die erste in Europa gewesen und ihr Artilleriecorps hat in den letzten Zeiten die meiste Treue gezeigt. Unsere Truppen, hinter den Batterien in Schlachtordnung und einen halben Tag dem feindlichen Feuer ausgesetzt, bewahrten eine unerschütterliche Haltung. Der tapferste Mann in der Armee war der König. Immer dem heftigsten Feuer ausgesetzt, verzog er keine Miene; durch sein Beispiel begeisterte er die Truppen; man

forderte nichts als die Schlacht. Das Regiment Kleist bückte sich ein wenig, um die Kugeln über die Reihen weggehen zu lassen. ‚Pfui!‘ rief der König, ‚schämt Euch!‘ und er stellte sich mitten vor sie, immer zwischen Bomben und Kugeln.“



Kellermann bei Valmy.

In Wahrheit, an Tapferkeit haben es die Preußen nicht fehlen lassen. Die Grenadiere, die hier, ohne sich von der Stelle zu rühren, Stunden lang dem Tod in's Auge schauten, mitleidlos decimirt durch einen ihnen unerreich-

baren Feind, waren Helden der Manneszucht, wie sie damals in keiner andern Armee zu finden waren. Ein Oberbefehl aber, der solche Helden zum Sturm ausrücken und dann doch nicht stürmen, sondern auf freiem Felde zusammenschießen ließ, zwang, gleichviel aus welchem Beweggrunde er handelte, Offizieren und Mannschaften eine Stimmung auf, wie sie die äußerste Niederlage im ehrlichen Kampf nicht schlimmer hätte erzeugen können.

Goethe, der dabei war und die Kanonade benutzt hatte, um an sich selber zu erfahren, was eigentlich „Kanonenfieber" sei, erzählt: „So war der Tag hingegangen, unbeweglich standen die Franzosen, unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück und es war eben, als wenn Nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig, zur Theilnahme an der gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an oder, wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer konnte angezündet werden; die Meisten schwiegen, Einige sprachen und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; dies Mal sagte ich: „Von hier und heute geht eine neue Epoche in der Weltgeschichte aus und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Unheilbar war der Schlag, der dem Selbstgefühl, dem kriegerischen Geiste dieser tapfern Armee dadurch versetzt worden war, daß sie an diesem Tage zum Schlagen nicht zugelassen ward, aber so unerklärlich wie den Zeitgenossen erscheint uns das Verfahren des Oberbefehls nicht mehr. Den Aufmarsch zum Angriff hatte der König befohlen, das Halt hatte der Herzog durchgesetzt, der nie eine Schlacht gewollt hatte; denn im Falle des Sieges sah er den König unaufhaltsam nach Paris marschiren, d. h. in sein Verderben rennen, und das mußte um jeden Preis vermieden werden, aber der Sieg selbst erschien ihm sehr zweifelhaft. Ein paar Tage später sagte er zu dem Major Massenbach, als er mit diesem auf der Höhe von La Lune stand: „Kennen Sie die Höhen von Johannisberg bei Nauheim ohnweit Friedberg? Ich habe da eine scharfe Affaire mit dem Prinzen Condé gehabt; ich wußte nicht, was hinter den Höhen stand; ich wurde geschlagen. Die Höhen von Valmy haben eine große Aehnlichkeit mit den Höhen bei Johannisberg. Ich wußte auch nicht, was dahinter stand! Man wird vorsichtig, wenn man Unglück im Kriege gehabt hat, Herr Major! Und ich habe viel Unglück gehabt!" Das vereinigte französische Heer zählte 53,000 Mann; was der Herzog am 20. September vor dem Erscheinen der Oesterreicher Clairfaits unmittelbar beisammen hatte, belief sich auf etwa 30,000 Mann. Friedrich der Große pflegte nach solchen Unterschieden nicht zu fragen, aber ein Feldherr wie dieser war eben der Herzog nicht.

Bei solcher Stimmung war es begreiflich genug, daß der Herzog mit Feuereifer auf die Unterhandlungen einging, die Dumouriez sofort am 21. September an die Auswechselung der Gefangenen knüpfte, um zunächst eine Waffenruhe, dann aber wo möglich einen Sonderfrieden mit Preußen zu erlangen, der dieses von dem Kriegsbund mit Oesterreich losgerissen hätte. Die Waffenruhe erlangte er wirklich und er benutzte sie mit großem Erfolge, sein Heer derart zu verstärken, daß er einen Angriff der Preußen um so weniger mehr zu fürchten hatte, als diese unter Hunger und Krankheit unsäglich litten. Von einem Sonderfrieden aber konnte, vollends nach Ausrufung der Republik in Paris, nicht mehr die Rede sein. Für diesen Fehlschlag entschädigte ihn der Rückzug der Preußen aus der Champagne, der am 29. und 30. September nach Verdun zu angetreten ward. Unweit dieser Stadt schrieb Lombard am 8. Oktober: „Der ganze Feldzug ist verfehlt, die Franzosen Sieger, ohne einen Schuß gethan zu haben, ein Theil unserer schönen Truppen ist zu Grunde gerichtet und alle unsere Eroberungen sind verloren.“ Er hatte Recht; denn auch die Oesterreicher unter Clairfait zogen nordwärts ab, und Longwy und Verdun fielen wieder in die Hände der Franzosen. Kellermann aber, ein Deutscher aus Franken, der später zum Herzog von Valmy getitelt wurde, war auf keine seiner kriegerischen Thaten so stolz, wie auf die Kanonade von Valmy. Friedrich Wilhelm gab nun vorerst den Kreuzzugsplan zur Befreiung Ludwigs XVI. auf; denn das Gelüste des Wiener Hofes nach Bayern und den fränkischen Fürstenthümern Ansbach-Bayreuth, sowie die politischen Schachzüge Rußlands gegenüber dem Rest der Republik Polen richteten seine Aufmerksamkeit nach dem Osten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Nationalkonvent. — Abschaffung des Königthums (21. Sept.). — Die ersten Kämpfe zwischen der Gironde und der Bergpartei. — Krieg und Eroberung in den Grenzlanden. — Die Franzosen in Speyer, Worms und Mainz. — Frankfurt's Brandschatzung und Befreiung. — Schlacht bei Jemappes. — Einverleibung Savoyens. — Das Dekret vom 15. Dezember 1792.

In denselben Tagen, da die Heere am Argonner Waldgebirge bei St. Menehould sich gegenüberstanden und in der „Kanonade von Valmy“ ihre Kräfte maßen, trat in Paris die dritte Nationalversammlung, der weltberühmte Konvent, zusammen. Die Rechte in demselben bildeten die Girondisten. Die Linke wurde von den Jakobinern eingenommen; sie

nannte sich auch den Berg (montagne), von den erhöhten Sitzen ihrer Mit-Mitglieder, oder die Bergpartei (montagnards), unter welchem Namen sie in der Weltgeschichte berühmt geworden ist. Während die Gironde zahlreiche Anhänger im Westen und Süden des Landes hatte, besaß der Berg seinen Hauptanhang in den mittlern, nördlichen und nordwestlichen Departements, vor Allem aber in Paris selbst. Außerhalb des Konvents stützte er sich auf den Gemeinderath, den Klub der Jakobiner und den Klub der Cordeliers; die Nationalgarde unter den Befehlen Santerre's war ihm mit wenigen Ausnahmen ganz ergeben, und die Arbeiter der Vorstädte waren auf jeden Ruf des Berges bereit, sich zu erheben. Im Zentrum des Konvents, das man spöttisch die Ebene, oder den Sumpf, oder auch den Bauch nannte, saßen die Unentschiedenen, die je nach Umständen zur Rechten oder zur Linken hielten und den Ausschlag gaben; man nannte sie die „Kröten des Sumpfes", die sich in den Stürmen, welche diese Versammlung auszuhalten hatte, duckten und sich hüteten, sich dem Orkan des Terrorismus preiszugeben.

Die ersten Wahlen, die die Versammlung zum Behuf ihrer Konstituirung vornahm, zeigten sogleich das Uebergewicht der Gemäßigten: fast einstimmig wurde Pétion zum Vorsitzenden gewählt; Sekretäre wurden Condorcet, Brissot, Vergniaud, Lasource, Rabaud St. Etienne und Camus. In der ersten Versammlung, bei der sich die verschiedensten Anträge, die theils auf die neue Verfassung, theils auf das Regiment Bezug hatten, überstürzten, herrschte noch Einstimmigkeit; denn als Collot d'Herbois daran erinnerte, daß ein unaufschiebbarer Beschluß zu fassen sei, den bis jetzt noch Niemand zur Sprache gebracht habe, der nämlich: „das Königthum ist abgeschafft", erscholl einstimmiger Beifall auf allen Seiten. Quinelle meinte zwar, solch ein Beschluß sei eigentlich gar nicht mehr nöthig; allein Bischof Gregoire fertigte ihn ab, indem er bemerkte, obgleich Jedermann wisse, daß alle Dynastien von jeher nichts anderes gewesen wären, als Geschlechter von reißenden Thieren, die von Menschenfleisch lebten und darum Niemand für sie reden werde, sei es doch nützlich, durch ein feierliches Gesetz die magische Gewalt zu zerstören, die in dem Talisman des Königthums ruhe. „Die Könige sind in der sittlichen Welt, was die Ungeheuer in der natürlichen. Die Höfe sind die Werkstatt der Verbrechen und die Höhle der Tyrannen. Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker." Unter tiefer Stille wurde dann abgestimmt und unter allgemeinem Jubel verkündigt: „Der Nationalkonvent beschließt, daß das Königthum in Frankreich abgeschafft ist."

Am folgenden Tag wurde auf Antrag von Billaud Varennes eine neue Zeitrechnung eingeführt. Man betrachtete das Jahr 1792 vom 22. September ab als Jahr I der Republik und erhob an Stelle des 14. Juli den 10. August zum Nationalfest. Dann ertheilte man hervorragenden Männern des Auslandes, die sich als Verkündiger liberaler und

humanistischer Ideen hervorgethan, darunter neben Priestley, Payne, Wilberforce, Washington, Pestalozzi, Kosciuszko, auch Klopstock, Schiller und Campe das französische Bürgerrecht. Ferner beschloß man, daß kein Konventsmitglied Beamter sein dürfe, und nun legte Danton sein Amt als Justizminister nieder. An seine Stelle kam in den Vollziehungsrath Garat, ein schwacher Mann, der Allen gefällig sein wollte, die Macht besaßen. Servan, der Kriegsminister, trat auch bald ab und an seine Stelle kam Pache, ein früherer Marinebeamter, ein entschiedener Revolutionär. Roland, Clavière, Lebrun und Monge blieben im Vollziehungsrath, dem indessen seine Gewalt durch die Ausschüsse des Konvents so sehr beschränkt wurde, daß er gänzlich überflüssig erschien, weshalb er später ganz abgeschafft und alle Regierungsgewalt in die Hände der Ausschüsse gelegt wurde. Auch Pétion legte sein Amt als Maire nieder, wurde zwar wieder gewählt, lehnte aber ab, um im Konvent zu bleiben. Man fand nur schwer einen Kandidaten für den Posten des Maire, und endlich wurde der unbedeutende Arzt Chambon, ein Jakobiner, dazu gewählt.

Bis jetzt hatte der Konvent seine Beschlüsse mit Einstimmigkeit gefaßt. Nun aber brach der Sturm los. Die Gironde und alle Gemäßigten, der Zahl nach überwiegend, wollten nämlich die Nation sicherstellen gegen die Rückkehr eines Despotismus, wie ihn die blutbefleckten Demagogen des Stadthauses ausgeübt; sie verlangten darum eine Untersuchung über die Septembergreuel, Bestrafung ihrer Urheber, Aufstellung eines Konventsheeres zum Schutz der Nationalvertretung. Auch hatte man nicht vergessen, daß Robespierre den Antrag gestellt, man solle die Anklage wegen Landesverraths auch auf Brissot, Roland, Guadet und andere Häupter der Gironde ausdehnen und sie in Haft bringen, in welchem Fall sie dann unfehlbar unter den Streichen der Septembermörder erlegen wären; jetzt wollten die Bedrohten das Schwert umkehren. Der Girondist Kersaint sagte: „Es ist Zeit, Schaffote aufzurichten für die Mörder und Mordanstifter, Zeit, die Menschenrechte zu rächen, die verletzt werden durch Alles, was in Frankreich geschieht!“ Und nun brach die lang verhaltene Wuth gerechter Entrüstung mit solch tobender Gewalt los, daß selbst Danton und Robespierre sich erschüttert fühlten; sie wagten nicht, wie das sonst die Weise der Demagogen war, die Anklagen durch Gegenanklagen zu erwidern; sie wagten auch nicht, sich zu bekennen zu dem, was sie gethan oder mit verschuldet, und der erstere schüttelte Marat geradezu von seinen Rockschößen ab. Er meinte, man könne eigentlich unter den Demokraten nur einem einen despotischen Einfluß zuschreiben, das sei Marat wegen seiner Schriften; dessen Wildheit*) aber dürfe man nicht zu hart nehmen, es sei

*) Marat ließ an Stelle seines Blattes L'Ami du peuple vom September 1792 an das Journal de la république française erscheinen. Er war auch zugleich Verfasser sämmtlicher Artikel. Jeden Tag kam eine Nummer von mindestens acht Seiten in Oktav heraus, häufig zwei solcher Nummern an einem Tag, in besonderen Fällen noch Flugschriften und Straßenanschläge: Alles aus seiner Feder, die schrieb und schrieb ohne Rast und Unterbrechung, bei Tag und Nacht.

ihm eben auch übel mitgespielt worden; er persönlich habe nichts mit ihm gemein, vielmehr schon manchen Strauß mit ihm ausgefochten, wie ihm Pétion bezeugen könne.

Nur **Marat** selbst bot dem Sturm offen Trotz. Um sich selber anzuklagen, bat er um's Wort, und nachdem er's endlich erlangt, schleuderte er der zähneknirschenden Versammlung das Bekenntniß zu: „Die Anklagen, mit denen man die Abgeordneten von Paris hat verunglimpfen wollen, nehme ich an; aber ich nehme sie allein auf mich, denn Danton, Robespierre und alle Anderen haben die Idee einer Diktatur und eines Triumvirats beständig verworfen. Wenn es ein Verbrechen ist, diese Ideen in's Publikum geworfen zu haben, so habe ich dies Verbrechen begangen. Die Rache der Nation rufe ich auf mein Haupt, aber bevor auf dieses das Schwert oder die Schande fällt, hört mich wenigstens an. Als ich das Vaterland an den Rand des Abgrundes gezerrt sah, werdet ihr mir's zum Verbrechen anrechnen, daß ich da das Rächerbeil des Volkes auf den Kopf der Schuldigen herabrief? Nein, wenn Ihr's wagtet, würde das Volk Euch verleugnen; denn meiner Stimme gehorchend, hat es gefühlt, daß das Mittel, das ich ihm vorschlug, allein im Stande war, es zu retten, und selbst zum Diktator sich aufwerfend, hat es sich der Verräther entledigt."

Nun erhob sich der Girondist **Vergniaud** zu einer phrasenreichen Rede und sagte, es sei ein Unglück für einen Volksvertreter, nach einem Menschen reden zu müssen, der Alles mit Verleumdung, Galle und Blut besudle. Dann verlas er das Rundschreiben des Sicherheitsausschusses, worin Robespierre ihn sammt Ducos, Brissot, Guadet, Condorcet, Lasource u. a. als Söldlinge des Herzogs von Braunschweig zum Tod durch

Man sah den Volksfreund nicht in der Versammlung, nicht im Klub, nicht auf der Straße und nicht im Café: Erholung in frischer Luft gönnte er sich so wenig als er Belehrung und Anregung im Verkehr mit Anderen brauchte; in seiner Kellerwohnung führte er zwischen Schreibtisch und Druckerpresse ein Troglodytenleben, so verborgen und geheimnißvoll, daß manche seiner Leser glauben mochten; es gebe gar keinen Marat, was sich so nenne, sei ein ganzer Verein von Schriftstellern, die wohl wüßten, weßhalb sie ihren Namen vor der Polizei verborgen hielten. Und was schrieb nun der Volksfreund, was verschaffte ihm einen Leserkreis, der bald den aller Mitbewerber überbot, was machte ihn zum Abgott des gemeinen Mannes, der bald nur noch vom divin (göttlichen) Marat sprach? Der Volksfreund denunzirte die „Verräther", predigte Mord und Todtschlag in jeglicher Gestalt und wußte dies an sich eintönige Thema so zu behandeln, daß es immer neu und belustigend, niemals langweilig und ekel klang. Mit Fragen der Verfassung und Gesetzgebung, der Finanzen, der auswärtigen Politik, kurz mit Allem, worüber die Gelehrten zankten, gab sich Marat wenig oder gar nicht ab: sein Verständniß in diesen Dingen reichte nicht viel weiter als das der breiten Masse seiner Leser. Dafür bearbeitete er das fruchtbare Feld der persönlichen Anklage, der Lästerung, der Verleumdung, der Verdächtigung, mit einer Frechheit, der nichts heilig war und in einer Possenreißersprache, die Jedermann verstand. Die Seelenangst der kaum Befreiten vor neuer Knechtschaft, die Furcht der politischen Verbrecher vor Strafe und Verantwortung, der Pöbelhaß, der Pöbelneid wider Alles, was reich, vornehm und gebildet war: das waren die Instinkte, die er mit teuflischer Erfindsamkeit zu wecken und zu kitzeln wußte. Die politische Gespensterfurcht ist in Revolutionszeiten dasselbe, was in Kriegszeiten die Angst vor Spionen und Verräthern ist. Im Volksfreund las man jeden Tag von Verschwörungen und Komplotten, die das Volk um Recht und Freiheit bringen, die Patrioten einem schimpflichen Tod überliefern wollen. In solch täglicher und stündlicher Lebensgefahr gab es nur ein Mittel, das gründlich half: Das war der Meuchelmord, nicht etwa als letztes Nothrecht der Verzweiflung, sondern als Pflicht des Patriotismus und der Gesinnungstüchtigkeit. Was irgend einen Namen hatte, war hier geächtet, als noir, archi-noir, pourri, gangrené, infâme, scélérat, infernal, traître (schwarz, pechschwarz, faulig, brandig, infam, verbrecherisch, teuflisch, verrätherisch) und dem Tode geweiht, durch Galgen und Rad, Fallbeil und Scheiterhaufen, mit Steinigen, Entmannen, Würgen, Viertheilen u. s. w. Mit seiner unermüdlich läutenden Todtenglocke forderte der Volksfreund heute 600, morgen 10,000, übermorgen 20,000, schließlich 200,000 Köpfe, um sein krankes Volk zu heilen und den Thron der Freiheit von allen Verräthern zu befreien.

Mörderhand verurtheilt, und dann einen Brandartikel Marat's; bei dessen Schluß rief einer: „Das Scheusal soll unter Anklage gestellt werden", während andere schrien: „Zur Abtei, zur Abtei mit ihm!"



Marat auf der Rednerbühne des Konvents.

Marat aber bat, man möge sich nicht erhitzen gegen ihn, verlas einen anderen zahmen Artikel, zog dann eine Pistole aus der Tasche und drohte, er werde sich auf der Stelle den Schädel zerschmettern, wenn man das

Anklagedekret gegen ihn erlasse. Darauf steckte er die Mordwaffe ruhig wieder ein und sagte: „Ich werde unter Euch bleiben, um Eurer Wuth zu trotzen."

Als man endlich des Skandals müde zur Tagesordnung überging, war das Ergebniß der Redeschlacht, daß eine förmliche Anklage wider die Septembermörder nicht einmal beantragt, geschweige denn beschlossen ward; daß die Kommune von Paris weder Rechnung legte für ihre Räubereien und Plünderungen, noch vom Platze wich; daß alle Maßregeln, welche die Gironde mit ungeheurem Lärm beschloß, in Ausschüssen begraben wurden und im Sande verliefen. Und es konnte nicht anders sein, denn die Gironde, deren ausgezeichnete Redner fast immer die überwältigende Mehrheit der Versammlung auf ihrer Seite hatten, begriff nicht, daß die gesetzlose Regierung, die sie in Worten und Anträgen bekämpfte, nur dann unschädlich gemacht werden konnte, wenn sie ihr aus der eigenen Mitte eine andere verfassungsmäßige Regierung entgegenstellte, auf die Gefahr, daß auch diese sofort als „Diktatur" verschrien werde. Dazu aber hat sie nicht nur keinen Versuch gemacht, das hat sie sich sogar in beispiellosem Unverstande selber untersagt.

Denn am 27. Oktober sagte der Girondist Gensonné: „In das Nichts muß man zurückschleudern die Verleumdungen jener Menschen, die dem Volk zu dienen nur vorgeben, um es zu betrügen, die nicht athmen können außer in Aechtungen und Mordthaten; Menschen, die schon auf der Lauer liegen, um das Verfassungswerk anzufallen, das der Konvent errichten will, um die Unordnung auszubreiten, die Anarchie zum System zu erheben, um die gewaltsame Zerreißung aller Theile der Republik und die unfehlbare Wiederbelebung des Despotismus vorzubereiten. Denkt daran, daß Europa auf Euch schaut. Ueberall sprengen die Despoten aus, die Abschaffung des Königthums in Frankreich sei das Werk einer Handvoll Verschwörer, die sich in seine Beute theilen wollen. Wohlan! Hier ist unsere Antwort: Beschließet, daß kein Mitglied des Konvents irgend ein Amt annehmen oder bekleiden kann vor Ablauf von sechs Jahren nach Gründung der neuen Verfassung."

„Ja, ja!" rief die Versammlung, stand auf und erhob den Antrag ohne Abstimmung zum Beschluß.

Dieser Beschluß wurde natürlich von der Linken, die damals kaum 50 Köpfe stark nie würde gewagt haben, den Ausschluß der ehrenhaften Patrioten vom Regiment zu beantragen, mit jauchzendem Beifall begrüßt. Und als aus der Mehrheit selber Bedenken laut wurden gegen diese unheilvolle Uebereilung, da war es die Bergpartei, die sie mit dem schon von Robespierre verwandten Beispiel von der angeblichen Selbstverbannung Lykurg's und Solon's im alten Griechenland zum Schweigen brachte. Und als Camus beantragte, die Ausschließung wenigstens einzuschränken auf bezahlte Aemter, schrie der ehemalige Kapuziner Chabot: „Ich bin gegen

diese Unterscheidung; auf die Macht, nicht auf das Geld haben wir zu verzichten!" Die Versammlung blieb bei ihrem Beschluß.

Am Tag darauf kam Rewbell, als das Protokoll verlesen wurde, noch einmal darauf zurück. Er verlangte den Widerruf des Dekrets, das „dem Enthusiasmus der Tugend entrissen worden sei." „Man will Euch in den Abgrund stürzen, man hat Eurer Uneigennützigkeit eine Falle gestellt." Und mit großer Mühe behauptete er gegen den schäumenden Unwillen der Versammlung das Wort, um noch zu sagen: „Man will Euch beseitigen, weil Ihr die Ordnung liebt; man will Euch spalten, Euch auflösen sogar. Habt den Muth, eine falsche Scham zu überwinden, indem ihr das Dekret zurückzieht und den Antrag bis zur Verfassungsberathung vertagt." Nicht einmal diese Vertagung setzte er durch. Jean Debry und Camille Desmoulins schlugen mit den bekannten Gemeinplätzen auch diesen nachträglichen Widerspruch zu Boden. Es blieb bei dem Beschluß, durch den die Gironde sich selber zu dem Loos verdammte, ein Verein von Schönrednern zu sein, dem das Gesetz verbot, der Diktatur der Räuber und Mörder das Heft aus der Hand zu nehmen. Triumphierend durfte nun Collot d'Herbois im Jakobinerklub ausrufen: „Man braucht sich jetzt nicht mehr zu verbergen, daß der schreckliche Vorgang vom 2. September der große Artikel des Credo unserer Freiheit ist." Der Berg hatte kennen gelernt, welche Kraft einer Partei innewohnt, die wie ein Mann zusammenhält. In diesem Bewußtsein lag ihr künftiger Sieg.

Während so die Anfänge der Republik im Innern sich so ungünstig wie möglich anließen, wurde ihren Waffen nach Außen ein Erfolg nach dem anderen zu theil. Mit 18,000 Mann, schlecht bewaffnet und bunt gekleidet*), rückte General Custine nach den Rheinlanden vor und erschien am 30. September 1892 vor Speyer. Mit seiner Vorhut warf er die 3000 Mann des Mainzer Obersten Winkelmann in die Stadt zurück und zwang diese nach kurzem Straßengefecht zur Ergebung. Klerus und Magistrat mußten ihm eine Kriegsentschädigung von 500,000 Francs bezahlen, und außerdem fielen ihm die reichgefüllten Magazine zu, deren Werth auf mehrere Millionen angeschlagen wurde. Der Eindruck, den die Kunde von dem Einbruch der Franzosen im Deutschen Reich hervorbrachte, war ganz unbeschreiblich. „Auf Fürsten und Völker, Regierende und Regierte, Edelleute, Bürger und Bauern wirkte sie wie der Posaunenschall des jüngsten Gerichts. Längs der ganzen rheinischen Pfaffengasse des heiligen Reichs erschien Alles, was eben noch für fest und unerschütterlich gegolten hatte,

*) In dem Buche „Die Franzosen am Rheinstrom 1793" heißt es: „Die französische Armee hat ein sehr possierliches Aussehen: daß selbst vom Fußvolk ein Drittheil weiß und zwei Drittheil blau gekleidet — daß diese verschiedenen Farben stets unter einander gemengt sind, das ginge noch an; allein von denen, die blau gekleidet sein sollen, hat der eine einen Rock, der andere einen Kapot, der dritte hat weder eines noch das andere, sondern läuft im Kamisölchen mit. Anfangs kamen ganze Bataillone in Bauernkitteln, mit der schlechtesten Bewaffnung, die ein Soldat nur haben kann. Mit solchen Leuten haben die französischen Generäle den ersten Feldzug gemacht und den tapfersten Truppen in der Welt glücklichen Widerstand geleistet; daraus kann man auf den Enthusiasmus schließen, der die Franzosen für die Freiheit beseelt."

mit einem Mal wie durch einen Erdstoß in's Wanken gebracht." Die Zustände in den geistlichen Herrschaften am Rhein waren damals kläglich: ein verlottertes Staatsleben, zerrüttete Finanzen, verwahrlostes Heerwesen, ein zahlreicher Klerus, ein zum Theil landesfremder Adel ohne Heimathsgefühl und Vaterlandsliebe, ein schlaffer Beamtenstand, der seinen Dienst nur als Quelle persönlicher Versorgung betrachtete, dabei ewiger Hader zwischen Bischöfen und Kapiteln, zwischen Regierung und Landständen, in dem unteren Volk keine Spur von einem nationalen Bewußtsein, in den Kreisen der gebildeten Bürgerschaften mehr oder minder lebhafte Sympathien für die neuen Ideen, dies waren die Erscheinungen, die allenthalben grell zu Tage traten. Die Fürsten, geistliche wie weltliche, nur auf Frieden und Genuß bedacht, hatten sich von der drohenden Gefahr zu keinem Aufschwung ermannen lassen. Länder und Städte waren ungenügend gedeckt, die Festungen im elendesten Zustand. Man hatte die Emigranten mit offenen Armen aufgenommen und mit ihnen gewetteifert in Schmähungen und prahlerischen Drohreden gegen die Revolution; und als nun die Gefahr näher rückte, schlug die Ruhmredigkeit in die feigste Rathlosigkeit um. Die Bewohner aber der deutschen Grenzländer, schwer gedrückt von unbilligen Steuern, von Jagdunwesen und Feudallasten, einer unparteiischen Rechtspflege wie jedes nachdrücklichen Schutzes entbehrend, empfingen die Fremdlinge, welche die Herrschaft der Menschenrechte mit Gleichheit und Freiheit für Alle verkündigten, mit lauter oder stiller Freude. Was Goethe in „Hermann und Dorothea" den Richter sagen läßt,*) war die allgemeine Stimmung.



Custine.

Freilich so elend und erbärmlich hatte sich doch Niemand die Zustände gedacht, wie sie sich jetzt in Wirklichkeit zeigten. Custine selbst war über seine leichten Triumphe erstaunt. Ein Streifcorps unter einem mittel-

*) Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben, es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.

mäßigen General genügte, um in wenigen Wochen das ganze linke Rheinufer in Angst und Schrecken zu jagen. Der Erzbischof von Trier, seine Beamten, eine Menge adeliger und reicher Familien flohen von Koblenz aus stromabwärts; der Kurfürst von Mainz, der Freund der Aufklärung und der französischen Bildung, setzte in einem Reisewagen, an dem er sein Wappen hatte abkratzen lassen, über den Rhein nach Aschaffenburg und Würzburg und gab damit dem Stiftsadel und den Vornehmen das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Nie war der Rheinstrom so belebt gewesen wie in diesen Herbsttagen: unzählige Fahrzeuge von jeder Art, schwer beladen mit Menschen und Waaren, sah man stromabwärts segeln. Manche Fürsten wollten neutral bleiben und hofften, der Feind würde das Kriegsrecht achten. Pfalz-Bayern ließ auf seinen Grenzen große Tafeln errichten mit der französischen Inschrift: „Pfälzisch neutrales Gebiet!“; der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der früher so laut gegen die räuberischen Franzosen geeifert hatte, die ihm seine elsässischen Einkünfte entrissen, zog seine Truppen, welche die Reichsfestung Mainz hätten vertheidigen helfen sollen, auf das rechte Stromufer bis nach Gießen zurück.



Ein jakobinischer Freiheitsbaum in Mainz. (Aus dem Tagebuch von der Einnahme Frankfurt's durch die Neufranken. 1798.)

Bei dem Eroberer von Speyer erschien ein deutscher Gelehrter, Geo. Wilh. Böhmer, ehemals Privatdocent des Kirchenrechtes in Göttingen, jetzt Professor am evangelischen Gymnasium zu Worms, um die Franzosen zu einem Zug nach Worms einzuladen, wo es zu rächen gelte, was von dort aus der Prinz Condé an Frankreich gesündigt habe. Custine sandte den General Neuwinger mit 4500 Mann am 4. Oktober nach Worms, dessen Magistrat den Franzosen die Schlüssel der Stadt entgegentrug. Diese aber mußte mit 300,000, der Klerus mit 1,200,000 Francs für den Frevel der Emigranten büßen.

Am 19. Oktober erschien das Heer Custine's in den Dörfern vor Mainz. Mit ein paar Schüssen aus seinen Feldgeschützen kündigte er sein

Erscheinen an, und durch den Oberst Houchard ließ er alsbald den Gouverneur zur Uebergebung auffordern. Dieser, ein Baron Gymnich, versprach Antwort für den nächsten Tag. Der Kriegsrath, den dieser am Morgen des 20. Oktober berief, entschied dann, nachdem Custine in einem drohenden Schreiben alle Schrecken eines sonst unvermeidlichen Sturmes ausgemalt, die Festung zu übergeben gegen freien Abzug der Bewohner und der Besatzung. Mit dem Abschluß ward der Oberstlieutenant Eickemeyer beauftragt, der, wie französische Berichte versichern, schon vorher mit Professor Böhmer in geheimer Verbindung gestanden hatte, und am Abend des 21. Oktober um 6 Uhr thaten sich die Thore der Reichsfestung Mainz vor den Franzosen auf.

Imponirend war der Anblick nicht, den die „Neufranken" boten*). Aber die Franzosen kamen ja auch nicht, um zu kämpfen, sondern um zu befreien, und die Mißwirthschaft der Priesterherrschaft hatte in Mainz Freiheitsdrang genug geschaffen, um ihnen hier einen Empfang zu bereiten, wie sie ihn noch in keiner deutschen Stadt gefunden hatten.

Augenblicklich trat eine „Gesellschaft der Volksfreunde" (der sogenannte „Klub") zusammen, die seit lange im Stillen vorbereitet, jetzt die Fahne der Freiheit und Gleichheit im Winde flattern ließ. Custine räumte ihr den prunkvollen Konzertsaal des kurfürstlichen Schlosses als Versammlungslokal ein, und hier vernahm nun eine mehr als gemischte Hörermenge aus dem Munde feuriger Redner jeden Tag die leidenschaftlichsten Verwünschungen des alten und die schwülstigsten Lobpreisungen des neuen Regime.†) Einer der größten Theatereffekte aber, womit diese Klubbisten das Volk zu gewinnen hofften, war die Errichtung eines Freiheitsbaumes, um den feierlich getanzt wurde; Custine selbst stimmte die Marseillaise an, und die schönen Mainzerinnen nahmen ihre Bänder vom Kopf, um den Baum damit zu zieren. „Der Tag endete", so

---

*) „Das Auge", sagt ein Zeuge, „das nur gewohnt gewesen war, geputzte gepuderte Paradesoldaten, mit knappen Röcken und Beinkleidern, nettgewichsten Kamaschen und spiegelblankem Gewehr zu sehen, konnte diese bestaubten, schmutzigen, zerlumpten Kerle, die zum Theil wirklich ohne Schuhe und Strümpfe einherzogen und auf ihren rostigen Bayonetten ihr Kommisbrot und ihre Portion Fleisch aufgespießt hatten, unmöglich ohne eine Nebenempfindung von Verächtlichkeit ansehen."

†) Einer dieser deutschen Jakobiner, der berühmte Reisende und Schriftsteller und Bibliothekar des Kurfürsten Georg Forster sagte am 15. Nov. 1792 in einer Rede: „Es ist wahr, man hat dem Deutschen von Jugend auf eine Abneigung gegen den französischen Nachbar eingeflößt; es ist wahr, ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Temperamente sind verschieden; es ist wahr, als die grausamsten Ungeheuer noch in Frankreich herrschten, da rauchte unser Deutschland auf ihr Geheiß, da ließ ein Marquis de Louvois, dessen Name die Geschichte aufbewahrt, damit die Völker ihm fluchen mögen, die Pfalz in Brand stecken und Ludwig XIV., ein elender Despot, lieh seinen Namen zu diesem verhaßten Befehle. Laßt euch nicht irre führen, Mitbürger, durch die Begebenheiten der Vorzeit; erst vier Jahre alt ist die Freiheit der Franken und seht, schon sind sie ein neues, umgeschaffenes Volk; sie die Ueberwinder unserer Tyrannen, fallen als Brüder in unsere Arme, sie schützen uns, sie geben uns den rührendsten Beweis von Brudertreue, indem sie ihre so theuer erkaufte Freiheit mit uns theilen wollen — und dies ist das erste Jahr der Republik! So kann die Freiheit im Herzen des Menschen wirken, so heiligt sie sich selbst den Tempel, den sie bewohnt! Was waren wir noch vor drei Wochen! Wie hat die wunderbare Verwandlung nur so schnell geschehen können aus bedrückten, ja gemißhandelten, stillschweigenden Knechten eines Priesters, in aufgerichtete, lautredende, freie Bürger, in kühne Freunde der Freiheit und Gleichheit, bereit frei zu leben und zu sterben! Mitbürger! Brüder! die Kraft, die uns so verwandeln konnte, kann auch Franken und Mainzer verschmelzen zu Einem Volke!"

berichtet Hoffmann, der die Einweihungsrede hielt, „mit einem Ball zum Besten der Armen, bei dem Bürger und Bürgerinnen von allen Ständen wie Brüder und Schwestern einträchtiglich umherwandelten und die erhabene Nation segneten, welche Freiheit und Gleichheit verkündete.“ Ferner legte der Klub, der die Stadt regierte, zwei Bücher an, in die sich alle Bürger einzutragen aufgefordert wurden, ein „Buch des Lebens“, das in rothen Saffian gebunden und mit der Freiheitsmütze geziert ward, und ein mit Ketten umwundenes, in schwarzes Papier geheftetes, das die Inschrift „Sklaverei“ trug. Alle Freunde der Bewegung sollten sich natürlich in ersterem einzeichnen.



Ein Nationalgardist auf die Wache ziehend.
(Aus dem Tagebuch von der Einnahme Frankfurt's durch die Neufranken. 1793.)

Unterdessen hatte General Custine seinem Raubzug in's Reich weitere Ausdehnung gegeben. Am 21. Oktober waren der General Neuwinger mit 1500, Oberst Houchard mit 800 Mann aus Mainz aufgebrochen. Houchard hatte bei Kastel den Rhein überschritten und war dann auf der rechten Mainseite auf Frankfurt zu marschirt, wo er am 22. Oktober Morgens 7 Uhr ankam. Vor dem Bockenheimer Thor lagerten seine Truppen, um die Kolonne Neuwinger's zu erwarten, die von Oppenheim her nach Sachsenhausen marschirte und

hier Nachmittags 3 Uhr eintraf. Den Einlaß, den ihm der Magistrat versagen wollte, erzwang sich dieser, indem er seine Kanonen auf das Thor richten ließ. Mit klingendem Spiel zog er dann über die heruntergelassene Brücke, und kaum in der Stadt angekommen, eilte er auf das Rathhaus, um dem Magistrat einen Brief zu übergeben, in dem General Custine eine Kriegsschatzung von 2 Millionen Gulden als Buße dafür verlangte, daß die Stadt angeblich den Emigranten Zuflucht und Unterstützung gewährt habe. Diese Summe sollte nur der reichen und regierenden Bürgerklasse auferlegt werden, getreu seiner Parole: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten.“ Aber die Zünfte und Handwerker setzten dieser „jakobinischen Heuchelei“ die Erklärung entgegen, sie hätten sich über ihre vornehmen Herren bisher nicht zu beklagen gehabt. Die Stadt blieb in den Händen der Franzosen, bis die preußische Armee aus der Champagne zurückkam und mit ihr das tapfere Corps des Landgrafen von Hessen-Kassel, das am 2. Dezember unter Oberbefehl des preußischen Majors von Rüchel durch das Allerheiligen-Thor und das Friedberger Thor mit stürmender Hand in die Stadt eindrang. Houchard zog ab und suchte mit ähnlichen Raubzügen die Klöster in der Wetterau und an der Lahn heim.

Diese Vorgänge kühlten die deutsche Freiheitsbegeisterung auf dem rechten Rheinufer merklich ab. Als Custine, im Begriff einen Streifzug nach der Saline Nauheim zu unternehmen, einen Aufruf an die Hessen erließ zum Abfall von dem Landgrafen, „der nicht zu wissen scheine, daß der Tag des Gerichts gegen alle Tyrannen gekommen sei“, konnte er bald wahrnehmen, daß die Sirenenstimme Frankreichs nicht in allen deutschen Herzen Anklang fand. Wie wenig immer das hessische Volk Ursache hatte, für seinen Landesvater Wilhelm IX. das Leben einzusetzen, so zeigte doch der tapfere Widerstand einiger hessischen Bataillone, daß der Kriegsmuth und Patriotismus noch nicht ganz erloschen war in dieser Zeit der deutschen Schmach.

Bloß in **Mainz** blühte die revolutionäre Propaganda weiter. Wie immer in Zeiten großer politischer Erregung wurde auch damals in allen Wirthshäusern, deren es nicht wenige gab, ein heißer Redestreit ausgefochten; die Räsonneurs hatten eine goldene Zeit, und alle mit der Sprechkrankheit befallenen Individuen, die für Völkerwohl platonisch schwärmten und von Humanitätsdusel überflossen, übten sich in den leidenschaftlichsten Debatten; das Für und Gegen wurde hitzig erörtert und dabei viel Wein vertilgt und nicht selten ganz unparlamentarisch geschimpft. Die Mainzer Klubbisten kopirten natürlich ihr großes Vorbild, den Jakobinerklub zu Paris; leider brachten es die Verhältnisse der kleineren Stadt mit sich, daß diese Nachahmung auf Aeußerlichkeiten und Formalitäten kleinlicher Art beschränkt blieb. Die große Masse des Volkes verstand die wohlgemeinten Absichten der Klubbisten nicht. Eine große Rolle bei den ganzen wunderlichen Vorgängen in Mainz spielten die Frauen, deren Kultus florirte; die Sitten waren lax

und die Moral glänzte oft durch Abwesenheit. Das Wort „unter dem Krummstabe ist gut wohnen" war auch für Mainz ein wohlberechtigtes, wenn man unter dem Wort „gut" nur die materielle Seite versteht; aber das Leben der Gebildeten hatte wenig Inhalt und verflüchtigte sich in Spielereien. An Skandalgeschichten bietet kaum eine Epoche mehr Stoff, als die Klubbistenzeit, so daß Schiller den Forster in den „Xenien" sagen lassen konnte:

„O ich Thor, ich rasender Thor! Und rasend ein Jeder,
Der auf des Weibes Rath horchend den Freiheitsbaum pflanzt."

Der Mainzer Bürger jener Zeit war das folgerichtige Produkt verfaulter Verhältnisse. Der Hof, der Adel, das Militär, und was drum und dran hing, mit ihrer Verschwendung und Ueppigkeit gaben dem Kaufmann und Handwerker zu verdienen und zu arbeiten: ein großer Theil dieses Gewinnes fiel unter der Herrschaft der Klubbisten fort, und darum betrachteten die meisten Einwohner den schwelgenden Hof mit seinen Anhängseln als Ernährer und wollten von dem Jakobinismus nichts wissen. Die Messer- und Gabelfrage hat so oft die Entscheidung gegeben in der Geschichte!

Schon am 6. März 1793 wurde der Klub aufgelöst, ein neuer Klub gelangte zu keiner Blüthe mehr. Am Tage darauf wurde der rheinisch-deutsche Nationalkonvent, der an seine Stelle trat, eröffnet; sein Protokoll ist noch vorhanden. Beschlossen wurde, „den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen zu einem Freistaat umzugestalten, allen Zusammenhang mit dem Deutschen Reich zu lösen und die landesherrlichen Rechte der geistlichen Fürsten von Mainz, Worms und Speier, der Fürsten von Nassau, von Baden, von Salm, von Leiningen, sowie der Grafen, Ritter und Reichsstädte, die jenes Gebiet umschloß, für ewig erloschen zu erklären." Diese „Rheinische Republik" konnte natürlich nicht für sich bestehen, daher am 21. März der Beschluß erfolgte: „daß das rheinisch-deutsche Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle und eine Deputation abgesandt werden solle, um diesen Wunsch dem fränkischen Nationalkonvent vorzutragen." Die Adresse, die von Forster verfaßt, dem Pariser Konvent überbracht ward, enthielt folgenden pathetischen Anfang: „Nicht den Sturz eines einzelnen Tyrannen verkünden wir euch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß der Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen." Forster war zweifelsohne die bedeutendste Erscheinung des Mainzer Klubs, aber so groß er als Gelehrter und Schriftsteller auch sein mochte, seine politische Kurzsichtigkeit streifte sehr nahe an Lächerlichkeit. Er sowohl wie Adam Lux, der mit ihm nach Paris ging, sah die Heimath nicht wieder. Der Letztere blutete noch in demselben Jahre auf der Guillotine, als er seine Bewunderung für Charlotte Corday kund gab, und Georg Forster starb im Januar des folgenden Jahres (1794) am gebrochenen Herzen in Paris, getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen und voll Unwillen über die Greuel, die er vor seinen Augen sich entwickeln sah.

Ganz anders als auf der rechten Rheinseite im deutschen Reich verliefen die Dinge im Süden und Norden der französischen Grenze. Am 23. Sep-

tember hielt der Konvent Gericht über den General Montesquiou, der zu den Unterzeichnern der Petition des Generals Lafayette gehört hatte und der jetzt wehrlos von einer Fluth von Anklagen überfallen, einstimmig zur Absetzung verurtheilt ward. Insbesondere hatte Tallien von ihm gesagt: „In Savoyen wird er nicht eindringen und eure Armee wird er desorganisiren.“ An eben diesem 23. September empfing eben dieser General an der Spitze seines Stabes eine Abordnung der Stadt Chambéry, die ihn einlud, von der Hauptstadt des Herzogthums Savoyen Besitz zu ergreifen; ohne Schwertstreich hatten die Piemontesen vor den Truppen dieses Generals alles Land von den Ufern des Genfer Sees bis zur Isère geräumt; einem Triumphzug glich hier der Einmarsch der Franzosen. Als Montesquiou am 24. vor Chambéry ankam, stand die ganze Gemeindevertetung in Feierkleidern am Thor, um ihm die Schlüssel der Stadt zu übergeben, die Bevölkerung jubelte den Befreiern zu und ein großes Fest, das Offizieren und Mannschaften gegeben ward, besiegelte die Verbrüderung der Savoyarden mit ihren mächtigen Nachbarn.

Ganz ähnlich glückte es dem General Anselme in denselben Tagen in der Grafschaft Nizza. Auch hier zogen die piemontesischen Truppen ohne einen Versuch der Gegenwehr in wilder Eile ab. Am 29. September ergab sich die Stadt Nizza den Franzosen und ein Gleiches thaten alsbald die Festungen Montalban und Villefranche.

Hier also wie in den Rheinlanden des deutschen Reiches hatte die bloße Kunde von dem Erscheinen der Sansculottes gewirkt gleich den Stößen einer überlegenen Naturgewalt. Der Anwendung der Waffen hatte es dort kaum, hier gar nicht bedurft, um ganze Bevölkerungen entweder zu entwaffnen, oder gar mit jubelndem Anschlußdrange zu erfüllen. Eine ganz unerhörte moralische Macht stritt mithin unter der dreifarbigen Fahne: das war nicht länger zu leugnen, das stand fest, trotz aller Greuel, die in ihrem Rücken geschahen und trotz aller Anarchie, die ihr zur Seite ging. Aber für die Frage, was das neue Frankreich militärisch leiste, war damit nicht das Mindeste bewiesen. Für sie kam weder Chambéry noch Nizza, weder Worms noch Mainz, ja nicht einmal Valmy in Betracht. Die erste wirkliche Feuerprobe haben die Waffen der Revolution am 6. November 1792 in der Schlacht bei Jemmapes bestanden.

An der Spitze von drei Armeen, deren stärkste — 40,000 Mann — er unmittelbar unter seinem eigenen Befehle hatte, beschloß General Dumouriez, Belgien zu erobern, und ein einziger heißer Tag führte ihn an's Ziel. In einer jener Stellungen, die man ihrer natürlichen Stärke wegen als uneinnehmbar zu bezeichnen pflegt, erwartete der Herzog Albert von Sachsen-Teschen mit etwa 25,000 Mann Oesterreichern den an Zahl ihm weit überlegenen Feind. Die Hügelkette vor Mons bildet eine Art Amphitheater, das sich — von unten her gesehen — rechts nach dem Dorfe Cuesmes, links nach dem Dorfe Jemmapes abdacht. Das letztere leistete schon durch seine Lage die Dienste einer Bergfeste, welche die eine Flanke deckte. Cuesmes bedurfte der künstlichen Nachhilfe, es war durch

einen dreifachen Stufenbau von Schanzen bewehrt, in denen die ungarischen Grenadiere waren. Die Abhänge in der Mitte waren durch Sümpfe und Gehölz durchschnitten und mit Verhauen gesperrt. Ein Angriff auf diese



Schlacht bei Jemmapes.

in der That furchtbare Stellung war nur auf schmalen Wegen und folglich nur in Kolonnen möglich: die Haltung der Spitzen dieser entschied die Schlacht.

Das französische Heer hatte eine Nacht hinter sich, die zumal jüngeren, unerprobten Truppen ganz außergewöhnliche Proben auferlegte. Elend gekleidet und noch schlechter genährt hatten sie das Gewehr im Arm zwischen lauter Sümpfen bivouakiren müssen und noch nichts genossen, als am Morgen des 6. November 1792 um 7 Uhr der Kanonendonner begann, der den Anfang der Schlacht verkündigte. Gegen die Mittagsstunde hob sich der Nebel, der die Ebene bisher eingehüllt und es erfolgte der mit höchster Ungeduld erwartete Befehl zum Angriff. Unter den Klängen der Marseillaise, die von sämmtlichen Musikkorps gleichzeitig angestimmt ward, stürmten die Franzosen durch die offene Ebene auf die Stellungen des Feindes rechts, links und in der Mitte los.

Auf dem rechten Flügel griff General Beurnonville die Schanzen vor dem Dorfe Cuesmes an. Ein sehr lebhaftes Geschützfeuer begrüßte ihn, aber sein Fußvolk, darunter die Freiwilligen von Paris, hielt tapfer Stand. Dampierre riß sie mit dem Regiment Flandern zu dem Sturme auf die erste Schanzenreihe vorwärts; sie ward genommen, die ungarischen Grenadiere zurückgeschlagen und die österreichische Reiterei zersprengt. Ein neuer Anprall einer Division österreichischer Dragoner ward durch ein vernichtendes Rottenfeuer zurückgewiesen und als nun Dumouriez mit einigen Bataillonen und Schwadronen Verstärkung brachte, genügte ein herzhafter Sturmlauf, der mit lautem Gesang der Marseillaise angetreten ward, um den ganzen Schanzenbau zu nehmen und seine Vertheidiger in wilder Flucht nach Mons zu jagen.

In der Mitte führte die nächste Angriffsstraße mitten durch einen Wald, in dem zahlreiche Schützen im Hinterhalte lagen. Drei französische Bataillone, die hier durchzogen, litten sehr unter dem Musketenfeuer dieser Schützen, während achtzehn andre mehrere Stunden einem verheerenden Geschützfeuer ausgesetzt waren. Dem Vorbrechen mehrerer österreichischer Schwadronen widerstanden diese schon geschwächten Kolonnen nicht: an einer Stelle ward ihre Linie geradezu entzwei gerissen; da war es ein junger Diener des Generals Dumouriez, Namens Baptiste, der, „von Heldengeist befeuert“ sich in das Getümmel stürzte, die Infanterie zum Stehen brachte, sieben Schwadronen Reiterei vorrücken ließ und dadurch das Gefecht wieder herstellte. Aber die Verwirrung hatte sich schon dem linken Flügel des Generals Drouet mitgetheilt; die Mannschaften flohen zwar nicht, aber sie fingen an, durcheinander zu kommen und allerlei Wirbelbewegungen zu machen, als der junge Herzog v. Chartres, damals „General Egalité“, in späteren Tagen König Louis Philipp geheißen, des heftigen Geschützfeuers nicht achtend mitten unter den Wankenden erschien, ihnen mit feurigen Worten zusprach und bald aus den zersplitterten Mannschaften eine dichte Kolonne zusammenbrachte, die er als „Bataillon von Jemmapes“ zum Angriff führte, im Augenblick, da auch der Rest der Linie sich wieder gesammelt und ermannt hatte. Nun wurden die Verhaue in raschem An-

lauf genommen, die leichte Reiterei griff muthig und erfolgreich ein und bald war das Centrum Herr der Höhen. Vom linken Flügel hatte ein Theil das Dorf Jemmapes von vorne erstürmt, ein anderer hatte es im weiten Bogen umgangen und war so in die Flanke der Oesterreicher gekommen; diese, zu gleicher Zeit auf beiden Flügeln und in der Front geschlagen, flüchteten in vollständiger Auflösung nach Mons, mehr als 400 ertranken in dem Flusse Hêm.

Am 7. November zog Dumouriez in Mons ein, von dem Klub der dortigen „Verfassungsfreunde" jubelnd begrüßt; am 14. hielt er in Brüssel seinen Einzug und ganz Belgien lag zu den Füßen der Franzosen.

So schien es denn, als das denkwürdige Jahr 1792 zu Ende ging, als wäre der vermessene Glaube der Gironde an die militärische und moralische Unbesiegbarkeit republikanischer Waffen doch kein leerer Wahn gewesen. Ein Krieg, der mit beispiellosem Leichtsinn unternommen und auf dem Schlachtfelde mit Schimpf und Schande eröffnet worden war, hatte schließlich mit glänzenden Erfolgen auf der ganzen Linie geendet. Eine Armee, in der einer aus den Fugen gegangenen Linie Bataillone der zuchtlosesten Blousenmänner zur Seite gegeben waren, hatte im September der tapfersten und geschultesten Infanterie der Welt, den Preußen, bei Valmy Trotz geboten und sie zum Rückzug gezwungen, in demselben Monat den gleichfalls tapferen Piemontesen das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza entrissen, im Oktober Speier, Worms, Mainz genommen und Frankfurt gebrandschatzt, im November aber durch eine einzige glänzende Waffenthat das lang begehrte Belgien erobert—fürwahr, das war in etwas über sechs Wochen mehr als genug, um dem Selbstgefühl des jungen Frankreich gefährlich zu werden!

Am 24. November 1792 kam im Konvent infolge des einmüthigen Verlangens der Bewohner Savoyens in den französischen Staatsverband aufgenommen zu werden, die Frage zur Verhandlung: „Ist es Frankreich durch sein politisches Interesse gestattet, sich zu vergrößern?" Bischof Grégoire hielt eine längere Rede, worin er unter dem dröhnenden Beifall der Versammlung u. a. sagte: „In ungemessener Vergrößerung würde für Frankreich ein Element des Verfalls liegen und ein unheilvolles Wachsthum würde seinen Sturz vorbereiten. Frankreich ist ein Ganzes, es genügt sich selbst, denn überall hat ihm die Natur Grenzen angewiesen, die es der Pflicht der Vergrößerung überheben, so daß unsere Interessen im Einklang sind mit unseren Grundsätzen. Wenn unsere Heere in ein Land eindringen, sind sie zufrieden damit, die Fesseln unterdrückter Völker zerbrochen zu haben, sie lassen ihnen voll und ganz das Recht, über die Wahl ihrer Verfassung zu entscheiden; sie werden in uns stets eine brüderliche Stütze finden, wenn sie nur darauf nicht bestehen, ihre Tyrannen durch neue Tyrannen zu ersetzen. Wenn mein Nachbar sich Schlangen hält, so habe ich das Recht, sie zu erwürgen, damit ich nicht ihr Opfer werde. Die Franzosen

verstehen sich nicht auf den Schacher mit Grundsätzen; wir haben es geschworen: keine Eroberungen und keine Könige! Wenn aber Völker, die ein Landgebiet bewohnen, das in das unsere eingeschlossen ist oder innerhalb der französischen Republik von der Natur gezogener Grenzlinien liegt, die staatliche Vereinigung wünschen, sollen wir sie aufnehmen? Ja, ohne Zweifel. Als wir auf das Räuberhandwerk der Eroberungen verzichteten, haben wir keineswegs erklärt, daß wir von uns zurückstoßen würden Leute, die uns verwandt sind durch den Einklang der Grundsätze und der Interessen und die in freier Wahl wünschten, sich mit uns zu verbrüdern. In solcher Lage sind die Savoyarden..... die Uebereinstimmung der Sitten und der Sprache..... alle physischen, moralischen, politischen Beziehungen sprechen für ihren Anschluß. Vergebens hat man Savoyen mit Piemont verknüpfen wollen; die Alpen hören nicht auf, es in das Weichbild Frankreichs hineinzustoßen und es wäre den Gesetzen der Natur entgegen, wenn beider Regierung nicht dieselbe wäre."

Auf Grund solcher Erwägungen wurde dann noch in derselben Sitzung beschlossen: Savoyen wird vorläufig ein 84. Departement bilden unter dem Namen „Departement des Mont-Blanc"; die Urwählerversammlungen werden unverzüglich zusammentreten, um die Abgeordneten zum Konvent zu ernennen; Savoyen wird deren 10 absenden; 4 Kommissäre werden in das Departement des Mont-Blanc abgehen, um seine vorläufige Organisation in die Hand zu nehmen. Mit heiliger Scheu, kann man sagen, hatte die konstituirende Nationalversammlung im Mai 1790 sich gegen Angriffs- und Eroberungskriege irgend welcher Art verwahrt. Das Gelübde, das sie damals ablegte, wurde auch in der Verfassung vom 3. September 1791 verewigt und daß es gehalten werden würde, schien um so weniger zweifelhaft, als, außer Mirabeau, Jedermann glaubte, die frevle Lust am Friedensbruch und Länderraub sei die ausschließliche Erbsünde gekrönter Despoten, aber ganz undenkbar bei dem freien Parlament eines freien Volks. Aber schon am 20. April 1792 war Verfassung und Gelübde gebrochen: der Krieg, den die Legislative an diesem Tage erklärte, war ein Angriffskrieg, so gewiß als es jemals einen gegeben hat und die Sophisterei, die aufgeboten wurde, um eine Nothlage zu erdichten, die einen andern Ausweg als diesen nicht gelassen habe, war noch in der Sitzung selbst so schlagend widerlegt worden, daß die Mehrheit die Redner niederschreien mußte, denen sie nicht antworten konnte. Daß mit dem Beschluß vom 24. November 1792 auch die Bahn der Eroberung betreten sei, hatte Grégoire unter dem Beifall der Versammlung mit Entschiedenheit in Abrede gestellt, aber doch nicht für die ganze Versammlung voll überzeugend dargethan; denn als auf seinen Bericht die Aufnahme Savoyens beschlossen worden war, forderte Buzot, daß das Dekret der Genehmigung des französischen Volkes unterworfen werden sollte; Danton unterstützte den Antrag und von sehr vielen Bänken vernahm man den Ruf: „Keine Eroberungen!" Die, die so riefen,

waren offenbar der Thatsache eingedenk, daß der freiwilligen Anschlußbewegung der Savoyarden immerhin ein bewaffneter Einmarsch der Franzosen vorangegangen war. Von all solcher Aengstlichkeit, von allen Zweifeln und Gewissensbedenken solcher Art war die Versammlung geheilt, als ihr am 14. Dezember der Finanzminister Cambon Bericht erstattete über die Erfahrungen, die Frankreich mit der Anwendung dieser Grundsätze gemacht habe, und über die gründliche Abänderung derselben, die zur Nothwendigkeit geworden sei.

Was er vortrug, hatten drei Ausschüsse reiflich erwogen; sie waren ausgegangen von der Frage: welches ist der Zweck des Krieges, den die französische Republik unternommen hat? „Das ist ohne Zweifel die Vernichtung aller Vorrechte. Krieg den Schlössern, Friede den Hütten. Demgemäß sind die Grundsätze, die bei der Kriegserklärung aufgestellt wurden: „Alles, was bevorrechtet, Alles, was Tyrann ist, muß als Feind behandelt werden in den Ländern, in die wir eindringen."

Dieser Grundsatz war in keinem Dekret, in keinem amtlichen Aktenstück bisher ausgesprochen worden und konnte das auch gar nicht sein, so lange Frankreich nur einen Krieg der Nothwehr, der Selbstvertheidigung zu führen behauptete. Wer ihn jetzt ganz willkürlich aufstellte, that den Schritt über die Linie, jenseits deren der Angriffs- und Eroberungskrieg begann, einerlei, ob man sich dessen bewußt war oder nicht.

„Wie war nun", fragte Cambon, „bisher unser Verfahren? Die Generale, die in Feindesland eindrangen, fanden dort die Tyrannen und ihre Schergen vor; unser Muth schlug beide in die Flucht; wir sind in die Städte eingezogen als Triumphatoren und als Brüder. Wir haben zu den Völkern gesagt: ‚Ihr seid frei!', aber mit Worten haben wir uns begnügt." Die Generale wußten nicht, was sie machen sollten, und der Konvent hüllte sich in Schweigen. Montesquiou schickte eine Denkschrift ein, die nicht beantwortet wurde. Custine fragte, ob er die Feudalrechte, die Zehnten, die Privilegien in Deutschland bestehen lassen sollte und Kontributionen ausschreiben dürfte? Auch er blieb ohne Bescheid; da half er sich selbst und erhob die Brandschatzungen, aus denen ihm viele ein Verbrechen gemacht haben. Dumouriez aber hat in Belgien Alles beim Alten gelassen und nur Adressen an die Völker gerichtet. „Er hat Alles geschont, Edelleute, Vorrechte, Frohnen, Feudalität u. s. w. Alles ist auf dem alten Fuß; alle Vorrechte regieren noch diese Lande, und das Volk ist nichts; wir haben ihm versprochen, es glücklich zu machen, es von seinen Unterdrückern zu befreien, aber wir haben das nur mit Redensarten gethan. Das Volk, von Priester- und Adelsherrschaft geknechtet, hat nicht die Kraft gehabt, seine Fesseln selber zu zerbrechen, und wir haben nichts gethan, um ihm beim Abstreifen derselben zu helfen."

„Dies Alles muß anders werden, wir müssen uns zur revolutionären Macht erklären, und zwar ganz offen, ohne Umschweife und ohne Vorbehalt.

Die Tyrannen kennen uns doch; sie erwarten es gar nicht anders. Wo wir in Feindesland eindringen, läuten wir die Sturmglocke (Beifall). Läuteten wir sie nicht, sprächen wir nicht feierlich die Absetzung der Tyrannen und Privilegirten aus, so würde das an Ketten gewöhnte Volk nicht wagen, sich zu erheben, wir hätten ihm nur Worte und keinen Beistand geboten." Ueberall Sturz der alten Obrigkeiten und Berufung der Sansculottes zur Regierung, sonst ist Alles vergebens. Dies ist nöthig zur Befreiung fremder Völker. Der Befreier selbst darf sich aber nicht vergessen. „Welches muß beim Eintritt in ein Land unsere erste Sorge sein? Als Pfand für die Erstattung der Kriegskosten die Güter unserer Feinde in Besitz zu nehmen; wir müssen demgemäß unter die Obhut der Nation stellen die beweglichen und unbeweglichen Güter des Fiskus, der Fürsten, ihrer Gönner, ihrer Anhänger, ihrer Mitschuldigen, ihrer freiwilligen Trabanten, der weltlichen und geistlichen Gemeinschaften, aller Genossen der Tyrannei." Die Verwaltung all dieser Güter soll den vom Volk selbst gewählten Beamten übertragen werden. „Wir nehmen nichts, wir heben Alles auf für die Kosten des Krieges." Dies Volk aber, dem die Souveränetät zurückgegeben wird, muß zunächst von allen Feinden der Republik gesäubert und durch besondere Kommissäre des Konvents über seinen wahren Vortheil aufgeklärt werden.

Wie alle Privilegien und Obrigkeiten, so werden auch im Augenblick der „Befreiung" alle bestehenden Abgaben abgeschafft. Demgemäß werden die befreiten Völker keine öffentlichen Einkünfte haben und sich nur an ihre Befreier halten. Was diese nun thun werden, müssen wir wieder mit Cambon's eigenen Worten angeben; sie enthüllen, was sie verhüllen sollen: das Geldgeschäft, das Frankreich bei diesem Verfahren vor hat. Er sagt: „Der Finanzausschuß glaubt, daß man allen Völkern, die frei sein wollen, den Staatsschatz öffnen muß. Welches sind nun unsere Schätze? Unsere Güter in Grund und Boden, die wir in Assignaten realisirt haben. Demgemäß werden wir, beim Eintritt in ein Land, indem wir seine Steuern abschaffen und ihm einen Theil unserer Schätze zur Erringung seiner Freiheit darreichen, zugleich unser revolutionäres Geld anbieten (Beifall), dies Geld wird das seine werden; wir werden dann nicht mit schweren Kosten baare Münze kaufen müssen, um im Lande selbst Kleider und Lebensmittel zu finden; ein und dasselbe Interesse wird die beiden Völker zur Bekämpfung der Tyrannei verbinden. Wir werden von da ab unsere eigene Macht vermehren, weil wir einen Abflußweg haben, um die Masse der in Frankreich umlaufenden Assignaten zu vermindern, und das Unterpfand, welches die unter Obhut der Republik gestellten Güter liefern, wird den Kredit eben dieser Assignaten heben!"

So lautete die Empfehlung eines Dekretes, wie es noch von keiner parlamentarischen Versammlung beschlossen worden war; es enthielt eine Fehdeerklärung wider das gesammte alte Europa,

eine Aechtung alles Bestehenden, die **Ankündigung eines Krieges der Vernichtung** und des **Umsturzes ohne Gnade und Erbarmen**.

Die drei ersten Artikel des Dekrets sagten: „In den Ländern, welche von den Armeen der französischen Republik besetzt sind oder künftig besetzt werden, sollen die Generale auf der Stelle im Namen der französischen Nation verordnen: die Abschaffung der bestehenden Steuern oder Abgaben, des Zehnten, der festen oder nicht festen Feudalrechte, des Adels und überhaupt aller Vorrechte. Sie werden dem Volk erklären, daß sie ihm Frieden, Beistand, Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit bringen. Sie werden die Souveränetät des Volkes und die Unterdrückung aller bestehenden Obrigkeiten ausrufen; sie werden alsbald das Volk in Ur- oder Gemeindeversammlungen zusammentreten lassen, um eine vorläufige Verwaltung zu schaffen und zu organisiren; sie werden in der Sprache oder Mundart des Landes in jeder Gemeinde die beiliegende Proklamation veröffentlichen, anschlagen und vollstrecken lassen. Alle Agenten und Beamten der alten Regierung, ebenso wie alle Individuen, die bisher für adelig galten oder Mitglieder von bisher bevorrechtigten Körperschaften waren, werden, jedoch nur für die erstmalige Wahl, für die Aemter in der vorläufigen Verwaltung und Rechtspflege nicht wählbar sein.“ Die sechs folgenden Artikel behandelten, dem Bericht entsprechend, die Pfandnahme und anderweitige Verwaltung alles öffentlichen Eigenthums und die Thätigkeit der Kommissäre der Republik, von denen ein Theil, durch den Konvent und aus dem Konvent ernannt, mit den gewählten Behörden des souveränen Volks „fraternisiren“, von denen ein anderer, durch den Vollziehungsausschuß ernannt, im Einvernehmen mit diesen Behörden für die Verpflegung und Bekleidung der Armeen der Republik und für Bezahlung der Kosten ihres Aufenthalts im Lande thätig sein sollten.

Der Aufruf aber fing mit den Worten an: „Brüder und Freunde, wir haben die **Freiheit** erobert und werden sie aufrecht erhalten; dafür bürgen unsere Eintracht und unsere Kraft. Wir sind erbötig, Euch dieses unschätzbare Gut genießen zu lassen, das Euch stets gehört hat und das Eure Unterdrücker Euch ohne Verbrechen nicht rauben konnten. Wir sind gekommen, um Eure Tyrannen zu vertreiben; sie sind geflohen; zeigt Euch als freie Männer, und wir schützen Euch vor ihrer Rache, ihren Umtrieben und ihrer Rückkehr!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Prozeß des Königs. — Die Rechtsfrage. — Umkehr der Gironde. — Das Verhör. — Niederlage der Gironde. — Ludwig's XVI. Hinrichtung.

„Was soll aus dem König werden?" Diese große Frage beschäftigte den Konvent neben den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze. Die Monarchie war zwar abgeschafft, die Republik eingeführt, aber so lange der König am Leben war, konnte immer wieder eine Herstellung des Thrones versucht werden. „Der König ist der Mittelpunkt aller einheimischen und aller auswärtigen Verschwörungen gegen die Revolution," wurde fort und fort geltend gemacht; „er schürt den Emigrantenkrieg im Land und die Invasion von Außen." Das ganze Dichten und Trachten der Häupter der Bergpartei war daher auf die Beseitigung Ludwigs XVI. durch den Tod gerichtet. Aber wie sollte man zu diesem Ziel gelangen? Bei Abschaffung des Königthums konnte man sich auf einen Satz in der Verfassungsurkunde berufen; denn in der ersten Sektion des zweiten Kapitels der in 1791 angenommenen Verfassung hieß es: „Wenn der König sich an die Spitze eines Heeres stellt und dessen Streitkraft gegen die Nation wendet, oder wenn er sich nicht durch einen förmlichen Akt einer solchen, in seinem Namen erfolgenden Unternehmung widersetzt, so wird er angesehen werden wie Einer, der dem Königthum entsagt hat." Das war somit in Beziehung auf Ludwig XVI. in Erfüllung gegangen. Aber hieß es dann in Bezug auf die rechtliche Stellung, in die der ehemalige König nun eintrat: „Nach der ausdrücklichen oder gesetzlichen Abdankung wird der König der Klasse der Bürger angehören und wird für Handlungen, die später fallen als seine Abdankung, wie sie angeklagt und gerichtet werden können." Hiernach war Ludwig XVI. nur für Handlungen nach dem 10. August, d. h. da er seitdem ein Gefangener war, überhaupt nicht richtbar: er konnte wegen keiner einzigen Handlung vor der Stunde seiner Abdankung belangt werden. Für Alles, was Ludwig als unumschränkter König gethan, hatte er am 14. November 1791, nachdem er die Verfassung angenommen, unbedingte Amnestie erhalten; für jede spätere Regierungshandlung waren, wie in jedem Verfassungsstaat, seine Minister verantwortlich. Kurz, ohne förmlichen Bruch der Verfassung, ohne schreiende Verletzung ihrer klarsten und unzweideutigsten Bestimmungen konnte Ludwig XVI. nicht belangt, nicht gerichtet werden. Jeder Prozeß, der mit ihm angestellt ward, war ein Justizmord und konnte nichts Anderes sein. Konnte man also Ludwig XVI. weder als König noch als Bürger richten und wollte ihn dennoch nicht als

friedlichen Bürger leben lassen, so blieb nichts Anderes übrig, als ihn entweder zu verbannen oder ihn todtzuschlagen im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Letzteres verlangten die Jakobiner.

Zu ihrer großen Freude brauchte die Anregung zum Gerichtsverfahren gegen den König nicht von ihnen auszugehen. Die Gironde kam ihnen zuvor. Am 6. November erstattete nämlich ein Mitglied derselben, Valazé, im Konvent in einer schwülstigen Rede Bericht über die Verbrechen, welche Ludwig XVI. während seiner ganzen Regierung begangen haben sollte. Am folgenden Tage beleuchtete ein Mann der Mitte, Abg. Mailhe, die Rechtsfrage: „Ist der König richtbar wegen der Verbrechen, die er auf dem konstitutionellen Thron begangen haben soll?“ Er fand, daß die von der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit in einem republikanischen Staate keine Geltung mehr habe, daß mithin Ludwig, weil er heimlich fremde Horden zu seiner Hilfe in's Land gerufen und dadurch das Leben so vieler Bürger geopfert, wie ein gewöhnlicher Landesverräther zu richten sei, sowie daß die Vertreter des souveränen Volkes, welches die Republik eingeführt habe, nach dem Recht der Natur das höchste Tribunal seien, vor dessem Richterspruch jede Berufung wegfalle. Denn da der Konvent die Gewalt und Hoheit der souveränen Nation vorstelle, so bedürfe sein Urtheil keiner weitern Bestätigung. Das Recht der Nation, den König zu richten, fließe aus der Natur des Gesellschaftsvertrages, kraft dessen er die Herrschaft erlangt und den er gebrochen habe. Es war ganz im Sinn der Politik der Propaganda, die man bereits eingeschlagen, wenn der Redner ausrief, daß alle Völker ihre Blicke auf den Konvent gerichtet hätten, um von ihm zu erfahren, „ob der, der ursprünglich berufen war, die Gesetze zu vollstrecken, sich jemals unabhängig machen konnte von denen, welche die Gesetze gemacht haben; ob die königliche Unverletzlichkeit das Recht gibt, ungestraft die Bürger und die Gesellschaft zu erwürgen; ob ein Monarch ein Gott ist, dessen strafende Hand man segnen, oder ein Mensch, dessen Verbrechen man strafen muß.“ Er meinte, das Beispiel Frankreichs werde in ganz Europa Nachahmung finden und den Sturz aller Könige und Fürsten herbeiführen.

Diesen Geist athmeten die meisten Reden, die nun während des November über diese Frage unter wachsender Aufregung und Heftigkeit gehalten wurden. Nur wenige, wie Morisson und Fauchet, hatten den Muth, allerdings unter unaufhörlicher Betheuerung ihres Abscheus vor den Verbrechen des Königs, offen einzugestehen: richtbar ist er nicht, denn es gibt kein Gesetz, nach dem wir ihn richten und strafen könnten. Die Jakobiner freilich wollten von einem Prozeß des Königs nichts wissen; sie hielten ein Gerichtsverfahren für ungehörig und überflüssig und empfahlen die Todesstrafe „als eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt, als einen Akt der nationalen Verfassung.“ Am offensten schlug dieß ein blutjunger Abgeordneter der Bergpartei in seiner Erstlingsrede vor. Es erschien nämlich am 13. November auf der Rednerbühne ein hochaufgeschossener Jüngling, dessen ganzes Aeußere die seltsamsten Kontraste zeigte. Mit der Schlankheit des Wuchses stand die auffallende Steifheit aller Glieder im Widerspruch; aus den blauen, von dichten Brauen

beschatteten Augen loderte Geist und Feuer, aber dort, wo sonst bedeutende Köpfe eine mehr oder weniger gewölbte Stirn haben, zeigte dieser ein ganz flaches Dach, das fast an einen Idioten gemahnte; mit der modischen Eleganz des Anzugs stimmte nicht die ungeheure Kravatte, welche fast den ganzen Hals bedeckte, am allerwenigsten aber mit der mädchenhaften Weichheit der Gesichtszüge der geradezu entsetzliche Inhalt seiner Worte.

Der Abgeordnete Antoine Louis Léon Florette de St. Just (geb. 25. August 1769) war etwas über 23 Jahre alt, als er eine Mordrede wider den König hielt, die aus so jugendlichem Munde einen unwiderstehlich lächerlichen Eindruck gemacht haben würde, wäre sie nicht im Ton eines Fanatismus vorgetragen worden, der so manchem der Hörer das Blut in den Adern erstarren machte. Morisson hatte geschlossen mit den Worten: „Ludwig XVI. kann jetzt nur noch unter dem Schwerte des Gesetzes fallen; das Gesetz spricht mit Bezug auf ihn nichts aus, folglich können wir ihn nicht richten.“ Unmittelbar nach ihm begann St. Just: „Ich will beweisen, daß der König gerichtet werden kann, daß die Meinung Morissons, der die Unverletzlichkeit festhält, so falsch ist wie die des Ausschusses, der ihn als Bürger richten will, und daß er gerichtet werden muß nach Grundsätzen, die weder mit der einen noch mit der andern etwas zu schaffen haben. Ich sage, der König muß als Feind gerichtet werden; wir haben ihn weniger zu richten, als zu bekämpfen und da er in dem Vertrage, der die Franzosen einigt, keine Stelle hat, so sind die Formen des Verfahrens nicht dem bürgerlichen Gesetz, sondern dem Völkerrechte zu entnehmen. Aus Mangel an Unterscheidung ist man in Formen ohne Grundsätze verfallen, die zur Straflosigkeit des Königs führen, die Augen zu lange an ihn fesseln oder auf seine Verurtheilung einen Flecken maßloser Strenge werfen würden. Oft habe ich bemerkt, daß falsche Maßnahmen der Vorsicht, Zögerungen und Ueberlegungen hier zu wirklichen Mißgriffen geführt haben, und nächst dem einer Hinausschiebung des Beginns unserer Gesetzgebung, wäre das Unheilvollste das des Temporisirens mit dem König. Eines Tages wird die Menschheit, wenn sie von unseren Vorurtheilen so weit entfernt ist wie wir von denen der Vandalen, erstaunen über die Barbarei eines Jahrhunderts, wo man sich ein Gewissen daraus machte, einen Tyrannen zu richten, wo das Volk, das einen Tyrannen zu richten hatte, ihn erst zum Rang eines Bürgers erhob, ehe es seine Verbrechen prüfte. Man wird erstaunen darüber, daß man im achtzehnten Jahrhundert weniger vorgeschritten war, als zur Zeit Cäsars: der Tyrann wurde geschlachtet mitten im versammelten Senat, ohne andere Förmlichkeiten als 22 Dolchstiche, ohne andere Gesetze als die Freiheit Roms. Und heute scheut man sich, einem Mann den Prozeß zu machen, der der Mörder eines Volks, der ergriffen worden ist auf frischer That, die Hand im Blut, die Hand im Verbrechen! Menschen, die der gerechten Züchtigung eines Königs irgend welches Gewicht beilegen, werden niemals eine Republik gründen. Bei uns ist die Feinheit des Geistes und der Charaktere ein großes Hinderniß der Freiheit. Man verblümt alle Irrthümer und meist ist die Wahrheit nichts als die Verführung unseres Ge-

schmacks. — In einer andern Zeit würde manche edle Seele sagen, einem König muß der Prozeß gemacht werden, nicht wegen der Verbrechen seiner Verwaltung, sondern wegen des Frevels, daß er überhaupt König war: denn diese Anmaßung kann nichts auf der Welt rechtfertigen; und mit welchen Selbsttäuschungen, mit welchen Gewohnheitslügen sich das Königthum verkleiden mag, es bleibt ein ewiges Verbrechen, gegen das jeder Mensch das Recht hat sich zu erheben und zu bewaffnen; es ist eines jener Attentate, die selbst die Verblendung eines ganzen Volkes nicht rechtfertigen kann. Solch ein Volk begeht durch das Beispiel, das es gegeben hat, ein Verbrechen gegen die Natur. Von ihr haben alle Menschen die geheime Sendung, die Gewaltherrschaft auszurotten in jedem Lande. Man kann nicht herrschen und dabei schuldfrei sein, der Aberwitz ist zu offenbar. Jeder König ist Rebell und Usurpator. — So eilt denn, den König zu richten, denn jeder Bürger hat auf ihn dasselbe Recht, wie Brutus auf Cäsar." Der Eindruck dieser Rede, von der wir nur die Hauptsätze wiedergeben konnten, war ein ganz außerordentlicher. Sie sagte kurz und gut: Schlagen wir den König todt, ohne Prozeß, ohne Verhör, Untersuchung und Aburtheilung; er hätte den Tod verdient, auch wenn er gar nichts Besonderes begangen hätte, allein dadurch, daß er König war. Und der blutjunge Mensch, der das sagte, ohne eine Miene zu verziehen, ohne im Tonfall der Stimme die geringste Gemüthsbewegung zu verrathen, machte den Eindruck, als ob ihm mindestens ein kaltblütiger Mordbefehl, wenn nicht die eigenhändige Mordthat selber zuzutrauen wäre. Die Gironde hörte in eisigem Schweigen einer Rede zu, deren Sätze, in langsamem Orakelton vorgetragen, niederfielen wie das schwere Messer der Guillotine. Die Bergpartei aber, insbesondere ihr junger Nachwuchs, brach in unbändigen Jubel aus und die Presse*) trug diesen Jubel hinaus in die Massen. Das zündende Wort war gefallen, um allen Rechtsfragen, allen Gewissensbedenken, allem Zank der Schriftgelehrten Schweigen zu gebieten.



Saint Just.

*) In seiner 16. Nummer rief der Républicain: „Ein Wort — ein einziges Wort über die Könige. Es wird den Völkern zur Warnung dienen, die deren noch besitzen. On ne peut régner innocemment (Man kann nicht herrschen und dabei schuldfrei sein). Du, Saint Just, warst's, der diese große und ewige Wahrheit so schlichtweg ausgesprochen hat! Du warst's, der sie nicht minder kraftvoll nachgewiesen hat auf der Tribüne des Nationalkonvents. Alle die, welche einen richtigen und klaren Begriff von der wichtigen Frage des Urtheils über den ehemaligen König der Franzosen gewinnen wollen, laden wir ein, die Rede von Saint Just über diesen Gegenstand zu lesen; sie werden darin Kraft der Beweisführung, tiefe Einsichten und jene Gesetzgeberphilosophie antreffen, die denjenigen so nöthig ist, welche den Gesellschaftsvertrag einer großen Nation abfassen sollen. Auch unsere Brüder die Apostel der Freiheit und des Aufstandes der Völker gegen die Tyrannei laden wir ein, in ihren Blättern überall und in großen Schriftzügen bekannt zu machen: On ne peut régner innocemment."

Nachdruck gab diesen Worten Saint Just's sein Freund und Idol Robespierre. In einer gewaltigen Rede am 3. Dezember führte er, als die Gironde direkt verlangte, daß Ludwig in Anklagezustand versetzt werde, die Nothwendigkeit der Hinrichtung des Königs aus. „Was mich angeht, so verabscheue ich die Todesstrafe, die durch eure Gesetze verschwendet wird und für Ludwig habe ich weder Liebe noch Haß: nur seine Missethaten hasse ich. Die Abschaffung der Todesstrafe habe ich von der Versammlung verlangt, welche ihr noch jetzt die „Verfassunggebende“ nennt und meine Schuld ist es nicht, wenn derselben die ersten Grundsätze der Vernunft als moralische und politische Ketzereien erschienen sind. Aber ihr, die ihr sie niemals anrieft für Unglückliche, deren Vergehen viel mehr die der Regierung als ihre eigenen sind, durch welches Verhängniß laßt ihr euch verleiten, ihrer nur zu Gunsten des größten aller Verbrecher zu gedenken? Eine Ausnahme von der Todesstrafe verlangt ihr für den, der allein sie rechtfertigen kann. Gegen gewöhnliche Verbrechen wird sie von der öffentlichen Sicherheit niemals gefordert, weil die Gesellschaft immer andre Mittel hat, den Strafbaren unschädlich zu machen. Aber ein entthronter König im Schoße einer Revolution, die noch weit davon entfernt ist, durch gerechte Gesetze verankert zu sein: ein König, dessen Name allein schon die Geißel des Kriegs auf die erregte Nation heraufbeschwört, dessen Dasein kann weder durch Haft noch Verbannung für das öffentliche Wohl gleichgiltig werden. Mit Schmerz spreche ich die verhängnißvolle Wahrheit aus: es ist besser, daß Ludwig sterbe, als daß 100,000 tugendhafte Bürger umkommen; „Ludwig muß sterben, weil das Vaterland leben muß.“

Darin also, daß der Konvent als der gesetzmäßige Vertreter der Nation das Recht wie die Pflicht habe, den Vertragsbruch mittels Landesverraths durch ein überwältigendes Strafgericht zu ahnden, stimmte weitaus die Mehrheit der Versammlung überein. Während aber der Berg von diesem Standpunkt aus unmittelbar auf ein Blutgericht lossteuerte, wollte die Gironde, theils aus Scheu vor einem solchen Gewaltakt, theils aus Rücksicht auf das Urtheil der Welt, theils um sich den Schein einer heuchlerischen Humanität und zugleich die Möglichkeit eines anständigen Friedens mit dem Ausland zu bewahren, durch das Schaugepränge eines Nationalgerichts den König als Schuldigen erscheinen lassen, ihm aber das Leben erhalten. Er sollte unter dem schwebenden Damoklesschwert „als Geißel zwischen Thron und Schaffot“ das Dasein eines gerichteten Verbrechers fortführen. Zu dem Zweck sollte die Schuld des Verraths durch einen großen Staatsprozeß nachgewiesen, die Vollziehung des Urtheils aber vertagt werden, bis die Nation selbst in Urversammlungen ihren endgültigen Willen kundgegeben hätte. Würde der Konvent den König verurtheilen, so könnte das Volk immer noch die Freisprechung beschließen. Auf diese Weise würde sein Leben gerettet, während bei einer unmittelbaren Freisprechung durch die girondistische Majorität die Gefahr entstehe, daß die Pariser Volksmasse ihn durch einen neuen Aufstand vor ihren Augen ermorde. Denn die Menge von Sturmpetitionen, welche von den Jakobinern in's Werk gesetzt wurden und auf rasche Entschei-

dung drangen, gab Zeugniß von der herrschenden Gährung. Zu der Politik gesellten sich soziale Nothstände, Theuerung, Verkehrsstockung, Zurückhaltung von Lebensmitteln, Geldmangel und Wucher. Alle diese Uebel, sagten die Jakobiner, werden aufhören, wenn das Haupt des Königs gefallen ist; sie werden von den Monarchisten, Kapitalisten und Aristokraten künstlich erzeugt, um die Revolution zu unterdrücken. Infolge dessen flammte die revolutionäre Leidenschaft neu auf. Wieder erschienen auf den Straßen die Volksredner der echten Freiheit; die Schreier der Hallen und die Weiber der brüderlichen Klubs kamen in Bewegung; es gab Zusammenrottungen, Drohungen, einzelne Gewaltthaten. Diese Aufregung wuchs, als während des Prozesses die Absicht der Girondisten, den König zu retten, mehr und mehr zu Tage trat. Sie erkannten eben immer deutlicher, daß sein Tod „den Weltkrieg nach Außen und die Schreckensherrschaft nach Innen" bedeute, daß ihr eigenes Dasein mit dem Leben Ludwigs auf Innigste verknüpft sei, daß nach dem König auch sie dem Schreckensregiment zum Opfer fallen würden. Während sie also noch im November den Haß gegen den Tyrannen geschürt und bewiesen hatten, daß die Nation ein Recht habe, ihn zu richten, verlangten sie anfangs Dezember, daß er zwar vor Gericht gezogen, aber nicht verurtheilt werde.

Am 3. Dezember wurde auf Antrag Pétions beschlossen: „Ludwig XVI. wird gerichtet und zwar durch den Konvent" und am 6. Dezember die Zeiteintheilung für das Gerichtsverfahren selbst in einer Weise festgestellt, die für diese Versammlung gar nicht bezeichnender hätte ausfallen können. Ein Ausschuß von 21 Mitgliedern hat die Anklageschrift gegen „Louis Capet" auszuarbeiten und nächsten Montag den 10. Dezember vorzulegen, noch in derselben Sitzung hat der Konvent diese Anklage zu diskutiren. Schon am Dienstag Morgen 8 Uhr legt der Ausschuß die Reihenfolge der an Louis Capet zu stellenden Fragen vor und danach erscheint Louis Capet vor den Schranken der Versammlung, um die Anklage zu hören und auf die von dem Ausschuß festgestellten Fragen zu antworten, die aber nur durch den Präsidenten an ihn zu richten sind. Abschriften der Fragen und der Anklageschrift werden Louis Capet mitgetheilt und nach zwei Tagen findet seine endgiltige Vernehmung statt. Am Tage nach diesem letzten Erscheinen des Königs fällt der Konvent seinen Spruch durch namentliche Abstimmung; zu diesem Zweck betritt ein Mitglied nach dem andern die Rednerbühne. Man sieht, die Urheber dieses Beschlusses hatten es sehr eilig, zum Schluß zu kommen.

Aus den Aufzeichnungen seines treuen Kammerdieners Cléry, der im Temple bis zu seinem letzten Gange bei Tag und Nacht um ihn war, lernen wir, durch welchen Zufall Ludwig XVI. Kenntniß davon zugekommen ist, daß und wann er vor dem Konvent erscheinen sollte. Durch den hermetischen Verschluß, der den König von der Außenwelt absperrte, drang von Zeitungen und Tagesereignissen nichts hindurch, als was entweder die von der Kommune gestellten Kerkermeister selber hinterbrachten, um ihn bald zu ärgern bald zu ängstigen, oder was Cléry und seine findige Frau ihren Gesprächen abzulauschen und ihrer Wachsamkeit zu hinterziehen wußten. Schon am Abend des

Donnerstag, 6. Dezember, hatte Cléry ermittelt, daß der König am Dienstag vor dem Konvent erscheinen sollte und diese hochwichtige Neuigkeit kurz danach auch dem König unbemerkt mitzutheilen verstanden, sonst hätte dieser vermuthlich erst im Augenblick der Abholung erfahren, daß er verhört werden sollte. So hatte er doch volle vier Tage Zeit, um sich für die Fragen, die er nach den vor seiner Gefangennahme gesammelten Eindrücken mit Sicherheit erwarten konnte, geeignete Antworten zurecht zu legen. Die Versammlung aber, die ihm jede rechtzeitige Benachrichtigung über Tag und Stunde des Verhörs vorenthielt und die dieses letztre auf die Feststellung der Fragen so schnell folgen ließ, daß eine vorherige Mittheilung darüber ganz unmöglich war, hatte ihre Thätigkeit als Gerichtshof in einer Weise eröffnet, die auf irgend welchen guten Willen, Wahrheit zu ermitteln und Recht zu sprechen, schlechterdings nicht schließen ließ. Erwägt man nun, daß die Unbeholfenheit des Königs vor großen Versammlungen, sein Mangel an Geistesgegenwart, seine Schwäche sich verblüffen zu lassen, allgemein bekannt war und daß ihm vor Schluß des ersten Verhörs auch nichts von einem zweiten, endgiltigen Verhör mitgetheilt worden ist, auf das er, wenn er Kenntniß davon hatte, alle die Antworten verschieben konnte, auf die er sich nicht vorbereitet—so erscheint die ganze Veranstaltung dieses ersten Verhörs wie eine Falle, die dem Gefangenen gestellt ward, um ihn zu unbedachten Antworten zu verleiten und dann auf Widersprüchen zwischen früheren und späteren Aussagen festzunageln. Selbst die Gemeindebeamten, welche sich in der unmittelbaren Bewachung der königlichen Familie ablösten, beobachteten bis zur letzten Stunde das strengste Geheimniß über das, was am 11. Dezember mit dem König geschehen sollte, nur durch Cléry wußte dieser von dem Verhör und von der grausamen Absicht der Kommune, ihn danach auch von seiner Familie zu trennen.

Cléry erzählt: „Am 11. Dezember 1792 hörte man von fünf Uhr Morgens an das Dröhnen des Generalmarsches in ganz Paris, gleichzeitig erschien Reiterei und Geschütz im Garten des Temple. Dieser Lärm hätte die königliche Familie grausam erschreckt, wenn sie nicht von dem Grund desselben unterrichtet gewesen wäre: sie that aber dergleichen, als wüßte sie nichts und bat die Dienst habenden Kommissäre um Aufklärung: diese verweigerten die Antwort. Um 9 Uhr stieg der König mit dem Dauphin hinauf, um in dem Zimmer der Prinzessinnen das Frühstück zu nehmen.*) Ihre Majestäten blieben eine Stunde zusammen, aber immer unter den Augen der Wachen. Diese beständige Folter für die königliche Familie, die darin bestand, daß sie sich gar keiner zwanglosen Aussprache, keinem Herzenserguß hingeben konnten, in einem Augenblick, da so viele Sorgen sie bestürmten, war eine der

*) Die königliche Familie bewohnte den großen Thurm des Tempels, welcher vier Stockwerke mit je zwei Zimmern und einem Kabinet hatte. Die Fenster waren mit Gittern versehen, der Zugang mit schweren Thüren verwahrt. Im Erdgeschoß lagerte die Wache, die man aus den revolutionären Sektionen nahm und über welche Santerre die Oberaufsicht hatte. Im ersten Stockwerk wohnte der König mit seinem Sohn, im zweiten die Königin mit ihrer Tochter, im dritten die Prinzessin Elisabeth. Die Gefangenen durften unter Aufsicht im Garten des Temple spazieren gehen; am Tage war der Verkehr zwischen den Stockwerken frei. Nachts wurde die Treppe gesperrt.



Ludwig XVI. im Temple.

grausamsten Erfindungen ihrer Tyrannen und für diese eine Wonne ohne Gleichen. Endlich mußte man sich trennen, der König verließ die Königin, Madame Elisabeth und seine Tochter: ihre Blicke drückten aus, was sie nicht sagen konnten." Dem Dauphin war noch eine Stunde vergönnt bei dem Vater zu verweilen: um 11 Uhr holten ihn zwei Municipale ab, um ihn im Auftrag des Stadtraths zu seiner Mutter zu führen. Um 1 Uhr erschien der Maire Chambon, begleitet von dem Procureur Chaumette und andern Beamten der Kommune, sowie von Santerre, dem Befehlshaber der Nationalgarde und seinen Adjutanten. Der Maire theilte ihm von dem Dekret des 6. Dezember den einen Artikel V mit, welcher das Erscheinen von „Louis Capet" vor dem Konvent zwecks Beantwortung der von dem Präsidenten an ihn zu richtenden Fragen verfügte. Der König sagte: „Capet ist mein Name nicht; es ist der Name eines meiner Vorfahren. Ich hätte gewünscht, mein Herr," fügte er hinzu, „daß die Kommissäre mir meinen Sohn während der zwei Stunden gelassen hätten, die ich damit verbracht habe, auf Sie zu warten; doch ist diese Behandlung nur eine Folge alles dessen, was ich seit 4 Monaten ertragen muß. Ich werde Ihnen folgen, nicht um dem Konvent zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Gewalt in Händen haben."

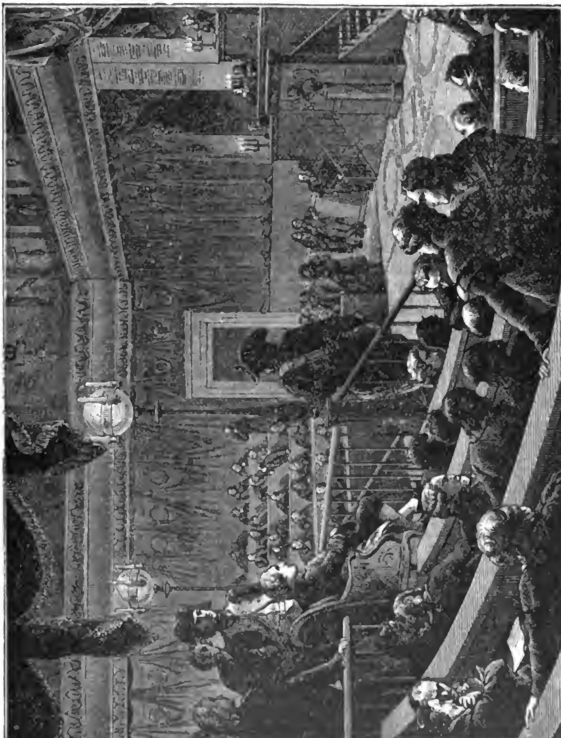


Barère.

Unter tiefer Stille trat der König in den Saal, der struppige Bart, die bleichen eingesunkenen Wangen, die nachlässige Kleidung zeigten, daß man einen Sträfling vor sich habe, dem es im Temple schlecht genug gegangen war. Vorsitzender des Hauses war Barère, ein ehemaliger Konstitutioneller von 1789, der alle Schattierungen der wechselvollen Zeit mit durchgemacht hatte, eben noch Girondist gewesen und jetzt im Begriffe war, zum Berg überzugehen. Sein glänzendes Talent in Schrift und Wort machte ihn allen Parteien werthvoll; für das Geschick, mit dem er nachher alle Blutbefehle des Terrorismus in blumige Reden zu kleiden wußte, hat ihn Burke den „Anakreon der Guillotine" genannt. Auch an diesem Tage hatte es ihm an passenden Worten nicht gefehlt, als er die Versammlung auf das Erscheinen des früheren Königs aufmerksam machte: „Europa sieht auf euch," hatte er gesagt, „die Geschichte verzeichnet eure Gedanken und eure Thaten."

„Ludwig," redete Barère den König an, „die französische Nation klagt Sie an; man wird Ihnen die Darlegung der Vergehen vorlesen, die Ihnen schuld gegeben werden. Sie können sich setzen." Dann folgte die Verlesung.

Im Ganzen befolgte der König eine richtige Methode der Vertheidigung, und vertheidigte sich zutreffend, namentlich wenn eine Frage kam, auf die er sich gefaßt gemacht hatte. Den durchweg perfiden, mehrfach geradezu absurden



Ludwig XVI. vor dem Konvent.

Anklagen gegenüber stellte er sich auf den Rechtsboden, auf dem er sich unangreifbar fühlte: in der Zeit, die der Verfassung vorausging, gab es keine Gesetze, die seiner Verfügung über die Staatsgewalt Schranken setzten; und von

dem Augenblick an, da er die Verfassung angenommen, hatte er erstens die Wohlthat einer ausdrücklichen Amnestie für alles Vergangene gewonnen und zweitens die Verantwortung für alle Regierungsakte verloren: sie war seitdem auf die Minister übergegangen. Ausdrücklich hob er hervor, daß er niemals Bürgerblut habe vergießen wollen, daß auf dem Gastmahl der Gardes du Corps in seiner Gegenwart der dreifarbigen Kokarde nichts zu Leide geschehen sei, daß er auch an „Gegenrevolution" nie gedacht habe. Blos als ihm Fragen über Bestechungen einzelner Mitglieder der Nationalversammlung (wie Mirabeau) vorgelegt wurden, glaubte er sich in seiner Bestürzung durch einfaches Leugnen helfen zu können. Er hätte das jedenfalls nicht gethan, hatte er gewußt, daß man in den Tuilerien den „eisernen Schrank" entdeckt hätte, worin er seine geheime Korrespondenz aufzubewahren pflegte. Sonst schlug er alle Anklagen mit vollkommener Ruhe und kalter Geistesgegenwart, oft mit ein paar Worten nieder, und an keinem Tage seines Lebens hat er seine Fassung besser bewahrt als hier. „In dieser Stunde war er noch am meisten König."

Nach dem Schlusse des Verhörs wurde dem König gestattet, sich einen Rechtsbeistand zu wählen. Er bezeichnete dazu zwei bekannte Advokaten, Target und Tronchet. Der erstere lehnte ab in einem heroischen Schreiben, das unterzeichnet war Target républicain. Der andere aber nahm an und ihm zur Seite trat unverhofft als Freiwilliger der ehemalige Kollege Turgots, der alte hochherzige Malesherbes. Derselbe bat sich in einem Schreiben an den Präsidenten die Ehre aus, „den Mann zu vertheidigen, der sein Herr gewesen war und der ihn zweimal unter seine Räthe berufen, als dies Amt noch von aller Welt umworben war." Tronchet und Malesherbes, beides bejahrte Männer, wählten sich einen jungen begabten Advokaten, de Seze aus Bordeaux, als Hilfsarbeiter und Sprecher.*)

Am 26. Dezember Morgens um 9 Uhr erschien der König mit seinen drei Rechtsbeiständen in der Versammlung, nachdem er am Abend vorher mit fester Hand ein Testament niedergeschrieben, in dem er mit richtigem Gefühl seiner Lage vom Leben Abschied nahm.

De Seze begann alsbald seine meisterhafte Rede. Sie war aus einem bestimmten Gedanken herausgearbeitet und dieser mit juristischer Meisterschaft durchgeführt. Im ersten allgemeinen Theil wird die Unmöglichkeit nachgewiesen, den König zu richten, und dann jede einzelne Anklage Stück für Stück widerlegt. Der Redner verdiente den Ruhm, den er später für seinen Muth geerntet hat; er gab ein überaus männliches Beispiel gegenüber einer Versammlung, die fast durchaus unter dem brutalen Terrorismus der Massen stand, aber die Rede selber war bei all ihrem juristischen Gehalt kalt und trocken

*) Derselbe setzte, nachdem er das massenhafte Urkundenmaterial im Fluge studirt, gleichfalls im Fluge eine Vertheidigungsrede auf, die für immer der Geschichte angehört. Unter dem 55 Seiten füllenden Abdruck derselben liest man nicht ohne Rührung folgende Bemerkung des Verfassers: „Gezwungen, eine so wichtige Vertheidigung in vier Nächten niederzuschreiben, während ich die Tage mit meinen Kollegen auf die Prüfung der zahlreichen Urkunden verwendete, die man uns mitgetheilt hatte, brauche ich nicht darauf hinzuweisen, daß sie die außergewöhnliche Hast wohl verrathen wird, mit der ich sie abfassen mußte; aber ich habe eine heilige Pflicht erfüllen müssen und dabei meinen Eifer, nicht meine Kräfte mitsprechen lassen!"

und, mit Ausnahme einzelner Stellen, ohne Schwung, vor allem viel zu wenig auf den Gemüthszustand derer berechnet, die vielleicht zu einer Freisprechung zu gewinnen waren. An ritterlichem Freimuth allerdings fehlte es dieser Rede nicht. „Bürger," schloß er seinen ersten Theil, „ich will zu euch reden mit der Offenheit eines freien Mannes. Ich suche Richter unter euch und finde nur Ankläger. Ihr wollt ein Urtheil fällen über Ludwig und euer Spruch ist schon fertig. Ludwig soll also der einzige Franzose sein, für den es kein Gesetz und keine schützende Form des Verfahrens giebt? Er soll weder die Rechte des Bürgers, noch die Vorrechte des Königs haben. Er soll weder in seiner früheren, noch in seiner neuen Stellung geachtet werden? Welch unerhörtes, welch unbegreifliches Geschick!"

Auf die Einzelheiten eingehend, verweilte er bei der Haltung des Königs am 10. August. Der Vorwurf, daß er Bürgerblut habe vergießen lassen, war der einzige, den Ludwig XVI. seinen Anklägern nie vergab; de Seze kam darauf besonders zurück. „Der König soll schuld sein an dem Blutvergießen des 10. August und doch ist weltkundig und von Niemandem geleugnet, daß dieser Aufstand, von langer Hand her vorbereitet, seine Agenten, seine Anstifter, sein Kabinet und sein Directorium hatte; doch macht man sich in dem Saal, in dem ich spreche, den Ruhm dieses Tages streitig! Ihr werft ihm das Blutvergießen vor; ihm, der an jenem Tage nur deshalb in die Nationalversammlung gekommen ist, um zu verhindern, daß Blut vergossen werde, ihm, der sein Leben lang nie einen Blutbefehl gegeben, der am 6. Oktober in Versailles seinen eignen Garden verboten hatte, sich zu vertheidigen, der in Varennes sich lieber gefangen gab, als daß er ein einziges Menschenleben in Gefahr gebracht hätte, der am 20. Juni allen angebotenen Beistand ausschlug, um allein in der Mitte des Volks zu bleiben, und der keinen größern Schmerz hat als den, ohne und gegen seinen Willen die traurige Veranlassung der blutigen Katastrophe geworden zu sein. — Habt Ihr kein Mitleid, keine Schonung für einen König, dessen Unglück jetzt schon ohne Grenzen ist? Franzosen, die Revolution, die Euch verjüngt, hat große Tugenden in Euch wachgerufen, aber seht Euch vor, daß sie nicht die eine Tugend in Eurer Seele schwäche, ohne die alle anderen nur Lug und Trug sind, die Menschlichkeit. Hört im Voraus das Urtheil der Geschichte, sie wird sagen: Ludwig hatte mit zwanzig Jahren den Thron bestiegen und mit zwanzig Jahren gab er auf dem Thron das Beispiel der Sittenreinheit; er brachte keinen lasterhaften Hang und keine verderbliche Leidenschaft mit; er war sparsam, gerecht, streng und zeigte sich ohne Unterlaß als ein Freund des Volks. Das Volk wollte die Aufhebung einer unheilvollen Auflage und er hob sie auf; das Volk verlangte Aufhebung der Leibeigenschaft und er schaffte sie ab auf seinen Domänen; das Volk verlangte Reformen und Freiheit, er gab sie ihm und kam ihm mit seinen Opfern entgegen. Bürger, ich vollende nicht — ich bleibe stehen vor dem Urtheile der Geschichte; denkt daran, daß sie Euer Gericht richten und daß ihr Urtheil das der Jahrhunderte sein wird."

Man sieht, dem Manne fehlte es weder an rednerischer Kraft, die damals nicht selten war, noch an jenem Muthe der Wahrheit, den sehr wenige hatten.

Aber der Grundzug seiner Vertheidigung war verfehlt. Wie zutreffend der juristische Theil auch für einen graden Rechtssinn war, wie warm er auch sich an das Herz der Richter wendete, die eigentliche schwache Stelle der Versammlung lag auf dem politischen Gebiete, das er gar nicht berührte. Er mußte sich an die Staatsmänner wenden, die ehrlich glaubten, der Weg zur Freiheit führe über die Leiche des Königs, mußte denen, die meinten, sie wählten zwischen zwei Uebeln das kleinere, zeigen, daß sie in Wahrheit das größere wählten, die Schwankenden, die Unklaren an den Abgrund führen, dem sie arglos zueilten, und das hatte er ganz versäumt.

Am Tage darauf begann die eigentliche Debatte. Sie drehte sich nicht mehr um die Schuld des Königs und nicht mehr um das Recht der Versammlung, zu richten, beides nahm man als ausgemacht an, sondern mehr um die Berufung an das Volk, welche von der Gironde verlangt, vom Berg bekämpft wurde. Diesen Verhandlungen gehörten die letzten Tage des Dezember an.

In den Debatten des 27. Dezember haben zwei Redner am bedeutendsten gesprochen: von Seite des Bergs St. Just, der in der starren unerbittlichen Weise Robespierre's nüchtern und kalt geltend machte: den König jetzt freisprechen, hieße uns selber verurtheilen, eine Berufung an das Volk aber hieße die Monarchie wiederherstellen — und von girondistischer Seite Salles, der nur bei diesem Anlaß mit einer größeren Rede hervorgetreten ist. Er behandelte die Seite der Frage, die de Seze ganz außer Augen gelassen. Prophetisch sagte er die Folgen des Königsmordes voraus. Ein Irrthum sei es, zu glauben, die Republik werde dadurch befestigt werden, aus dem Blute des Königs werde vielmehr das Königthum verjüngt hervorgehen, die Nation aber in einen Krieg mit ganz Europa gestürzt sein; die Verantwortung für solche Entscheidung könne nur Sache des Volks in seiner Gesammtheit sein, deshalb appel au peuple (Berufung an's Volk). Und diese letztere wurde bezeichnenderweise von beiden Seiten als eine Freisprechung des Königs betrachtet; so scharf wußte man sich in Paris von der Stimmung der Departements geschieden. Mit diesen beiden Reden war Alles gesagt, was über den Tod des Königs und seine politischen Folgen zu sagen war.

Der Antrag aber auf „Berufung an das Volk" rief nun die beiden größten Redner des Konvents, Robespierre und Vergniaud, wider einander auf den Kampfplatz und eröffnete zwischen den zwei Parteien, deren eine so antimonarchisch war wie die andere, einen Zweikampf auf Leben und Tod. Seit seinen ersten Sitzungen war der Versammlungssaal des Konvents so ziemlich Tag für Tag der Schauplatz der heftigsten Stürme gewesen, bei deren Bändigung die Stimme, die Glocke und selbst der Hut des Präsidenten in der Regel zu Schanden ward. Ein einziges, mit oder ohne Bedacht gesprochenes Wort genügte oft, um die wildesten Leidenschaften zu entfesseln; da flogen erst Schimpfwörter, Flüche, Verwünschungen gemeinster Sorte vom „Berg" nach der „Ebene" herunter, dann standen ganze Schaaren von Abgeordneten auf, um mit geballten Fäusten, ja mit entblößten Messern auf die andre Seite des Saales zu stürzen, die Rednerbühne zu stürmen,

einen mißliebigen Redner zu belagern und sogar den Präsidenten zu vergewaltigen, kurz es waren Auftritte, aus denen man jeden Augenblick ein blutiges Handgemenge fürchten mußte hervorgehen zu sehen.

Der Antrag auf Berufung an das Volk war nicht angreifbar in einer Versammlung, in welcher die Souveränetät des Volkes nicht bloß zum Schein für das oberste aller politischen Dogmen galt. Wer da ehrlich glaubte, daß das Volk der wahre Souverän sei, daß dieser Souverän nicht irren könne, daß dieser dem Irrthum nicht unterworfene Souverän erfüllt sei von fanatischem Haß gegen jegliche Monarchie und ebenso fanatischer Liebe zur Republik, daß die „Verbrechen" Ludwigs XVI. handgreiflich zu Tage lägen, unverkennbar für den blödesten Verstand und folglich ein Verdikt des Konvents auf „Schuldig" keinerlei Nachprüfung zu scheuen habe — wer dies ehrlich glaubte, durfte diesem Antrag nicht nur nicht widersprechen, er mußte ihn empfehlen mit Wärme und Begeisterung; denn er gab der großartigsten Kundgebung des neuen Frankreich die Weihe eines nationalen Plebiscits und entwaffnete im Voraus alle Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Gerichts und an dem guten Gewissen der Richter. Was aber geschah? Robespierre bekämpfte am 28. Dezember den Antrag als eine Falle der Bosheit und der Arglist, die Antragsteller als Verräther an Freiheit und Vaterland und bekundete in seinen Ausführungen, daß er an all das, was man nach seinen Reden als Inhalt seiner tiefsten Ueberzeugung bei ihm voraussetzen mußte, entweder nie geglaubt hatte, oder jedenfalls jetzt nicht mehr glaubte.

Daß die Lehre von der Souveränetät des Volks reiner Schwindel sei und von ihren eigenen Aposteln auch dafür gehalten werde, sagte er freilich nicht geradezu, aber er wies doch haarscharf nach, daß man diesen Souverän nicht befragen könne, weil er gar nicht aufzufinden sei, so lange man unter „Volk" la nation in ihrer gegenwärtigen Gesamtheit und nicht wie er, bloß le peuple, d. h. „die Nation nach Abzug der ehemals Privilegirten und der sogenannten anständigen Leute" verstehe. Robespierre wagte den ganz unglaublichen Ausspruch zu thun, das in seinem Sinn allein wahre Volk, le peuple, werde auf den Appell des Konvents gar nicht antworten, es werde in den Urversammlungen gar nicht in hinreichender Anzahl erscheinen, um den Royalisten die Spitze zu bieten, die natürlich trotz alles Terrorismus der Jakobiner in solcher Masse kommen würden, daß man sie, die lärmende Minderheit, an Stelle der schweigenden Mehrheit allein vernehmen werde. Wird der Bauer sein Feld verlassen, der Handwerker die Arbeit, von der sein täglicher Lebensunterhalt abhängt, um das Strafgesetzbuch nachzuschlagen (es handelte sich bloß um eine Frage: Tod oder Verbannung) und in einer stürmischen Versammlung über die Art der Strafe zu berathen, welche Louis Capet verwirkt hat, und über verschiedene andere Fragen vielleicht, die seinen Anschauungen nicht minder fremd sind? — Nun, ich sehe es kommen, wie alle anständigen Leute, wie alle Intriganten der Republik sich in Masse in den Urversammlungen einfinden werden, die

verlassen sind von der Mehrheit der Nation, die man im unedlen Sinn peuple nennt, um die Gutmüthigen mit sich fortzureißen, vielleicht sogar die treuen Freunde der Freiheit als „Kannibalen“, als „Umstürzler“, als „Verschwörer“ zu behandeln... Ich sehe in dieser angeblichen Berufung an das Volk nur eine Berufung von dem, was das Volk gewollt, was das Volk gethan hat, als es seine Kraft entfaltete, zur einzigen Zeit, als es seinem eigentlichen Willen Ausdruck gab, d. h. zur Zeit des Aufstandes des 10. August, — an all die geheimen Feinde der Gleichheit, deren verderbte und feige Gesinnung eben jenen Aufstand nöthig gemacht hatte“ —.

Eben vorher hatte Buzot bei Empfehlung der Berufung an das Volk das Dilemna aufgestellt: Entweder will das Volk den Tod des Tyrannen oder es will ihn nicht; will es ihn, welches Bedenken liegt dann vor, es zu fragen; will es ihn nicht, welches Recht haben wir dann, den Tod zu befehlen?

Darauf antwortete nun Robespierre: „Ich zweifle nicht, daß das Volk ihn will, wenn Sie darunter die Mehrheit der Nation verstehen, ohne davon auszuschließen den zahlreichsten, unglücklichsten und sittlich reinsten Theil der Gesellschaft, den, auf dem alle Verbrechen der Selbstsucht und der Tyrannei lasten; diese Mehrheit hat ihren Willen ausgedrückt in dem Augenblick, als sie das Joch Eures ehemaligen Königs abschüttelte: sie hat die Revolution begonnen, sie hat sie aufrecht erhalten. Sie hat Sitten, diese Mehrheit! Sie hat Muth, aber sie hat weder Feinheit noch Beredsamkeit! Sie zerschmettert die Tyrannei, aber sie wird oft von Spitzbuben geprellt! Diese Mehrheit darf nicht durch unaufhörliche Versammlungen ermüdet werden, in denen allzu oft eine ränkevolle Minderheit herrscht; sie kann nicht in Euren politischen Versammlungen sein, wenn sie in ihren Werkstätten ist; sie kann nicht Ludwig XVI. richten, wenn sie im Schweiße ihres Angesichts die stämmigen Bürger ernährt, die sie dem Vaterlande schenkt.“ Der überlangen Rede kurzer Sinn war also dieser: Das Volk ist und bleibt der wahre Souverän und hat für ebenso unfehlbar als antimonarchisch gesinnt zu gelten, unter der einen Bedingung, daß man ihm nicht zumuthet, von seiner Souveränetät selbst Gebrauch zu machen, seine Einsicht einer Probe zu unterziehen und seine antimonarchische Gesinnung kund zu geben, indem es sich über die Art der Bestrafung des bisherigen Königs in Urversammlungen selber äußert; denn das kann es einfach nicht, es hat nicht die Zeit, Volksversammlungen zu besuchen; es ist nicht gewitzt genug, um nicht von royalistisch gesinnten Schurken mißbraucht zu werden, und ist von den Strapazen der großen That des 10. August noch so erschöpft, daß ihm eine neue Kraftanstrengung nicht angesonnen werden kann. Man sieht, ernsthaft kann man das Zeug gar nicht behandeln, das Robespierre unter dem wahnsinnigen Beifall seiner Anbeter der Versammlung zu bieten wagte.

Es wurde **Vergniaud** nicht schwer, in seiner großen Rede vom 31. Dezember Robespierre die groben Widersprüche nachzuweisen, in die er sich mit seinem ganzen früheren Programm selber gesetzt hatte. Insbesondere was dieser von der äußeren Unmöglichkeit einer Befragung des Volks in 14,000 Urversammlungen gesagt, streckte er mit einem Streich zu Boden, indem er angab, wie er und seine Partei sich die Veranstaltung derselben dachte und wie sie ja auch ohne seine Eröffnungen jedem Unbefangenen nahe genug lag. „Nichts ist einfacher," sagte er. „Ihr werdet einen Tag bestimmen, an dem im ganzen Reiche die Urversammlungen zusammentreten. Die Art der Abstimmung werdet Ihr bestimmen. Jeder Bürger wird sein Votum niederschreiben und dann — ohne Berathung — in die Urne werfen, und diese Voten werden dann gezählt. Das Ergebniß der Abstimmung theilt die Urversammlung dem Distrikt mit; jeder Distrikt wird das Abstimmungsergebniß seiner Urversammlungen seinem Departement bekannt geben, und jedes Departement wird die Zusammenstellung der Abstimmungslisten seiner Distrikte dem Konvent übergeben. Der Nationalkonvent wird schließlich das Gesammtergebniß verkündigen, und bei der Vaterlandsliebe aller Franzosen, bei ihrer Hingebung an die Sache der Freiheit, bei ihrer unerschütterlichen Gesetzestrene schwöre ich Euch, nicht Einer wird sein, der sich erlaubt gegen das verkündigte Ergebniß zu murren."

Ebensowenig war es für Vergniaud schwer, dem Demagogen Robespierre, der jetzt auf einmal das souveräne Volk wie ein unsichtbares Wesen behandeln wollte, den Unsinn nachzuweisen, der in seiner Behauptung lag, die Berufung an's Volk bedeute den Bürgerkrieg, die Spaltung, die Zerreißung der Nation. „Der Bürgerkrieg", antwortete Vergniaud, „sei der Antrag, der Souveränetät des Volks eine Huldigung darzubringen? Also nach Eurer Ansicht ist die Souveränetät der Völker ein Unglück für das Menschengeschlecht? Ich verstehe Euch: herrschen wollt Ihr! Am Tag des Marsfeldes war Euer Ehrgeiz bescheidener. Damals machtet Ihr und ließt Ihr unterschreiben eine Bittschrift, die eine Befragung des Volks forderte über das Schicksal des aus Varennes zurückgekehrten Königs. Euer Herz ward nicht durch Angst vor Zwietracht gefoltert. Es kostete ihm keine Ueberwindung, die Souveränetät des Volkes anzuerkennen. Sollte sie Euch Eurer geheimen Pläne wegen heute zuwider sein? Giebt es für Euch keine andere Souveränetät als die Eurer Leidenschaften? Unsinnige! Habt Ihr Euch schmeicheln können, Frankreich habe das Szepter der Könige zerbrochen, um sein Haupt unter ein so entwürdigendes Joch zu beugen?" — „Zwietracht, Ränke, Bürgerkrieg! aber Ihr habt doch dafür gestimmt, daß der Beschluß, welcher das Königthum abschafft, daß die neue Verfassung der Genehmigung des Volks unterbreitet werden sollen. Da habt Ihr weder Ränke noch Bürgerkrieg gefürchtet. Warum so viel Sicherheit im einen, so viel Angst im anderen Fall? Wenn Ihr ernstlich fürchtet, wir würden den Bürgerkrieg entzünden, wenn wir das Urtheil über Ludwig dem

Volk zur Genehmigung vorlegten, warum fürchtet Ihr nicht dieselbe schreckliche Folge von der Darbietung des Beschlusses, der die Verfassung zu einer republikanischen erklärt? Oder wenn es wahr ist, daß Ihr von der letzteren Spaltung unter den Bürgern nicht fürchtet, warum thut Ihr so, als glaubtet Ihr, man könne, ohne sie hervorzurufen, die Genehmigung des Volks für das Urtheil über Ludwig nicht einholen? Seid wenigstens Euch selber treu in Euren Befürchtungen, oder verzichtet darauf, uns von ihrer Aufrichtigkeit überzeugen zu wollen."

Mit aller Macht der Rede führte endlich Vergniaud noch einmal der Versammlung alles Unheil vor die Seele, das aus dem Königsmord emporströmen würde, ein allgemeiner Weltkampf, Verarmung und Hungersnoth im ganzen Land, Zwietracht und Bürgerkrieg in allen Klassen, geißelte mit sittlicher Entrüstung und patriotischem Schmerzgefühl die giftigen Anschläge und Tendenzen der Jakobiner, die jetzt dem König an's Leben wollten, um dann den Konvent selbst auf's Schaffot zu schleppen, und stellte den Helden Sokrates und Cato, die Robespierre als Zeugen der Tugend der Minoritäten herangezogen, den Verschwörer und Verbrecher Catilina gegenüber.

Allein es war umsonst. Der Terrorismus der Kommune, die blutschnaubende Presse Marat's, die mit der Volksrache drohte, die Polizeiausschüsse der Sektionen, die neue Septembermorde in Aussicht stellten, das Geheul des Straßenpöbels, der sein Opfer haben wollte, alle diese dunklen Gewalten traten wie grinsende Gespenster vor die Phantasie der Gemäßigten, der Furchtsamen, der Unentschiedenen und erstickten die Stimme des Mitleids, der Menschlichkeit, der Sympathie für den königlichen Leidensmann. Eine fieberhafte Aufregung und Gährung erfaßte alle Gemüther; die Schergen der Kommune, Pikenmänner und Proletarier waren in Bewegung; die Sicherheitswache des Konvents betrug nicht viel über fünftausend Föderirte, die unlängst aus der Provinz angekommen waren, da der jakobinisch gesinnte Kriegsminister Pache, ein vertrauter Genosse Hebert's und Chaumette's, alles Militär und die Freiwilligen aus den Departements nach dem Kriegsschauplatz in den östlichen und nördlichen Grenzlanden entsandt und das Geschütz an die Sektionen abgelassen hatte. Gegen 14,000 Personen entflohen in der letzten Woche des Jahres aus der Hauptstadt, dem Ort der Angst und des Schreckens. Die Gefängnisse füllten sich wieder, wie vor drei Monaten, mit Verhafteten, welche die Sektionskommissäre als Verräther und Verdächtige einkerkerten. Und als auch noch in den ersten Tagen des beginnenden Jahres 1793 die neuen Föderirten, wie einst in den Augusttagen ihre Vorgänger Barbaroux und die Gironde verriethen, sich an die Jakobiner und die Demagogen des Stadthauses anschlossen, da war der Ausgang des Prozesses, der Sieg der Bergpartei nicht mehr zweifelhaft. Wo die Ueberzeugung fehlte, da that Furcht ihre Wirkung.

Als der Konvent am 14. Januar und den beiden folgenden Tagen in die entscheidende Berathung trat, zuerst über die Schuldfrage, dann über die Berufung an das Volk und schließlich über das Strafmaß, da glich der Konvent bereits einer belagerten Festung, vor deren Thoren der Aufruhr, in deren Innern der Schrecken und der Verrath herrschte. Ueber die erste Frage war fast die ganze Versammlung einig. Von 749 Mitgliedern bejahten 683 die Schuld. Nach der Abstimmung erklärte der Vorsitzende Vergniaud im Namen des Konvents, daß „Ludwig Capet" schuldig sei der Verschwörung gegen die Nation und des Attentats gegen die Sicherheit des Staats. In der zweiten Frage erklärten 423 gegen 281, daß das Urtheil des Konvents nicht vor das Volk gebracht werden sollte. Die Entscheidung über das Strafmaß wurde auf den folgenden Tag, den 16. Januar, verlegt. Da galt es nun, alle Hebel einzusetzen, um den Konvent durch Schrecken zum Königsmord zu treiben. Bei Anbruch des Tages sah man die fürchterlichen Schaaren Maillard's und Fournier's durch die Straßen ziehen, sah man den Pöbel von Paris die Eingänge und Gallerien des Sitzungshauses besetzen, um auf die Abstimmenden einen Druck zu üben. Die von Lanjuinais und einem anderen Girondisten gestellte Vorfrage, ob die gesetzliche Bestimmung, daß bei einem peinlichen Gerichtsverfahren nur dann auf Todesstrafe erkannt werden dürfe, wenn zwei Drittel der Geschworenen dafür seien, nicht auch für den gegenwärtigen Fall zu Recht bestehen solle, wurde auf Danton's Antrag verworfen und festgesetzt, daß, wie bei allen Konventsbeschlüssen, die einfache Majorität genügend sei. Da jeder Abgeordnete nach Aufrufung seines Namens von der Rednerbühne herab sein motivirtes Urteil abgab, so dauerte die Abstimmung den ganzen Abend und die Nacht hindurch. Wie Viele ließen sich durch die Furcht vor den Dolchen und Bajonetten der Würgerbanden fortreißen, mit bebenden Lippen für den Königsmord zu stimmen! Mit sittlicher Entrüstung vernahm die Versammlung das motivirte Votum Orleans-Egalité's, das seinen Verwandten des Todes schuldig erklärte. Manche fügten ihren Abstimmungen Sentenzen bei, wie Barère: „Der Baum der Freiheit, sagt ein alter Schriftsteller, wächst, wenn er mit Tyrannenblut benetzt wird." Auch Vergniaud stimmte für den Tod, weil, wie er selbst bekannt hat, er den Ausbruch eines Bürgerkriegs vor Augen sehend, es nicht gewagt habe, für das Leben eines Einzelnen das Heil Frankreichs in die Schale zu werfen. So groß war die Aufregung in Paris, daß der Abgeordnete Lepelletier de St. Fargeau in einem Speisehaus von einem jungen Mann ermordet ward, weil er für den Tod gestimmt. Erst gegen Abend des folgenden Tags konnte man das Resultat der langen Arbeit der Abstimmung zusammenstellen, die unter Gemüthsbewegung und Tumult, unter den wilden Ausbrüchen der leidenschaftlichen Menge, des tobenden und heulenden Straßenpöbels in den Gallerien und Hausgängen vollzogen ward. Da ergab sich denn, daß eine Mehrheit von einer Stimme sich unbedingt für die Todesstrafe aus-

gesprochen; etwa vierzig hatten für den Tod gestimmt, aber mit dem Zusatz, daß die Hinrichtung verschoben werde; eine große Zahl war für Gefängniß oder Verbannung. Am folgenden Tag kam auch noch die Frage des Aufschubs zur Verhandlung; aber weit über die Hälfte stimmte für die sofortige Vollziehung des Urtheils, aus Menschlichkeit, wie Tallien und Robespierre versicherten, um Ludwigs Todesangst nicht zu verlängern.

Seit dem 11. Dezember hatte Ludwig XVI. seine Familie nicht mehr sehen dürfen. Nicht einmal der kleine Dauphin ward mehr zu ihm gelassen, und auf sein dringendes Ansuchen wenigstens um diese Gunst antwortete der Konvent mit einer Erlaubniß, die durch die angehängte Bedingung in das grausamste Verbot umgewandelt ward. Denn der Konvent hatte beschlossen, daß die Königin und Madame Elisabeth während der ganzen Dauer des Prozesses den König gar nicht mehr sehen noch sprechen sollten; seine Kinder dagegen könnten ihn besuchen, wenn er es wünsche, aber unter der Bedingung, daß sie in diesem Fall vor dem letzten Verhör weder ihre Mutter noch ihre Tante sehen dürften. Unter solchen Umständen glaubte der König verzichten zu müssen: „Sie sehen“, sagte er zu Cléry, „vor welch grausame Zwangswahl sie mich gestellt haben; ich kann mich nicht entschließen, meine Kinder um mich zu haben; in Hinsicht meiner Tochter ist es unmöglich, und was meinen Sohn angeht, so empfinde ich den ganzen Schmerz, den die Königin erleiden würde; ich muß mich also in dies neue Opfer finden.“

Was den täglich und stündlich Mißhandelten innerlich bewegte in den letzten Wochen seines Lebens, das hat er in den schlichten, aber ergreifenden Bekenntnissen niedergelegt, die sein Testament vom 25. Dezember enthält. Die Mahnung an den Sohn, in der er die Summe seiner politischen Erfahrungen zieht, sei hier besonders mitgetheilt: „Meinem Sohn lege ich, falls er das Unglück haben sollte, König zu werden, an's Herz, zu denken, daß er sich ganz und gar dem Glück seiner Mitbürger schuldig ist, daß er vergessen soll jeden Haß und jede Empfindlichkeit und namentlich Alles, was mit den Leiden und Kümmernissen zusammenhängt, die ich erfahren; daß er das Glück der Völker nur machen kann, wenn er die nöthige Autorität besitzt, und daß er im anderen Fall, gebunden in seinen Maßnahmen und außer stande, Achtung einzuflößen, mehr schädlich als nützlich ist.“

Malesherbes war's, der ihm die Kunde seiner Verurtheilung überbrachte. Als er eintrat, fand er ihn am Tisch sitzend, die Ellenbogen aufgestützt, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Das Geräusch des Eintretenden entriß ihn seinem Nachsinnen; er stand auf und sagte zu Malesherbes, der sich schluchzend ihm zu Füßen warf und eine Weile kein Wort hervorbrachte, indem er ihn aufhob: „Seit zwei Tagen suche ich zu erforschen, ob ich im Laufe meiner Regierung meinen Unterthanen Ursache zur leisesten Beschwerde gegeben habe. Wohlan! Herr von Malesherbes, ich schwöre Ihnen, in aller Aufrichtigkeit meines Herzens, als ein Mann, der sich anschickt, vor Gott zu erscheinen, ich habe unablässig das Glück meines

Volks gewollt und nie einen einzigen Wunsch gehabt, der dem entgegen gewesen wäre.“ Er vernahm die Mittheilung seines treuen Vertheidigers ohne ein Zeichen der Ueberraschung oder des Schmerzes; nicht er, Malesherbes



Abschied des Königs von seiner Familie.

schien der des Trostes Bedürftige. Als er ihn hinausgeleitet, sagte er zu Cléry: „Der Schmerz dieses wackern Greises hat mich tief gerührt.“ In derselben Geistesstimmung empfing er auch die Deputation, die ihm das

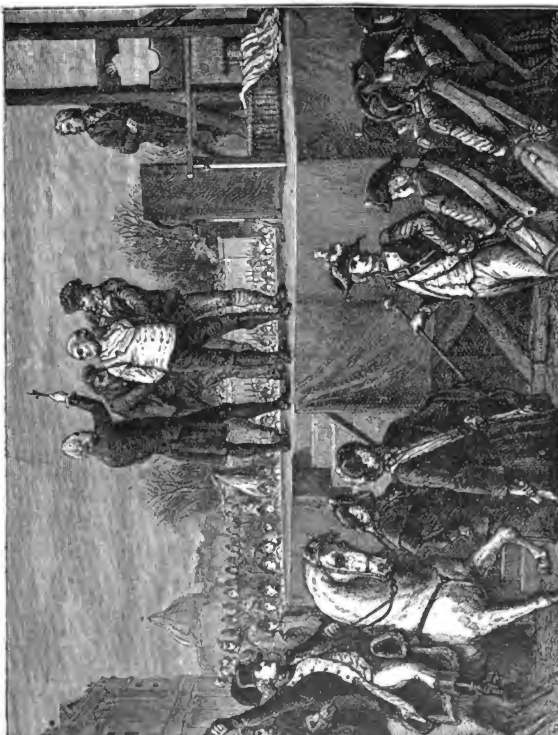
Todesurtheil überbrachte, an ihrer Spitze der Justizminister Garat. Er hatte seit seiner Anklage so viele Kränkungen erdulden müssen, Trennung von den Seinen, unwürdige Behandlung seitens der rohen Wächter, daß er den Tod als eine Erlösung ansah. Ergebung in sein Schicksal, Vertrauen in Gott, und alle die Eigenschaften und Tugenden eines frommen Dulders traten in den letzten Stunden in ihrer ganzen Stärke hervor und gaben seiner Seele die Kraft, die Bitterkeiten des Todes zu ertragen.

Erst am Tage vor der Hinrichtung ward ihm gestattet, seine Familie zu sehen und seinen Beichtvater kommen zu lassen. Der letztere, Abbé Edgeworth de Firmont, war Zeuge des herzzerreißenden Abschiedes, den Ludwig XVI. am Abend des 20. Januar von den Seinen nahm. „Nein", schrieb dieser später, „keine Feder kann das schildern. Eine halbe Stunde ward kein Wort gesprochen; kein Weinen, kein Schluchzen, laute Aufschreie waren es, durchdringend genug, um außerhalb der Ringmauer des Thurmes gehört zu werden. Der König, die Königin, Madame Elisabeth, der Dauphin und Madame wehklagten alle zu gleicher Zeit, und die Stimmen schienen zu einer zu verschmelzen. Endlich versiegten die Thränen, weil die Kraft, sie zu vergießen, nicht mehr vorhanden war; man sprach mit leiser Stimme und ziemlich ruhig." Siebenviertel Stunden dauerte das letzte Zusammensein des Königs mit seiner Familie. Als es zu Ende war, sagte er zu Firmont, indem er sich bebend vor Aufregung auf einen Stuhl warf: „Ah, mein Herr, welch eine Zusammenkunft war das! Muß ich denn so lieben und so zärtlich geliebt sein? Aber es ist aus; vergessen wir alles Andere, um nur noch an unser Seelenheil zu denken; ihm sollen jetzt all meine Empfindungen und Gedanken geweiht sein!"

Ueber die letzten Augenblicke berichtet sein Beichtvater Firmont also: „Der König stand um fünf Uhr auf, nach ein paar Stunden ruhigen Schlafes. Ich las nun die Messe, die der König ohne Betstuhl und ohne Polster knieend anhörte; er genoß dann das heilige Abendmahl. Ich ließ ihn, damit er sein Gebet vollendete, einige Zeit allein. Bald darauf berief er mich aber wieder, und ich fand ihn am Ofen sitzen, wo er sich kaum zu erwärmen vermochte. ‚Mein Gott,' sagte er zu mir, ‚wie glücklich bin ich, daß ich meine Grundsätze behauptet habe! Was wäre ich jetzt ohne sie? Aber wie leicht muß mir mit ihnen der Tod dünken! Ja, dort oben wohnt ein unbestechbarer Richter, der mir unfehlbar die Gerechtigkeit wird angedeihen lassen, welche die Menschen hienieden mir versagen.'

„Der Tag brach eben an, als man schon in allen Sektionen von Paris den Generalmarsch schlug. Man vernahm diesen Lärm sehr deutlich im Thurm, und ich bekenne, daß mir dabei das Blut in den Adern gerann; der König aber, ungleich ruhiger als ich, horchte eine Weile und sagte dann, ohne betreten zu werden, zu mir: ‚Wahrscheinlich wird jetzt die Nationalgarde zusammengezogen.' Bald darauf rückten Reiterei-Abtheilungen in den Hof des Tempels ein, und man vernahm sehr deutlich die Stimmen der Offiziere und das Trappen der Pferde. Der König horchte wieder, und sagte gleich kaltblütig zu mir: ‚Es scheint, sie sind im Anzug.'

„Auch in diesen letzten Augenblicken widerfuhren dem Könige noch Kränkungen. ‚Sie sehen,‘ sagte er, die Achseln zuckend, zu mir, ‚wie diese Leute mich behandeln; allein man muß Alles erdulden können.‘



Ludwig XVI. auf dem Schaffot.

„Jetzt erschien Santerre mit seiner Rotte vor der Thür. Der König öffnete sie, und man kündigte ihm an, daß er nun zum Tode gehen müßte. ‚Ich habe eben ein kleines Geschäft,‘ sagte er zu ihnen mit Ansehen, ‚warten

Sie meiner hier, ich werde Ihnen sogleich zu Diensten stehen.' Mit diesen Worten schloß er die Thüre, ging auf mich zu, und warf sich zu meinen Füßen nieder. ,Alles ist nun vollbracht, mein Herr,' sagte er zu mir: ,ertheilen Sie mir Ihren letzten Segen, und bitten Sie Gott, daß er mich bis an das Ende unterstützen möge.'

„Er erhob sich sofort wieder, ging aus seinem Cabinet hinaus und auf die mitten im Schlafgemache befindliche Schaar zu. Einem der Umstehenden übergab er sein Testament, und empfahl dem Gemeinderathe seinen Kammerdiener Cléry. — Mit festem Tone sagte er dann: ,Laßt uns aufbrechen.'

„Der König ging durch den ersten Hof zu Fuß, er kehrte sich ein oder zweimal gegen den Thurm um, gleichsam um dem Liebsten, was er hienieden hatte, Lebewohl zu sagen.

„Beim Eingang des zweiten Hofes stand ein Wagen; zwei Gensdarmen hielten die Schlagthüre. Bei der Annäherung des Königs stieg einer derselben zuerst hinein und setzte sich auf die Vorderseite; der König stieg nach ihm ein und setzte sich auf die Hinterseite, ich neben ihn. Der andere Gensdarme schwang sich zuletzt herein und verschloß die Schlagthüre. Man versichert, daß sie Befehl hatten, bei der ersten Bewegung, die sie unter dem Volke wahrnehmen würden, den König zu ermorden.

„Ich kann nicht unbemerkt lassen, daß wirklich eine große Anzahl dem König ergebener Personen sich entschlossen hatten, ihn mit Gewalt den Händen seiner Henker zu entreißen oder wenigstens Alles zu diesem Zwecke zu unternehmen. Ihr Vorhaben wurde jedoch durch die getroffenen Anordnungen vereitelt.

„Ich reichte dem Könige mein Gebetbuch, das einzige Buch, das ich bei mir hatte. Er nahm es mit Vergnügen an, und sagte abwechslungsweise mit mir die Psalmen her, die am meisten auf seine Lage paßten. Die Gensdarmen waren über des Monarchen ruhige Andacht ganz in Staunen versunken.

„Die Fahrt dauerte durch ein Gewühl bewaffneter Bürger hindurch beinahe zwei Stunden. Der Wagen selbst war von einem bedeutenden Truppen-Corps umgeben.

„So gelangte der Wagen unter dem tiefsten Stillschweigen auf den Platz Ludwig XV., und hielt auf einem großen leeren Raume, den man um das Blutgerüst gemacht hatte, stille. Dieser Platz war mit Geschütz umgeben, und so weit das Auge reichte, erblickte man bewaffnete Schaaren.

„Sobald der König merkte, daß der Wagen nicht mehr ging, flüsterte er mir zu: ,Mich dünkt, wir sind auf der Stelle.' Mein Stillschweigen bejahte es. Einer der Henker wollte nun sogleich die Schlagthüre öffnen, allein der König that ihnen Einhalt, und indem er die Hand auf mein Knie stützte, sagte er zu ihnen mit gebieterischem Tone: ,Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Herrn hier; sorgen Sie dafür, daß ihm nach meinem Tod kein Leid widerfahre, ich mache es Ihnen zur Pflicht, Acht auf ihn zu haben.' Ja, ja, sagten sie, wir wollen dafür sorgen, lassen Sie uns nur machen.

„Sobald der König aus dem Wagen gestiegen war, umringten ihn drei Henker und wollten ihm seine Kleider ausziehen; er wies sie aber mit Stolz

ab und entkleidete sich selbst. Die Henker, die durch des Königs stolze Haltung einen Augenblick verdutzt geworden waren, schienen jetzt wieder kühn zu werden; sie umringten ihn neuerdings und wollten ihm die Hände binden. ‚Was wollt Ihr,‘ sagte der König, indem er die Hände rasch zurückzog. — ‚Sie binden,‘ antwortete einer der Henker.‘ — ‚Mich binden!‘ versetzte der König mit dem Tone des Unwillens: ‚Nein, nimmermehr werde ich mir das gefallen lassen; thut, was Euch befohlen ist, aber Ihr werdet mich nicht binden; laßt Euch das vergehen.‘ Die Henker ließen nicht ab, und schickten sich an, Gewalt anzulegen.

„Jetzt blickte mich der König starr an, als wolle er mich um Rath fragen. ‚Sire,‘ sagte ich mit thränenden Augen, ‚ich sehe in dieser neuen Beschimpfung nichts als einen weiteren Zug von Aehnlichkeit zwischen Ew. Majestät und dem Gotte, der Ihr lohnen wird.‘

„Bei diesen Worten richtete er die Augen zum Himmel empor, und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schmerz: ‚Ja gewiß, sein Beispiel allein vermag so viel über mich, daß ich mich dieser Schmach unterwerfe.‘ Er kehrte sich sodann gegen die Henker um und sagte zu ihnen: ‚Macht, was Ihr wollt, ich werde den Becher bis auf die Hefe leeren.‘

„Die auf das Schaffot führenden Stufen waren sehr beschwerlich zu ersteigen. Ich mußte den König mit meinem Arm unterstützen, und bei der Anstrengung, die er sich zu geben schien, besorgte ich einen Augenblick, daß sein Muth wanken möchte; wie groß war aber mein Erstaunen, als er, auf der letzten Stufe angelangt, gleichsam meinen Händen entwischte, mit festem Tritte über die ganze Breite des Schaffots hinwegschritt, fünfzehn oder zwanzig ihm gegenüber aufgestellten Trommelschlägern mit einem einzigen Blicke Stillschweigen gebot und mit so starker Stimme, daß man ihn in beträchtlicher Entfernung hören mußte, folgende, ewig denkwürdige Worte aussprach: ‚Ich sterbe unschuldig an allen den Verbrechen, die man mir aufbürdet. Ich vergebe den Ursächern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, das Ihr vergießen werdet, nie über Frankreich kommen möge.‘“

Einen Augenblick später hatte die Guillotine ihr Werk vollbracht: Ludwig XVI. war nicht mehr.*)

*) „Ludwig war der einzige Mensch in Paris,“ schließt Sybel seine Darstellung der tragischen Katastrophe des 21. Januar, „der am Tage der Hinrichtung in seiner Seele den Frieden besaß. Die zahmeren Anhänger der Revolution wandten sich unter dem Druck des Gewissens, die Gironde sah den eignen Sturz vor Augen, die Jakobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubels. Den Tag über blieben alle Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. Die Frauen waren an dem Tage traurig, sagt ein jakobinisches Journal, das trug nicht wenig zu dem düstern Anblick der Stadt bei. Wir haben unsere Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Es war der kürzeste Ausdruck für die Wahrheit der Thatsache. Der Grundstein der Republik war an diesem Tag durch Mörderhand in Blut gesenkt, Blut und Mord blieb die Ordnung in allen Theilen des heranwachsenden Gebäudes. Die Sieger hatten seitdem keine Wahl mehr außer dem eignen Tod oder der Vernichtung aller Gegner. Sie waren mit dieser Stellung nicht unzufrieden, weil sie überhaupt nur in dem radikalen Sturz des Bestehenden den Beruf und das Ziel der Revolution erblickten.“

Fünfzehntes Kapitel.

Finanzielle und militärische Rüstung für den Weltkrieg. — Das Wehrgesetz vom 24. Februar 1793. — Auflehnung der Vendéer Bauern gegen den Heerdienst. — Vorgänge in den Niederlanden. — Schlacht von Neerwinden. — Dumouriez's Verrath. — Rückeroberung von Belgien und Mainz durch österreichische und preußische Truppen.

Nach der Behauptung der Girondisten und der Jakobiner hätte nun, nachdem der König, dieser „Mittelpunkt aller einheimischen und aller auswärtigen Verschwörungen gegen die Freiheit", beseitigt war, Friede im Innern und Versöhnung mit Europa folgen sollen. Allein statt des Bürgerfriedens kam eine blutige Schreckenszeit, deren erstes Opfer die Gironde selbst wurde, und statt der Aussöhnung mit Europa ein Weltkrieg von unabsehbarer Dauer und unermeßlichen Opfern. Verweilen wir zunächst bei letzterm.

Drei Tage nachdem Ludwigs Haupt gefallen, erließ das britische Kabinet an den französischen Botschafter Chauvelin die Aufforderung, binnen acht Tagen den englischen Boden zu verlassen. Darauf antwortete am 1. Februar der Konvent mit einer Kriegserklärung an England und Holland, der am 7. März eine solche an Spanien folgte. Brissot, der Berichterstatter des Konvents in allen Fragen, welche den Krieg angingen, ließ es dabei nicht an Phrasen fehlen, von denen der wirkliche Zustand der damaligen Kriegsverwaltung wunderlich genug abstach. „Ganz Europa," sagte er, „oder wenigstens alle Tyrannen von Europa habt Ihr jetzt zu Land und Meer zu bekämpfen. Der Kaufmann muß seinen Handel vergessen, um nur noch Kaperei zu betreiben; der Kapitalist endlich sein Vermögen opfern, um unsere Assignaten zu stützen und dem Mangel an Baargeld abzuhelfen; der Gutsbesitzer und der Landmann auf jeden Geschäftsgewinn verzichten und seinen Ueberfluß auf unsere Märkte führen. Ganz Frankreich darf nur noch ein einziges Lager sein; es muß sich auf Wechselfälle vorbereiten, auf Entbehrungen gefaßt machen. Der Augenblick ist nahe, wo es ein Verbrechen sein wird, zwei Röcke zu haben, wenn ein einziger unter unsern Soldatenbrüdern nackt ist."

Während der Nationalkonvent mit solch leeren Redereien gespeist wurde, befand sich das Nordheer, mit welchem Holland erobert werden sollte, durch die Schuld der kriegseifrigen Jakobiner in einem Zustand unbeschreiblicher Verwahrlosung. General Dumouriez hatte, wie wir im dreizehnten Kapitel

sahen, **Belgien** erobert durch die Schlacht von Jemappes (6. November 1792), den ersten wirklichen Sieg, den die Revolutionsarmee in freiem Felde erfochten, und diese Waffenthat machte ihm und seinen Truppen um so mehr Ehre, als die neue Kriegsverwaltung des Ministers Pache (seit dem 19. Oktober) alle Geschäfte dem Abhub der Jakobinerpartei übergab, diese aber die Armee, ohne Brot, ohne Geld, ohne Fürsorge irgend welcher Art, ihrem Schicksal überließ. Nach dem Siege nun wurde das womöglich noch ärger, und so kam es, daß derselbe nicht ausreichend verfolgt werden konnte, ja die Lage der Franzosen sehr rasch einer überaus gefährlichen Wendung nahe gebracht wurde. Die Konventskommissäre plünderten und raubten das befreite Land Belgien auf's Schamloseste aus, die Truppen, denen Frankreich weder Kleidung noch Nahrung lieferte, fingen aus Noth an gleichfalls auf eigne Faust zu requiriren; das empörte die Bevölkerung, säete furchtbaren Haß auch da, wo man Sympathieen für die Revolution gehabt hatte, und machte alle Pläne Dumouriez' auf eine friedliche Auseinandersetzung mit Belgien zu Schanden. Die Armee, die **Holland** erobern sollte, hatte, als am 1. Februar die Kriegserklärung erfolgte, Winterquartier in Lüttich, wo es den Soldaten an Allem, an Stroh und Holz, Brot und Kleidung fehlte, wo ganze Bataillone barfuß gingen, und die Gemeinen von der Linie wie von der Nationalgarde massenhaft desertirten. Dumouriez aber, der nach Paris gekommen war, um über diese beispiellosen Dinge Klage zu führen, durfte sich kaum öffentlich blicken lassen, um nicht von den Banden Marat's und Robespierre's zerrissen zu werden. Immerhin setzte er es durch, daß man ernstlich an finanzielle und militärische Rüstungen ging. Finanzminister Cambon beantragte Ausgabe von neuen **achthundert Millionen Assignaten**. „Denn," sagte er, „neue Steuern sind unmöglich, nicht minder Anleihen bei den Geldmännern, diesen Blutsaugern der Staaten, die fragen würden: Wem sollen wir denn borgen? der Republik? Wir kennen sie nicht, eine Regierung ist ja nicht vorhanden. Folglich können wir uns nur mit unseren Assignaten und immer unseren Assignaten helfen." Zwar belief sich die Gesammtsumme der bereits geschaffenen Assignaten auf 3,100,000,040 Francs, davon waren 3,069,450,040 Francs angefertigt und ausgegeben, so daß nur ein Rest von 30½ Millionen verfügbar blieb. Aber die Steigerung der Assignatenschuld auf nahezu vier Milliarden verlor alle ihre Schrecken, nachdem Cambon nachgewiesen, daß man von den im Ganzen 29,000 Ausgewanderten Güter im Werthe von 4,800,000,000 Francs beschlagnahmt habe, wovon man doch sicherlich drei Milliarden für die Republik realisiren könne. „Die alten Privilegirten," sagte er, „haben uns die Mittel geliefert, die nationale Souveränetät aufrecht zu halten und die Freiheit und Gleichheit zu befestigen, die sie verachten. Dadurch, daß sie gegen uns in Waffen traten, haben sie der Sache des Volks gedient, indem sie uns die Mittel schafften, unsere Feinde zurückzuwerfen ... Die Kriegserklärung gegen Holland ist die tödtlichste Finanzoperation, die Ihr gegen Eure Feinde gerichtet habt; in dem reichen Holland haben der Kaiser, der König von Preußen (!), die Kaiserin von Rußland die Gelder angeliehen, um ihre Höfe

zu besolden; den Staatskredit Englands hält Holland durch Handelsoperationen aufrecht. Wohlan, wenn Eure siegreichen Heere in Amsterdam einrücken, sind alle ihre Geldquellen zugeschüttet, und Ihr werdet diese Despoten zwingen, die Gleichheit der Rechte und die Souveränetät des Volkes anzuerkennen!"

Die Frage der Finanzen war somit erledigt: man vertraute einfach auf die Wunder des Papiergeldes und die unerschöpflichen Reichthümer der geächteten Emigranten und des wohlhabenden Holland. Nun kam die Frage der militärischen Ausrüstung. Auf Antrag des Abg. Dubois de Crancé, eines ehemaligen Offiziers, wurde am 22. Februar ein Gesetz über Organisation eines völlig neuen Heerwesens angenommen. Darnach wurde zunächst der bisher bestehende Unterschied zwischen den sogenannten Linienregimentern und den freiwilligen Nationalgarden aufgehoben, und die so einheitlich gewordene Infanterie in Halbbrigaden formirt, deren jede aus einem Bataillon der vormaligen Linienregimenter und aus zwei Bataillonen Freiwilliger bestand.

Ein weiteres Gesetz vom 24. Februar verordnete Aushebung von weiteren 300,000 Mann zu den Armeen der Republik und gab die Vorschriften über die Art ihrer Aushebung, die Beschaffung ihrer Kleidung, Ausrüstung, Bewaffnung und Ernährung an. Dieses erste Wehrgesetz des neuen Frankreichs war von der größten Wichtigkeit. Es sprach sich nämlich nicht, wie man erwarten sollte, für die allgemeine Wehr- und Waffenpflicht aus und ermöglichte dadurch, daß die Jakobiner im Lande blieben und ihre Schreckensherrschaft ausüben konnten. Das Gesetz begann mit den Worten: „Der Nationalkonvent erklärt allen Franzosen, daß die verbündeten Despoten die Freiheit bedrohen. Demgemäß verfügt er Artikel 1: ‚Alle französischen Bürger vom 18. bis zum vollendeten 40. Lebensjahr, die nicht verheirathet oder Wittwer ohne Kinder sind, befinden sich im Zustand immerwährender Requisition, bis die neue Aushebung von 300,000 Mann vollständig bewirkt ist.' Also nur die Junggesellen und kinderlosen Wittwer in dem Alter von 18 bis 40 Jahren unterlagen der Dienstpflicht, aber auch diese keineswegs allgemein. Das Gesetz, welches weiterhin die näheren Bestimmungen über die Art und Weise der Aushebung enthielt, gestattete erstens die Stellvertretung und führte dann nicht weniger als acht Gattungen von Bürgern an, für die die Gestellungspflicht überhaupt nicht galt, obgleich sie an keinem Körperfehler litten.

Bei dem Geschäft der Aushebung war nun folgendermaßen zu verfahren: Jedem Departement wird ein bestimmter Antheil an den zu stellenden 300,000 Mann zugeschieden, und zwar nach Maßgabe seiner Bevölkerung und unter Abzug der Freiwilligen, welche es zum Land- und Seeheer schon gestellt hat. Vierundzwanzig Stunden nach dem Empfang des Gesetzes, welches dieses Contingent feststellt, haben die Direktoren des Departements

auf die einzelnen Distrikte, und danach diese auf die Gemeinden die Gestellungsziffer auszuschlagen. Mithin lag in den Händen der Gemeindebehörden das eigentliche Aushebungsgeschäft und für ihr Verfahren war nun in den Artikeln 9, 10, 11, 12 Nachstehendes vorgesehen: Sobald die Gemeindebeamten im Besitz des Etats der Mannschaften sind, welche ihre Gemeinde stellen muß, berufen sie die Bürger zusammen, um ihnen denselben mitzutheilen. Während der drei Tage, die dieser ersten Kundmachung folgen, wird ein Verzeichniß aufgelegt zur Eintragung derjenigen, welche sich freiwillig als Vertheidiger des Vaterlandes melden. Reicht die Zahl der freiwilligen Anmeldungen nicht aus, so müssen die Bürger ohne Verzug die Lücken ausfüllen und zwar in der Weise, welche sie selbst mit Stimmenmehrheit als die geeignetste beschließen werden. Auf welche Art aber die versammelten Bürger die Aufbringung ihres Contingents beschließen werden, immer werden nur Unverheirathete und kinderlose Wittwer getroffen werden können; dagegen sind solche, die bei früheren Aushebungen sich haben vertreten lassen, von dieser neuen keineswegs befreit.

Durchaus von jeder Dienstpflicht frei war dagegen das ganze ungeheure Heer der gewählten Volksbeamten in Gemeinden, Distrikten und Departements und der Hauptzweck ihrer Befreiung vom Dienst war die Thätigkeit bei der Aushebung ihrer Mitbürger, für die es sonst keine Beamten gab. Mit dieser Aufgabe allein aber war schon eine Amtsgewalt verbunden, die zum ärgsten Mißbrauch, zu den schwersten Willkürhandlungen gegen die persönliche Freiheit politischer Gegner führen konnte, zumal alle diese Gerichte und Verwaltungskörper nachgerade aus lauter Leuten bestanden, die entweder erklärte Jakobiner oder deren stumm gehorchende Werkzeuge waren. Aber auf die Auswahl und Einstellung der Mannschaften beschränkte sich ihre Thätigkeit nicht; ihnen lag auch die Bekleidung derselben vom Kopf bis zu den Füßen ob, sie hatten insbesondere auf der Stelle alle Schuhmacher im Departement, im Distrikt und in der Gemeinde zu requiriren, um für die Vaterlandsvertheidiger neue Schuhe zu machen, deren jeder zwei Paar mitzubringen hatte; auch die Ausstattung der Mannschaften mit Gewehren war ihre Sache, d. h. das Requiriren aller Gewehre, die sich im Privatbesitz befanden und deren Verbergen mit Konfiskation der Waffe und einer Geldbuße von 126 Francs bestraft ward. In den Artikeln 23 und 24 des zweiten Titels hieß es dann noch ausdrücklich: Die Gemeindebeamten sind persönlich haftbar für ihre Gemeinden. Die Verwaltungsbehörden des Departements und des Distrikts sowie die militärischen Agenten sind beauftragt, alle Mittel der Requisition und der Autorität anzuwenden, sowie alle Untersuchungen vorzunehmen, welche zur Ausführung der obigen auf die Bewaffnung der Marschmannschaften bezüglichen Artikel nöthig sind.

„Alle Mittel der Requisition und der Autorität“: was das in der Anwendung nachher bedeutete, ist wohl nicht allen Gesetzgebern von vornherein

klar gewesen. Es bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die Einsetzung einer lokalen Tyrannei, einer gemeindlichen Schreckensherrschaft im ganzen Reich, die ebenso wie nachher der Wohlfahrtsausschuß im Großen, mit der Gefahr des Vaterlands jeden Frevel, jede Gewaltthat gegen Freiheit, Habe und Leben im Kleinen beschönigte. Durch dies Gesetz ward im Namen der bedrohten Freiheit und Gleichheit das entwaffnete und entrechtete Frankreich ausgeliefert an die Gewaltherrschaft der nur für den innern Dienst bewaffneten Jakobiner. Die Jakobiner knechteten das Land, dessen Grenzen die ausgehobenen Nichtjakobiner gegen die Heere der Despoten vertheidigten. Auf dieser Arbeitstheilung beruhte das ganze Gerüste des Terrorismus.

Zwei Quellen haben ihn vornehmlich gespeist: einmal der unermeßliche Bedarf an Menschen, Geld und Geldeswerth, den der Weltkrieg mit sich brachte, und sodann der Umstand, daß es andre als jakobinische Beamte gar nicht gab, um diesen Bedarf aufzubringen. Ohne die hundert tausend Gründe oder Vorwände gewaltthätigen Eingreifens, die der Krieg mit sich brachte, würde wohl eine Schreckensherrschaft der „Patrioten" in Paris, aber nimmermehr eine solche in den Departements möglich gewesen sein und deßhalb hatten die Terroristen Recht, wenn sie den Gott des Krieges recht eigentlich wie ihren Schutzgeist betrachteten; er gestattete ihnen die Nation zu knebeln, das Land zu plündern, während Andere ihr Blut vergossen, um es zu vertheidigen und seine Fahnen von Sieg zu Sieg zu führen.

Wie das Recht der Rekrutirung und der Requisition „mit allen Mitteln" dort erschien, wo man blos die Gewaltthat spürte und nichts von der wirklichen oder angeblichen Nationalgefahr empfand, das zeigte sich sofort bei der ersten Probe, die mit dem neuen Gesetz gemacht ward, in der Vendée.

Die Bauern in dem Departement Vendée sind uns schon bekannt als fanatische Katholiken, die mit Spießen und Stangen sich ihres alten Glaubens, ihrer Kirchen und unbeeidigten Priester zu wehren wußten gegen alle Gesetze und Kommissäre, die von Paris sich zu ihnen verirrten. Ganz ebenso waren die Bauern im Departement Loire-Inférieure und im Departement Ille-et-Villaine gesinnt. Sie alle wollten frei bleiben von jeder Dienstpflicht in der Armee, von Rekrutirung und Requisition. Mußten sie doch sehen, wie Jeder, der als Beamter der Gemeinde, des Distriktes oder des Departements die dreifarbige Schärpe trug, allein dadurch frei war von dem Waffendienst, der ihnen ein Greuel war; und diese vom Waffendienst Befreiten waren noch dazu dieselben Leute, die ihre Geistlichen verfolgt und ins Elend gejagt, ihre Kirchen der Ornamente und Glocken beraubt, die dem Krieg, der Republik, dem Königsmord zugejubelt hatten und deren Gesinnungstüchtigkeit jetzt belohnt ward durch das Recht, ihre bäuerlichen Mitbürger zum Dienst zu pressen, ihnen Waffen, Vieh und alles mögliche für

den Krieg Brauchbare wegzunehmen, während sie selbst von all dem verschont blieben. Das sollten sie ertragen ohne Murren und ohne Gegenwehr



Der Jakobiner. (Nach einem gleichzeitigen Stiche.)
Auf der Mütze unter einem geöffneten Auge ist das Wort surveillance zu lesen: als Emblem der volkthümlichen Vereine, welche sich den Titel "surveillantes de l'autorité" gaben. Auf der Brust trägt er die Mitglieds-Medaille des Jakobiner-Klubs. In der rechten Hand hält er eine Glocke zum Zeichen, daß er bereit sei, bei der ersten das Vaterland bedrohenden Gefahr Sturm zu läuten. Auf den Blättern in der linken Hand sind die Daten 14. Juli 1789 und 10. August 1792 angebracht. Im Gürtel trägt er zwei Pistolen, an der Seite den Säbel. Die Füße sind mit Holzschuhen bekleidet.

in einem Staat, dessen Grundgesetz „den Widerstand gegen Unterdrückung" als heiliges Menschen- und Bürgerrecht jedes Franzosen anerkannte?

Auf Sonntag den 10. März 1793 war in sehr vielen Gemeinden die erste Versammlung anberaumt zur Bildung der Stammlisten und zur Auslosung der Mannschaften, und an diesem Tag ereignete sich fast an all diesen Orten ein und derselbe Vorgang, wie wenn eine umfassende Verabredung vorausgegangen wäre.

Die Kommissäre des Distrikts und die Beamten der Gemeinde eröffnen die Sitzung und erklären, es gelte die endgiltige Feststellung der in der Gemeinde vorhandenen Junggesellen und kinderlosen Wittwer zwischen 18 und 40 Jahren. Die Umstehenden antworten einstimmig, sie würden weder ihren Namen, noch ihr Alter angeben. In der Hoffnung, die Widerstrebenden würden wenigstens die Autorität des Konvents achten, lassen die Kommissäre die Dekrete und die zugehörigen Proklamationen desselben verlesen. Aber die Verlesung wird mit Zischen und Hohngelächter begleitet. Jetzt erklären die Kommissäre, zu der von den Ortsbehörden vorläufig aufgestellten Liste habe Niemand in gesetzlicher Form auf Abänderungen angetragen, folglich werde dieselbe bei der Looszziehung zu Grunde gelegt werden. Die Urnen werden gebracht, die Namen der vorher ausgesuchten Wehrpflichtigen sind darin, aber im Augenblick ihres Erscheinens erhebt sich ein fürchterliches Getümmel. Die Wüthenden stürzen die Urnen um, zerreißen die Papiere, die herausfallen und werfen den verblüfften Kommissären Drohungen und Schimpfworte ins Gesicht. Die Kommissäre flüchten nicht ohne Gefahr in den Hauptort des Distrikts, nehmen ein Protokoll auf über die vorgefallene Meuterei und verlangen Hilfe vom Departement. Bis diese aber erscheint, können die Bauern machen, was sie wollen, sie läuten mit der Sturmglocke, zünden Freudenfeuer an und verbrennen darin die Papiere der Gemeindebehörde und die Dekrete des Konvents. Solche Dinge ereignen sich an hundert Orten in derselben Stunde desselben Tags; auf dem Fuße folgten die Vorboten des entsetzlichsten Bruderkriegs, der in neuerer Zeit irgendwo erlebt worden ist; ein paar Beispiele genügen, um den Charakter dieser blutigen Erhebung zu zeichnen.

In den Morgenstunden des 11. März strömten zahlreiche Rotten von mit Gewehren, Heugabeln und Knütteln bewaffneten Bauern auf Machecoul, einen Distriktshauptort im Departement der Loire-Inférieure. Die kaum 100 Mann zählende Nationalgarde des Städtchens hatte gerade Muth genug, um eine Versöhnungsanrede mit anzuhören, die der Departementskommissar Maupassant an die Rebellen hielt; als dieser kein Gehör fand, stob sie aus einander und ließ Maupassant allein mit drei Offizieren und 5—6 Gendarmen. Der Kommissar ward vom Pferde gerissen, mit Pikenstichen durchbohrt und gleich ihm der Lieutenant der Gendarmerie und der Kommandant der Nationalgarde getödtet. Das Städtchen Machecoul ward mit stürmender Hand genommen, das Gemeindehaus geplündert, die Distriktsarchive wurden in alle Winde zerstreut und 20 Bürger etwa im Rausche todtgeschlagen, insbesondere der konstitutionelle Priester des Orts.

Noch weit ernster ging es anderwärts zu. Das Städchen Roche-Bernard im Departement Morbihan ward am 15. März von 6000 Bauern angefallen und da es kaum 200 Vertheidiger zählte, durch Vermittelung zweier Brüder des Nationalgarde-Kommandanten, Namens Bernard, die von den Bauern zwangsweise an ihre Spitze gestellt worden waren, zur freiwilligen Ergebung bestimmt gegen das ausdrückliche Versprechen, daß den Bürgern kein Leid geschehen sollte. Beim Einrücken der Rebellen fiel ein Schuß, der unschädlich in die Luft ging. Die Bauern glaubten sich verrathen, schossen nun nach allen Seiten und zogen mit dem Ruf: Rache! mordend durch die Gassen. 30 Opfer fielen unter ihren Streichen. Mehrere Beamte, die den besondern Haß der Bauern auf sich geladen, waren durch die Brüder Bernard unter dem Vorwand sie zu richten, in Wahrheit um sie zu retten, ins Gefängniß gebracht worden. Kaum aber hatten die Brüder Bernard den Rücken gewendet, als das Gefängniß erbrochen und der Distriktspräsident Sauveur und der procureur-syndic Lefloch auf die Straße gezerrt und dort niedergestochen wurden.

An demselben 15. März erschienen 20,000 Rebellen vor Cholet, einem Distriktshauptort im Maine et Loire Departement, erstürmten die Stadt und das Schloß nach siebenstündigem Kampf, verbrannten die Archive, plünderten die Kassen und setzten eine Art Kriegsgericht ein, auf dessen Spruch 15 Personen hingerichtet wurden.

Aehnliches geschah in noch etwa zehn andern Orten. In den Tagen vom 11.—15. März sind etwa 300 Menschen der Wuth der Bauern zum Opfer gefallen, die in den Distriktshauptorten in jedem Beamten und jedem Nationalgardisten einen aller möglichen Frevel schuldigen Tyrannen erblickten. In wenig Tagen gewann der Aufruhr eine Ausdehnung wie ein Steppenbrand; es beherrschte fast das Gesammtgebiet von 8 Departements, der Lauf der untern Loire von Ingrandes bis Paimboeuf war ihm unterthan auf beiden Ufern und die Stadt Nantes war wie von einem ehernen Ringe umschlossen.

Eben die Stadt Nantes wurde nun aber auch der Mittelpunkt des Kriegs der Rache und der Vernichtung, den alsbald die Republik gegen die meuterischen Bauern des Westens unternahm. Schon am 13. März, als das Morden in Machecoul begonnen, aber noch nirgends Fortsetzung gefunden hatte, beschlossen die Gemeinde- und Departementsbehörden in Nantes unter Vorsitz des Maires Baco: daß ein außerordentliches Halsgericht gebildet werden sollte, um die Rebellen ohne Berufung zu richten; daß die Guillotine sofort auf dem Platz du Bouffay aufzurichten sei, daß Martialgerichte jede Abtheilung der bewaffneten Macht zu begleiten hätten, um die in Waffen ergriffenen Anführer an Ort und Stelle zu richten; daß die Güter der Rebellen zum Vortheil der Republik einzuziehen und die Herren haftbar sein sollten für ihr Gesinde und die Väter für ihre Kinder.

So traten sich die Bauern des flachen Landes und die Republikaner der Städte in Waffen zum Bruderkrieg gegenüber: Bauern und Städter

— einen andern Gegensatz gab es hier einstweilen nicht. In einer vom 19. März 1793 datirten Proklamation hieß es: „Sechs Tage waren wir unser 20,000 beisammen, aber es war kein einziger unter uns, der nicht Bauer gewesen wäre; es war einzig, nicht ein Städter (bourgeois), nicht ein Edelmann hatte sich eingefunden.“ Unter den Führern der Rebellen tauchen drei Namen auf: Cathelineau, Stofflet, Gaston; der erste ist ein Fuhrmann, der zweite ein Jagdhüter, der dritte ein Perrückenmacher; also eine nichts weniger als hochgeborene Gesellschaft, einstweilen noch ohne Ahnung von dem Glanze, den später die Bonchamp, La Rochejacquelin, Lescure, d'Elbée dem Namen und der Sache des Kampfs in der Vendée verleihen sollten.

Während dieser Vorgänge kam im Konvent auch die Frage der Einverleibung von Belgien zur Sprache. Es war Danton, der in einer längeren, charakteristischen Rede dieselbe verlangte. „Diese Vereinigung“, sagte er, „habt ihr bereits vorentschieden durch euren Beschluß am 15. Dezember. Ich verlange nichts von eurer Begeisterung, Alles von eurem Verstand. Die Grenzen Frankreichs sind von der Natur gezogen: an den Ufern des Rheins, am Fuß der Alpen muß unsere Republik enden. Keine Macht kann uns aufhalten; vergebens droht man uns mit dem Zorn der Könige. Ihr habt ihnen den Handschuh hingeworfen und dieser Handschuh ist der Kopf eines Tyrannen. Denken wir nur noch an die Entwicklung der nationalen Kraft, senden wir Kommissäre in alle Gemeinden der Republik, um Mannschaften und Geld zu verlangen und stürzen wir ganz Frankreich auf den Feind. Was Belgien angeht, so will der gemeine Mann und der Bauer die Vereinigung; sie sind reif für die Freiheit und verdienen durch unzerreißbare Bande mit Frankreich vereint zu werden. Nur weil die Patrioten in ihrem Kleinmuth zweifeln an dieser Vereinigung, stößt die Ausführung eures Dekrets vom 15. Dezember auf Widerstand. Sprecht sie aus, bringt die französischen Gesetze zum Vollzug und alsbald wird der Boden der Freiheit kraft dieser Gesetze gereinigt sein von den Frieden störenden Priestern und aufrührerischen Edelleuten. Ist diese große Reinigung vollzogen, so gewinnen wir Menschen und Schätze.“

Wirklich beschloß der Konvent, das belgische Volk in Urversammlungen abstimmen zu lassen über den Anschluß an Frankreich und glaubte damit die geeignetste Antwort zu geben auf den wilden Adressensturm, mit welchem sich die Städte Brüssel, Namur, Tournai, Löwen, Antwerpen, Mecheln, Gent, Brügge und Ypern gegen das unheilvolle Dekret vom 15. Dezember erklärt und die Abschaffung oder Milderung desselben verlangt hatten. Die Abstimmung fand statt; aber das Ja, das dabei erzielt wurde, war das Votum nicht des belgischen Volkes, sondern des jakobinischen Gesindels, das während der Handlung durch französische Bajonette geschützt werden mußte gegen den Unwillen ihrer anders gesinnten Landsleute; wo diese Bajonette nicht waren, da waren Franzosen und Franzosenfreunde kaum ihres Leben sicher.

Es war buchstäbliche Wahrheit, wenn den Jakobinern in Paris nachher ein Redner sagte: „Die Vereinigung mit der französischen Republik ist nur von den Sansculottes ausgesprochen worden: sie allein haben die verschiedenen Einverleibungen beschlossen." Nur wer nichts zu verlieren hatte, konnte gleichgiltig bleiben bei der Sintfluth entwertheter Assignaten, die das Land überschwemmten und bei deren Annahme statt baaren Geldes ungeheure Verluste erlitten wurden, und dazu nun im Angesicht eines bigott katholischen Volkes die Einziehung aller Kirchengüter und frommen Stiftungen, die Versiegelung der Sakristeien mit den Kirchenschätzen und Kultusbildern, ausgeführt durch Menschen wie die Kommissäre Danton und Lacroix, Ronsin und Chaussard, die ihr Fanatismus gerade diesem Lande ebensowenig empfahl als ihr Leumund.

Die heillosen Zustände, die in Belgien herrschten, paßten vortrefflich in den abenteuerlichen Plan, den General Dumouriez mit seinem Feldzug nach Holland verband. Ueber diesen Plan hat er sich später folgendermaßen ausgesprochen: „Ich wollte in Holland eindringen, die unfehlbaren Mittel dazu hatte ich in der Hand, ich brauchte nur Leute zu opfern und die Holländer wünschten mich zu haben; Herr über Holland, wo ich vielleicht das Plündern gestattet hätte, nahm ich die Truppen der Republik, auf welche ich glaubte zählen zu können und reihte sie meinen Linientruppen ein, an denen es mir zu fehlen begann. Mit einer so gewaltigen Armee drang ich in Belgien ein, befreite es von seinen neuen Konventstyrannen, die noch viel hassenswerther sind als die (der Oesterreicher), von denen ich sie das erste Mal befreite. Die belgische Nation hätte mir eine neue Vermehrung für meine Armee geliefert, mit deren Hilfe ich die Oesterreicher angriff, sie nach Deutschland zurückwarf, um dann selber an der Spitze einer unzähligen und unbesiegbaren Armee in Frankreich einzurücken, mit der Verfassung in der Hand, die Republik und ihre Anhänger auszurotten, einen König und ein Gesetz in meinem Vaterlande aufzurichten und dann dem übrigen Europa den Frieden zu diktiren."

Sein Plan scheiterte vollständig gleich im Anfang. Ungefähr 17,000 Mann stark überschritt sein Heer am 17. Februar bei Bergen op Zoom die holländische Grenze; er selbst brach am 22. Februar mit den Geschützen und den letzten Truppen aus Antwerpen auf. In raschem Siegeslauf nahmen die Franzosen am 24. Februar Breda, am 26. das Fort Klundert, am 5. März Gertruydenburg. Während Dumouriez die Transportschiffe sammelte, um seine in Strohhütten lagernden Truppen über das Hollands-Diep zu setzen, wurden die Generäle Miranda und Valence, welche die Maaslinie gegen die Oesterreicher zu vertheidigen hatten, von diesen unter dem Prinzen Josias von Coburg mit unaufhaltsamem Ungestüm angegriffen und von Roermonde und Mastricht, von Tongeren, Lüttich und Visé hinweg nach Saint Trond, auf der Straße nach Brüssel zurückgeschleudert. Dort blieben die beiden nunmehr vereinigten Heertheile am 6. und 7. März, um

den Truppen einige Ruhe zu gönnen. Am 8. ging der Rückzug weiter nach Tirlemont und Löwen. Das ganze Heer war in Auflösung und seine zerfahrenen Splitter von einem allgemeinen Aufstand des tief erbitterten Landvolks mit Mord und Todtschlag bedroht, wenn nicht sofort der Umschwung kam.

Dumouriez wurde aus Holland abberufen, aber statt sofort seiner bedrängten Armee zur Hilfe zu eilen, begann er in Belgien zunächst einen Krieg gegen die Kommissäre des Konvents und dadurch gegen diesen selbst. In Antwerpen machte er dem Konflikt zwischen den Behörden und dem Kommissär Chaussard dadurch ein Ende, daß er diesen einfach aus der Stadt verwies. . In Brüssel erlitt der Kommissär Chepy dasselbe Schicksal, nur daß er auch unter bewaffneter Begleitung über dte Grenze gebracht ward; gleichzeitig ward die sogenannte „Sansculottenlegion" abgeschafft und aufgelöst, ihr sogenannter „General" Estienne eingesperrt. Alsdann berief Dumouriez am 11. März die Behörden zu einer öffentlichen Versammlung, in der er, umgeben von seinem Stabe, von einer unübersehbaren Menge Volkes erklärte: „Bürger, man hat Fehler und sogar Verbrechen gegen das belgische Volk begangen; die einen will ich heilen, die anderen will ich strafen. Man hat zu Ihnen gesagt, bald Sie seien Beamte, bald Sie seien es nicht. Sie sind es; das Volk hat Sie gewählt. Kehren Sie alsbald in den vollen Umfang Ihrer Befugnisse zurück. Den Kirchen werde ich die Gefäße wieder zustellen lassen, die man auf unanständige Art weggenommen hat. Die Franzosen, die Soldaten der Freiheit, sollen nicht Briganten gleichen. — Ich habe Befehl ertheilt, die Bürger, die willkürlich verhaftet worden sind, freizugeben und gleicher Weise werde ich die in Freiheit setzen, die man als Geißeln festgenommen hat. Ich habe jedem patriotischen Klub verboten, sich in irgend eine militärische oder Verwaltungsangelegenheit zu mischen, bei Strafe unwiderruflicher Schließung des Versammlungsraumes. — Belgier, ich werde eure Vertheidigung führen gegen das Unrecht, wie ich euch vertheidigt habe und vertheidigen werde gegen die feindlichen Bajonnette!" Eine Stunde später wurde der Hauptinhalt dieser Rede an allen Straßenecken angeschlagen; als Dumouriez aber am 12. März im Hauptquartier zu Löwen von den vier Konventsmitgliedern Camus, Treilhard, Gossuin und Merlin wegen dieser unerhörten Eigenmacht zur Rede gestellt wurde, da zog er eine fertige Depesche an den Konvent aus der Tasche — es war das berühmte Schreiben vom 12. März 1793 —, worin über das gesammte Walten der Jakobiner im Kriegsministerium und in Belgien der Stab gebrochen ward, daß den Kommissären Hören und Sehen verging bei dem Gedanken an die Folgen solch eines Bruches zwischen dem einzigen General der Republik und den Machthabern in Paris, im Angesicht eines siegreich vordringenden Feindes.

General Dumouriez kannte die französischen Soldaten genau; er wußte, was der Feldherr ihnen zumuthen durfte, der durch frisches, fröhliches Vorwärts die Geister des Kleinmuths und Verzagens verscheuchte, die jeden Rückzug begleiten. Es war ein glänzendes Zeugniß der Zauber-

gewalt, die der Sieger von Jemmapes über seine Truppen gewonnen, daß es ihm gelang, in wenig Tagen über die Auflösung Herr zu werden, die er überall vorfand, und alsbald ein Heer von 50,000 Mann im Sturmmarsch den Oesterreichern entgegenzuführen. Schon am 16. März warf er den Feind nach achtstündigem Gefecht aus dem eben eroberten Tirlemont wieder hinaus, und am 17. traf er seine Anstalten für die Entscheidungsschlacht, die er am 18. schlagen wollte.

In dieser Schlacht nun — sie ist bekannt unter dem Namen Schlacht bei Neerwinden — kam die innere Schwäche der französischen Armee zu Tage. Während das Centrum unter dem „General Egalité" (Herzog von Chartres) bei dem Dorf Neerwinden, der rechte Flügel unter Valence bei dem benachbarten Overwinden, jener gegen den Grafen Colloredo, dieser gegen General Clerfayt in stundenlangem Ringen ohne Entscheidung fochten, wurde auf dem linken Flügel der General Miranda, der anfangs entschieden glücklich gewesen war, Nachmittags 2 Uhr durch den Heertheil des 22jährigen Erzherzog Karl an der Gettebrücke bei Orsmael an der großen Heerstraße zwischen Tirlemont und St. Trond mit einem wuchtigen Stoß in's Wanken, mit einem zweiten außer Rand und Band gebracht; die meist ganz jungen Truppen — es waren Freiwillige — stoben in zügelloser Panik auseinander und trugen Flucht und Auflösung nach allen Seiten. Einen linken Flügel hatte Dumouriez gar nicht mehr, als er am Morgen des 19. März mit dem Rest seines Heeres den allgemeinen Rückzug auf Löwen antrat; er hatte 5000 Todte und Gefangene im Ganzen und 30 Geschütze auf dem linken Flügel verloren; aber das war für seine persönlichen Pläne noch der geringste Verlust.

In der Nacht vom 20.—21. März hatte er mit den ihm nahe befreundeten Konventskommissären Danton und Lacroix zu Löwen eine Unterredung, die zum Ergebniß hatte, daß er auf dringendes Bitten der Beiden ihnen ein paar Zeilen an den Präsidenten des Konvents mitgab, worin er diesen ersuchte, über seinen Brief vom 12. März nichts zu entscheiden, bis er Gelegenheit gehabt habe, eine Erläuterung desselben einzuschicken. Das war ganz gut, um diesen seinen Wortführern, die der Konvent als Bürgen nicht bloß für sein Feldherrntalent, sondern auch für seine Gesinnungstüchtigkeit betrachtete, zu Paris einen besseren Empfang zu sichern, als sie ihn sonst gefunden hätten. — Danton, der am 24. in Paris zurück war, wagte sich dort nicht vor dem 27. sehen zu lassen, während Lacroix in Brüssel geblieben war —: aber in seiner eigenen Lage bewirkte es kaum einen Aufschub, denn von seinem Schreiben an den Konvent hatte er den Brüsseler Journalisten Abschriften gegeben, und Abdrücke davon liefen schon im Heere um; die Stunde konnte also nicht mehr fern sein, wo die Bombe im Konvent selber zum Platzen kam, und wenn er überhaupt handeln wollte, so war es dazu jetzt die höchste Zeit. Auch die militärische Lage drängte. Die Oesterreicher stürmten unwiderstehlich hinter seinen beständig weichenden

Kolonnen her, fast jeden Tag kam es zu Gefechten, und jedes Gefecht war eine Schlappe für ihn, ja bei Löwen kam es am 22. vor, daß, ähnlich wie bei Neerwinden, zwei ganze Divisionen mitten im Feuer ihren Posten verließen und sich hinter die Dyle zurückzogen. Dadurch ward die ganze Armee gezwungen, Löwen zu räumen und schleunigst auf Brüssel abzuziehen. So that denn Dumouriez am 23. März den entscheidenden Schritt, er sandte dem Prinzen von Koburg seinen Adjutanten Oberst Montjoie zu, angeblich um wegen Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln, in Wahrheit um die Hersendung eines höheren Offiziers zu erbitten, dem Mittheilungen von der äußersten Wichtigkeit gemacht werden sollten; denn, so fügte er hinzu, General Dumouriez sei entschlossen, dem Elend seines Vaterlandes ein Ende zu machen, das verfassungsmäßige Königthum wieder aufzurichten, den Konvent aufzulösen und die Pariser Verbrecher zu bestrafen.

Nachdem Dumouriez auch Brüssel geräumt und hinter der Dender in Ath sein Hauptquartier genommen hatte, fand sich hier am Abend des 25. März der Oberst Mack, Stabschef des Prinzen von Koburg, bei ihm ein, und mit diesem ward nun eine geheime Abrede geschlossen, kraft deren der französische General gegen die Zusage der sofortigen Räumung Hollands und Belgiens, insbesondere der daselbst noch besetzten festen Plätze, das Versprechen erhielt, daß er bei seinem Rückzug nicht behelligt und jenseits der französischen Grenze auch nicht verfolgt werden sollte, während er mit der Armee zur Ausführung seines großen Planes schritt. Was er vorhatte, sprach er in den Worten aus: „Zuerst werde ich die Rückseite von Lille zu gewinnen suchen und dann mit einer Vorhut, bestehend aus meinen zuverlässigsten Soldaten, auf Paris marschiren; dort wird mein Erstes sein, mich des Klubs der Jakobiner und seiner gefährlichsten Mitglieder zu bemächtigen, den Temple in Sicherheit zu bringen, die Königin und den Dauphin zu retten, den Konvent aufzulösen und den Dauphin durch meine Truppen als König von Frankreich auszurufen. Die gut gesinnten Pariser werde ich für mich haben, und ihrer ist eine große Zahl. Was die Mittel zur Einrichtung einer anständigen und dauerhaften Verfassung angeht, so kann ich sie im Augenblick nicht präzisiren, aber ich wünschte, man nähme die englische Verfassung als Grundlage, denn ihre Trefflichkeit ist durch die Erfahrung bewährt: der König müßte mehr Gewalt und Ansehen haben, als die erste Verfassung ihm gelassen, der Adel müßte mit verständigen Einschränkungen in seine Ehren und seine Güter wieder eingesetzt werden und das Volk durch seine Abgeordneten die Souveränetät(!) erlangen. Aber wie ich bereit bin, Tausende von Menschenleben dafür zu opfern, daß durch den zahlreichsten, besten und verständigsten Theil der Nation solch eine Verfassung begründet werde; ebenso wäre ich bereit, das erkäre ich zum Voraus und in aller Aufrichtigkeit, Hunderttausende von Menschen zu opfern, wenn ich sie hätte, um zu verhindern, daß fremde Mächte sich in

diese künftige Verfassung mischen, zu verhindern, daß irgend ein Emigrant, vom Grafen von Provence angefangen, dabei zugelassen werde; denn die Emigranten sind es, die durch ihr Ausreißen und durch ihr unvernünftiges Benehmen all den Haß, all die Verbrechen in Frankreich hervorgerufen und die Anarchie verewigt haben.“ Diese Worte fielen in Gegenwart der Generale Valence, Herzog von Chartres, Thouvenot und des Oberst Montjoie, die laut erklärten, der General habe ihnen aus der Seele gesprochen, und wie sie dächte der beste und größte Theil der Nation.

Der Oesterreicher sicher, verlegte Dumouriez sein Hauptquartier nach Tournai, wo er drei Kommissäre des Ministeriums des Auswärtigen, die ihn besuchten, ohne alle Noth in seinen ganzen Plan einweihte und sein Gelingen mit prahlerischen Worten im Voraus verkündigte. Kaum hatte er dann sein Hauptquartier am 29. nach St. Amand verlegt, als ihn eine Ladung der in Lille befindlichen Konvent-Kommissäre traf, sich noch am selben Tage daselbst einzufinden, um sich wegen schwerer Bezichtigungen zu verantworten. In einem höhnischen Schreiben lehnte er sein Erscheinen ab und verlegte das Ardennenheer in das Lager von Maulde, das belgische Heer in das Lager von Bruille; hier nun südlich der Schelde und an der belgischen Grenze, links und rechts der Scarpe, haben sich die Ereignisse abgespielt, in denen sich das Schicksal Dumouriez's entschied.

Am 1. April wagte er's, die vier Konventskommissäre, deren Sprecher Camus, deren Begleiter der Kriegsminister Beurnonville war und die gekommen waren, ihn vor die Schranken des Konvents zu laden, durch seine Husaren festnehmen und als Geißeln in das Hauptquartier Clairfayts befördern zu lassen. Noch in der Nacht dieses 1. April verfaßte er einen Aufruf an seine Armee und einen weiteren an die Verwaltungsbehörden des Norddepartements, dann versuchte er's sich der Festungen Lille und Valenciennes zu versichern; an beiden Stellen war, ohne daß er's wußte, sein Anschlag bereits gescheitert, als er sich am 2. April zu Pferd setzte, um die Truppen im Lager aufzusuchen und den Eindruck seiner Aufrufe zu prüfen. Im Lager zu Bruille ward er mit großer Begeisterung aufgenommen, in dem zu Maulde war am 3. die Stimmung getheilt, die der Freiwilligen ganz entschieden feindselig; am 4. April wußte er bereits, daß er den Oesterreichern weder Lille noch Valenciennes als einen der verheißenen Sicherheitsplätze werde ausliefern können; und gerade an diesem Tage hatte er sich zu einer Zusammenkunft mit dem Prinzen von Koburg nach einem Ort an der Grenze zu begeben. Auf dem Wege dahin wurde er von drei Bataillonen Freiwilliger unter den Rufen: Halt, Verräther! mit Flintenschüssen begrüßt. Mit Lebensgefahr entkam er doch noch über die Schelde und konnte noch in Bury wenigstens den Oberst Mack sprechen; als er aber am 5. April wieder bei seinen Truppen erschien, um sie nunmehr ohne Aufschub nach Paris zu führen, da geschah das in einer Begleitung, deren bloßer Anblick ihn in den Augen selbst seiner Getreuen vernichtete.

Ein österreichischer General geleitete ihn mit einer Schwadron kaiserlicher Dragoner vom Regiment Latour zu seinen eigenen Truppen zurück und im Lager zu Maulde klagte der Sieger von Jemmapes über die Banditen von Freiwilligen, die ihm 600 Flintenschüsse zugesandt, einen Diener und mehrere Pferde getödtet und pries vor seinen französischen Landsleuten die tapferen Latourdragoner, die ihm das Leben gerettet hätten; danach forderte er auf zum Marsch nach Paris, den, wenn seine Truppen nicht zureichen sollten, — 50,000 Oesterreicher mitmachen würden.

Dieser Redeakt, den sich Dumouriez unter dem Schutze österreichischer Dragoner in aller Unschuld glaubte gestatten zu dürfen, zeigte nun handgreiflich, wie sehr der geistreiche Mann in den Vorstellungen des alten Frankreich befangen war, wie wenig er, der kluge Rechner, die Macht der Triebfedern zu würdigen wußte, die das neue Frankreich auch in der Armee erzeugt hatte. Was die Gesinnungen der Linie von denen der Freiwilligen unterschied, das wußte er sehr gut; aber was sie trotz dieser Unterschiede vereinigte, das erfuhr er erst jetzt. Der tiefe Widerwille gegen die jakobinische Zuchtlosigkeit im Gliede, die schuld war an der Niederlage von Neerwinden, an dem schimpflichen Abzug aus Löwen, wider die jakobinische Anarchie und Unfähigkeit in der Verwaltung, die die Vertheidiger des Vaterlands am Nöthigsten Mangel leiden ließ — war bei der Linie so stark, daß sie, einerlei, ob sie gerade monarchisch gesinnt war oder nicht, einem Kampfbefehl gegen das Jakobinerthum im Lager wie in Paris ohne jedes Bedenken, ja mit Begeisterung gefolgt sein würde. Aber ein solcher Bruderkrieg im Bunde mit dem Landesfeind war etwas ganz Anderes. Die österreichischen Uniformen an der Seite ihres eben noch gefeierten Generals, der sie seine „Kinder“, den sie ihren „Vater“ nannten, zeigten den Truppen, die jetzt wußten, daß die Kommissäre des Konvents wider den General als Rebellen und Hochverräther eine öffentliche Fahndung ausgeschrieben, wohin sie ihre Gemeinschaft mit ihm führen werde. Die nationale Empfindung, an die Dumouriez nicht gedacht, schlug auch bei den Linientruppen jede andere Erwägung siegreich nieder. Mit finstrer Miene, ohne einen Laut der Zustimmung hörten die Truppen im Lager zu Maulde seine sonst so wirkungsvollen Reden an; er sprach noch, ohne den mindesten Erfolg zu sehen, als die Schreckensnachricht einlief, bei der Artillerie, deren Geschützpark in St. Amand war, sei offene Meuterei ausgebrochen; mit verhängtem Zügel ritt Dumouriez dorthin, warf sich unter die Artilleristen und beschwor sie mit seiner ganzen Beredsamkeit, ihm treu zu bleiben. Es war umsonst, die Kanoniere hörten nicht mehr auf ihn, mit ihren 80 Geschützen schlugen sie den Weg nach Valenciennes ein; die Nachricht von ihrem Aufbruch führte die vollständige Auflösung beider Lager herbei. Als Alles verloren war, überschritt Dumouriez mit einem Rest von Getreuen bei dem Dorfe Rumegies die Grenze, zwei Stunden später waren sie in Tournai in Sicherheit. Seine Rolle in der Geschichte war mit diesem ehrlosen Verrath ausgespielt. Vom Konvent geächtet, von der Nation ausgestoßen, durchirrte er noch zwanzig Jahre lang die meisten Länder Europas, bis er auf fremder Erde starb.

Die Niederlande aber kamen ebenso rasch, wie sie vor drei Monaten in die Gewalt der Franzosen gefallen waren, jetzt wieder unter die Herrschaft Oesterreichs. Noch einmal sah Brüssel einen Habsburger Vizekönig. Der Mittelstand freute sich der Wandlung, die französische Partei büßte für ihre republikanischen Sympathien; Oesterreichs Banner wehte bis unter die Festungswerke von Lille, Condé und Valenciennes. Bei einem verzweifelten Vorgehen wurde General Dampierre zum Tode getroffen. Allein Alles war nur ein kurzer Traum. Anstatt daß man, wie es ursprünglich im Plan gelegen und wie es Dumouriez mit dem österreichischen Oberfeldherrn verabredet hatte, die Rettung der königlichen Familie und die Herstellung der monarchischen Ordnung als einzigen Zweck des Kriegs aufstellte, allen Eroberungsgedanken entsagte und durch einen raschen Zug auf Paris eine Entscheidung herbeiführte, ehe der Konvent sich gesammelt und seine großen Rüstungen vollendet hatte, fing man bereits an über die künftigen Kriegsentschädigungen zu verhandeln und zu streiten. Wenige Tage nach Dumouriez' Flucht fand in Antwerpen ein Kriegsrath statt, bei welchem die Bevollmächtigten Englands und Hollands, die nun gleichfalls ihre Truppen in Belgien hatten einrücken lassen, deutlich zu erkennen gaben, daß sie für ihre Kosten und Anstrengungen auf Entschädigungen in den zu erobernden Ländern rechneten. Der Prinz von Koburg sah sich genöthigt, ein früher erlassenes Manifest in dem angedeuteten Sinn zurückzunehmen, worauf ein andres erschien, aus dem die nackte Selbstsucht der drei Mächte hervorschaute: nicht die Herstellung des französischen Thrones und die Sicherheit Europas, sondern die Vergrößerung der eignen Staaten war danach der Hauptzweck des Kriegs. Von da an betrachtete man in Wien den Herzog von York, den Oberbefehlshaber der englischen Truppen in den Niederlanden, mit ebenso großer Eifersucht wie die preußischen Heerführer, die ihre Entschädigung an der Weichsel suchten. Eine Politik des Mißtrauens und des Eigennutzes faßte Boden, die für die französischen Gewalthaber nur vortheilhaft war.



Kleber.

Um dieselbe Zeit, da durch Dumouriez' Verrath das französische Grenzgebiet dem Feind offen gelegt wurde, gingen auch am Mittelrhein die Früchte von Custine's Feldzügen größtentheils wieder verloren. Die Festung Mainz, die im Herbst 1792, wie wir gesehen, ohne Gegenwehr in die Hände der Franzosen gefallen war, wurde von preußischen und deutschen Truppen auf allen Seiten eingeschlossen. Die Belagerten, welche die verfallenen Festungswerke wieder in guten Stand gesetzt hatten und von den zwei Konventsmitgliedern Merlin und Rewbell, die sich in ihrer Mitte befanden, zum Widerstand ange-

feuert wurden, vertheidigten sich mit großem Muth mehrere Monate lang, mußten aber zuletzt, von der furchtbarsten Hungersnoth gedrängt, die Stadt den Preußen vertragsweise übergeben. Sie durften mit ihren Waffen und Feldzeichen abziehen, unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, eine Bedingung, die dadurch ihre Bedeutung verlor, daß die Besatzung nunmehr unter ihrem General Kleber nach der Vendee zog, um dort den Aufstand zu bekämpfen, von dem wir oben berichteten. Die deutschen Freiheitsmänner in Mainz, für welche die Franzosen keine Begnadigung zu erwirken vermochten, büßten größtentheils ihren republikanischen Traum mit mehrjähriger Haft und Verlust ihrer Habe.*)

Sechszehntes Kapitel.

Die Girondisten und die Pariser Pöbelherrschaft. — Annäherung zwischen Danton und der Gironde. — Bruch zwischen denselben. — Stürmische Märztage. — Das Revolutionstribunal und der Wohlfahrtsausschuß. — Marat's Triumph. — Letztes Ringen der Gironde. — Der Konvent in den Tuilerien von Henriot und seinem Pöbelhaufen belagert. — Ausgang der Girondisten. — Die Tage vom 31. Mai u. 2. Juni 1792.

Während dieser Vorgänge im Feld war Frankreich im Innern allen Uebeln eines gesetzlosen, anarchischen Zustandes preisgegeben. Der Konvent, in dem die gemäßigten Demokraten der Mitte noch immer die Mehrheit bildeten, berieth, anstatt eine starke Exekutivgewalt zur Niederhaltung der Furie der Revolution zu schaffen, wochen- und monatelang über eine neue republikanische Verfassung mit allen denkbaren Ur- und Grundrechten, mit den ausgedehntesten Bestimmungen im Sinne der Freiheit und Gleichheit.

*) So unvernünftig und wüst das Treiben der Mainzer Demokraten gewesen war, so roh und zügellos waren die Anfänge der wiedereingesetzten legitimen Gewalt. Mißhandlungen und Konfiskationen, Einkerkerungen und brutale Gewaltthaten, auch gegen solche, die ihr Alter oder Geschlecht hätte schützen sollen, waren nun an der Tagesordnung. Der hohe Stiftsadel, der seinen Staat so schmachvoll preisgegeben, weidete sich nun mit niedrigem Hohn an den Opfern der siegreichen Reaktion. Die schalen Komödien des demokratischen Klubs, seine Umzüge, Freiheitsbäume und Brüderlichkeitsfeste, wurden nun durch ebenso abgeschmackte Schaustellungen der Gegner parodirt. Eine Verordnung vom 31. Juli z. B. bestimmte, die Reste des Freiheitsbaumes seien dergestalt zu verbrennen, „daß hierbei die Schinderskuechte adhibirt, ein etwas höheres Gerüst verfertigt, eine rothe Kappe darauf gesetzt, durch Zuziehung einiger Musikanten mehr Zuschauer herbeigelockt, und die verhafteten Hauptklubisten, unter Bedeckung preußischer Soldaten, mit auf den Platz geführt würden". In ganz Deutschland machte sich der Rückschlag der Mainzer Reaktion fühlbar in der schärfern Ueberwachung der Presse und durch die strengern Polizeimaßregeln gegen alle Aeußerungen der Freiheit. Man konnte durchaus einen Schluß ziehen, welches Schicksal den Franzosen durch einen Sieg des Auslandes und der Emigration zu theil geworden wäre.

Dabei mußten die Girondisten bald erfahren, daß die Häupter der Kommune und der Sektionen wenig Gefallen fanden an einem Verfassungsentwurf, welcher die Gleichberechtigung Aller, also auch der Aristokraten, der Geldmenschen und sonstigen Freiheitsfeinde ausspreche. Sie wollten vor Allem Abhülfe für die Noth der untern Volksklasse, Abhülfe der Arbeitslosigkeit, die in erschreckender Weise Platz gegriffen. Sie verlangten Zwangsanleihen, freie Kornspenden zur Erhaltung des brotlosen Proletariats, Arbeitsgarantie, Vertheilung der Gemeindeäcker zum Vortheil der Armen und andere sozialistische Bestimmungen. Die Kommune, d. h. der Gemeinderath, dessen einflußreichste Glieder der jetzige Maire Pache, der Syndikus Chaumette, der scheußliche Hebert waren, bildete die eigentliche herrschende Macht in Paris und damit in ganz Frankreich. Er gebot über die Nationalgarde, die, da die bürgerliche Mittelklasse sich immer mehr von dem Militärdienst fernhielt, schon unter Santerre, mehr aber noch unter seinem Nachfolger Henriot, zu einer Schaar Sansculottes herabsank, und über die Ausschüsse der Sektionen, die etwa zwölf Personen stark, meistens geringe Bürger und Handwerker, sich Abends nach der Feierstunde in ihren Quartieren einfanden und die Nacht hindurch Wache hielten. Diese Sektionsausschüsse übten mit Hilfe der „harten Fäuste", der bewaffneten Proletarier unter der Leitung Maillard's, „des Großrichters der Volksjustiz", die Polizei in ihren Distrikten, theilten Sicherheitskarten aus, verhängten Beschlagnahme und Verhaftungen nach den Winken des Stadtraths. An sie wendeten sich die Demagogen und Klubhäupter, wenn sie durch Sturmadressen und Pöbeltumulte, zu denen in der Regel Marat das Signal gab, den Konvent zu terroristischen Maßregeln zwingen wollten. Durch diese gegliederte Stadtpolizei und Sektionsdemokratie, welche der Jakobinerklub und seine Tochtervereine im ganzen Reich begründeten, kam die Macht gänzlich in die Hände der Masse, so daß Frankreich durch eine Anzahl allmächtiger Gemeinderäthe unter Leitung der Pariser Kommune zu Gunsten des Proletariats beherrscht wurde.

In welcher Weise diese Herrschaft ausgeübt ward, zeigte sich schon Ende Februar, als der Konvent, welcher, wie wir früher sahen, die Aushebung von 300,000 Rekruten aus der waffenfähigern jüngern Bevölkerung angeordnet hatte, zu Gunsten der zum Krieg ausziehenden Freiwilligen und ihrer Angehörigen den Reichen eine besondere Steuer auflegte und selbst einen Staatsbeitrag lieferte, als ferner, nachdem diese Summen erschöpft waren, auf Marat's Aufforderung von Weibern und verkleideten Männern die Bäckerläden und Krämerbuden ausgeleert wurden. Der Stadtrath ließ die Plündernden mehrere Stunden lang gewähren und forderte dann weitere Zuschüsse aus der Staatskasse, um durch Herabsetzung des Preises der Lebensbedürfnisse ähnlichen Vorgängen in Zukunft vorzubeugen. Man bewilligte das Verlangte, reizte aber dadurch nur zu neuer Begehrlichkeit auf. Die Kommune und ihre Werkzeuge in den Sektionen verlangten nach einigen Tagen, daß man gegen den Geld- und Kornwucher einschreite, und gingen dann immer weiter in ihren Forderungen, bis ein Maximum des Preises für alle Lebensbedürfnisse festgesetzt ward. Die Werbungen zum Krieg wurden daher vom

Konvent eifrig betrieben, nicht bloß damit das Vaterland vertheidigt werde, sondern auch, um die Proletarierhaufen mit ihren Plünderungen an das Ausland zu weisen. Robespierre sprach bereits von sozialen Gesetzen, unter denen eine Theilung des Eigenthums verhüllt lag. Was zum Unterhalt der ganzen Gesellschaft nöthig sei, müsse als gemeinsames Eigenthum angesehen werden, bewies er, nur der Ueberschuß dieses Bedarfs dürfe persönliches Eigenthum sein und dem Betriebe der Geschäftsleute überlassen werden. Die Träume und Schäume von der Freiheit aller Menschen waren also gründlich verflogen.

Die Gironde blickte mit grollendem Unwillen auf den Despotismus der Kommune, der die Republik schändete und jedem gesunden Staatswesen Hohn sprach. Aber solange die Bergpartei und die Klubs mit dem Stadtrath und den Sektionsausschüssen eine geschlossene Phalanx bildeten, war die gemäßigte Mitte ohnmächtig. Ihre Stellung wurde noch bedrohter, als die ersten Nachrichten von den Unfällen in Belgien nach Paris gelangten und die Mißerfolge von dem demokratischen Pöbel den aristokratischen Offizieren und den girondistischen Worthelden zugeschrieben wurden. Maillard und seine Bande, Fournier, genannt der Amerikaner, der Anstifter der Versailler Septembergreuel, der Pole Lazowski, der Straßendemagoge Varlet u. A. drohten mit einem neuen 10. August wider die Verräther. Da kam **Danton** aus den Niederlanden zurück: es war ihm nicht entgangen, welche Gefahr der französischen Republik bevorstand, wenn das mit Militärmacht



Henriot.

hereinbrechende Ausland an der innern Zerfahrenheit, an dem anarchischen Treiben der Kommune und dem Freiheitstaumel der girondistischen Doktrinärs Verbündete fände. Er sah allein Heil und Rettung in der Zusammenfassung der nationalen Kräfte gegenüber dem Feind, in der Uebertragung einer diktatorischen Gewalt an den Konvent, durch allgemeine Volksbewaffnung müsse der Feind zurückgeworfen, Belgien und Holland mit Frankreich vereinigt werden; der freiheitliche Ausbau des Staatslebens müsse der Rettung des Vaterlandes nachstehen; man müsse handeln, nicht berathen und überlegen; statt Redeschlachten und Wortgefechte zu liefern, müsse man mannhaft mit den Waffen streiten. Er war bereit, mit den Girondisten Hand in Hand zu gehen, den Konvent zu erlösen von dem Despotismus der Kommune, durch Ausgleichung der Parteispaltungen ein einheitliches starkes Regiment zu

schaffen. Noch war seine Popularität ungeschwächt, die Macht seiner Persönlichkeit, seine demagogische Kraft, sein anerkannter Patriotismus, der unter allem Frevelsinn hervorleuchtete, verschafften ihm Einfluß und Vertrauen bei den Demokraten. Allein die Gironde benahm sich zurückhaltend; sie konnte sich nicht entschließen, dem Mann, der die Septembermorde veranstaltet hatte, die Hand zum Bunde zu reichen.

Das Zaudern und die Bedenklichkeiten der Girondisten hatte zur Folge, daß sich Danton mit Robespierre verständigte und dadurch wieder den Männern des Bergs näher kam. Mit ihrem Beistand setzte er es am 9. März durch, daß 82 Konventsmitglieder als Kommissäre in die Departements gesandt wurden, um die Aushebung der jungen Mannschaften infolge des allgemeinen Aufgebots vom 24. Februar in Schwung zu bringen und die Besteuerung der Reichen für Kriegszwecke zu betreiben, zugleich aber jeden Widerstand der Provinzen gegen die beabsichtigte Diktatur im Voraus zu ersticken, und daß man dazu ausschließlich republikanische Patrioten, unbedingte Königsmörder, exaltirte Demokraten und Montagnards wählte. Auf diese Weise gedachte Danton seinen doppelten Zweck zu erreichen: Bewaffnung der Nation gegen den auswärtigen Feind und Schaffung einer demokratischen Vollziehungsgewalt mit unbeschränkter Machtvollkommenheit im Schoß der Nationalversammlung selbst. Allein er hatte mit den höllischen Geistern des Bergs seinen Bund geschlossen und diesen fiel der Sieg zu. Den Schreckensmännern und ihrem Führer Robespierre war es in erster Linie um die Beseitigung ihrer Widersacher im Konvent zu thun: die Gironde sollte gestürzt oder wenigstens in Furcht gehalten werden.

Dazu sollte ein Revolutionstribunal, ein außerordentliches Blutgericht mit souveräner Gewalt dienen. Robespierre ließ durch seinen Freund Robert Lindet am 10. März einen Gesetzentwurf einbringen des Inhalts: Es solle ein Tribunal eingesetzt werden, bestehend aus neun vom Konvent zu ernennenden Richtern, welche ohne Mitwirkung von Geschworenen und unabhängig von jeder Prozeßform alle Verführer und Feinde des Volkes zum Tode verurtheilen dürfen. Bei dem Vorlesen durchzuckte ein Gefühl der Bestürzung und Entrüstung die Reihen der Girondisten. „Lieber sterben," rief Vergniaud aus, „als eine solche venetianische Inquisition beschließen." Nun erfolgte eine aufgeregte und stürmische Sitzung. Als der Abend hereinbrach, war man noch zu keinem Beschluß gekommen. Da gewahrte man in der Stadt unheimliche Bewegungen: die Sektionsausschüsse waren in Thätigkeit, bei den Jakobinern und Cordeliers ging es lebhaft zu; der Stadtrath war versammelt; durch die Straßen zogen angetrunkene Rekruten und Pikenmänner unter Fournier, Varlet, Lazowski; alle Agenten und Schergen der rohen Gewalt, die ganze Demagogie zweiter Hand regte sich. In den demokratischen Versammlungen erwog man, ob man nicht den Konvent durch eine neue Bartholomäusnacht von den Verräthern des Volks befreien sollte. Nur an dem Widerspruch einiger Klubredner, insbesondere des Dantonisten Dubois-Crancé scheiterte der Mordplan. Die Häupter der Gironde waren bei

Pétion in Berathung, als Louvet sie von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Der ehemalige Maire öffnete das Fenster, und als er sah, daß es regnete, sagte er: „In dieser Nacht wird nichts vorfallen.“ Ein aufgebotenes Brester Bataillon zerstreute vollends die Aufrührer. In der folgenden Sitzung des Konvents wurde die Errichtung des Revolutionstribunals beschlossen, aber nicht in der furchtbaren Gestalt, wie es beantragt worden: es sollten Geschworene beigezogen werden, welche der Konvent aus allen Departements auszuwählen habe; auch blieb demselben die Anstellung des öffentlichen Anklägers und der Richter vorbehalten. „Hiermit war denn wohl allen Widerspenstigen draußen im Lande das Beil geschliffen, aber Robespierres nächster Zweck, die Gründung einer vom Konvent unabhängigen Gewalt zum Sturz der Gironde, war vereitelt.“

Diese Abschwächung der Justiztyrannei erzielte die Gironde durch den Beistand Dantons und seiner Anhänger. Dafür rechnete dieser auf ihre Unterstützung bei seinem andern Plan, der ihm mehr am Herzen lag, der Gründung einer starken Regierungsgewalt. Und in der That überwanden die Girondisten ihren Abscheu gegen den Mann des Blutes und des Schreckens und reichten ihm, wenn auch mit abgewandtem Gesicht, die Hand zum Bund. Die Frucht dieses Bundes war der „Wohlfahrtsausschuß“ in seiner ersten Gestalt, welcher den Charakter des Kompromisses und der Halbheit an der Stirn trug, ein Aufsichtsrath von fünfundzwanzig Mitgliedern, der Mehrheit nach Girondisten und Männer der Mitte, welcher nicht selbst regieren, sondern den Ministern zur Seite stehen sollte. Mit dieser neuen Exekutivgewalt war wenig gewonnen, aber sie war das Gefäß, welches die Montagnards bald nachher mit ganz andern Stoffen füllten.

Dieser doppelte Erfolg flößte den Girondisten großes Selbstvertrauen ein. Sie hielten sich für stark genug, die lästige Fessel der Dantonschen Bundesgenossenschaft abzustreifen. Danton war kurz zuvor aus Belgien zurückgekommen, wo er, wie wir im vorigen Kapitel sahen, mit Dumouriez auf vertrautem Fuß gestanden. Als nun das Gerücht von den verrätherischen Umtrieben des Generals in Paris sich verbreitete, noch ehe der wirkliche Abfall erfolgt war, und im Konvent wie bei der Kommune und den Volksvereinen die größte Aufregung hervorrief, glaubten die Girondisten den Zeitpunkt gekommen, sich des widerwärtigen Demagogen zu entledigen. Ob sie wirklich der Meinung waren, Danton sei Mitwisser und Theilnehmer von Dumouriez' konspiratorischen Plänen, oder ob sie den Verdacht nur als Vorwand für ihre Angriffe benutzen wollten, genug, sie sprachen die „Vermuthung“ aus, daß die Konventsglieder Danton und Lacroix, beide alte Genossen der Orleansschen Kameraderie, mit Dumouriez unter einer Decke spielten. Der Antrag auf Errichtung einer diktatorischen Regierungsgewalt habe nur als Einleitung dienen sollen zu der Wiederherstellung des Königthums mit einer Dynastie Orleans. Eine Zeitlang verbiß Danton seinen Aerger über die Verdächtigungen; als sie aber immer mehr aus der Verborgenheit sich hervorwagten, als Lasource die „Vermuthungen“ zu einer „förmlichen Anklage“ zusammenfaßte und seine Kriegsrede mit den Worten schloß: „Das Volk will

Gerechtigkeit, lange genug hat es das Kapitol und den Thron gesehen, jetzt will es den Tarpejischen Felsen und das Schaffot sehen", da kannte auch er keine Schonung mehr. Er erklärte seinen alten Parteigenossen vom Berg, daß er wieder ganz der Ihrige sei, daß er sich lossage von den Leuten, die einst den Tyrannen dem Schwert des Gesetzes hätten entreißen wollen und die jetzt die Frechheit hätten, ihn des Verraths zu beschuldigen, daß er gegen sie kämpfen werde bis zur Vernichtung. „Ich habe mich verschanzt in der Festung der Vernunft, ich werde ausfallen mit dem Geschütz der Wahrheit und die Frevler, die mich haben anklagen wollen, zu Staub zermalmen!" Jubelnd begrüßten die Montagnards und die Gallerien die Rückkehr des verlorenen Sohnes in's Vaterhaus. Denn in dem Mann des 10. August und der Septembertage erkannten alle Demokraten, die auf der Höhe der Revolution standen und ihr dienten, ihren Führer und Meister. In der Aufwallung seines Grimmes erneuerte er den Pakt mit den dämonischen Gewalten, die zuerst seine Gegner, dann ihn selbst und seine Freunde verschlangen.

Robespierre und seine Genossen schärften nun die Waffen zum Todeskampf gegen Alle, welche die Revolution in ihrem zermalmenden Lauf zu hemmen wagten. Das Revolutionstribunal erhielt die Befugniß, auf Grund einer Anklage des Konvents Volksvertreter, Minister und Feldherren vor sein Forum zu ziehen. Der Wohlfahrtsausschuß wurde auf neun Mitglieder vermindert, die jeden Monat neu gewählt, das eigentliche Regierungskollegium waren, neben dem die Minister nur eine Vollziehungsbehörde bildeten. Die Seele dieses Ausschusses der Reichswohlfahrt bildete **Danton**, in dessen Hand die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gelegt ward. Dem Wohlfahrtsausschuß zur Seite stand der „Ausschuß der öffentlichen Sicherheit", der sich mit den polizeilichen Anordnungen befaßte und wie jener mehr und mehr aus der herrschenden Partei besetzt, mit immer größerer Gewalt ausgerüstet ward. Und damit nie wieder ein Restaurationsplan im Sinne Dumouriez aufkommen könne, wurde auf Robespierre's Betreiben die Verhaftung aller noch in Frankreich lebenden **Bourbonen** beschlossen. Dies Schicksal traf auch den ehemaligen Herzog von Orleans, den die alten Genossen Marat und Danton, die an seiner Tafel geschwelgt und von seinem Gold Nutzen gezogen hatten, nicht zu retten vermochten.

Diese Gefährdung von Leben und von Eigenthum schreckte nun doch die Bürgerklasse aus ihrer Trägheit auf. Sie begann sich eifriger an den Sektionsversammlungen zu betheiligen und setzte der Tyrannei des Stadtraths und der Straßendemokratie einen entschlossenen Widerstand entgegen. Dies gab den Girondisten und den Halben, Feigen oder Unschlüssigen, die sich jeder herrschenden Faktion beugten, den Muth, der Bergpartei mit mehr Entschiedenheit entgegenzutreten. Gingen doch die Ansprüche des Gemeinderaths an die Staatskasse zur Ernährung des müßigen Pöbels von Paris immer weiter. Und wieviel man auch den „hungernden Patrioten" in den

Rachen warf, es reichte alles nicht hin. Der Ruf nach niedrigen Zwangspreisen für die täglichen Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung, nach Bestrafung der Wucherer und Aufkäufer, denen man die Noth schuld gab, nach einem dem Metallgeld gleichkommenden Zwangskurs der Assignaten wurde immer lauter: man hörte Demagogen beweisen, daß die Früchte der Erde ebenso wie Luft und Wasser den Menschen gemeinsam seien. Es war begreiflich, daß bei dieser unerträglichen Gewaltherrschaft der Pariser Kommune die Girondisten auf den alten Gedanken zurückkamen, man sollte Frankreich in einen republikanischen Föderativstaat nach amerikanischem Muster umwandeln und so die Centralisation in der Pariser Kommune niederbrechen.

Genau dasselbe aber war Dumouriez's Plan gewesen. Als daher sein Verrath bekannt geworden, holte die Demokratie zu den letzten Schlägen gegen die Girondisten aus. Am 15. April sandte die Kommune eine Adresse an den Konvent, in welcher die Ausschließung von 22 Abgeordneten gefordert wurde, weil sie als Mitschuldige an dem Landesverrath Dumouriez's „das Gesetz ihrer Wähler gebrochen hätten". Unter den Genannten, deren Liste natürlich von der Mutterloge der Jakobiner entworfen worden war, waren die Wortführer und Häupter der Gironde. Noch einmal gelang es Vergniaud durch seine Beredsamkeit den Sturm abzuschlagen, und der Konvent wies den Antrag der Kommune ab.

Dieser letzte Sieg der Gironde gab ihr den Muth, ihrem heftigsten Gegner, Marat, zu Leibe zu gehen. Als nämlich kurz nachher dieser gemeine Demagog die Pariser Kommune, der man die bisherige Unterstützung aus der Staatskasse entzogen, zum Aufstand gegen die Republik und zur Selbsthilfe gegen die Urheber der Theuerung aufforderte, setzte die Mehrheit des Konvents den Beschluß durch, daß der demokratische Wütherich wegen Aufruhr angeklagt und vor das Revolutionstribunal gestellt werde. Marat trat mit großer Zuversicht auf und drehte den Spieß um, indem er die Girondisten anklagte. Er wurde einstimmig freigesprochen. Eine unübersehbare Volksmenge erwartete ihn vor dem Gebäude des Tribunals; man hob ihn auf eine mit Blumen geschmückte Tragbahre, so sehr er sich auch sträubte, bekränzte ihn und trug ihn im Triumphe nach dem Konvent. Er nahm seinen Sitz wieder ein; ein bärtiger Sappeur trat vor und redete den Konvent an: „Wir bringen euch Marat wieder. Marat ist stets der Freund des Volkes gewesen und das Volk wird stets der Freund Marat's sein. Wenn Marat's Haupt fallen muß, so fällt vor dem seinigen das Haupt des Sappeurs." Er schwang seine Axt und das Volk zog durch den Sitzungssaal, während Marat von der Rednerbühne dem Konvent zurief, daß er einen gerechtfertigten Namen zurückbringe.

Von der Zeit an häuften sich die tumultuarischen Auftritte in den Straßen und Hallen, die Aufwiegelungen in den Sektionsversammlungen und Klubs, und der Ruf nach Ausstoßung der Zweiundzwanzig wurde eine

Parole für Paris und für die Provinzen. Auf Marat's Vorschlag wurde ein Insurrektionsausschuß eingesetzt, der in dem bischöflichen Palast seine Berathungen abhielt. Draußen, in den Provinzen, wirthschafteten wäh-



Marat's Triumph.

renddem die 82 Kommissäre, welche der Konvent zur Aushebung der Soldaten ausgesandt, in einer schaudererregenden Weise. Seit Wochen waren sie an ihren Plätzen, schürten den Kampf der Proletarier gegen die Besitzen-

den mit fanatischem Eifer und trugen den Schrecken und die Anarchie in jede Stadt und jedes Dorf. Aus den Rekruten, die sie in Stadt und Land unter den Söhnen des Mittelstandes mit brutaler Gewalt aushoben, machte der Wohlfahrtsausschuß mit rastloser Thätigkeit ein Heer zum Schutz der Grenzen, aus dem Pöbel, dem sie Waffen gaben, den sie gegen die Reichen hetzten, bildeten sie eine Leibgarde ihrer Partei, und was sich widersetzte oder zu keinem von beiden Zwecken zu brauchen war, war vogelfrei, wurde massenhaft festgenommen und eingekerkert: in einzelnen Departements sind binnen wenig Wochen 3—4000 Menschen willkürlich, ohne einen Schatten von Rechtsgründen, ins Gefängniß geworfen worden. Brandschatzungen der Reichen im großartigen Maßstabe, Aufhebung aller gesetzlichen Behörden, Einrichtung souveräner Pöbelkonvente nach dem Muster des Pariser Stadtrathes, alle geleitet von dem Zentrum in Paris — kurz der schrankenlose Terrorismus in Permanenz, das war die Leistung ihrer Thätigkeit.

Dieser umfassende Sieg Robespierres nach außen mußte einen gewaltigen Rückschlag üben auf die Lage in der Hauptstadt. Die Ausschüsse hier fingen jetzt an in gleicher Weise zu wirken wie die Ableger des Jakobinerklubs in den Departements; es waren noch viele Girondisten darin, aber die ließen die Dinge lässig und gleichgiltig ihren Gang gehen, das Terrain, auf dem jetzt die Entscheidung erfochten wurde, war nicht nach ihrem Geschmack; sie wollten nicht herabsteigen in die Arena der Gassendemagogie, sie verachteten den Pöbel, der jetzt Herr geworden war und wollten sich nicht gemein machen mit den Künsten, die hier allein verfingen. Die Rednerbühne war ihre Domäne, da sind sie nie übertroffen worden: was waren doch alle die gedrechselten Abhandlungen Robespierres gegen eine einzige Stegreifrede Vergniaud's, was waren doch die Marat und Danton gegen den Schwung und Adel der girondistischen Redner. Aber sie waren auch bloß Redner und nichts weiter; wenn sie sich im Konvent gründlich ausgesprochen hatten, dann gingen sie vergnügt und stolz ins Palais Royal und schwelgten in der gegenseitigen Bewunderung ihrer Virtuosität. Hatte Vergniaud eine seiner großen Reden gehalten, dann erholte er sich im Kreise einer ihm bekannten Familie, tändelte mit den Kindern, scherzte mit den Damen und ließ es sich wohl sein. Daß den Reden die That folgen müsse und daß diese mit parlamentarischen Siegen nicht durchgesetzt war, das haben sie nie begriffen. Diese kindliche Naivetät, dieser Aberglaube an die Allmacht ihrer Worte, diese Scheu vor der Aufregung entschlossener That ist darum auch nicht von ihnen gewichen, da es sich für sie um Tod und Leben handelte.

So kam es, daß während sie den großen Schlag, der sie bedrohte, noch auf einige Zeit abzuwehren vermochten, ihnen im Einzelnen Niederlage auf Niederlage begegnete und der Feldzug für sie fast schon verloren war, noch ehe es zur eigentlichen Hauptschlacht kam. Eine Reihe von Dekreten ging durch, die sie nie hätten passiren lassen dürfen, die sie statt dessen theils

matt bekämpften, theils als echte Naturkinder der Politik zu spät in's Auge faßten, wenn sie bereits selber die Spitze, die darin lag, an sich empfunden hatten.

Ein alter Lieblingswunsch der Patrioten in den Klubs und in den Vorstädten war ein Maximum zunächst für den Brodpreis; auf keiner der zahllosen Sturmadressen fehlte diese Forderung des Volkes, keine Rede wurde in diesen Kreisen gehalten, keine Versammlung ging auseinander, ohne daß sich die Köpfe darüber erhitzt hätten. Immer waren diese Anträge bisher vom Konvent abgewiesen worden; jetzt am 2. Mai ging er durch, 8000 Vorstädter hatten eine große Demonstration gemacht, die ihres Eindrucks nicht verfehlte. Man nahm einen Maximums- oder vielmehr Minimumspreis für das Getreide, der kaum die Produktionskosten deckte und beging damit einen furchtbaren Raub an dem ackerbauenden Theil der Bevölkerung.

Ein anderer Lieblingsgedanke derselben Art war eine Brandschatzung der Reichen unter dem Namen einer Zwangsanleihe zu Kriegszwecken. Hier hatte Montpellier ein famoses Beispiel mit einer Erpressung von fünf Millionen gegeben, Paris wollte nicht zurückbleiben und schrieb eine solche Anleihe von zwölf Millionen auf die reichen Pariser aus; aber hier brach sich der Terrorismus an einem unerwarteten Widerstand, der ruhige Bürger widersetzte sich mehr und mehr der Plünderung und warf in den Sektionen die bisherige Schüchternheit von sich, denn für ihn hieß es jetzt: besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Aehnliches meldeten energische Kundgebungen aus Bordeaux, Marseille, Lyon und Rouen, eine wachsende Unzufriedenheit erhob sich drinnen und draußen gegen die verblüfften Jakobiner und für die verlassene Gironde, die jetzt neuen Muth faßte und ihre letzte schwindende Kraft zu einem Schlage wider die Jakobiner zusammenraffte. Merkwürdigerweise kamen der Gironde noch in den letzten Tagen des April und den ersten des Mai Anträge von Danton zu, der seine Rede vom 1. April wieder gut machen und wieder mit ihnen gehen wollte. Bei einem schwelgerischen Mahl, zu dem er selbst und seine Freunde mit den Häuptern der Gironde in den Lustgärten von Meaux sich zusammenfanden, wollte er sich mit ihnen verständigen. Aber gerade damals fühlte sich die Partei stärker als je; betrachtete sie sich doch als das Zentrum der bürgerlichen Opposition, die infolge des jakobinischen Terrorismus in Paris wie in den Provinzen lebhaft hervortrat. Diese Stellung fürchteten die Girondisten einzubüßen, wenn sie sich mit dem Führer der Septembermörder in ein Bündniß einließen. Sie stießen daher zum zweiten Mal die Hand zurück, die sie allein noch vom Untergang hätte retten können: denn wo der gewaltige Mann mit seiner Kohorte sich hinwandte, gab er in der Regel den Ausschlag. Fortan gehörten Danton und seine Genossen im Wohlfahrtsausschuß wider ganz dem Berg an. Das war die Tragik seines Geschicks, daß der blutige Schatten seiner vergangenen Frevel auch ihn in den Mo-

menten verfolgte, wo er wieder in die Bahnen des Rechts einlenken, sich von den Mordgesellen abwenden wollte. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

In einer nächtlichen Zusammenkunft zu Charenton verschwor sich Danton mit Robespierre, Pache, Marat zum Untergang der Girondisten. Die Wiederholung eines zehnten August schien der geeignetste Weg, da auf diese Weise die Blutschuld eines Massenmords vermieden und die Frevelthat wieder in die Formen eines Rechtsverfahrens gehüllt, wieder mit der Autorität von Gesetz und Obrigkeit gedeckt werden konnte. Dazu bedurfte man der Beihülfe des Gemeinderaths. Auf sein Zuthun stellten sich die bewaffneten Sansculottenhaufen der Vorstädte auf ihren Sammelplätzen auf und setzten durch tumultuarisches Treiben, durch Drohen und Einschüchtern die städtische Bevölkerung in Aufregung und Furcht. Daß dem wüsten anarchischen Treiben ein Komplott zu Grunde liege, blieb den Girondisten kein Geheimniß. Sie suchten daher dem Plan ihrer Gegner zuvorzukommen und die Absichten der „Patrioten“ zu vereiteln. Nach einer Rede, worin die Vorgänge in der englischen Revolution kurz vor Cromwell's Protektorat als Illustration der Gegenwart vorgeführt wurden, stellte Guadet den Antrag, daß der Stadtrath von Paris aufgehoben und durch die Vorstände am 18. Mai der Sektionen ersetzt werde. Wir erinnern uns, daß seit der beabsichtigten Zwangsanleihe die Sektionsversammlungen mehr von den Leuten des Mittelstandes besucht waren, mithin als die gesetzlichen Vertreter der Gemeinde gelten konnten. Damit wäre der Gegenkonvent auf dem Stadthaus gefallen, dem Berg sein starker Rückhalt genommen worden. Aber Barère, der schlangenkluge Vermittler der Parteien, wußte durch eine geschickte Finte den scharfen Streich von dem Haupt der Montagnards abzuwenden, indem er Guadet's schneidenden Vorschlag dahin abschwächte, der Konvent möge eine Kommission von zwölf Mitgliedern zur Prüfung der von dem Stadtrath neuerlich gefaßten Beschlüsse aufstellen. Der Antrag wurde von der Mehrheit angenommen mit der von der Gironde begehrten Erweiterung, daß sich die Nachforschungen auf alle konspiratorischen Umtriebe, deren sich der Pariser Stadtrath seit einem Monat schuldig gemacht, erstrecken sollten. Bei der Wahl des Ausschusses waren die Girondisten im Vortheil.

Die Zwölf machten sich sofort an die Arbeit. Auf Grund von Aktenstücken, die auf dem Stadthaus in ihre Hände kamen, griffen sie energisch ein: sie verboten die nächtlichen Sektionsversammlungen, setzten einige jakobinische Beamten ab und ließen den Journalisten und Stadtbeamten Hebert, den Liebling der Straßendemokratie, nebst einigen anderen Aufwieglern und Unruhstiftern als Urheber der Tumulte und Mordpläne verhaften. Die Montagnards und ihre Genossen in den Klubs und bei der Kommune geriethen in Schrecken; die ganze radikale Partei war in's Herz getroffen, wenn die konspiratorischen Anschläge, deren Mitwisser Hebert

war, zu Tage kamen. Und wie, wenn aus den aufständischen Städten des Südens und Westens Nationalgarden gegen Paris zögen, um den Konvent der Gewaltherrschaft der Anarchisten zu entreißen? Die „Patrioten" des Stadthauses und der Insurrektionsausschuß in der bischöflichen Residenz setzten daher alle Hebel in Bewegung, um bei den Sektionen eine Sturmpetition zu erzielen, in welcher die Freilassung Heberts, des „ausgezeichneten" Bürgers, und die Auflösung des Zwölfer-Ausschusses begehrt ward. Der Präsident der Versammlung, Isnard, gab in seiner Antwort zu verstehen, daß, wenn die Kommune fortfahre, dem Konvent durch tumultuarische Auftritte Gewalt anzuthun, Paris die Rache Frankreichs fühlen und aus der Zahl der Städte verschwinden würde. Diese versteckte Drohung reizte die Anarchisten zu neuer Wuth. Tag und Nacht waren die Versammlungshäuser der Klubs und der Sektionen gefüllt; Alles trug Waffen, der Konvent und das Stadthaus glichen dem Hauptquartier eines Lagers. In den Tuilerien, wo seit der Einführung der Republik die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, war man mehrmals dem offenen Faustkampf nahe. Immer lauter tobte die Volkswuth gegen den Zwölfer-Ausschuß. die „Dezemvirn", wie man die Kommission in Erinnerung an die Aristokratentyrannei des alten Rom bezeichnete. Am 27. Mai wurde durch die Majorität der Versammlung in Folge des Druckes des Berges und der Volkshaufen, welche Außen und Innen ihre Meinung deutlich genug vernehmen ließen, die Freigebung Heberts und die Auflösung des Zwölfer-Ausschusses beschlossen, denn, wie Dantons Freund Herault de Sechelles sagte, die Gewalt des Volks und die Gewalt der Vernunft sei eins und dasselbe. Aber am andern Tag schämte man sich der Schwäche; bei einer neuen Abstimmung wurde der Beschluß der vorhergegangenen Sitzung widerrufen und das Fortbestehen des Zwölfer-Ausschusses angenommen. Doch wagte man nicht, auch die Wiederverhaftung der bereits in Freiheit gesetzten Demagogen, insbesondere Heberts, zu beschließen. Man ließ die Thatsache „vorläufig" auf sich beruhen.

Es war ein schwacher Sieg der Ordnungspartei, der aber bei der herrschenden Gährung in den Provinzen dennoch wichtige Folgen haben und der ochlokratischen Tyrannei ein Ende machen konnte. Darum wurden alle Organe der Demokratie in Bewegung gesetzt, um durch einen Hauptschlag wie am 10. August „die Republik zu retten". Selbst der Plan eines Massenmordes durch offene Gewalt wurde in Erwägung gezogen, doch kam man im bischöflichen Palast, wo sich die Häupter der Demokratie als „Empörungsrath" oder revolutionärer Zentralausschuß konstituirt hatten, auf den in Charenton vereinbarten Plan zurück. Der Konvent selber sollte dahin gebracht werden, auf Grund einer Petition der Kommune die Anklage und Verhaftung von 34 girondistischen Deputirten, darunter alle Mitglieder des Zwölfer-Ausschusses und die Minister Roland, Clavière und Lebrun, zu beschließen. Das Uebrige würde sich dann von selbst ergeben. Nun wurden alle Vorkehrungen zu dem großen Aufstand getroffen, der mit einer Sturmpetition des Gemeinderaths gegen die Zwölfer-Kommission begann, drei volle Tage (31. Mai, 1. und 2. Juni) dauerte und mit der Verhaftung der Girondehäupter seinen Abschluß

fand. Nachdem der Gemeinderath sich durch Kommissäre der Sektionen verstärkt hatte, welche als Vertreter des souveränen Volks mit unbedingter Machtvollkommenheit ausgerüstet waren, ernannte er den gebrandmarkten Henriot, der früher Lakai, dann Schleichhändler, zuletzt Polizeispion gewesen und wegen Diebereien gerichtlich verfolgt worden war, zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde oder vielmehr der aus dem Abhub der hauptstädtischen Bevölkerung gebildeten Sansculottenbanden, und brachte durch den Donner der Lärmkanonen und das Dröhnen der Sturmglocken den ganzen Pariser Pöbel auf die Beine. Von früher Morgenstunde an umlagerten Maillards Proletarierrotten, denen man einen Tagesold von zwei Francs versprochen, und die zu einem „Amazonenbataillon" vereinigten greulichen Weiber der Hallen das Tuilerienschloß, so daß die Abgeordneten sich mühsam ihren Weg in den Sitzungssaal erkämpfen mußten. Nach dem Verlesen der Adresse des Stadtraths verlangten die Montagnards, unterstützt von der tobenden Menge auf den Gallerien, daß man dem Willen des Volks willfahre. Die Kommission, bewies Danton, sei nur eingesetzt worden, um die Energie des Volks zu lähmen und eine Politik feiger Mäßigung zu begründen, welche die Republik den Tyrannen und Aristokraten preisgeben würde. Die Zwölf, welche drei Stunden lang unter dem lauten Getümmel vergebens sich zu vertheidigen suchten, wichen dem Sturm und gaben ihre Vollmacht an den Wohlfahrtsausschuß ab, der um mehrere Mitglieder aus den Reihen der Dantonisten vermehrt worden war. Einen weiteren Sieg vermochte jedoch an diesem Tag die Bergpartei nicht zu erlangen. Der heimtückische Versuch Henriots, einige für den Konvent günstig gesinnte Sektionen durch die Bataillone der Antonsvorstadt entwaffnen zu lassen, weil jene, wie er lügnerisch vorgab, eine royalistische Gegenrevolution im Schilde führten, schlug fehl. Als sich die Vorstädter von der republikanischen Gesinnung der im Palais Royal aufgestellten Bürgersoldaten überzeugten, schlossen sie Brüderschaft mit denselben und zogen nach Haus.

Auf dem Rathhaus ließ man jedoch den Muth nicht sinken. Was heute nicht erreicht worden, kann morgen geschehen. Während der Nacht und am folgenden Tag ließ der revolutionäre Zentralausschuß im Verein mit Hebert und den Demagogen des Stadthauses unter den Sektionen, die im Verdacht reaktionärer Gesinnung standen, massenhaft Verhaftungen vornehmen, und sandte an die 12,000 Mann Pariser Nationalgarden, die unter Santerre bei Courbevoie standen und im Begriff waren nach der Vendée zu ziehen, heimlich Eilboten, daß sie den Abmarsch verschieben und nach der Stadt zurückkehren sollten. Am folgenden Morgen, es war ein Sonntag, gab Marat selbst vom Thurm des Stadthauses das Zeichen zum Läuten der Sturmglocken. Die Aufstandskommission im Bischofgebäude war in voller Thätigkeit. Aus allen Stadttheilen von Paris setzten sich die bewaffneten Schaaren in Bewegung nach den Tuilerien. Der Verkehr nach Außen wurde vollständig abgeschlossen. In Kurzem wurde das Tuilerienschloß von einer zahllosen Menschenmasse umstellt, so daß der Konvent wie in einer belagerten Festung tagte. Eine Deputation des Stadthauses überbrachte eine Bittschrift, worin

die Verhaftung von 27 mit Namen aufgeführten Deputirten wegen volksverrätherischer Gesinnung verlangt ward. Während man in furchtbarer Erregung unter dem Toben der Gallerien darüber berieth, welchen Beschluß man fassen sollte, ob man, wie Barère beantragte, eine Kommission zur sofortigen Berichterstattung wähle oder die bezeichneten Mitglieder zum freiwilligen Austreten auffordere, ließ Henriot die äußern Zugänge durch die Bataillone von Courbevoie absperren und die Thüren und Treppen von Bewaffneten besetzen mit der Weisung, keine Konventsglieder oder Minister aus dem Hause zu lassen, bis die von der Kommune geächteten Abgeordneten ausgeliefert wären. Den freiwilligen Austritt verwarfen die Bedrohten mit mannhaftem Muth. Sie wollten, wie die römischen Senatoren im Gallierkrieg, auf ihren Sitzen bis zum Tod ausharren. Was Geist und Witz, was Muth und sittliche Ueberlegenheit über die rohen Massen vermochte, urtheilt Häusser, das haben die Girondisten am 2. Juni geleistet; es war ihr Ehrentag. Aber vergebens boten Lanjuinais, Barbaroux, Vergniaud und andere Wortführer die ganze Kraft ihre Beredsamkeit auf, um die Gefahren zu schildern, wenn der Konvent seine Würde und Majestät nicht mehr zu wahren vermöchte und sich in Schwäche dem Terrorismus der Kommune beuge; der Pöbel, von der Bergpartei ermuthigt, drängte sich in den Saal sowie auf die Gallerien, und verlangte mit wildem Toben und Geschrei seine Opfer. Von den Gängen hörte man das Dröhnen der Volksmassen und das Klirren der Waffen. Lacroix wollte den Saal verlassen, wurde aber, obwohl zu den Freunden Dantons gehörend, an der Thür zurückgewiesen. „Der Konvent ist nicht mehr frei,“ hörte man viele Stimmen rufen. Da stellte Barère den Antrag, die Versammlung solle, um die Wahrheit zu erproben, in Masse den Sitzungssaal verlassen. Alsbald setzten sich die Deputirten in Bewegung, an ihrer Spitze der Präsident des Tages, Herault de Sechelles, und schritten dem Ausgang zu; nur etwa hundert Montagnards blieben sitzen. Als der Zug den Haupteingang erreichte, wurde er von dem angetrunkenen Henriot angehalten und mit groben Reden zurückgewiesen. Unter dem Hohngelächter der Bergpartei nahmen sie ihre Sitze wieder ein. Couthon bestieg die Rednerbühne und stellte den Antrag, der Konvent, der sich nun überzeugt habe, daß das Volk ihn ehre und ihm vertraue, möge auch dem Willen desselben willfahren. Darauf wurde die Liste, welche Marat und einige andere Montagnards mittlerweile revidirt hatten, vorgelesen und mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die bezeichneten Mitglieder, 32 an der Zahl, in Haft genommen werden sollten. Es waren die namhaftesten Wortführer der Girondistenpartei.

Danton wollte die Männer, welche dem energischen Fortgang der Revolution so viele Hindernisse in den Weg legten, aus dem Konvent entfernen, nicht aber ihr Leben gefährden. Darum bewirkte er, daß man nur eine gelinde Strafe über sie verhängte. Sie sollten in anständigem Hausarrest unter polizeilicher Aufsicht gehalten werden. Aber wie lange ließ sich das Rad, einmal ins Rollen gesetzt, in seinem verhängnißvollen Lauf hemmen? Eine Anzahl der Verhafteten, unter ihnen Brissot, Roland, Barbaroux,

Buzot, Gorsas, Guadet, Grangeneuve, Pétion, entzogen sich ihren Wächtern und entflohen nach der Normandie, nach der Bretagne, in die Städte des Südens, wo sie durch ihre Schilderungen von der in Paris herrschenden Demokratentyrannei die bereits im Aufstand begriffenen Mittelklassen zum Kampf gegen die Jakobiner aufeuerten. Sie beschleunigten jedoch, wie wir später sehen werden, dadurch nur ihren eignen Untergang.

II. Schreckensherrschaft und Weltkrieg.

Siebzehntes Kapitel.

Frankreichs Lage nach dem zweiten Juni. — Herrschaft des Berges. — Allgewalt des Wohlfahrtsausschusses. — Die neue Verfassung vom 24. Juni 1793. — Robespierre verhindert ihre Inkraftsetzung. — Die Girondisten in Caën. — Charlotte Corday und die Ermordung Marat's. — Die Organisation des Schreckens.

Die nächste Zeit nach dem eben geschilderten Sturz der Gironde bietet ein trostloses Bild der Lage Frankreichs. Anarchie und Zerfahrenheit sind die hervorragendsten Kennzeichen. Die Bergpartei benutzte ihren Sieg im Schoß des Konvents, um durch Einschüchterung der Gemäßigten, Furchtsamen und Schwachen die unbestrittene Herrschaft in der Versammlung zu erlangen, das Ministerium mit Demokraten reinen Schlages zu besetzen und überhaupt in Uebereinstimmung mit dem Stadtrath und den Führern der hauptstädtischen Wehrmannschaften in der Pariser Kommune die Herrschaft des Pöbels zum vollen Ausdruck zu bringen. Zu gleicher Zeit brachen aber in den Landschaften und Städten des Westens und Südens heftige bürgerliche Kämpfe aus. Viele Girondisten, die ihrer Haft entflohen, schürten das Feuer und bald standen der Westen und Süden im offenen Aufruhr gegen den jakobinischen Radikalismus und das anarchische Treiben der Pariser Kommune. Sogar in Paris waren einige Sektionen in rückläufiger Bewegung begriffen: „Allerorten," rief Hebert auf dem Rathhaus aus, „ist die Gesinnung schlecht, allerorten haben wir die Keime der Reaktion zu zermalmen." Selbst im Konvent ließen sich Stimmen hören für Einlenken auf versöhnlichere Bahnen, für Herstellung der noch in Haft befindlichen Glieder der Gironde in ihre Parlamentssitze.

Wenn diese Lage andauerte, die Unzufriedenheit mit dem republikanischen Unwesen sich weiter verbreitete, waren die Häupter der Demokratie verloren; um ihrer eignen Existenz willen mußten sie auf dem betretenen Weg fortschrei-

ten, durch Schrecken jeden Widerstand niederschlagen, den revolutionären Geist in der Nation lebendig erhalten. Dies war nur möglich, wenn der Wohlfahrtsausschuß mit lauter zuverlässigen, vor keiner Gewaltthat zurückbebenden Jakobinern besetzt und mit absoluter Machtfülle ausgerüstet war. Danton und seine nächsten Gesinnungsgenossen schienen dafür nicht volle Bürgschaft zu bieten; war doch bekannt, daß der Volkstribun, mochte er immerhin in den Momenten der Aufwallung und revolutionären Leidenschaft wie ein gereizter Löwe wüthen, doch auch wieder zu Transaktionen, zu Maßregeln der Versöhnung und Handreichung geneigt war. Wie oft hatte er den Girondisten sein Bündnis angeboten, und auch jetzt wieder legte er eine verdächtige Mäßigung an den Tag. Er und seine Freunde wurden daher bei der Erneuerung des Wohlfahrtsausschusses übergangen und durch Geschöpfe Robespierres ersetzt, bis dieser einige Tage nachher selbst Besitz von der höchsten Regierungsgewalt ergriff, die er dann bis zu seinem Sturz in Händen behielt. Mit diesem jakobinischen Staatsstreich vom 10. Juli kam ein System zur Geltung, dessen Zweck war „unbedingte Unterwerfung des Landes, vollständige Vertilgung der Gegner, rückhaltloser Krieg gegen Europa", ein System des Schreckens, der Gewaltthat, der Ermordung und Hinrichtungen, der Vernichtung der höhern und mittlern Stände durch eine blutdürstige Pöbelherrschaft.

Die Seele dieser republikanischen Regierung, die nunmehr wie ein Pandämonium der Hölle das französische Volk das volle Maß der Leiden, Qualen und Pein empfinden ließ, war Robespierre, der trockene Verstandesmensch und verneinende Doktrinär mit der kleinen Seele und dem boshaften Herzen, der uns bereits hinlänglich bekannt ist, und der jetzt den Gipfel seiner Macht und seines Ehrgeizes erreichte. Solange gewaltigere Geister die Fäden der Revolution lenkten, stand dieser einseitige Apostel des Rousseauschen Gesellschaftsvertrags, dem jede Spur von Genialität und schwungvoller Phantasie, alle Begeisterung und hinreißende Beredsamkeit mangelte, weit zurück, und in allen ereignisvollen Stunden, die Muth erheischten oder Gefahr bringen konnten, hielt er sich in vorsichtiger Verborgenheit; aber er hatte die Macht des folgerichtigen Denkens und Handelns für sich, er blieb sich immer gleich und imponierte durch die Konsequenz und Logik seines Gedankenganges den mittelmäßigen Naturen von beschränktem Gesichtskreis. Er ließ sich nie durch leidenschaftliche Aufregung fortreißen und lauerte auf jede Blöße des Gegners, um im günstigen Augenblick denselben zu fassen. „In den schleichenden scheinheiligen Reden, die alle überfließen von giftiger Anklage, Verleumdung und Verdächtigung, wird man erinnert an etwas, was der Hyäne gleicht, die ihr Opfer langsam umkreist und dann plötzlich auf die sichere Beute losstürzt." Es wurde schon früher bemerkt, wie selbstgefällig er sich mit dem Ruf der Tugend und Sittenstrenge brüstete; einfach, mäßig und nüchtern in seiner Lebensweise verstand er es, den Schein eines Heiligen zu wahren, wenngleich Näherstehende auch bei ihm von „Orgien" zu erzählen wußten.

Seine Allgewalt auszuüben hatte Robespierre nur zu bald Gelegenheit. Der Konvent hatte nämlich einen Ausschuß unter dem Vorsitz von Herault de Sechelles beauftragt, schleunigst eine neue demokratisch-republikanische Ver-

fassung mit Erweiterung der Menschenrechte zu Gunsten der untern Volksklassen und ihrer Ansprüche auf Unterstützung an die Staatsgesellschaft auszuarbeiten. In wenigen Tagen war der Entwurf geliefert worden, und schon am 24. Juni vom Konvent nach einer Berathung, die den Namen nicht werth war, das ganze Werk in Gestalt von 35 Artikeln „Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers“, und von 124 Artikeln der eigentlichen Verfassung zum Abschluß gebracht. In dieser Verfassungsurkunde wurden alle jene Dinge, welche in der Verfassung von 1789 keinen oder nur geringen Platz gefunden, groß und breit aufgeführt. Der „Widerstand gegen Unterdrückung“ z. B. wurde nicht bloß als ein Recht, sondern sogar als eine heilige Pflicht erklärt. „Wenn,“ hieß es Artikel 35, „die Regierung die Rechte des Volks verletzt, ist der Aufstand für das Volk und für jeden Theil des Volks das heiligste aller Rechte und die unabweisbarste aller Pflichten.“ Neben der Pflicht des Aufstandes konnte ferner die Pflicht des Tyrannenmordes nicht fehlen. Artikel 27 verordnete: „Jedes Individuum, welches die souveräne Gewalt sich anmaßen sollte, muß auf dem Fleck durch die freien Männer zum Tode gebracht werden.“ Das Recht der Meinungsäußerung war natürlich ein unumschränktes: „Das Recht, seine Gedanken oder seine Meinungen kund zu geben, sei es auf dem Wege der Presse, sei es auf jede andre Weise, das Recht sich friedlich zu versammeln, sowie die freie Ausübung der Gottesdienste können nicht untersagt werden.“ Dagegen wurde das System willkürlicher Verhaftungen, in denen doch die Jakobiner so viel geleistet, mit Entschiedenheit verworfen, wenn es in den Artikeln 9—11 heißt: „Das Gesetz muß die politische und persönliche Freiheit schützen gegen die Unterdrückung derer, die regieren. Niemand darf angeklagt, verhaftet, noch gefangen gehalten werden, außer in den vom Gesetz bestimmten Fällen und nach den von diesem vorgeschriebenen Formen. — Jeder Akt, der gegen einen Menschen außer in den vom Gesetz angegebenen Fällen und Formen ausgeübt wird, ist willkürlich und tyrannisch; derjenige, gegen den man ihn mit Gewalt vollstrecken wollte, hat das Recht, ihn mit Gewalt abzuwehren.“ Mit der Souveränetät des Volks, seiner Oberherrlichkeit als Gesetzgeber, Wähler und Richter war voller und ganzer Ernst gemacht. (Art. 28—31). „Ein Volk hat immer das Recht, seine Verfassung durchzusehen, neu zu bilden und abzuändern. Ein Geschlecht kann nicht die künftigen Geschlechter seinen Gesetzen unterwerfen. Jeder Bürger hat ein ebenbürtiges Recht, mitzuwirken bei der Bildung des Gesetzes wie bei der Ernennung seiner Bevollmächtigten oder seiner Agenten. Die öffentlichen Bestallungen sind ihrem Wesen nach nur zeitweise übertragen; sie können weder als Auszeichnungen, noch als Belohnungen, sondern nur als Pflichten angesehen werden. Die Verbrechen der Vollmachtträger des Volks oder seiner Agenten dürfen niemals straflos bleiben. Keiner hat das Recht, sich für unverletzlicher zu halten als alle andern Bürger.“

Dies die wesentlichsten Züge der Rechteerklärung, welche die Vorrede des Verfassungswerks bildete. An dem letzteren selbst ist nur zweierlei bemerkenswerth: einmal die Bestimmung, welche unter dem Namen „Gesetz-

gebender Körper" eine ständige Nationalvertretung schuf und für deren jährlichen Zusammentritt den 1. Juli bestimmte, und sodann die Artikelreihe, welche von einer neuen Regierungsgewalt unter dem Namen conseil exécutif handelte. Hier war nämlich der Grundsatz der Ernennung wenigens für die obersten Beamten des Staates in einer Ausdehnung zugelassen, wie das seit Beginn der Revolution noch nicht geschehen war. Die 24 Mitglieder des regierenden Staatsraths, welcher conseil exécutif heißen sollte, wurden nicht vom Volke gewählt, sondern von dem gesetzgebenden Körper aus einer Kandidatenliste ernannt, zu welcher jede Departementwählerversammlung einen Namen beisteuerte; die sämmtlichen Oberbeamten aber für den inneren und äußeren Dienst der Regierung der Republik wurden von dem conseil exécutif eingesetzt und abgesetzt, ohne Verpflichtung zur Rechenschaft. In diesen Bestimmungen ward die wichtigste der Lehren eingestanden, welche die Jakobiner aus der Schule der Erfahrung gewonnen hatten.

Ueber diese Verfassung wurde ein nationales Plebiscit veranstaltet; in allen, jetzt 87, Departements wurden die Urversammlungen eingeladen mit Ja und Nein über die Rechteerklärung wie über die Verfassungsurkunde abzustimmen und am 9. August ward das Ergebniß im Konvent verkündigt. Am Tag darauf, gelegentlich des Festes zur Erinnerung an den großen Volkssieg über das Königthum, wurde in Anwesenheit von Abgesandten der Urversammlungen die neue Verfassung ausgerufen. Das Abstimmungsergebniß war freilich wiederum ein schlagendes Zeugniß dafür, daß Frankreich von einer Minderheit regiert ward, die Alles konnte, was mit Gewalt zu machen war, nur Eines nicht, nämlich selbst zur Mehrheit werden. 1,801,918 Ja und 11,610 Nein waren abgegeben worden, folglich hatte noch nicht einmal die Hälfte aller Urwähler abgestimmt, trotz des ganz ungeheuren Druckes,*) den die Jakobiner bei diesem Plebiscit entwickelt hatten.

War es nun mit der neuen Verfassung ernst gemeint, so mußten am Tag nach ihrer Verkündigung die vorbereitenden Schritte geschehen zur Bildung erstens der neuen Nationalvertretung des gesetzgebenden Körpers, und zweitens der Liste, aus welcher die neue Regierung, das conseil exécutif, genommen werden sollte. Der 1. Juli war allerdings längst vorüber und für den wirklichen Zusammentritt der neuen Nationalversammlung mußte deßhalb ein anderer Tag angesetzt werden; aber die Nothwendigkeit einer solchen Uebergangsbestimmung änderte doch nichts an der Thatsache, daß das Mandat des Konvents rechtlich erloschen war und auch thatsächlich ein Ende nehmen mußte, sobald der Zusammentritt der neuen Versammlung gesichert war.

*) Im Mai 1791 hatte die Zahl der Urwähler 4,298,360 betragen; im August 1793 war die Zahl größer, weil nach dem Gesetz vom 11. August 1792 die politische Mündigkeit schon mit 21 Jahren begann und weil das Gebiet der Republik um die Lande Avignon, Savoyen, Nizza vergrößert war. Abrechnen muß man aber 2—300,000 Personen, die ausgewandert waren oder sich nicht zu zeigen wagten.

Am 11. August stellte der Abg. Lacroix im Konvent den Antrag, daß die vorbereitenden Schritte gethan werden sollten. „Zu zwei Zwecken vornehmlich“, sagte er, „sind wir hierher gesendet worden, erstens um den letzten unserer Tyrannen zu richten und sodann dem französischen Volk eine Verfassung zu geben. Ludwig Capet ist gerichtet und bestraft. Die republikanische Verfassung haben wir vorgelegt: gestern ist sie von den Bevollmächtigten der Urversammlungen angenommen worden. Unsere Sendung ist also erfüllt; aber Ihr habt die Verleumdungen zu zerstören, die man gegen Euch ausstreut. Die föderalistisch gesinnten Administratoren sagen, Ihr wolltet Euer Mandat verewigen: hätte die Annahme der Verfassung nicht das Wahlverfahren geändert, so könnten wir sofort ersetzt werden; so aber müßt Ihr die Bevölkerungsziffer erst cantonsweise kennen lernen. Ich verlange, daß die Distriktsverwaltungen den betreffenden Etat an den Konvent einschicken, der dann auf Bericht seines Abtheilungsausschusses die Urversammlungen alsbald einberufen wird.“ Dies Alles war so richtig und selbstverständlich, daß der Antrag Lacroix's ohne Weiteres zum Beschluß erhoben wurde. Aber noch am Abend dieses Tages enthüllte Robespierre den Jakobinern, daß ein Wechsel der Volksvertretung in diesem Augenblick durch die höchst gefährdete Lage der Republik schlechthin ausgeschlossen sei.

In der That war, von der Vendée und den meuterischen Stimmungen in Lyon, Bordeaux, Marseille ganz abgesehen, die Kriegslage für Frankreich sehr ernst geworden. Am 10. Juli hatte sich Condé, am 28. Juli Valenciennes den Oesterreichern, in der Zwischenzeit Mainz (23. Juli) den Preußen ergeben, und einer umfassenden Invasion der Verbündeten hätte im Augenblick wenigstens ein kampfbereites, den Veteranen der Verbündeten irgend wie ebenbürtiges Heer nicht im Wege gestanden. Solch eine Lage schuf den Jakobinern den willkommenen Vorwand, um das auf dem Papier geschaffene Staatsrecht gar nicht in Kraft zu setzen und Frankreich nach wie vor nach dem Kriegsrecht zu regieren, und dies war der Gedanke, der Robespierre's Rede bei den Jakobinern am Abend des 11. August zu Grunde lag. Natürlich trug in seinen Augen an allem Unglück der französischen Waffen eitel Verrätherei allein die Schuld. Durch Verrath war Mainz gefallen, Verrath bahnte den Verbündeten nach Frankreich selbst den Weg. Der Geist des Verräthers Dumouriez befehligte nach wie vor Frankreichs Heere und lieferte seine Festungen dem Feinde aus. Verräther saßen im Revolutionsgericht, sonst wäre der Verräther Custine nicht bloß in Haft, sondern auch längst gerichtet. Verräther hatte Robespierre sogar im Wohlfahrtsausschuß am Werk gesehen, in den er vor Kurzem eingetreten war. Kurz, Verrath und Verräther ringsum: — das war die Lage der Republik und ihr zum Trotz der Antrag Lacroix!

„Ich habe“, sagte er, „einen Antrag gehört, gelesen, der heute Morgen im Konvent gestellt worden ist, und ich bekenne, daß es mir noch jetzt schwer

wird, daran zu glauben. Ich will nicht vermodern als unnützes Glied eines Ausschusses oder einer Versammlung, die auseinandergehen soll. Ich werde mich dem Wohle meines Landes zu opfern wissen. Wenn, was ich kommen sehe, eintritt, so erkläre ich, daß ich mich trenne von dem Ausschuß, daß keine menschliche Gewalt mich hindern soll, dem Konvent die ganze Wahrheit zu sagen. Ich erkläre, daß nichts die Republik retten kann, wenn der Antrag von heute Morgen angenommen wird, daß der Konvent sich auflöse und ihm eine gesetzgebende Versammlung nachfolge."

„Nein! Nein!" erscholl es aus der ganzen Versammlung. Einer der Abgesandten der Departements rief dazwischen: „Wir haben geschworen, uns nicht zu trennen, bevor der Konvent Maßregeln der öffentlichen Wohlfahrt beschlossen haben wird! Und ein anderer rief: „Ich verlange, daß er nicht vor Schluß des Krieges auseinandergehe."

Robespierre aber fuhr fort: „Ich habe keinen Grund, die gegenwärtige Versammlung zu verewigen: Alle, die mich kennen, wissen, daß ich das heiße Verlangen habe, die Bürde einer Amtsführung niederzulegen, die seit fünf Jahren auf meinen Schultern lastet; in Wahrheit, ich bekenne das frei heraus, übersteigt sie alle Menschenkräfte. Aber der hinterlistige Antrag, den ich bekämpfe, läuft nur darauf hinaus, daß die gegenwärtigen Mitglieder des gereinigten Konvents abgelöst werden sollen durch die Sendlinge von Pitt und Koburg."

Das Wort Robespierre's hatte zündende Wirkung bei dem Klub und seinen Freunden aus den Departements. Es ward zum Glaubensartikel jedes rechtschaffenen Patrioten, daß eine Berufung an's Volk in Gestalt von Neuwahlen in diesem Augenblick ebenso sicher zu einem Siege der Girondisten und zu einer Niederlage der Jakobiner führen würde, wie das schon das erste Mal im Prozeß des Königs der Fall gewesen sein würde. Traten jetzt die Abgesandten der Departements selber auf, um zum Heil des bedrohten Vaterlandes Maßregeln zu verlangen, mit denen sich ein plötzlicher Wechsel der Volksvertretung nicht vertrug, dann war ja klar erwiesen, daß der Nationalwille seinen Entschluß gefaßt hatte, lieber auf die neue Verfassung, als auf die Rettung zu verzichten. „Aushebung in Masse!" Das waren die Schlagworte, die jetzt Alles übertäubten.

Am 16. August überreichten „die Abgesandten des französischen Volks im Verein mit den Kommissären der 48 Sektionen von Paris" dem Konvent eine Adresse, in der es hieß: „Die ganze Nation ist leichter in Bewegung zu bringen als ein Theil der Nation. Wenn Ihr 100,000 Mann verlangt, werdet Ihr sie vielleicht nicht finden; wenn Ihr aber Millionen von Republikanern fordert, werdet Ihr sie aufstehen sehen, um die Feinde der Freiheit zu zermalmen. Das Volk will nicht mehr eine Kriegführung der Taktik, in der verrätherische und treulose Generale das Blut der Bürger straflos

opfern. Beschließt, daß die Sturmglocke zur selben Stunde in der ganzen Republik erdröhne! Niemand sei mehr ausgenommen. Nur der Ackerbau behalte die Arme, die zum Einsäen und Abernten der Felder nöthig sind. Der Gang der Geschäfte werde unterbrochen: die große und allumfassende Angelegenheit der Franzosen sei die Republik zu retten!"

Wirklich beschloß der Konvent nach einem pomphaften Bericht, den Barère im Namen des Wohlfahrtsausschusses erstattete, am 23. August ein Gesetz, welches bis zur Vertreibung der Feinde vom Boden der Republik alle Franzosen für dienstpflichtig erklärte und im ersten Artikel ausdrücklich sagte: „Die Aushebung sei allgemein." Gleichwohl war, wie wir noch sehen werden, was dieses Gesetz militärisch leistete, doch etwas Anderes, als was die Jakobiner unter „Aushebung in Masse" verstanden. Vollständig ging im Sinne der Urheber dieses ganzen Lärmes nur der politische Zweck in Erfüllung: angesichts der Gefahr des Vaterlandes sprach kein Mensch mehr von der neuen Verfassung und den Neuwahlen, durch die sie erst in's Leben hätte treten können. Stillschweigend außer Kraft gesetzt, wurde sie ohne Namennennung auch rechtlich begraben, als am 10. Oktober 1793 ein Konventsbeschluß gefaßt wurde, der besagte: „Die vorläufige Regierung von Frankreich ist revolutionär bis zum Friedensschluß." Robespierre hatte seinen Willen durchgesetzt, und die letzte Hoffnung der Girondisten, eben auf ein neues Parlament, eine neue Nationalversammlung, war vernichtet.

Auf die Departements, auf die Bevölkerung der anderen Städte und des Landes hatten die Girondisten ihre Rettung gebaut. Viele von ihnen suchten in Caën in der Normandie ein Asyl. Zuerst kamen ihrer Neun dort an, darunter Buzot, Barbaroux, Salles und Bergoing; darnach acht Andere: Guadet, Louvet, Pétion, Kervélégian, Mollevaut, Giroust, Valady und Meillan, so daß es ihrer schließlich 17 waren. Die Gemeindebehörde hatte ihnen in der alten Intendantur freie Wohnung gegeben und für ihren Unterhalt freigebig gesorgt. Ihre natürliche Aufgabe wäre gewesen, von hier aus die Bewegung der Departements zu organisiren und in's Werk zu setzen, und gegen die Schreckensherrschaft vorzugehen. Allein daran hat keiner von ihnen gedacht. Sie waren vielmehr entschlossen, der tugendhaften Thatenscheu bis an's Ende treu zu bleiben, und wurden darin in einem Briefe ihres Schutzgeistes, der Frau Roland, an Buzot bestärkt. Während ihr Mann durch Flucht sich seiner Haft entzogen, saß sie seit dem 1. Juni auf der Abtei in Paris in Haft, und von hier aus schrieb sie am 7. Juli nach Caën: „Volksvertreter, deren Rechte man verleugnet, deren Unverletzlichkeit man geschändet hat, Ihr seid in Eure Departements gegangen, um gerechte Beschwerden zu erheben; die Departements stehen auf, um Eure Rechte wieder herzustellen, Eure Sache ist es nicht, an der Spitze ihrer Bataillone zu marschiren; das würde den Schein auf Euch werfen, als wolltet Ihr persönlichem

Hasse fröhnen." An demselben 7. Juli, an dem diese sonderbaren Worte geschrieben wurden, trug sich in Caën ein höchst bezeichnendes Ereigniß zu. Der General Felix Wimpfen, dem das Direktorium des Calvados den Oberbefehl über die wider Paris zu sendende Armee übertragen hatte, veranstaltete am Montag, den 7. Juli eine große Heerschau über die Nationalgarde von Caën. Als er aber die Freiwilligen aufforderte, vorzutreten, die gesonnen wären, den Feldzug nach Paris mitzumachen, da meldeten sich ganze — 17 Mann, und alles Requiriren der Behörden vermochte die Zahl doch nicht über 130 zu bringen.



Charlotte Corday.

Unter denen, welche dem tief beschämenden Schauspiel jener Musterung beigewohnt, war auch Charlotte Corday d'Armont, ein bildschönes Mädchen von 24 Jahren, Tochter vornehmer, wenn auch unbemittelter Eltern, zu deren Ahnen der Dichter Corneille zählte, im Kloster erzogen und aufgewachsen, dann aber von dem Ideenrausch der Revolution mächtig ergriffen und schließlich durch das Schicksal wie die Reden der Girondisten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß alles Unheil, aller Fluch der Republik verkörpert sei in einem einzigen Menschen, Marat, dem Volksfreund, dessen Tod gleichbedeutend sein werde mit der Genesung, der Wiederbelebung ihres Volks.

Mit dem Entschluß, Marat zu tödten, und zwar inmitten des Konvents, reiste sie, mit einem Empfehlungsbrief von Barbaroux an den Abgeordneten Duperret versehen, am 9. Juli nach Paris, wo sie nach zweitägiger Fahrt am 11. Juli um Mittag ankam und alsbald bei Duperret in Erfahrung brachte, daß Marat krank sei und deßhalb nicht mehr zur Sitzung komme; sie mußte ihn also in seiner Behausung aufsuchen. Bevor sie das that, schrieb sie am Abend des 12. Juli ein Manifest nieder, in Gestalt einer „Adresse an die Franzosen, welche die Gesetze und den Frieden wollen." Darin kamen die Sätze vor: „Die Bergpartei triumphirt durch das Verbrechen und die Unterdrückung; einige Ungeheuer, die sich in unserem Blut gesättigt haben, lenken ihre fluchwürdigen Komplote. — O Franzosen! Noch eine kleine Spanne Zeit und von Euch wird nichts übrig sein als die Erinnerung Eurer Existenz! — Frankreich, deine Ruhe hängt ab von der Ausführung der Gesetze, ich ver-

greife mich an ihnen nicht, wenn ich Marat tödte, denn das Weltall hat ihn verurtheilt, er ist außer Gesetz: welcher Gerichtshof wird mich richten? Wenn ich strafbar bin, war es auch der Alkide, als er die Ungeheuer er-



Ermordung Marat's durch Charlotte Corday.

schlug. — Meine Verwandten und Freunde dürfen nicht beunruhigt werden: Niemand kannte meine Pläne; ich füge dieser Adresse meinen Taufschein bei, um zu zeigen, was die schwächste Hand vermag, wenn sie durch vollständige

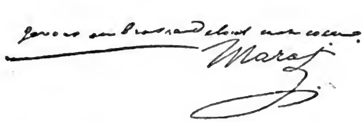
Aufopferung geleitet wird. Wenn ich bei meinem Unternehmen scheitere, Franzosen, dann habe ich Euch wenigstens den Weg gewiesen!"

Am Morgen des 13. Juli kaufte sie sich ein Tafelmesser und ließ sich nach der Wohnung Marat's fahren, wurde dort aber nicht eingelassen. Sie kehrte in ihr Hotel zurück und schrieb an Marat einen Brief, der lautete: „Bürger! Ich komme aus Caën; Ihre Vaterlandsliebe läßt mich annehmen, daß Sie mit Vergnügen die traurigen Ereignisse in diesem Theil der Republik kennen lernen werden. Ich werde mich gegen 1 Uhr bei Ihnen einfinden: haben Sie die Güte, mich zu empfangen und mir einen Augenblick des Zwiegesprächs zu gewähren; ich werde Sie in Stand setzen, dem Vaterland einen großen Dienst zu leisten." Erst am Abend um halb acht Uhr kam sie wiederum vor dem Hause Marat's an; wiederum verweigerte ihr Marat's Maitresse, Katharina Evrard, den Eintritt; aber dem Wortwechsel, der sich zwischen Beiden erhob, machte Marat, der im anstoßenden Zimmer im Bade saß, dadurch ein Ende, daß er mit gebieterischer Stimme befahl, sie herein zu lassen. Charlotte Corday fand den Volksfreund in einer Wanne sitzend, mit halb entblößtem Oberkörper, vor sich ein Brett, auf dem er schrieb wie auf einem Pult. Er fragte nach den Namen der nach Caën geflüchteten Girondisten, schrieb sie sich auf und sagte dann: „In acht Tagen gehen sie sammt und sonders auf die Guillotine."



Marat im Jahre 1793.

Bei diesen Worten stand Charlotte Corday auf und stieß ihm das Messer bis an's Heft in die Brust. Mit dem Ausruf: „Zu mir, meine Freundin, zu mir!" brach Marat todt zusammen.



Ohne einen Versuch der Flucht oder Gegenwehr zu machen, ließ sich die Mörderin durch die Polizei abführen. In dem Verhör, dem sie am 16. Juli unterworfen ward, erklärte sie mit fester Stimme: ihre einzige Absicht bei der Reise nach Paris sei die gewesen, Marat zu tödten. „Ich mache Marat zum Vorwurf das Elend Frankreichs und den Bürgerkrieg, den er

im ganzen Lande entzündet hat: seine bisherigen Verbrechen sind ein Anzeichen seiner künftigen. Er war's, der im September 1792 die Gefangenen morden ließ, der sich an der Souverainetät des Volkes vergriff, als er am 31. Mai die Konventsabgeordneten festnehmen und gefangen setzen ließ: er war's, der den Bürgerkrieg unterhielt, um sich zum Diktator ausrufen zu lassen. — Mit Niemand habe ich von meinem Vorhaben gesprochen; nicht einen Menschen, sondern eine wilde Bestie, welche alle Franzosen verschlang, habe ich zu tödten geglaubt: Marat war der Urheber aller Wirren und aller Mördereien."

Noch am Abend dieses Tages schloß sie einen langen Brief an Barbarour, in dem sie sich das Geständniß entschlüpfen ließ: „Eine lebhafte Einbildungskraft, ein empfindsames Herz versprachen ein sehr stürmisches Leben; das bitte ich die zu beachten, die mich bedauern sollten und dann werden sie sich freuen, mich ruhen zu sehen in den Elyseischen Gefilden mit Brutus und einigen Alten; unter den Modernen gibt es wenig wahre Patrioten, die zu sterben wüßten für ihr Land; fast Alles ist Egoismus; welch ein trauriges Volk, um eine Republik zu gründen!" Und in einem Abschiedsbrief an den Vater sagte sie: „Verzeihung, lieber Vater, daß ich ohne Ihre Erlaubniß über mein Dasein verfügt habe; ich habe viel schuldlose Opfer gerächt und vielem anderen Unheil vorgebeugt; eines Tags wird das ernüchterte Volk sich freuen, von einem Tyrannen befreit zu sein." Die Erregung in Paris war eine ungeheure und man begrub den ermordeten „Volksfreund" mit großem Pomp im Garten der Cordeliers. Der berühmte Maler David fertigte sein Bild an, das im Konvent aufgestellt und von den Royalisten später zerstört wurde. Marat hinterließ an baarem Gelde ein Assignat von 25 Sols (so viel wie 1 Mark).*)

Am 17. Juli bestieg Charlotte Corday das Blutgerüste, bis zum letzten Augenblick ein Bild unerschütterlicher Seelenstärke. Den Eindruck, den sie auf ihrem letzten Gange machte, hat uns ein junger Deutscher geschildert, dem seine Schwärmerei für die Mörderin Marats das Leben kosten sollte. Mit Georg Forster und Potocki zusammen war der Mainzer **Adam Lux** nach Paris gekommen, um den Wunsch des „Nationalkonvents" zu Mainz nach Vereinigung mit Frankreich zu übermitteln. Er war Zeuge, als Charlotte Corday zum Tode geführt ward und fühlte sich von diesem Schauspiel so tief ergriffen, daß er drei Tage darauf an den Straßenecken eine Schrift anschlagen ließ, in welcher er die Errichtung einer Bildsäule zu Ehren der Hingerichteten verlangte, mit der Inschrift: „Größer als Brutus." Was er bei der Hinrichtung selbst empfunden, sprach er in den Worten aus: „Ich war ja darauf gefaßt, daß dies unvergleichliche Mädchen dieselbe Unerschrockenheit zeigen würde wie vor dem Gerichtshof. Aber wie groß war

*) Marat's Leichnam wurde später unter großem Pomp im Pantheon beigesetzt, nachdem auf Beschluß des Konvents die Ueberreste Mirabeau's aus diesem französischen Ruhmestempel entfernt waren (s. Kap. 26).

mein Erstaunen, als ich inmitten des Geheules der Barbaren diese unversehrbare Sanftmuth sah, diesen so zarten, so durchdringenden Blick, diese lebendigen und feuchten Funken, die in ihren schönen Augen aufblitzten und in denen eine ebenso weiche als starke Seele glänzte; reizende Augen, welche Felsen hätte rühren müssen! Einzige, unsterbliche Erinnerung! Blicke eines Engels, die mir mitten durch das Herz drangen, die es mit leidenschaftlichen Empfindungen erfüllten, wie ich sie bis dahin nicht gekannt: Empfindungen, die ebenso süß als schmerzlich, mich erst mit meinem letzten Seufzer verlassen werden! In den zwei Stunden, die zwischen ihrem Aufbruch und der Besteigung des Schaffots verstrichen, bewahrte sie dieselbe Festigkeit, dieselbe unaussprechliche Milde auf dem Richtkarren. Ohne Beistand, ohne Tröster, war sie dem beständigen Hohngeschrei einer Masse ausgesetzt, die den Namen Menschen nicht verdienten. Ihre Blicke, immer sich selber gleich, schienen manchmal diese Menge zu durchlaufen, um zu suchen, ob nicht doch ein Mensch darunter sei. Sie stieg auf das Schaffot.... sie hauchte aus — und ihre große Seele schwang sich an den Busen des Cato und Brutus empor."



Fouquier-Tinville.

Jede Zeile solchen Inhalts war ein Todesurtheil für den Verfasser. Am 25. Juli ward Lux festgenommen und in der Presse der Jakobiner hieß es, er sei geisteskrank, wie ja auch Charlotte Corday für verrückt hatte gelten sollen. Erst am 4. November ward auch Lux hingerichtet, für den das Schaffot, in seinen Worten zu reden, seit dem 17. Juli „nur noch ein Altar war, auf dem Opfer geschlachtet werden."

Die Pünktlichkeit, mit der Charlotte Corday gerichtet worden war, fand beim Pöbel allgemeinen Anklang, und nun begann eine Schreckensherrschaft, wie die Weltgeschichte noch niemals eine ähnliche zu verzeichnen gehabt. Krieg, Mord und Gewaltthat war die allgemeine Losung. In seiner schrecklichsten Gestalt zeigte sich die Schreckensherrschaft in dem bereits erwähnten Pariser Revolutionstribunal und den ihm nachgebildeten Blutgerichten der Provinzen. Zu allen Zeiten hat ja menschliche Parteiwuth und Verfolgungssucht Mittel und Werkzeuge für die Befriedigung ihrer Leidenschaft und Grausamkeit geschaffen; aber nichts reicht an die Justiztyrannei des „Revolutionstribunals" heran, jenes schrecklichen Ge-

richtshofes, der von nun an ob seiner Blutarbeiten eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Sowohl die grausame Wuth der Justizbeamten, insbesondere der Vorsitzenden Herman, Dumas, Coffichal, und in erster Linie des Staatsprokurators Fouquier Tinville, der das Amt eines öffentlichen Anklägers versah, als die Willfährigkeit der Richter und Geschworenen, jeder Gerichtstyrannei den Arm zu leihen, haben das Revolutionstribunal, dessen Befugnisse seit seiner Begründung im März 1793 immer mehr ausgedehnt wurden, zur Mördergrube gemacht. Anfangs ging es vorsichtig zu Werke. Eine ernstere Probe machte es schon mit General Custine und andern adeligen Generälen. Custine, dieser siegreiche Feldherr von 1792, war in seinen weiteren Unternehmungen weder am Rhein, noch in Belgien glücklich gewesen, und zwar hauptsächlich infolge der planmäßigen Zerrüttung


Liberté. N.o 727. Egalité.

ADMINISTRATION MUNICIPAL DU CANTON DE BRUXELLES L'AN 5ME

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE.

DEPARTEMENT DE LA DYLE.

CARTE CIVIQUE.

Du Citoyen Antoine Jos: Andreus.

inscrit sur le tableau des habitans de la Commune de Bruxelles N° 47084 ou il est domicilié rue de l'hopital Section 8 N.o 455. agé de 53. ans

CANTON DE BRUXELLES.

Facsimile eines Bürgerscheines.

der Armeen durch die Jakobiner. Das war Grund genug, ihn des Verraths zu beschuldigen. Er wurde prozessirt, und da das Heer sich nicht dagegen rührte, verurtheilt und im August rasch hingerichtet. Die Armee blieb lautlos, man konnte also weiter gehen. Die adeligen Generale wurden, einer nach dem andern, vor das Revolutionsgericht geschleppt und auf die Guillotine geschickt; auch ein Sieg schützte nicht vor den Jakobinern, der Sieg von Hondscote war ein Verbrechen für General Houchard, denn er hatte ihn nicht hinlänglich benutzt, „nicht genug Engländer todt geschlagen". „Alles was von Adel ist", sagte Barère, „ist geächtet in der öffentlichen Meinung; es sind lauter angehende Verräther".

Am 5. September kam im Konvent die eigentliche Organisation des Schreckens zur Berathung. Barère führte dabei wieder das große Wort. „Setzen wir den Schrecken auf die Tagesordnung," sagte er, „so

werden in einem Augenblick die Royalisten und die Gemäßigten verschwinden und der ganze gegenrevolutionäre Haufe, der euch beunruhigt. Die Royalisten wollen Blut; wohlan, sie sollen das Blut der Verschwörer, der Brissot, der Marie Antoinettes haben. Sie wollen eine Erschütterung vorbereiten, wohlan, so sollen sie die Folgen davon kosten; keine ungesetzlichen Rachethaten, die außerordentlichen Gerichte werden das vollstrecken. — Die Royalisten wollen die Arbeiten des Konvents stören. Verschwörer! er wird in die eurigen hineingreifen. Sie wollen dem Berg den Untergang bereiten, wohlan, der Berg wird euch zermalmen!" Demgemäß wurde zuerst zur Errichtung einer Revolutionsarmee geschritten, die aus dem Staatsschatz besoldet, bestehend aus 6000 Mann und 1200 Kanonieren, dazu bestimmt war, „die Verschwörer gegen die Revolution niederzuwerfen, überall wo es Noth thun wird, den revolutionären Gesetzen und den Wohlfahrtsmaßregeln des Konvents Nachdruck zu geben."

Ein Beschluß von demselben Tage bestimmte, daß der Prozeß gegen Brissot, Vergniaud, Gensonné, Clavière, Lebrun sofort zu beginnen habe. Ein anderer Beschluß verfügte, daß die Mitglieder der revolutionären Ausschüsse eine tägliche Entschädigung von 3 Frcs. erhalten, die Sektionen jeden Montag und Donnerstag Sitzung halten und die Beiwohnenden ihre 40 Sous bekommen sollen. Auf diese Weise hatte man zwei stehende Heere von bezahlten Söldnern der Revolution mit und ohne Waffen aufgeboten. Dann schritt man zur Reorganisation des Revolutionstribunals. Das Gericht wurde eingetheilt in vier Sektionen, jede von 16 Mitgliedern, und es wurde bestimmt, daß gleich nach dem Verhör der Prozeß eines Angeklagten an eine dieser Sektionen zu überweisen und dort schnell zu entscheiden sei. Jeder der Geschworenen erhielt 18 Frcs. täglich. Natürlich waren die Mitglieder des Tribunals lauter Kreaturen Robespierres und der Ausschüsse; die Geschworenen aber wurden theils aus fanatischen Patrioten gewählt, theils waren es gesinnungstüchtige Tröpfe, die kaum lesen und schreiben konnten; Richter und Geschworene standen unter strengster Ueberwachung des Sicherheitsausschusses, der sich seine eigenen Berichterstatter und Spione dazu hielt. Die Hauptperson bei der Komödie der Prozesse war der bereits erwähnte Ankläger Fouquier-Tinville, der bei Beginn der Revolution Inhaber einer gekauften Stelle als procureur au Châtelet und finanziell ganz heruntergekommen war. - Die Revolution brachte ihn wieder empor, gab ihm eine Existenz und reiches Einkommen.

Nun fehlte blos noch eins — die Opfer, die da prozessirt und gemordet werden sollten. Um ihre Zahl in's Unermessene zu erweitern, wurde am 17. September das schreckliche Gesetz über die Verdächtigen angenommen. Nach dem Sinn und Wortlaut dieses Gesetzes konnte jeder Franzose als „verdächtig" eingezogen werden, der aus irgend einem ganz nichtigen Anlaß das Mißfallen eines Sansculotten erregt hatte. „Verdächtig" war er, wenn ihm das „Zeugniß der Gesinnungstüchtigkeit" (civisme), das aus-



Facsimile eines republikanischen Plakats:
wurde an den Häusern angebracht, um die Gesinnungstüchtigkeit der betr. Bewohner zu bezeugen.

schließlich von den Jakobinern vergeben wurde, versagt worden war, und vollständig vogelfrei war er, wenn er etwa von adeliger Geburt war, nicht „beständig seine Anhänglichkeit an die Revolution kundgegeben hatte" und irgendwie mit solchen, die ausgewandert waren, verwandschaftlich oder geschäftlich in Verbindung stand. Besondere Ueberwachungsausschüsse, die überall gebildet worden waren, hatten die Aufzeichnung und Verhaftung der Verdächtigen, sowie die Versiegelung ihrer Papiere zu besorgen und ihre Listen dem Sicherheitsausschuß des Konvents einzusenden. Den Gerichten war erlaubt, als „verdächtig" diejenigen in Haft zu behalten, gegen die die Anklage wegen des zur Anzeige gekommenen Vergehens nicht aufrecht erhalten werden konnte, oder die geradezu freigesprochen worden waren. In der Zeit vom 6. April bis 14. Oktober 1793 hatte das „außerordentliche Gericht" bereits 196 Angeklagte vorgeladen und von diesen 82 zum Tode, 25 zu andern Strafen verurtheilt, 89 aber freigesprochen: die Verurtheilung zum Tode hatte es folglich noch nicht für seine unbedingte Amtspflicht gehalten. Das änderte sich, als auf die bereits erwähnte Hinrichtung des Generals Custine u. s. w. die Prozesse der Königin und der Girondisten folgten.

Unterstützt wurde das Tribunal durch die Presse. Seit Marat's Tod war Hebert's „Père Duchesne" das verbreitetste und wirksamste Volksblatt. Von der herrschenden Faktion mit namhaften Geldsummen unterstützt und in die Hände der Soldaten und Proletarier geliefert, erhielt das Journal gleichsam den Charakter einer Staatszeitung. An die äußerste Grenze des Cynismus streifend, war es in seiner gemeinen, rohen Sprache und in seiner pöbelhaften Haltung der echte Ausdruck der jakobinischen Pöbelherrschaft, das wahre Organ des Sansculottenregiments, das sich damals wie zum Hohn der alten Weltbildung des Ancien Regime über Frankreich gelagert hatte. Journale, welche wagten gegen die Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses in Opposition zu treten, wurden vom Pöbel unterdrückt, die Verfasser verfolgt, die Pressen zerstört. Niemand wagte ein Wort der Mißbilligung oder des Widerspruchs zu äußern; scheu zog sich der Einzelne in das Innerste seines Hauses und verbarg seine Gefühle und Gedanken in der Tiefe seiner Brust.

Achtzehntes Kapitel.

Der Prozeß der Königin. — Schändliche Anklagen. — Ihre Hinrichtung. — Prozeß der Girondisten. — Ihre Verurtheilung. — Erschütternde letzte Schicksale der geächteten und flüchtigen Girondisten. — Entweihung der Königsgräber in Saint Denis.

Man hätte denken sollen, daß die Revolution schon aus Klugheit bei ihrem Morden die Frauen verschonen würde. Allein selbst gegen die Frauen begann man um diese Zeit zu wüthen, — freilich zum unberechenbaren Schaden der Freiheitsbewegung. Ganz besonders war die Tödtung der Königin ein ungeheurer politischer Fehler. Aber die unbezähmbar wilden Geister, welche damals die Geschicke Frankreichs leiteten, dachten nicht so weit. Nachdem sie den Fürsten und Despoten Europas einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen hatten, erschien es ihnen nothwendig und wohlgethan, durch Hinzufügung des Hauptes einer Königin, einer Erzherzogin von Oesterreich, in welcher sie nur die grimmigste Feindin ihrer Sache sahen, die Herausforderung noch zu verstärken.

Ehe es so weit kam, mußte freilich die unglückliche Wittwe Marie Antoinette Seelenqualen erleiden, „die eine Kreuzigung darstellen, neben der der Tod wie eine wahrhafte Erlösung erschien". Am 3. Juli traten nämlich die Beamten bei ihr im Temple ein, um ihr den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses mitzutheilen, daß ihr Sohn, der Dauphin, von ihr getrennt werden sollte. Es folgte eine entsetzliche Szene. Tief ergreifend schildert uns die Tochter in ihren Memoiren, wie der arme Junge laut schreiend sich an die Mutter klammerte, die er verlassen sollte, wie die Mutter ihr Kind mit dem Leibe deckte gegen die Abgesandten des Stadtraths und eine volle Stunde rang gegen ihre Uebergewalt. „Endlich drohten sie so bestimmt, ihn und mich zu tödten, daß sie aus Liebe zu uns nachgeben mußte. Wir hoben ihn auf, meine Tante und ich, denn meine arme Mutter hatte keine Kraft mehr, und als er angekleidet war, nahm sie ihn und übergab ihn den Händen der Munizipalen, indem sie ihn mit Thränen überströmte, wußte sie doch im Voraus, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Der arme Kleine umarmte uns Alle auf's Zärtlichste und ging laut weinend mit den Munizipalen davon." Er wurde zunächst dem Schuster Simon zur Bewachung übergeben.

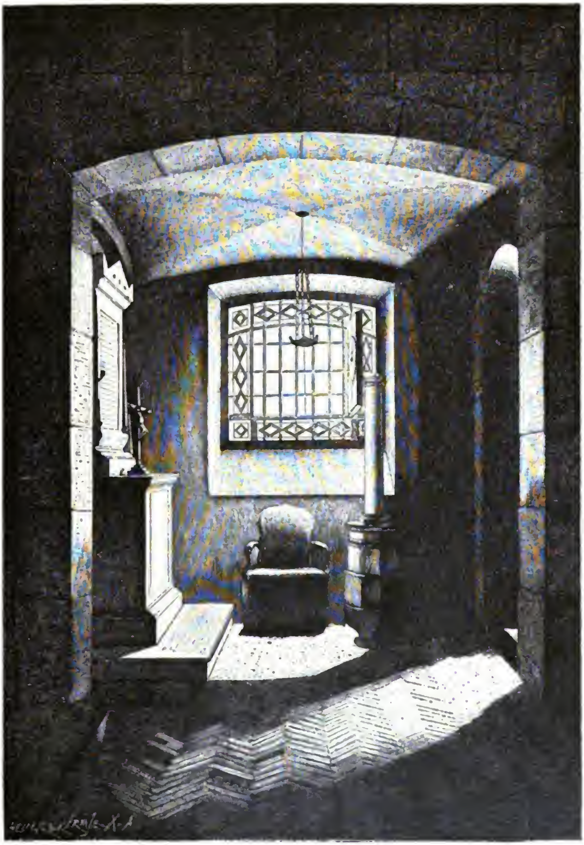
Genau einen Monat später, am 2. August, wurde Marie Antoinette mitten in der Nacht geweckt, um auf Befehl des Konvents aus dem Temple

nach der Conciergerie, dem Gefängniß der Verbrecher, gebracht zu werden. Beim Hinausgehen aus ihrer Zelle im Temple stieß sie von ungefähr mit dem Kopfe gegen den Thürpfosten, und einer der anwesenden Gemeindebeamten richtete, von einer mitleidigen Regung angewandelt, an die Gefangene die Frage: „Haben Sie sich wehgethan?" Worauf die Unglückliche: „Oh nein! Was sollte mir jetzt noch wehthun können?" Ein aus tiefster Seele gequollener Schmerzensschrei! In Wahrheit, sie mußte zu dieser Stunde glauben, daß es weiter für sie in der Welt kein Weh mehr geben könnte — sie hatte ja soeben auch von ihrer Tochter und ihrer Schwägerin, Madame Elisabeth, Abschied genommen auf Nimmerwiedersehen.

In der Conciergerie wies man ihr ein enges, niedriges und feuchtes Gemach zur Wohnung an. Ein unaufhörliches Getöse durch das Drehen der eisenschweren Kerkerthüren in ihren knarrenden Angeln, das Vor- und Rückschieben der Riegel, das Ein- und Ausheben der eisernen Stangen, das Geheul ungeheuer großer Doggen, das Schluchzen anderer Gefangenen in benachbarten Kerkern; das höllische Lachen von Weibern, die alle Schaam verloren hatten; die Gesänge wilder Republikaner, die sich freuten, nichts mit Contrerevolutionären und Aristokraten gemein zu haben, die Stimmen der Gerichtsboten, welche die Schlachtopfer vor das blutige Tribunal riefen, — dieses furchtbare Durcheinander vergönnte hier der Unglücklichen weder bei Tag noch bei der Nacht Ruhe.

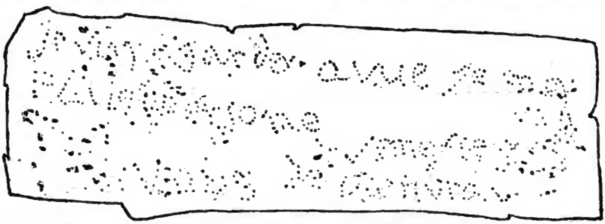
Das Gemach der Königin war durch eine Bretterwand, die in der Mitte eine Oeffnung hatte, in zwei gleiche Theile getheilt. Die Oeffnung versah der Gefangenenwärter Richard mit einer sehr schadhaften spanischen Wand. In den ersten (den linken) Theil wurden zwei Gensd'armen gesetzt, die beständig gegenwärtig sein mußten und des Nachts ihr Feldbett darin aufschlugen; in dem rechten Theile hatte man, in einem Winkel, einem stark vergitterten Fenster gegenüber, welches in den sogenannten Weiberhof des Gefängnisses ging, das Lager der Gefangenen gemacht. Das Gemach war mit Backsteinen gepflastert und an den Wänden hingen noch Stücke von einer alten Tapete mit Lilien bemalt, herab. Indessen benahm sich der Gefängnißwärter Richard, seine Frau und sein Sohn so menschenfreundlich gegen Marie Antoinette, daß sie deshalb bald vor Gericht gestellt wurden. Richards erste Sorge war, bei einem Tapezier das beste Bett, das derselbe hatte, zu holen, wozu er selbst die Betttücher vom feinsten Linnen lieferte. Auch suchte er bei der Auswahl der Speisen den Geschmack seiner Gefangenen zu studiren und brachte ihr, da er mit ihrer Nahrung beauftragt war, immer das, was er glaubte, daß sie am liebsten esse.

Nur zitternd und mit dem größten Geheimnisse durfte man es zu einer Zeit, wo das furchtbare Beil über allen Häuptern hing, wo die Henker und das Schaffot permanent waren, und das Blut auf dem Platze Ludwigs XV. in Strömen floß, wagen, der gefangenen und gestürzten Königin irgend einen Beweis von Theilnahme zu zeigen. Dennoch wagten es zwei bis drei Personen, bis in den Kerker der unglücklichen Fürstin zu dringen, und ihr Eifer war erfinderisch genug, um alle Hindernisse zu beseitigen. Einer von ihnen,



Gefängniß der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie.

Graf de Rougeville, den der Munizipalbeamte Michonis einführte, gelangte bis in die Zelle der Königin. Hier deutete er mit den Augen auf eine Nelke, welche er im Knopfloche trug. Die Königin fand die Nelke schön, worauf Rougeville ihr die Blume darbot. In den Blüthenfalten derselben war ein Papierstreifen verborgen, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Ich habe Leute und Geld zu Ihrer Verfügung." Die Königin las sie, und fing eben an, mit einer Stecknadel eine Antwort zu ritzen, als der auf der Schildwache stehende Gensd'arme es bemerkte, ihr das Papier entriß und sogleich ein furchtbarer Lärm in der Conciergerie entstand; Herr Rougeville war so glücklich, zu entkommen, die Frau und der Sohn des Gefangenenwärters wurden verhaftet, jedoch einige Tage darauf wieder in Freiheit gesetzt, aber Michonis kostete die Sache das Leben. Noch einige andere, eben so vergebliche Versuche hatte man zur Befreiung der Königin gemacht, deren Urheber aber fast alle die Opfer ihres Eifers wurden. Auch die Tochter Neckers, Madame de Staël, hatte zu Gunsten Marie Antoinettens eine sehr vernünftige Broschüre geschrieben, in welcher sie den damaligen Machthabern



Facsimile eines Billets von Marie Antoinette an den Grafen de Rougeville.
Die Buchstaben mit einer Nadel in ein Stückchen Papier gestochen. "Je suis gardée à vue, je ne parle à personne. Je me fie à vous, je viendrai." („Ich werde nicht aus den Augen gelassen, ich spreche mit Niemand. Ich verlasse mich auf Sie, ich werde kommen.") Im Temple geschrieben.

Frankreichs bewies, wie sehr es die Klugheit erfordere, sich in der Gefangenen eine wichtige Geißel zu erhalten; aber auch sie wurde nicht im Mindesten beachtet. „Indem Ihr," rief sie ihnen nachher strafend zu, „Marie Antoinette opfertet, habt Ihr sie heilig gesprochen. Der Tod der Königin hat Euch unendlich viel mehr geschadet als jemals ihr Leben!"

Das Dasein in der Conciergerie war ein kärgliches und kümmerliches. Das zeigt auch folgender wohlbezeugter Vorgang: Die Herbstnächte wurden kühler und die Königin bat daher den Gefängnißwärter Bault, ihr eine baumwollene Decke zu verschaffen. Bault, welcher zur Erleichterung der Königin that, was er konnte, beeilte sich, den Wunsch derselben bei Fouquier-Tinville anzubringen. „Was?" schrie ihn der steinherzige Staatsanwalt an, „du wagst so etwas zu verlangen? Gelüstet dich nach der Guillotine?"

An demselben 3. Oktober, an welchem der Konvent die Ueberweisung der gefangenen Girondisten an das Revolutionstribunal beschloß, nahm der

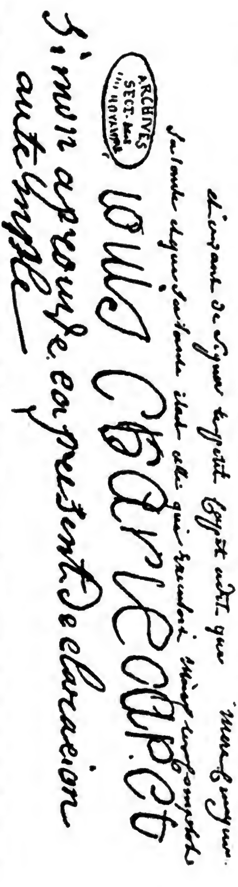
düstere Fanatiker Billaud-Varennes, das Wort und sagte: „Es muß noch ein weiterer Beschluß gefaßt werden. Eine Frau, die Schmach der Menschheit und ihres eigenen Geschlechts, die Witwe Capet, soll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schaffote büßen. Schon macht man allenthalben bekannt, daß sie in den Temple zurückgebracht ist, daß man sie heimlich gerichtet und daß das Revolutionstribunal sie losgesprochen habe, — als ob ein Weib, welches das Blut so vieler tausend Franzosen vergossen hat, von einer französischen Jury losgesprochen werden könne. Ich verlange, daß das Revolutionstribunal noch diese Woche ihr Schicksal entscheide." Dieser Vorschlag wurde ohne Weiteres vom Konvent angenommen.

Trotz des unglaublichen Volkshasses aber, der sich seit Jahren an Alles knüpfte, was die unglückliche Königin that und nicht that, kostete es ihren Anklägern unsägliche Mühe etwas gegen sie zu Stande zu bringen, was sich zur Noth für eine Anklageschrift ausgeben ließ. Die abgefeimtesten Mittel wurden nicht verschmäht, um dem kläglichen Mangel an brauchbaren Thatsachen abzuhelfen. Am 8. Oktober erschienen die Häupter des Stadtraths, Pache, Chaumette, Hebert im Temple, um der fünfzehnjährigen Prinzessin Maria Theresia Charlotte Geständnisse zur Belastung ihrer Mutter abzupressen, gegen deren nähere Bezeichnung sich die Feder sträubt. „Chaumette," schreibt sie in ihren Denkwürdigkeiten, „fragte mich über tausend scheußliche Dinge, deren man meine Mutter und meine Tante bezichtigte. Ich war wie zerschmettert von solchem Greuel und so entrüstet, daß ich trotz all meiner Seelenangst mich nicht enthalten konnte, zu sagen: ‚das ist eine Infamie'. Trotz meiner Thränen bestanden sie hartnäckig darauf. Vieles davon verstand ich gar nicht, aber was ich verstand, war so entsetzlich, daß ich weinte vor Ingrimm." Der achtjährige Dauphin war so ahnungslos, daß er sich von seinem Wärter, dem ruchlosen Schuhflicker Simon, und seinem Weibe eine schriftliche Erklärung unterschieben ließ, in der er seine Mutter der Verführung zur Unzucht, ja zur Blutschande beschuldigte.



Billaud-Varennes.

Endlich am 14. Oktober war die Anklageschrift fertig, und die Königin wurde vor das Gericht gebracht. Herman präsidirte und mit ihm bildeten Foucault, Donzé-Verneuil und Lane das Richterkollegium. Als Staatsanwalt fungirte Fouquier-Tinville, der unermüdliche Lieferant von „Gebäcken" für „Dame" Guillotine, als Gerichtsschreiber Fabricius. Auf der Ge-



Facsimile der Unterschriften Ludwig XVII. und des Schusters Simon unter der dem Dauphin gegen seine Mutter genöthigten Erklärung. (Original im Pariser Nationalarchiv.)

schworenenbank saßen Gannay (Perückenmacher), Grenier-Trey (Schneider), Antonelle (Ex-Marquis), Chatelet (Maler), Souberbielle (Chirurg), Picard (Handschuhmacher), Trinchard (Schreiner), Jourdeuil (Ex-Huissier), Devèse (Zimmermann), Deydier (Schlosser), Gimond (Schneider).

Zuerst wurde die Anklageschrift verlesen. Der Satz, mit dem sie anfing, kennzeichnet das ganze Machwerk, er lautet: „Aus der Prüfung ergibt sich, daß gleich den Messalinen Brunhilde, Fredagunde und Medicis, die man ehedem Königinnen von Frankreich nannte, Marie Antoinette, Wittwe von Louis Capet, die Geißel und der Blutigel der Franzosen gewesen ist.“ Die Beschaffenheit der Anklagen sei durch ein paar Beispiele gezeichnet: In der Zeit vor der Revolution hat die Königin angeblich dem Kaiser zu verschiedenen Malen Millionen aus dem französischen Staatsschatz geliefert, die ihm zur Bekämpfung Frankreichs gedient haben und noch dienen; sie hat Schmähschriften gegen sich selber geschrieben, um in den Augen der fremden Mächte den Schein zu haben, daß sie von Frankreich mißhandelt werde; sie hat die Legislative veranlaßt, dem König von Böhmen und Ungarn den Krieg zu erklären und dann den fremden Mächten, die im Ministerrath festgestellten Feldzugs- und Angriffspläne ausgeliefert. Am Schlusse hieß es: „Endlich ist die Wittwe Capet, unsittlich in jeder Beziehung und eine neue Agrippina, so verderbt und mit allen Verbrechen so vertraut, daß sie, vergessend ihre Eigenschaften als Mutter, verleugnend die Gesetze der Natur, sich nicht geschent hat, mit Ludwig Karl Capet, ihrem Sohn, wie dieser selbst eingestanden, unzüchtige Handlungen zu begehen, deren Vorstellung und Name schon erbeben machen vor Schandern.“

Auf alle Einzelfragen, die an sie gerichtet wurden, gab die Königin Antwort, kurz und knapp in der Fassung, vornehm und würdevoll im Ton; auf die letzte Anklage, die Hébert als Zeuge vertrat, antwortete sie nicht, und der Vorsitzende Herman ehrte die Empfindung, die sie leitete, dadurch, daß er sie daran nicht erinnerte. Einem der Geschworenen blieb es vorbehalten, an diese Unterlassung zu mahnen; da sagte Marie Antoinette mit halberstickter Stimme: „Wenn ich noch nicht geantwortet habe, so geschah es, weil die Natur sich sträubte, auf eine solche, einer Mutter vorgelegte Frage zu antworten," indem sie zu den auf den Tribünen anwesenden Frauen gewendet hinzufügte: „Ich berufe mich auf alle hier anwesenden Mütter." Als denkwürdig verdient das Gebahren von zwei der vorgeladenen Zeugen, Bailly und Graf d'Estaing erwähnt zu werden. Der redliche Bailly, mit dem einem Fuße schon ebenfalls auf dem Schaffote stehend, gab auf die Frage des Präsidenten, ob er die Angeklagte gekannt habe, zur Antwort: „Ja, wohl habe ich sie gekannt" — und verneigte sich dabei ehrerbietig vor der Königin. Der Graf d'Estaing dagegen, als sollte noch an den Schranken des Revolutionstribunals daran erinnert werden, daß aristokratischer Haß der Rache der Demokratie die Wege gezeigt und gebahnt hatte, brachte seine Aussagen, welche sich insbesondere auf die Haltung Marie Antoinette's am 5. Oktober von 1789 bezogen, in übelwollendem Tone vor. Wenn er sich aber dadurch Verzeihung für seinen Besitz eines Wappens zu erkaufen wähnte, sollte er bald seines Irrthums überführt werden; denn bald darauf wurde auch er guillotinirt.

Die Verhandlung hatte am Morgen des 14. Oktober um 9½ Uhr begonnen und mit einer Unterbrechung von zwei Stunden bis Abends 11 Uhr fortgedauert. Am 15. war sie um 9 Uhr wieder aufgenommen und von einer zweistündigen Pause abgesehen den Abend und die ganze Nacht hindurch bis zur Morgenfrühe des 16. Oktober fortgesetzt. Die Königin — niemals verdiente sie so sehr also zu heißen! — benahm sich der furchtbaren Ermüdung trotzend, einfach, vornehm und standhaft. Nur einmal entschlüpfte es ihren Lippen, wie eine Klage: „Ich habe Durst!" Aber keiner der Umstehenden wagte es, ihr einen Schluck Wasser zu reichen. Nachdem ihre von staatswegen bestellten Vertheidiger Tronson-Ducoudray und Chauveau-Lagarde gehört worden waren und der Präsident sein Résumé vorgebracht hatte, zogen sich die Geschworenen zurück. Sie hatten vier Fragen zu beantworten: „1) Ist es erwiesen, daß Machenschaften und Verständigungen mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik bestanden haben; Machenschaften und Verständigungen, um diesen Feinden mit Geld beizuspringen, ihnen den Einbruch auf französisches Gebiet zu ermöglichen und den Vorschritt ihrer Waffen zu erleichtern? 2) Ist Marie Antoinette von Oesterreich, die Wittwe des Louis Capet, überwiesen, derartige Verständigungen unterhalten und an solchen Machenschaften sich betheiligt zu haben? 3) Ist es erwiesen, daß ein Komplott existirte, welches da-

rauf abzielte, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen und also im Innern der Republik den Bürgerkrieg anzufachen? 4) Ist die Wittwe Capet der Betheiligung an diesem Komplott überführt? Man sieht, Citoyen Herman verschmähte es, mochte es nun aus Schamgefühl oder aus Politik geschehen, die angeblich messalinischen und agrippinischen Vergehungen in die Schuldfragestellung mitaufzunehmen. Die Geschworenen beriethen etwa eine Stunde lang; dann brachten sie ein Ja auf alle vier Fragen zurück.

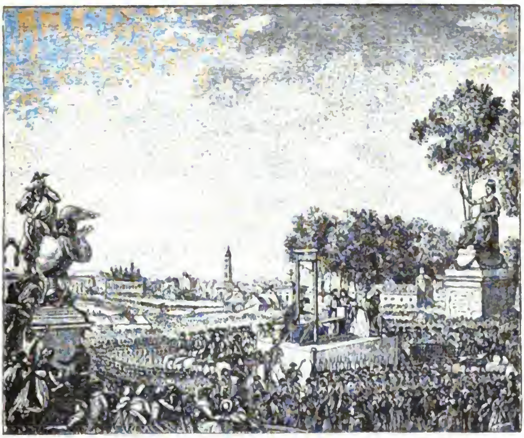
Es war 4 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Lichter verbreiteten nur eine fahle Helle in dem Saale. Düsteres Schweigen herrschte. Der Präsident ließ, nachdem Fouquier-Tinville die Anwendung der strafgesetzlichen Bestimmungen auf die Schuldiggesprochene gefordert hatte, seiner Verkündigung des Urtheils die Mahnung an das Publikum vorausgehen, daß „Schuldige, wann sie einmal von dem Gesetz erreicht seien, nur noch dem Unglück und der Menschlichkeit angehörten." Der Mund der Königin zuckte nicht, als der Todesspruch in ihr Ohr fiel. Sie hatte ja alle diese drei schrecklichen Tage und Nächte hindurch nicht mehr um ihr Leben, sondern nur noch um ihres Namens Ehre gestritten. Stumm, aber festen Trittes wandte sie sich, zu gehen, und um 4½ Uhr wieder in ihrem Gefängniß in der Conciergerie angelangt, hat sie sich hingesetzt und jenen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, geschrieben, welcher noch jetzt die Spuren der Thränen zeigend, die auf das Papier gefallen sind, nicht an seine Adresse gelangte, wohl aber an die der Nachwelt,*) — das zugleich hochsinnige und rührende Testament einer grausam, viel zu grausam für ihre Verfehlungen bestraften Frau. „Ihnen, meine Schwester", begann sie, „schreibe ich meinen letzten Brief. Eben bin ich verurtheilt worden, aber nicht zu einem entehrenden Tode, wie er Verbrechern zutheil wird, sondern zu dem Schicksal, Ihrem Bruder nachzufolgen. Unschuldig gleich ihm, hoffe ich in der letzten Stunde dieselbe Festigkeit zu zeigen wie er. Ich bin ruhig, wie man es ist, wenn das Gewissen keinen Vorwurf erhebt. Ich empfinde einen tiefen Schmerz darüber, daß ich meine armen Kinder verlassen muß. Sie wissen, ich lebte nur für sie und für meine gute und liebevolle Schwester. In Ihrer Liebe haben Sie Alles geopfert, um mit uns zu sein, und in welcher Lage lasse ich Sie zurück!"

Während die Königin dieses schrieb, wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen. Die Volkswehr der 48 Sektionen von Paris trat unter die Waffen, um dem Spruche des Tribunals ungestörten Vollzug zu sichern. Eine sehr überflüssige Entfaltung von trikoloren Uniformen übrigens; denn der Schrecken wuchtete schon zu dieser Zeit und noch acht Monate lang so bleiern schwer auf der Stadt, daß an einen gewaltsamen Versuch, die To-

*) Der Gefängnißwärter überlieferte den Brief an Fouquier-Tinville, unter dessen Papieren, nicht, wie es bisher fälschlich hieß, unter den Papieren Robespierre's, er durch die Kommissäre gefunden wurde, welche, nachdem die Reaktion vom 9. Thermidor den Ankläger beim Revolutionstribunal „weggewischt" hatte, im Auftrage des Konvents die Hinterlassenschaft desselben untersuchten.

desfahrt Marie Antoinette's zu ihrer Rettung zu benützen, gar nicht zu denken war.

Die Königin hatte mittels des Briefes an Madame Elisabeth mit dem Leben abgeschlossen. Sie dachte jetzt nur noch daran, mit Anstand zu sterben. Das Gefühl für das Schickliche, den Frauen an- und eingeboren, regelte durchweg ihr Gebahren angesichts des Todes. Sie rüstete sorgfältig ihre Haube und zog ein weißes Kleid an. Dann richtete sie, auf ihrem Gurtbette sitzend, an die Gendarmen die Frage: „Glaubt ihr, das Volk werde mich auf das Schaffot gelangen lassen, ohne mich in Stücke zu reißen?" „Madame", gab einer der Wächter zur Antwort, „Sie werden auf das



Hinrichtung von Marie Antoinette. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Schaffot gelangen, ohne daß man Ihnen ein Leid zufügt." Jetzt kam Sanson, der Oberkämmerer von Dame Guillotine. „Ich vollziehe, was mir befohlen ist, Madame." Er war so zeitig gekommen, um der Verurtheilten die Haare abzuschneiden; allein sie hatte diesen schrecklichen Dienst schon selber verrichtet. Man meldete ihr: „Da ist ein Pfarrer von Paris, welcher fragt, ob Sie beichten wollen." Die Königin sagte: „Ein Pfarrer von Paris? Es giebt ja keinen mehr." Der Geistliche, selbstverständlich ein konstitutioneller, kam herein, stellte sich vor und wollte in sie dringen, sich in letzter Stunde mit Gott zu versöhnen. Darauf antwortete sie: „Sprechen Sie von meinen Fehlern, aber niemals von meinen Verbrechen!" Nach

einer Pause fragte er sie: „Wünschen Sie, daß ich Sie begleite, Madame?“ Worauf Marie Antoinette: „Wie Sie wollen, Monsieur.“

Schlag 11 Uhr öffnete sich das Gitterthor des Hofes der Conciergerie und das Opfer trat heraus. Das Antlitz der Königin war bleich, aber ihr Blick stolz und ihr Gang fest. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und Sanson hielt die Enden des Strickes. Man sah, daß er sich Mühe gab, sie nicht anzustraffen, sondern recht lose zu halten. Vor dem Thore stand der verhängnißvolle Karren, mit schmalem Sitzbrett; vielleicht derselbe, auf welchem drei Wochen später Marie Antoinette's große Feindin, Frau Roland, zur Guillotine fuhr. Beim Anblick dieses Fuhrwerkes erbebte die Königin und wankte einen Augenblick auf ihren Füßen. Wenigstens diese Schmach, mochte sie denken, hätte man der Tochter der Cäsaren ersparen können. Aber es mußte auch dieser Kelch geleert werden. Man half der Verurtheilten auf den Karrensitz. Der beeidigte Priester nahm neben ihr Platz, hinter dem Sitzbrett ein Gehilfe Sansons, dieser selbst vor der Königin, aber stehend, seinen Dreispitzhut in der Hand. Marie Antoinette trug ein weißes Unterkleid, ein schwarzes Oberkleid und über diesem ein weißes Nachtkamisol mit schwarzen Bandschleifen an den Handgelenken; ferner ein Brusttuch von weißem Musselin und eine weiße Haube mit schwarzem Band.

Der einspännige Karren setzte sich in Bewegung und rollte langsam das Doppelspalier der Volkswehrleute entlang. Die Menge war hinter dem Spalier zahlreich angesammelt, verhielt sich aber schweigend, obgleich ein Lump, der Komödiant Grammont, seinen Dienst als Offizier der Nationalgarde schmählich mißbrauchend, sich in den Steigbügeln erhob und mit seiner Säbelspitze auf die Verurtheilte wies, wie um den Pöbel aufzufordern, das Opfer zu beschimpfen. Es geschah aber nicht, sei es aus Gleichgiltigkeit, aus Mitleid oder aus Scham. Nur zuweilen brach ein „Es lebe die Republik!“ aus den Volkshaufen hervor. Und doch war das Volk die letzten Tage giftig-systematisch zur Wuth gegen die Königin aufgestachelt worden.

Während ihrer langen Todesfahrt ließ die Königin ihre Blicke gleichgiltig über die bewaffnete und die unbewaffnete Menge hinschweifen. Mit dem beeidigten Priester, der im Laienrock ihr zur Seite saß, sprach sie kein Wort. Im Vorüberfahren am Palais-Royal bemerkte sie die Inschrift: “Palais-Egalité!” und machte unwillkürlich eine Gebärde der Entrüstung. Sie war aber zur Stunde schon an Philipp d'Orléans gerächt; denn für Philipp Egalité war ja der Todeskarren so zu sagen auch schon angespannt und zwanzig Tage später machte er denselben Weg zum Revolutionsplatz. Einen langen Schmerzensblick warf die Königin, angesichts des Schaffots angelangt, über den Tuileriengarten nach dem Palaste hinüber, wo sie vor Jahren als Braut des Dauphin ihren Einzug gehalten hatte, von der Bevölkerung von Paris mit überschwänglichen Huldigungen überschüttet. Und heute? In der unzähligen Menge wagte es nicht ein Mann, grüßend die

Hand für sie zu erheben, und wagte es nicht eine Frau, für sie bittend oder betend die Lippen zu regen. Endlich ist man auf dem Hinrichtungsplatz angelangt. Sie steigt die Stufen des Schaffots hinan, so gefaßt, daß sie in diesen furchtbaren Augenblicken sogar noch der Gesetze und Formen der Höflichkeit eingedenk bleibt. Sie hat nämlich, beim Hinaufsteigen eine der Stufen verfehlend, dem Scharfrichter Sanson auf den Fuß getreten und unterläßt nicht zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr; ich that es nicht absichtlich.“ Um 12¼ Uhr fiel ihr Haupt, welches der Scharfrichter dem Volke zeigte.

Nach ihrer Hinrichtung herrschte zu Paris nicht jene dumpfe Stille, wie es nach dem Tode ihres Gatten der Fall war. Die Jakobiner waren vor Freude außer sich: „Man bringe den Oesterreichern die Nachricht“, riefen sie; „die Römer verkauften das Feld, auf welchem Hannibal's Lager stand; wir schlagen den theuersten Verwandten der Könige, welche innerhalb unserer Grenze stehen, die Köpfe ab!“

Am Tage nach der Hinrichtung der Königin aber speisten Robespierre, St. Just, Barère und einer der Geschworenen, welche in dem Prozeß fungirt hatten, bei Venua zu Mittag. Der Geschworene erzählte die Einzelheiten der Prozedur, und als er auf die ruchlose von Hébert gegen die Angeklagte erhobene Beschuldigung zu sprechen kam, rief Robespierre aus: „Dieser Bösewicht Hébert! Es war ihm also nicht genug, eine Messalina aus ihr gemacht zu haben, sondern er mußte sie auch noch zur Agrippina machen!“ Die Anwesenden erstaunten. Allein St. Just bemerkte in seiner knappen Weise: „Die Sitten können durch den so eben vollzogenen Akt nationaler Justiz nur gewinnen —“, wozu Barère den Senf gab: „Das Messer der Guillotine hat da einen hübschen Knoten der Diplomatie Europas durchschnitten.“ Und wieder Robespierre: „Wohl, es ist ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution; aber die Zahl der Feinde der Republik ist groß.“ Worauf St. Just: „So guillotinirt und deportirt sie alle mitsammen und konfiszirt das Vermögen der Verdächtigen!“ — „Ja“, meinte zum Schluß Barère: „Das Schiff der Revolution kann, wie es scheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen.“ Das Blutmeer fehlte nicht, aber statt in den Hafen der Freiheit gelangte das Schiff nur auf die Sandbank des Despotismus.

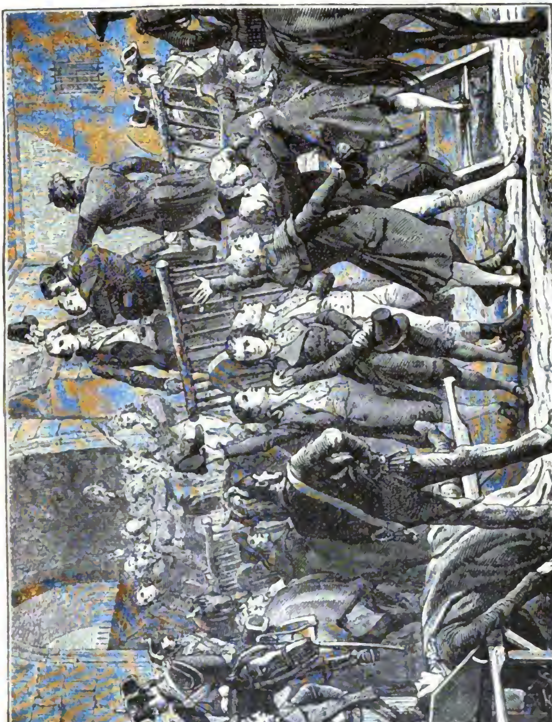
Am 24. Oktober erschienen vor demselben Gerichtshof 21 Girondisten, unter ihnen Brissot, Vergniaud, Gensonné, Carra, Valazé, Fauchet, Ducos, Boyer-Fonfrède, Lasource, Boileau, unter der Anklage der Schuld oder Mitschuld an einer Verschwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, gegen die Freiheit und Sicherheit des französischen Volks. Selbstverständlich war auch nicht der Schatten eines Beweises für diese Anklage erbracht worden, weder gegen die 21 insgesammt, noch auch nur gegen einen Einzelnen unter ihnen; eben die Plumpheit der Anklage bewies, daß das Urtheil im Voraus fertig war, und diese Einsicht

hätte den Angeschuldigten mehr Würde und Haltung einflößen müssen, als sie in Wahrheit an den Tag gelegt haben. Aber freilich, um in solcher Lage an die Nachwelt und ihr unbestechliches Urtheil, nicht an das zähnefletschende Banditengesindel vor den eigenen Augen zu denken, mußte man ein besseres Gewissen haben, als diese jungen Politiker es haben konnten. Einen König stürzen helfen mit allen Dämonen der Anarchie im Bunde und dann doch zurückschrecken vor Republik und Königsmord — das war ein Verfahren, das die Partei zu einem heldengleichen Untergang nicht befähigte. In den wenigen Tagen der Gerichtsverhandlung bot diese Handvoll Leute ganz dasselbe Bild von Zerfahrenheit und Unklarheit, das die Partei in den Tagen ihrer scheinbaren Macht und Größe dargeboten hatte. Die Einzelnen hatten nie recht gewußt, was sie eigentlich wollten, und die Gesammtheit nie gewollt oder gekonnt, was sie mußte. So kam es, daß die Angeklagten jetzt geradezu wetteiferten im Widerrufen oder Verleugnen dessen, was sie wirklich gethan oder wenigstens mit zu verantworten hatten; daß einer den anderen belastete, um sich selber herauszureden, und die Anwesenden sich retten wollten auf Kosten ihrer abwesenden Freunde. „Da", sagt das „Bulletin des Revolutionsgerichts", „die Angeklagten zur Aeußerung aufgefordert werden, leugnet keiner, daß die Partei als solche schuld sei an jenen Handlungen; aber mehrere behaupten, sie hätten persönlich nicht daran theilgenommen. Einig sind sie nur darin, daß sie die schwersten Vergehen ihren flüchtigen Mitschuldigen, wie Guadet, Barbaroux, schuld geben."

Einen wahren Verrath beging der Angeklagte Boileau, der dem Zwölfer-Ausschuß angehört hatte und jetzt erklärte: „Wenn die Einsetzung des Zwölfer-Ausschusses die Folge einer Verschwörung war, so haben die Lenker derselben offenbar mich nur hineingewählt, um Vertrauen einzuflößen; denn auch ich habe ebenso wie die Bergpartei für den Tod des Tyrannen gestimmt, und wenn ich den Patrioten, die sie bilden, manchmal entgegen war, so bin ich jetzt über sie eines Besseren belehrt und bekenne mich heute als entschiedener Montagnard." Noch mehr, später gab er zu, das „Ungeheuer", das Marat getödtet, sei „ausgespieen" worden von der rechten Seite des Konvents, und dies Ereigniß habe ihn „aufgeklärt". Rühmlich war der Muth gewesen, mit welchem Vergniaud am 27. September 1792 gegen Marat aufgetreten war, und jetzt that er Buße für seine Sünde, indem er sagte: „Man wirft mir vor, ich hätte gegen Marat geeifert; ich habe nur einmal gegen ihn gesprochen. Zur Zeit der Plünderung der Spezereiläden verlangte man den Verhaftungsbeschluß gegen Marat, ich widersetzte mich ihm."

Fünf Tage hatten die Verhandlungen von Morgens 9 bis Abends 5 Uhr gedauert, als die Jakobiner, schon lange ungeduldig, am 29. Oktober in Haufen vor den Konvent rückten und ein Dekret verlangten, um den Gerichtshof von Formen zu befreien, welche „das Gewissen erstickten und

die Ueberführung verhinderten"; Robespierre kam diesem Verlangen entgegen durch den Entwurf eines Dekrets, welches alsbald in folgender Fassung angenommen ward:



Die Girondisten auf dem Wege zum Schaffot.

Art. 1. Wenn ein vor dem Revolutionsgericht schwebender Prozeß länger als drei Tage gedauert hat, so ist der Vorsitzende des Gerichtshofes gehalten, die folgende Sitzung mit der Frage zu eröffnen, ob sein Gewissen hinreichend aufgeklärt sei.

Art. 2. Wenn die Geschworenen mit Nein antworten, so geht die Verhandlung weiter, bis sie eine entgegengesetzte Meinung abgeben.

Art. 3. Antwortet die Jury, daß sie hinreichend unterrichtet sei, so wird auf der Stelle zur Aburtheilung geschritten.

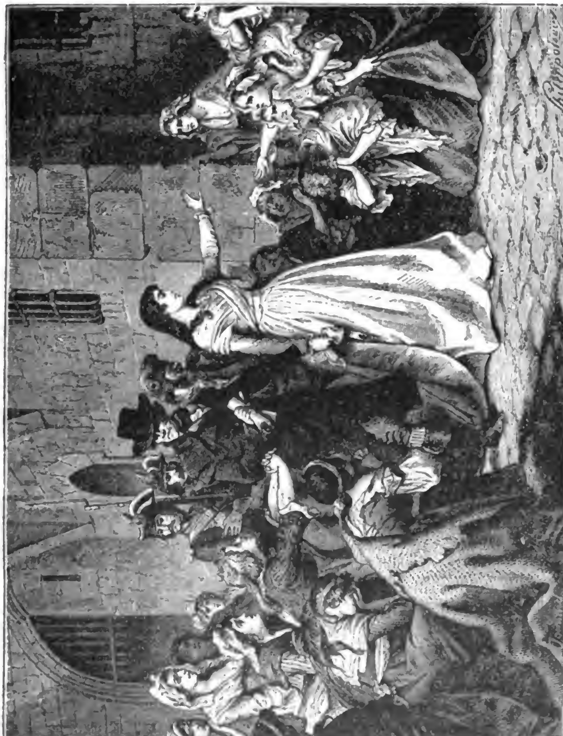
Mit Hilfe dieses Gesetzes ward am Abend des 30. Oktober der Prozeß beendigt und das Todesurtheil gesprochen. Als das Wort „Tod" heraus war, fielen Brissot die Arme schlaff am Leibe herunter und der Kopf senkte sich ihm auf die Brust; bleich, zitternd an allen Gliedern verlangte Gensonné das Wort über die Anwendung des Gesetzes und stieß unverständliche Laute hervor. Boileau schwenkte seinen Hut und rief: „Ich bin unschuldig!" Die Verurtheilten standen auf und riefen: „Wir sind unschuldig, Volk, man täuscht dich!" Valazé zog einen Dolch heraus und stach sich mitten in's Herz. Der lahme Sillery aber ließ seine Krücken fallen und rief mit strahlendem Gesicht: „Das ist der schönste Tag meines Lebens."

Unter dem Gesang der Marseillaise verbrachten die Verurtheilten die letzte Nacht, unter demselben Gesang bestiegen sie am nächsten Tag das Blutgerüst. Im Angesicht des Todes war ihnen Allen Selbstgefühl, Haltung und Würde zurückgekehrt; mannhaft sind sie gestorben unter dem Ruf: „Hoch die Republik!", während der Pöbel schrie: „Nieder mit den Verräthern!"

Als Mitschuldige der Girondisten starben wenige Tage später der Herzog von Orleans und Frau Roland, die, als sie auf dem Revolutionsplatz bei der Statue der Freiheit vorüberkam, mit einer Verbeugung sagte: „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen" und dann in den Tod ging mit dem verklärten Gesicht eines Helden, dem die Krone des Ueberwinders winkt. Kurz darauf kam der ehemalige Maire Bailly an die Reihe für das sogenannte „Gemetzel auf dem Marsfeld" vom 17. Juli 1791. Der Unglückliche wurde nicht einfach hingerichtet wie die Anderen. Auf der Fahrt zum Marsfelde, auf dem er als der Stätte seines Verbrechens gerichtet werden sollte, wurde er erstens zwei Stunden lang mit Schimpfwörtern, Steinen und Straßenkoth beworfen, dann zu Fuß um den ganzen weiten Platz herumgehetzt, schließlich gezwungen, den Henkern beim Abschlagen des Schaffots, beim Forttragen der Bretter nach dem Seineufer zu helfen, und erst als hier mitten unter Misthaufen das Schaffot neu errichtet war, konnte er sterben, nachdem er allen Mißhandlungen eine unerschütterliche Seelenruhe entgegengesetzt.

Auch die übrigen Girondisten, die von dieser Katastrophe nicht betroffen wurden, starben im Lauf der nächsten Monate eines gewaltsamen Todes, Barbaroux in Bordeaux durch die Guillotine, andere wie Roland, Pétion, Buzot, Condorcet, Rebequi durch Selbstmord. Auf die Nachricht von dem heldenmüthigen Tod seiner Gattin stürzte sich Roland in Rouen nach alter Römerweise in sein Schwert. Pétion's und Buzot's Leichname wurden in

einem Getreidefeld bei St. Emilion aufgefunden, halb verwest und von Wölfen angefressen. Condorcet fand bei einer edlen Frau, Madame Verney, ein heimliches Asyl. Als er aber durch die öffentlichen Blätter



Madame Roland verläßt das Gefängniß.

erfuhr, daß die Aufnahme von Geächteten bei Todesstrafe verboten war, verließ er den Zufluchtsort, um die großmüthige Dame nicht in Gefahr zu bringen, und ging verkleidet nach Paris. Er irrte einige Zeit umher, bis

er als Verdächtiger angehalten und in ein Gefängniß gebracht wurde. Dort fand man ihn am 28. März 1794 todt auf dem Boden liegend, wahrscheinlich in Folge einer Vergiftung.

Wenige Tage vor Hinrichtung der Girondisten kam endlich auch ein Beschluß des Konvents vom 1. August zur Ausführung, wonach binnen acht Tagen die Gräber der Könige und Königinnen Frankreichs in der Abtei-Kirche zu St. Denis sammt den Statuen und Denkmälern, die man den Herrschern und Fürsten errichtet, zerstört werden sollten. Es war am 12. Oktober, da machte sich früh Morgens eine große Volksmenge auf den Weg nach dem wenige Meilen nördlich von Paris liegenden kleinen Städtchen St. Denis. Was nun geschah, beschreibt auf Grund gleichzeitiger Aufzeichnungen ein neuerer Schriftsteller also: „In Aubervilliers, einem kleinen Dorfe zwischen Paris und St. Denis, stürmte die wilde Horde in die Kirche. Dort stand über dem Hochaltar eine berühmte hölzerne Statue der Jungfrau Maria. Sie wurde von ihrem Standort heruntergerissen, ein Strick um ihren Hals geknüpft und bald hing sie an einem der in der Nähe befindlichen Kreuze. Dann wurde die Statue in Brand gesetzt, und während die Flammen das Kunstwerk verzehrten, tanzte der zuchtlose Haufe, wilde, rohe Gesänge johlend, darum. Endlich langte die Rotte in St. Denis an. Sie sammelte sich auf dem großen freien Platze vor der Abtei-Kirche, deren schwere überbronzte Thore aber fest verschlossen waren. Dies brachte die rohen Menschen ganz in Wuth. Sie unternahmen einen gemeinschaftlichen Sturm gegen die Thore, rissen sie nieder und zerschlugen sie in unzählige Stücke, und eins der ältesten Kunstwerke, die Frankreich noch aus Karls des Großen Zeit aufzuweisen hatte, war vernichtet. Alles strömte nun in wildem Durcheinander in die Kirche. Unter der Schwelle des mittleren Eingangs ruhten in einem steinernen Sarge die irdischen Ueberreste Pipins des Kleinen. Rohe Hände hatten bald die schweren Steinplatten über dem Sarge entfernt. Die Kupferplatte auf dem Sarge trug die Inschrift: "Hic jacet Pipinus rex pater Caroli magni." (Hier ruht König Pipin, der Vater Karls des Großen.) Im Sarge selbst aber fand man nichts als ein Häuflein Asche und einige kleine Stückchen Goldes. Hier war die Neugierde der schamlosen Menschen bald befriedigt, sie machten sich nun daran, die werthvollen in der Kirche aufgestellten Statuen der Könige und Heiligen zu zertrümmern, das prachtvolle gemalte Glas an den Fenstern einzuschlagen und die Altäre zu zertrümmern.

Das Zerstörungswerk war eben im vollsten Gange, da betraten mehrere Männer in der Uniform der Nationalwache die Kirche — es waren die Mitglieder der Kommission, welche im Auftrag des Konvents die Ausgrabungen überwachen und dafür Sorge tragen sollte, daß Alles, was man in den Gräbern an Werthsachen fände, dem Staat übergeben werde. Die Volksmenge wurde zur Ordnung gerufen, und als die Ruhe einigermaßen hergestellt war, wurde offiziell bekannt gemacht, daß die Ausgrabung der

Königsleichen nun beginnen werde. Die Neugierde der Menge stieg jetzt auf's Höchste. Man vertheilte Schüsseln voll brennenden Essigs und andere desinfizierende Mittel, um den Verwesungsgeruch beim Oeffnen der Särge zu beseitigen oder doch zu mildern. Gegen Mittag ging die rohe Menge dann mit Ernst und Eifer an das schauerliche Werk. Draußen hatten inzwischen einige Arbeiter ein tiefes Loch gegraben, welches die Ueberreste von Frankreichs ehemaligen Herrschern aufnehmen sollte; auch einige Fässer ungelöschten Kalks standen schon in Bereitschaft. „Meine Herren", so rief jetzt laut einer der Kommissäre dem Volke zu, „nun wollen wir einmal das alte Rattennest unter dem Hochaltar ausheben. Frisch an's Werk!" Der schallende Jubel, der die Antwort des Volkes zu dieser Aufforderung bildete, bewies, daß man vor einem solchen unmenschlichen, viehisch rohen Unternehmen nicht zurückschrecke.

Gegen halb zwei Uhr stießen die Arbeiter auf den ersten Sarg — es war der Sarg Heinrichs IV. Er wurde am Eingang der Gruft niedergesetzt und sofort geöffnet. Der Leichnam war noch ganz außerordentlich gut erhalten. Das Gesicht sah aus, als wäre der König eben erst beerdigt worden, die Augen standen offen und der Bart schien erst gekämmt worden zu sein. Deutlich konnte man noch in der Seite und in der Brust die Wunden sehen, die das Messer Franz Ravaillacs, des Königs Mörder, gemacht hatte. Der Einbalsamierer hatte das obere Gehirn entfernt und einen mit aromatischen Essenzen getränkten Schwamm in die Höhlung gelegt. Das Volk drängte sich herzu, den Leichnam dieses Königs, der in der Geschichte Frankreichs eine so große Rolle gespielt hatte, zu sehen. In langer Prozession marschierten sie an dem Sarge vorüber, um einen Blick auf den König zu werfen. An diesem Tage wurde kein Leichnam mehr ausgegraben.

Der nächste Tag war ein Sonntag, aber obgleich derselbe damals in Frankreich nicht mehr gefeiert wurde, so ruhten die Arbeiten doch merkwürdigerweise in St. Denis. In ungezählten Schaaren besuchten die Pariser die Kirche, um — wie sie sich ausdrückten — „das Gerippe Heinrichs IV. zu besichtigen". Als der Morgen des 14. Oktober anbrach, schien es fast, als habe sich das Volk eines Bessern besonnen und wolle seinen Zerstörungsplan aufgeben und die Gebeine der Könige in Ruhe lassen. Wenigstens wurde die Arbeit des 12. Oktober nicht vor 12 Uhr Mittags begonnen. Dabei marschirte das Volk noch immer in langer Reihe an dem Sarge Heinrichs IV. vorüber, dessen Leichnam nun aber schon stark in Verwesung überging. Kurz vor Mittag jedoch trat ein unheimlich aussehender Geselle unter das Volk. Er trug eine feuerrothe Freiheitsmütze auf dem Kopfe. Sich unmittelbar vor dem Sarge Heinrichs IV. hinstellend, rief er laut: „Warum steckt Ihr Euren Heinrich IV. nicht in einen goldenen Sarg, wie Ihr es mit der heiligen Genoveva gemacht habt? Stellt ihn doch hoch auf den Altar, thut es — er wird vielleicht noch vor Sonnenuntergang ein Wunder verrichten. Er war ein so guter Mann — so ein Apostel oder Heiliger, der gern irgend einen armen Bauer auf das Schaffot brachte, wenn er es wagte, ihm einen

Hasen todtzuschießen, der Frankreich zu Grunde gerichtet hat, nur weil er der schönen Gabriella eine goldene Kutsche schenken wollte. Als Ravaillac ihn tödtete, war er eben im Begriff, Frankreich in Kriegsschrecken zu stürzen, weil er die Gattin seines Cousin Condé an Stelle der schönen Gabriella zur Gemahlin haben wollte. Kommt, Patrioten, sehet genau zu! Laßt uns das alte Scheusal hier herausnehmen und auch den Rest der gekrönten Straßenräuber ausgraben." Diese Worte zündeten. Bald lag der Leichnam Heinrichs IV. in der tiefen Grube und war mit Kalk bedeckt. Der Leichnam Ludwigs XIII., der ganz zusammengeschrumpft war, folgte bald nach. Ganz schamlos behandelte man die irdischen Ueberreste Ludwigs XIV. Hunderte von Leichen wurden an diesem und den folgenden Tagen in die Kalkgrube geworfen, mochten sie nun dem königlichen Geschlechte angehören oder nicht. Der Geruch, den die verwesten und halbverwesten Leichen verbreiteten, war so furchtbar, daß ungeheure Mengen von Essig in der Kirche verbrannt werden mußten, um die Luft nur einigermaßen zu desinfiziren. Kein Wunder, daß sich viele von den Arbeitern Krankheiten zuzogen, denen sie endlich erlagen. An Juwelen und Schmucksachen fand man nur wenig in den Särgen und Grüften. Die Herzen eines Sohnes und einer Schwiegertochter Ludwigs XV. fanden die Arbeiter in zwei kunstvollen goldenen Vasen aufbewahrt. Dieselben wurden von der Kommission der Juweliere sofort nach Paris gesandt, wo sie bald Eigenthümer fanden — jedenfalls aber kamen sie niemals in die Schatzkammer der Nation.

Am 16. Oktober wurde in Paris die Königin Marie Antoinette hingerichtet. Es war um 12 Uhr Mittags, als ihr Haupt fiel. Zu derselben Zeit wurde der Leichnam ihres ältesten Sohnes in St. Denis in die Kalkgrube geworfen. Und ebenfalls zur selben Stunde, als der verstümmelte Leichnam der Königin Marie Antoinette auf dem Magdalenenkirchhofe in ungelöschtem Kalk begraben wurde, warfen die entmenschten Arbeiter in St. Denis die wenigen irdischen Ueberbleibsel von Ludwig XV. in die große Kalkgrube. Gegen 4 Uhr desselben Nachmittags kamen die Arbeiter zu den Särgen der ältern Könige. Auch sie wurden aus ihrer Ruhe gestört. Im Sarge Karls V. fand man seine Krone und sein Szepter, im Sarge seiner Gattin Johanna von Bourbon einen Ring und Spinnrocken. Der Leichnam Karls VII. war über und über mit kleinen Perlen von Quecksilber bedeckt, das wahrscheinlich bei der Einbalsamirung benutzt worden war.

In der Nähe der Gruft, wo diese Leichname aufbewahrt worden waren, befand sich auch das Grab des größten Feldherrn, den Frankreich bis dahin aufzuweisen hatte — das Grab Turennes. Dahin wandte jetzt der Pöbel seine Aufmerksamkeit. In wenigen Augenblicken war das herrliche Grabdenkmal dieses Mannes zertrümmert. Der Leichnam war noch so gut erhalten, daß ein Vertreter der medizinischen Fakultät Frankreichs sich denselben erbat, um daran den Studenten zu zeigen, wie man eine Mumie präpariren solle. So wurde dem Mann denn die Leiche Turennes übergeben. Er brachte sie nach Paris, wo sie neun Jahre lang in einem Schuppen zwischen den Gerippen eines Affen und eines Kamels lag. Als dieser Greuel

später Napoleon I. zu Ohren kam, ließ er die Leiche Turennes im Hotel des Invalides ehrenhaft bestatten und ihm wieder ein Grabdenkmal setzen.

Ein Zeitgenosse, M. Duval, der diese ganze scheußliche Schreckensszene mit angesehen, versichert, daß die Särge der alten Könige mit wenigen Ausnahmen nur einige Hände voll Asche enthielten. „Doch," sagt er, „sah ich ein oder zwei sehr gut erhaltene Skelette, so z. B. die Skelette von König Dagobert I. und seiner Gattin Nantilde, die doch schon 1200 Jahre alt waren. Dieselben waren noch ziemlich gut erhalten und das scharlachrothe Tuch, in welches sie gehüllt waren, hatte die Farbe noch nicht verloren. Sie lagen nebeneinander in einem Sarge. Die Köpfe mehrerer französischen Königinnen waren verschwunden. Wahrscheinlich sind sie abgeschnitten und in anderen Kirchen untergebracht worden."

Endlich am 25. Oktober grub man den letzten königlichen Leichnam aus. Zwölf volle Tage lang hatte der Pöbel in der allerschamlosesten und grauenhaftesten Weise in der Kirche gehaust. Der Beschluß des Konvents war vollständig ausgeführt. Die Kirche war ein Greuel der Verwüstung, die Gräber waren entleert, die Statuen und Grabmäler entstellt, das Dach der Kirche durchlöchert, so daß der Regen an Hunderten von Stellen eindringen konnte, der Hochaltar war fast dem Erdboden gleich gemacht, die Schatzkammer ausgeraubt, kurz, St. Denis war eine Ruine. Im Jahre 1800 besuchte Chateaubriand die Kirche und schreibt, dieselbe befände sich in einem Zustand, der kaum eine Hoffnung auf ihre Wiederherstellung aufkommen lasse. Thatsächlich wurde denn auch schon einmal der Beschluß gefaßt, das demolirte Gebäude dem Erdboden gleich zu machen. Aber Napoleon I. beschloß, die Kirche unter allen Umständen so viel als möglich wieder herrichten zu lassen. Das geschah denn auch mit einem Kostenaufwand von anderthalb Millionen Dollars. Doch war es erst Napoleon III. vorbehalten, die Kirche zu ihrer früheren Herrlichkeit zurückzubringen. Die Asche der Leichen mit dem Kalk vermengt wurde sorgfältig gesammelt und in der Gruft unter dem Hochaltar begraben und rings herum die Leichen der seit der Revolution verstorbenen Glieder der königlichen Familie in ihren Särgen niedergesetzt. Auch die vermuthlichen irdischen Ueberreste von Ludwig XVI. und seiner Gattin Marie Antoinette wurden aus ihren Kalkgruben im Magdalenenkirchhofe dorthin gebracht. Gottesdienste werden in der Kirche nicht mehr abgehalten, und sie ist daher jetzt kaum mehr als ein großartiges Museum und ein „Denkmal einer der größten Schreckensszenen der französischen Revolution".

Neunzehntes Kapitel.

Schlimme innere und äußere Lage Frankreichs zur Zeit des beginnenden Schreckens. — Aufstände gegen die Jakobiner im Süden und Westen. — Carrier's mörderisches Wüthen in Nantes. — Collot d'Herbois und Fouché, die Würger von Lyon. — Schreckenstage in Marseilles, Toulon und Bordeaux. — Todeskampf der Vendée.

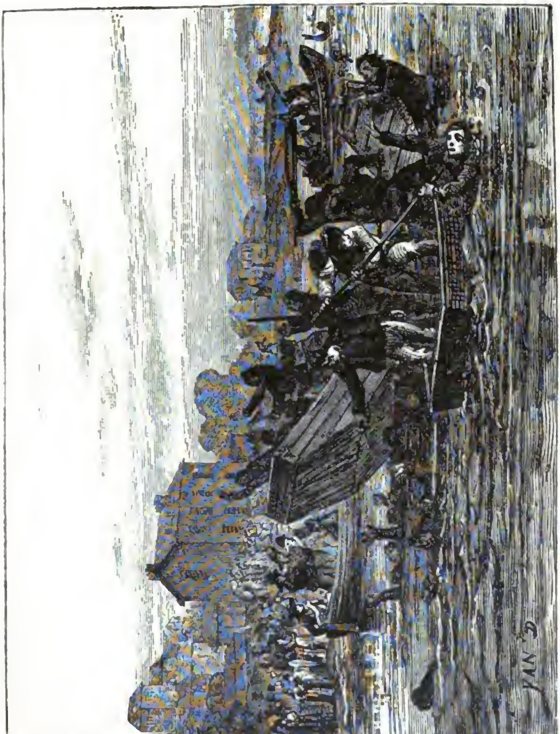
Acht Monate waren unter den, in den vorigen Kapiteln geschilderten parlamentarischen Kämpfen und Streitigkeiten im Konvent seit der Kriegserklärung an die verbündeten Mächte verflossen, und noch war für die Organisation des aufgelösten Staates und besonders für die Wehrhaftmachung der vom Ausland bedrohten Nation wenig oder gar nichts geschehen. Frankreich war in der denkbar schlimmsten Lage. In demselben Augenblick nämlich, wo der Krieg an den Grenzen die allerungünstigste Wendung nahm, die Verbündeten nicht blos wieder nahmen, was sie verloren, sondern auch die wichtigsten Glieder aus dem nordöstlichen Festungsgürtel Frankreichs eroberten und der Weg nach Paris vor ihnen offen lag, erhob sich fast der ganze Westen des Reiches in entschlossener Empörung gegen die Jakobiner, und die Städte der wichtigsten Departements wehrten sich gegen das Joch der Pariser Kommune.



Georges Cadoudal.

Sehen wir zunächst diese Aufstände im Süden und Westen etwas näher an! In der Normandie und in der Bretagne, jenen Provinzen, wo das unter klerikalem Einfluß lebende Landvolk seine alten keltischen Eigenthümlichkeiten und seine provinzielle Ausnahmsstellung seit Jahrhunderten unverändert sich bewahrt hatte und in Sprache, Sitten, Tracht von dem übrigen Frankreich verschieden war, zeigte man sich gleich von Anbeginn der Revolution den Neuerungen abhold. In den Städten war allerdings

die Einwohnerschaft größtentheils republikanisch gesinnt, aber in Faktionen gespalten, indem der mittlere Bürgerstand Leben und Eigenthum, Gesetz und Sitte gegen die Begehrlichkeit der untern Volksklassen zu vertheidigen hatte,



Republikanische Taufen und Hochzeiten in Nantes.

namentlich auch der zahlreichen Proletarierhaufen, welche unter der Aegide des Jakobinerklubs sich in bewaffneten Rotten, Carbots genannt, vereinigt hatten und von der Heiligkeit des Eigenthums nicht sehr hoch dachten. Die Ankunft mehrerer flüchtiger Girondisten mehrte die Parteiwuth. Die priesterlich-

royalistische Bauernbevölkerung erhielt einen kühnen entschlossenen Führer in der Person von Jean Cotteran, einem ehemaligen Schleichhändler, dessen Familie den Spitznamen der Chouans oder Nachteulen (chat-huans) trug, ein Name, welcher auf die ganze Bande der Rebellen überging. Ihnen gesellte sich eine Anzahl Freiwilliger zu unter der Führung des riesenhaften verwegenen Georges Cadoudal. Aber auch die Mittelklassen traten unter der Führung Buzots und des Grafen von Puisaye, eines ehemaligen Mitglieds der Konstituante, eines muthigen Edelmannes von imponirender Gestalt und gewandtem Benehmen, aber von unzuverlässigem Charakter, gegen den Konvent in Opposition. Sie sprachen mit Abscheu von dem Pariser Pöbelregiment und dem wüsten Treiben der Jakobiner; General Wimpfen, der den militärischen Oberbefehl in der Provinz führte, ein liberaler Royalist, machte den Vorschlag, die Engländer zu Hilfe zu rufen, ein Vorschlag, der jedoch mit patriotischer Entrüstung zurückgewiesen ward. Uneinig, ohne militärisch geschulte Führung, ohne Plan und praktisches Ziel, waren die Aufständischen nicht fähig, dem Konvent und den Jakobinern in der eignen Mitte die Stirn zu bieten.

Der Wohlfahrtsausschuß sandte mehrere Agenten, und diese fanden Mittel und Wege, durch Versprechungen und Drohungen, durch Flugschriften und Assignaten den Aufruhr in der Bretagne zu ersticken, ehe die Insurgenten den Anschluß an die Vendee bewerkstelligen konnten. Als der Uebergang Laroche-Jacqueleins und der „katholischen Armee" über die Loire auch die Chouans wieder zu neuer Thätigkeit anfeuerte, war die Rebellion bereits ihrem Erlöschen nahe. Die Revolutionsregierung aber nahm nun die Gelegenheit wahr, die ganze Gegend von der Seine bis zur Loire und zur äußersten Meeresküste durch die Konventskommissäre Carrier in Nantes und Francastel in Angers heimzusuchen. Diese häuften alle Unmenschlichkeiten, welche irgendwo das Schreckenssystem erfunden, zu einer ruchlosen Masse von Verbrechen zusammen. Namentlich Carrier hat mit methodischer Ruchlosigkeit in Nantes Tausende von wehrlosen Gefangenen, von unschuldigen Menschen jedes Alters und Geschlechts ohne Urtheil und Recht hingemordet.

Mit Stiftung einer „Revolutionskompagnie" von 41 mit 10 Livres auf Tag und Kopf besoldeten Banditen begann er am 28. Oktober sein grausiges Regiment. Zu den Sansculottes, die diese Auslese von Gesinnungstüchtigkeit zu wählen hatten, sagte sein Gehilfe Goulin: „Nehmt Euch in Acht vor Gemäßigten, vor falschen Patrioten; nur echte Revolutionäre dürft Ihr nehmen, die den Muth haben, ein Glas Menschenblut zu leeren!" und um dem Kind auch gleich den richtigen Namen zu geben, ward die Bande „Kompagnie Marat" getauft; „denn Marat," sagte Goulin später vor seinen Richtern, „verlangte nichts mehr als in dem Blut aller Feinde des Vaterlands sich satt zu trinken". Der Diensteid, den sie leisteten, war Marats würdig; er lautete: „Ich schwöre Tod den Royalisten, den Fanatikern, den Muscadins, den Feuillants, den Gemäßigten, welche Farbe, welche Maske, welche Gestalt sie auch zur Schau tragen mögen."

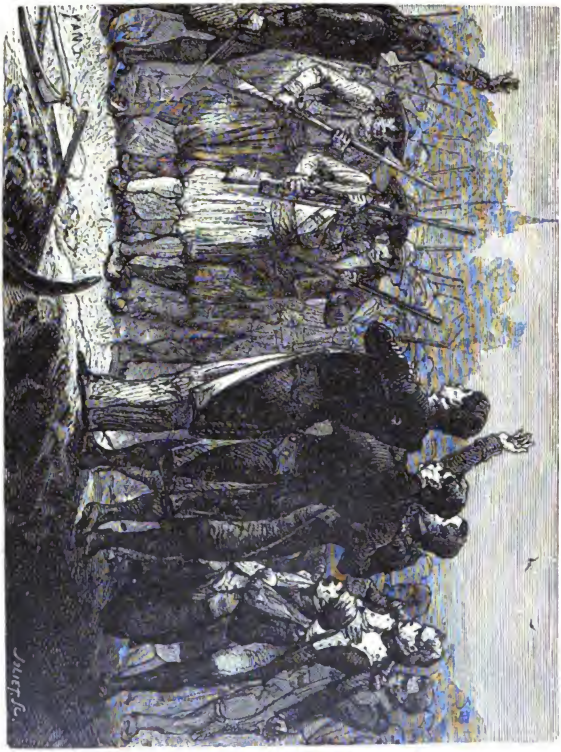
Die erste Aufgabe dieser Revolutionskompagnie war das Aufspüren und Einfangen aller Verdächtigen, die dann eingekerkert und von einer „Militärkommission", bestehend aus einem Vorsitzenden, vier Richtern, einem öffent-



Collot d'Herbois läßt die Häuser von Lyon zerstören.

lichen Ankläger und einem Schriftführer, gerichtet, d. h. nach einer oder zwei Fragen dem Henker überliefert wurden. In den vier Monaten seines Schaltens hat Carrier mit Hilfe dieser Kommission seiner eigenen Angabe zufolge

mindestens 4000 Menschen umbringen lassen und zwar zumeist nicht durch die Guillotine sondern theils durch Füsilladen, theils durch Noyaden (Ersäufungen) und „Sabraden“ (Metzeleien).



Erschießung gefangener Republikaner.

Die „Massenertränkung der Briganten“ war Carriers eigenste Erfindung und erschien ihm vermuthlich noch als eine sehr humane Todesart. Der Anfang ward mit 58 unbeeidigten Priestern gemacht, die auf einem Last-

schiff Nachts auf die Loire hinausgefahren wurden und sammt dem Schiff im Strom versenkt wurden. Dieser ersten „Noyade“ folgte eine zweite von 800 Menschen jedes Alters und Geschlechts auf zwei Schiffen; dieser eine dritte und vierte von 400 und 300 Menschen, gleichfalls jedes Alters und Geschlechts. Alles in Allem sollen 25 Noyaden stattgefunden haben, und mindestens 2800 Menschen hat Carrier seinem eigenen Geständniß zufolge in der „nationalen Badewanne“, wie er den „revolutionären“ Loirestrom nannte, ertränken lassen. Man nannte das auch republikanische Taufen und Hochzeiten.

Vernehmen wir wenigstens eine der Aussagen, welche einer von der Marat-Kompagnie später als Zeuge abgegeben hat: „Ich war auf dem Lastschiff (das 129 Gefangene an Bord hatte); ich sah, wie diese Unglücklichen Arme und Hände aus den Spalten herausstreckten; ich sah, wie Grandmaison — ein Anderer von der Kompagnie Marat — lossäbelte auf die Armen; ich sah, wie er den Säbel in eine der Spalten senkte und hörte einen der Gefangenen schreien: ‚Ah, der Schurke, er durchbohrt mich!‘ Alle, die im Schiffsraum waren, schrien laut und sagten: ‚Sind das Republikaner, die so unmenschlich verfahren!‘ Eines Tages war ich mit René Naud auf dem Bouffay-Platz; wir sahen Carrier in einem Fiaker und am Fuß der Guillotine zwanzig und einige Menschen. Naud geht auf Carrier zu und sagt ihm: ‚Brauchst Du einen Marat?‘ — ‚Ja, Hallunke, ich brauche einen; lauf zum öffentlichen Ankläger und zu den Richtern, sie sollen auf der Stelle kommen!‘ Als die Richter auf dem Platze waren, schickte mich Philippes zu Carrier, um ihm zu sagen, unter denen, die er ohne Urtheilspruch guillotinirt haben wolle, seien zwei Kinder von 14, zwei andere von 13 Jahren, da schreit Carrier, indem er sich nach seinem Kamin herumdreht, in voller Wuth: ‚Himmel Donnerwetter! In welchem Land bin ich? Ganz wie die Andern!‘“

In noch größerer Ausdehnung wütheten die Schreckensmänner des Konvents in den reichen Handelsstädten des Südens, in Lyon, Marseilles, Toulon, Bordeaux. In Lyon, dieser großen Fabrikstadt an der Rhone, wo die kriegerischen Vorgänge in Savoyen und die Nähe der Emigranten der bürgerlichen Aufregung und Parteiung stets frische Nahrung zuführten und die Stockung des Verkehrs unter der zahlreichen Arbeiterbevölkerung unerträgliche Nothstände schuf, hatte der ehemalige Priester Chalier als Vorsteher des Jakobinerklubs eine aufwieglerische Thätigkeit entfaltet, wie Marat in Paris. Nachdem er die Einsetzung eines demokratischen Gemeinderaths und die Errichtung einer revolutionären Bürgerwehr durchgeführt, reizte er den Pöbel durch schändliche Maueranschläge gegen die reichen, angesehenen Bürger und Kaufherrn auf, sie als Aristokraten und Feinde der Ordnung bezeichnend. Da ermannten sich die in Eigenthum und Leben bedrohten Mittelklassen: „Lieber fallen im ehrlichen Streit, als durch Mörderhand umkommen“, lautete die Losung. Sie bewirkten, daß ein neuer Gemeinderath eingesetzt und ein liberaler Royalist, Perrin de Precy, zum Befehlshaber der Bürgergarde ernannt ward; sie erklärten den Konvent nicht mehr als höchste Staatsgewalt anzuerkennen, bis die ausgestoßenen Girondisten wieder ihre

Sitze zurückerhalten hätten, und ließen, als sie in einem Straßenkampf den Sieg über die revolutionären Haufen davontrugen, Chalier als Aufrührer zum Tod verurtheilen und einige Zeit nachher hinrichten.

Diese Auflehnung der zweiten Stadt des Reichs versetzte die Demagogen in Paris in furchtbare Wuth. Auf Couthons Antrag erließ der Konvent am 12. Juli 1793 ein Dekret, welches die Führer des Lyoner Aufstandes mit der Acht belegte, die Güter aller Theilnehmer für Staatseigenthum erklärte und die Vertheilung ihres Vermögens an die Patrioten der Stadt und Umgegend verfügte. Darauf rückte eine Revolutionsarmee vor die Mauern der Stadt. Dubois-Crancé, Konventskommissär beim Alpenheer, der mit einigen Verstärkungen herbeikam, forderte unbedingte Uebergabe. Als sie verweigert ward, begann die Belagerung. Die Lyoner leisteten muthigen Widerstand. Aber wie sollte eine Bürgerschaft, in sich selbst uneinig und unschlüssig, ohne militärische Führung, nur auf Erhaltung von Gut und Leben bedacht, nicht von einem politischen Gedanken geleitet, einem rasenden von Fanatismus und Rachsucht vorwärts getriebenen Heer auf die Dauer widerstehen! Nach einer Belagerung von drei Monaten wurde die Rhonestadt trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürger von den Batterien Dubois Crancés und von den Revolutionstruppen Couthons zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen. Der Konvent aber erließ am 12. Oktober abermals ein Dekret in dem es u. a. hieß: „Alle Bewohner von Lyon werden entwaffnet. Ihre Waffen werden auf der Stelle an die Vertheidiger der Republik vertheilt.



Charette.

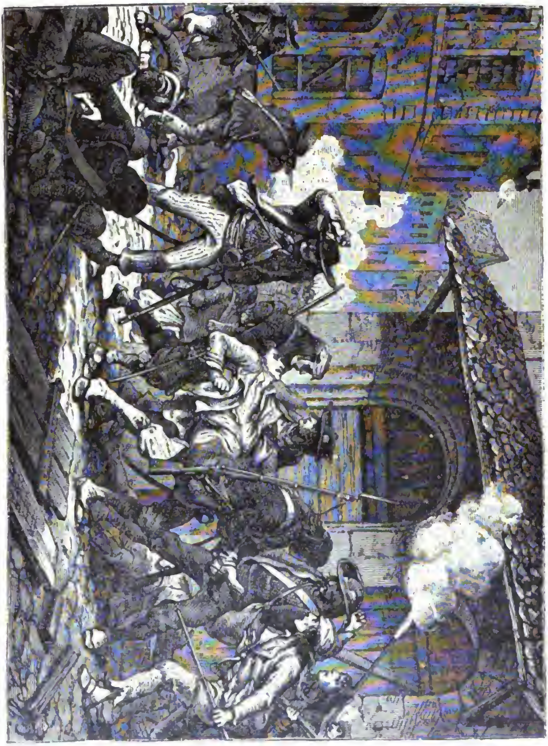
Ein Theil derselben wird den Patrioten von Lyon überlassen, welche von den Reichen und den Revolutionsfeinden unterdrückt worden sind. — Die Stadt Lyon wird vernichtet; Alles, was von den Reichen bewohnt war, wird geschleift: es wird nichts stehen bleiben als das Haus des Armen, die Wohnungen der erwürgten oder geächteten Patrioten, die Gebäude, welche speziell dem Gewerbfleiß und die Denkmäler, die der Menschlichkeit und dem öffentlichen Unterricht geweiht sind. Der Name Lyon wird gestrichen von der Städtetafel der Republik. Die Ansammlung der stehen gelassenen Häuser wird fernerhin „befreite Stadt" genannt werden. Auf den Trümmern von Lyon wird sich eine Säule erheben, um der Nachwelt die Verbrechen und die Bestrafung der Royalisten dieser Stadt zu bezeugen; sie wird die Inschrift tragen: Lyon führte Krieg mit der Freiheit: Lyon ist nicht mehr." Dieses Strafurtheil

war von so unerhörter Barbarei und Grausamkeit, daß selbst Couthon, der bisher an blutdürstigem Parteihaß hinter keinem Andern zurückgestanden hatte, mit der Vollstreckung des mörderischen Befehls zögerte, und Männer von noch schonungsloserem Despotismus und noch verwilderterer Natur, wie Collot d'Herbois und Fouché als Kommissäre abgesandt werden mußten, um die Henkerarbeit vorzunehmen.

Mit einem Fest zum Gedächtniß Chaliers begann am 10. November ihr Regiment und eine an demselben Tage gebildete Commission temporaire surveillance républicaine (zeitweilige republikanische Bewachungskommission), bestehend aus 20 Mitgliedern, gab ein Manifest heraus, in dem wir einen so vollständigen und beredten Ausdruck des jakobinischen Idealismus finden, wie in keiner anderen Kundgebung jener Tage. In dieser an „alle Revolutionsausschüsse und Gemeindebehörden gerichteten Instruktion" war gleich zu Anfang von dem Staatsrecht der Revolution und dem Wesen der Republik gesagt: „Denen, die im Sinn der Revolution handeln, ist Alles erlaubt: für den Republikaner besteht nur die eine Gefahr, hinter den Gesetzen der Republik zurückzubleiben. Wer ihnen voraus eilt, überholt sie; wer das Ziel zu überschreiten scheint, ist oft noch gar nicht bei ihm angekommen. — Das Volk (le peuple) ist die Gesammtheit der französischen Bürger: nicht jene durch ihre Reichthümer bevorrechtete Klasse, welche alle Genüsse des Lebens und alle Güter der Gesellschaft an sich gerissen. Der Peuple! Das ist insbesondere die unzählbare Klasse der Armen, die unseren Grenzen Vertheidiger gibt, die Gesellschaft ernährt durch ihre Arbeit, sie verschönert durch ihre Talente, sie ehrt durch ihre Tugenden." Dieser Peuple steht in unversöhnbarem Gegensatz zu der aristocratie bourgeoise (bürgerliche Aristokratie), die bald zum Geldadel und schließlich auch zum Geburtsadel zurückführen würde. „Jeder Bürger muß in sich selber eine Umwälzung fühlen und durchmachen, derjenigen gleich, welche das Angesicht Frankreichs verwandelt hat. Nichts, gar nichts ist dem Sklaven und dem Bewohner eines freien Staates gemein: die Gewohnheiten dieses letztren, seine Grundsätze, seine Gefühle, seine Handlungen, Alles muß neu sein. Ihr ward unterdrückt: ihr müßt eure Unterdrücker zermalmen. Ihr ward Sklaven des Aberglaubens: ihr dürft keinen andern Kultus mehr haben als den der Freiheit, keine andere Moral als die der Natur. Ihr ward dem Kriegsdienst fremd: alle Franzosen sind fortan Soldaten. Ihr lebet in der Unwissenheit: ihr müßt euch bilden. Ihr kanntet kein Vaterland: heute dürft


Marceau.

ihr nichts kennen als dieses, ihr müßt es sehen, hören, anbeten, überall . . . Es lebe die Republik! Es lebe das Volk! Das ist das Feldgeschrei des Bürgers, der Ausdruck seiner Wonne, der Balsam seiner Schmerzen. Jeder



Tod Chatelineau's.

Mensch, dem dieser Enthusiasmus fremd ist; Jeder, der sein Herz frostigen Berechnungen seines Vortheils öffnet; Jeder, der ausrechnet, was ihm ein Landgut, ein Amt, ein Talent einbringt und diese Rücksicht auch nur einen

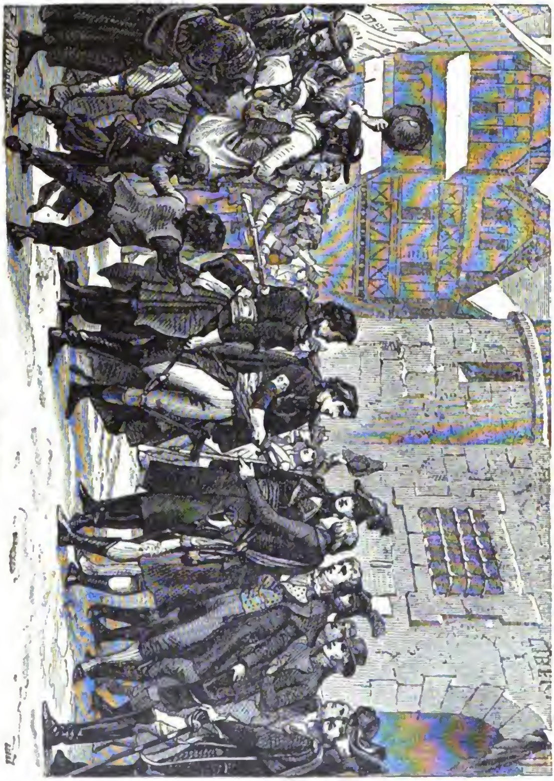
Augenblick von der auf das öffentliche Wohl trennen kann; Jeder, der sein Blut nicht sieden fühlt bei den bloßen Worten Tyrannei, Sklaverei, Ueppigkeit; Jeder, der den Feinden des Volks Thränen weihen kann und sein Mitleid nicht den Märtyrern der Freiheit vorbehält . . . Alle Menschen, die so beschaffen sind und es wagen, sich Republikaner zu nennen, lügen vor der Natur und vor ihrem Herzen; mögen sie den Boden der Freiheit fliehen; sie werden bald erkannt sein und dann ihn mit ihrem Blute tränken. Die Republik will nur freie Menschen in ihrem Schoß: sie ist entschlossen alle andern auszurotten und als ihre Kinder nur die anzuerkennen, die für sie allein zu leben, zu streiten und zu sterben wissen."

Aus dem Schwulst dieser Ausdrucksweise folgte noch nicht, daß der Inhalt besonders ernst gemeint war. Das ergab sich erst aus dem ganz unmittelbaren Blutbefehl, der in den Worten ertheilt ward: „Der Republikaner kann nicht leben mit dem Sklaven; seine Verbrechen und seine Nichtsnutzigkeiten haben unsere Geduld ermüdet. Seit fünf Jahren strecken wir ihm die Arme entgegen; er hat unsre Werbung verschmäht; es ist Zeit, daß er diese Verschmähung büße; er wird den Werth der Freiheit durch Verlust der seinen kennen lernen. Das Verlangen nach gerechter Rache wird zum Bedürfniß des öffentlichen Wohls. Man muß den Schrecken unter unsere Feinde tragen, die Fäden ihrer Verschwörungen zerreißen, ihre Frevel strafen und sie eines Glücks berauben, das sie nicht kennen wollen. Hier müssen alle persönlichen Neigungen verstummen; selbst die Stimme des Blutes schweigt vor der Stimme des Vaterlandes. Bürger, Beamte des Volks, Alle, die mittelbar oder unmittelbar zur Rebellion beigetragen haben, müssen das Haupt zum Schaffot tragen. Legt sie in die Hände der nationalen Rache.—Republikaner, das sind eure Pflichten: handelt ohne Furcht, achtet nur die Sansculottes; laßt den Blitz in euren Händen sich nicht verirren. Erinnert euch, daß euer Wahlspruch sein muß: ‚Krieg den Schlössern, Friede den Hütten!'"

Drei Ausschüsse theilten sich in das Werk der Vernichtung, das hier vollzogen werden sollte: den Krieg gegen den Reichthum besorgte die Sequesterkommission; den gegen die Häuser die Demolirungskommission und den gegen die Menschen ein Revolutionsausschuß bestehend aus 7 Richtern. Die Blutarbeit des letztren aber kam erst in Schwung, als Ende November mit der Revolutionsarmee von Paris der General Ronsin in Lyon erschien, der vor seiner Abreise dahin auf der Rednerbühne der Cordeliers erklärt hatte, eine Republik, wie die wahren Patrioten sie verständen, könne erst erstehen, wenn ein volles Drittel der Bevölkerung abgeschlachtet sei.

Bis dahin waren etwa 200 Personen theils guillotinirt, theils erschossen worden; jetzt begann der Massenmord durch „das Feuer des Blitzes", d. h. durch Niederkartätschen oder Mitrailladen. Am 4. Dezember wurden 64 junge Leute geknebelt vor die Kommission geführt, nach dem Namen gefragt, verurtheilt und auf den Richtplatz geschleppt. Da waren zwei Gräben gleichlaufend nebeneinander hergezogen mit einem Zwischenraum von 3 Fuß Breite. Auf diesen Zwischenraum wurden die Verurtheilten je zwei aneinan-

der gefesselt aufgereiht. An dem Grabenrand links und rechts stand eine Horde Soldaten mit dem Säbel in der Hand, damit kein Opfer aus der Reihe



Unterwerfung der Vendéeführer

sich entfernen konnte. Zwei geladene Geschütze waren aufgepflanzt, die die ganze Länge des Raumes zwischen den Gräben bestreichen konnten. Die

meisten der Verurtheilten hatten bei der Vertheidigung der Stadt tapfer mit gefochten; auch jetzt verließ sie ihr Muth nicht; sie sangen den Girondistenchor, als der Trommelwirbel erscholl, der den Kanonieren das Zeichen zum Feuern gab. Die ganze Reihe fiel todt oder verstümmelt zu Boden und was noch lebte, ward von den Soldaten niedergesäbelt. Dieser Mitraillade folgten gleich darauf noch drei große Füsilladen, so daß die Zahl der in einer einzigen Woche Gemordeten auf 329 stieg.*)

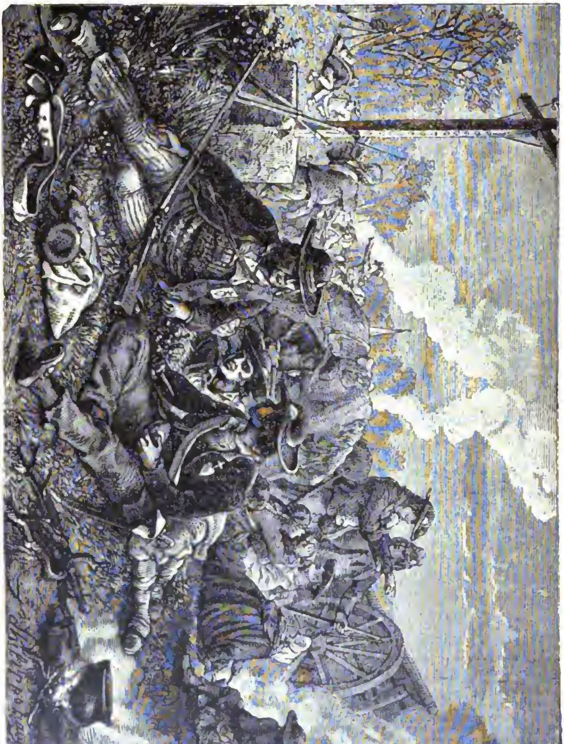
Auf ähnliche Weise wütheten die Republikaner in den See- und Handelsstädten des Südens. **Marseille** hatte von Anfang an treu zur Revolution gehalten; seine „Föderirten“ spielten in den Pariser Sturmtagen eine hervorragende Rolle; die republikanische Kriegshymne führte den Namen Marseillaise. Aber auch hier trat nach der Ausstoßung der Girondisten ein Umschlag hervor. Die Jakobinerversammlungen wurden geschlossen, die Häupter derselben vor einem zu diesem Zweck eigens niedergesetzten Gerichtshof als Räuber und Mörder angeklagt, die Konvents-Kommissäre ausgewiesen. Der Wohlfahrtsausschuß gerieth über diese Vorgänge in heftige Entrüstung, um so mehr, als andere Städte wie Montpellier, Toulouse, Nimes und ein großer Theil der Provence sich dieser rückläufigen Bewegung anschlossen.

Vor allem aber geriethen die Männer des Berges in Wuth, als in der wichtigen Seestadt **Toulon** die von dem Pöbel und den rohen handfesten Matrosen und Schiffsarbeitern des Jakobinerklubs an Hab und Leben bedrohten Mittelklassen zum Schwert griffen, einen neuen Gemeinderath einsetzten und zu einer Nationalgarde organisirt den auf Raub und Mord sinnenden Revolutionsbanden zu Leibe gingen. Sie gewannen den Sieg im Straßenkampf, verhafteten die Häupter des Klubs und ließen fünf der schuldigsten Rädelsführer hinrichten. Für solche Thaten war von dem Konvent keine Verzeihung zu erhoffen, daher trieben die dem höheren Bürgerstand angehörigen Leiter der Stadt dem vollen Bruch entgegen. Sie erklärten sich für die Konstitution von 1791 unter der Herrschaft Ludwigs XVII. und riefen die kleineren Küstenstädte und die Bauern der Umgegend zum Aufstand gegen die republikanische Regierung. Der Aufruf fand indessen wenig Anklang: Furcht vor der Rache der Schreckensmänner

---

*) In der Stadt lag Gewerbe und Industrie danieder, so schildert Sybel die Schreckenszeit in der Rhonestadt; auf dem Lande stockte der Ackerbau, und nur durch die Drohung sofortigen Erschießens wurden die Landleute im Frühling zur Bestellung der Felder gezwungen. Die Linientruppen sahen den Ausschweifungen der Pariser Rotten mit kochendem Ingrimm zu; es kam endlich soweit, daß einige Tage lang förmliche Gefechte zwischen ihnen stattfanden, und die ängstlichsten Berichte darüber nach Paris abgingen. Collot ließ sich dadurch nicht irren, und setzte Verhaftungen, Räubereien und Ermordungen mit immer lebhafterem Eifer fort. Er selbst trat mit orientalischem Prunk und brutaler Grandezza auf. Man gelangte erst nach dreimaliger Bitte zu seiner Audienz, eine lange Reihe von Vorgemächern lag vor seinem Empfangsaal; dort mußte jeder Bittsteller fünfzehn Schritte von ihm entfernt bleiben, zwei Grenadiere mit gespanntem Gewehr waren an seiner Seite, den Blick auf den Besuchenden gerichtet. Seine Antworten waren kurz und kalt, bei Gnadengesuchen meist mit cynischem Spott gemischt, bei Anfragen seiner Werkzeuge oft in absichtliche Zweideutigkeit gehüllt. Jeden Mittag schwelgte er mit einem Troß von Lustigmachern und liederlichen Dirnen, fertigte unter dem Mahl neue Todesurtheile aus, und trank auf das Wohl der Republik, während der Donner der Mitrailladen dumpf von dem Platz der Hinrichtungen herüberdröhnte.

oder Sympathie mit der Republik hielten vom Anschluß zurück. Und schon rückte ein Revolutionsheer heran, begleitet von den Kommissären Barras und Fréron, die alle Hebel in Bewegung setzten, die Soldaten in der Treue



Insurgenten aus der Vendée.

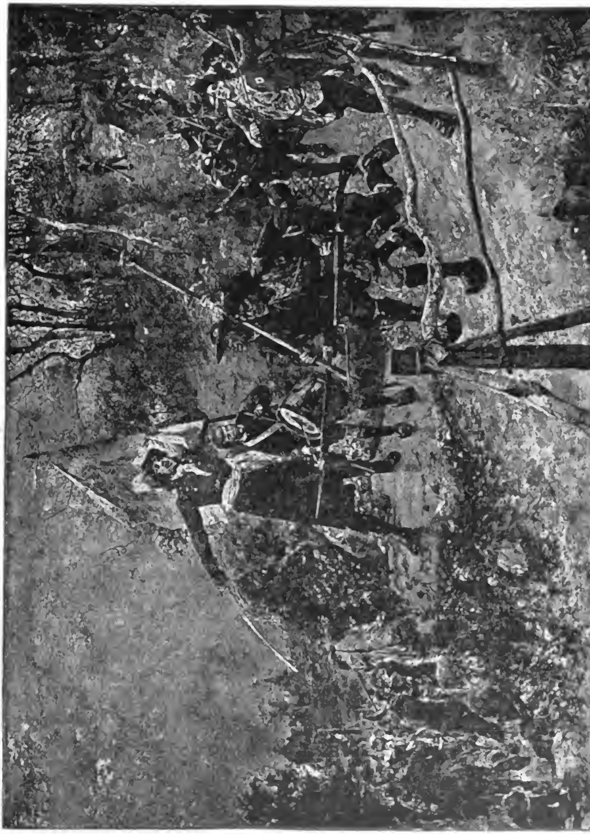
gegen die bestehende Regierung zu erhalten. Marseille wurde von Carteaux, einem Maler, der durch seinen Demagogeneifer zu militärischen Ehren emporgestiegen, erobert und grausam bestraft, die Küstenlandschaft dem

Konvent gesichert und Toulon von einer Belagerungsarmee eingeschlossen. In dieser Lage beschloß der royalistische Stadtrath den Schritt zu thun, zu dem Wimpfen die Bretagne vergebens zu bereden gesucht hatte: er wendete sich an den englischen Admiral Hood, welcher in Verbindung mit dem Spanier Lagarra den Hafen blockirt hielt, um Hilfe, überlieferten dem Feind Hafen und Flotte und nahm eine Besatzung der Verbündeten in die Stadt auf. Im Vertrauen auf diese militärischen Kräfte, die mit der Bürgerwehr vereinigt eine Höhe von 16,000 Mann erreichten, und auf die Stärke der Festungswerke wagten die Toulоner Bürger den Kampf mit ihren republikanischen Widersachern. Trotz der Zwietracht und Parteiung unter den Bürgern wie unter den englisch-spanisch-italienischen Garnisonstruppen war der unfähige Carteaux nicht im stande, namhafte Erfolge zu erzielen; Wochen vergingen, ohne daß die Belagerung wesentliche Fortschritte machte. Erst als der junge Hauptmann Napoleon Bonaparte von der Insel Corsica, der bei dieser Gelegenheit die ersten Proben seines Feldherrntalents ablegte, in einer Dezembernacht die hochgelegenen Forts erstürmte, welche die beiden Stadttheile beherrschten, wurden die Republikaner Meister von Toulon. Die Verbündeten schifften sich hastig ein; Tausende der angsterfüllten Einwohner drängten sich nach dem Hafen, um auf den fremden Schiffen Rettung aus der drohenden Todesgefahr zu suchen; aber die Menge der Flüchtigen war so groß, daß nicht alle Aufnahme finden konnten. Und wer beschreibt nun die Szenen des Schreckens und der Verzweiflung, als die Verbündeten abfuhren, einen Theil der französischen Flotte mit sich führend, einen anderen Theil den Flammen übergebend, und gleichzeitig die Granaten der Sieger in die Stätte des Tumults und der Todesangst hereinfielen. Ueber viertausend der angesehensten Bürger entflohen. Aber für die Konvents-Kommissäre Fréron, Barras und den jüngeren Robespierre gab es noch Racheopfer in reichlicher Zahl. Vierhundert Arbeiter der Marine, die auch während der Insurrektion Dienste geleistet, wurden auf der Stelle niedergeschossen; achthundert gefangene Bürger bluteten unter den Kugeln einer Mörderbande, die der schreckliche Fréron aus Savoyarden und französischen Proletariern auserlesen und zu einer republikanischen Legion formirt hatte. Dann erst folgte die Einsetzung eines Revolutionsgerichts, welches innerhalb dreier Monate über achtzehnhundert Menschen ohne Beweis und Untersuchung hinwürgte. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man elf junge und schöne Frauen auf das Schaffot. Das Vermögen der Verurtheilten und Entflohenen wurde für die Republik in Beschlag genommen und um Spottpreise an die Sansculotten hingegeben. Nach den Füsilladen und Enthauptungen war Toulon im Besitz von Gesindel und Galeerensklaven; die Bevölkerung war von 28,000 auf 8000 herabgesunken.

Aehnliche Unthaten wurden in Bordeaux verübt, dem Mutterschooß der Girondistenpartei, wo der Konventskommissär Tallien, zugleich Wütherich und Schlemmer, durch Hinrichtungen, Plünderung der Kirchenschätze, Re-

volutionssteuern und Erpressung aller Art seinen Namen zum Gegenstand der Furcht und des Abscheus machte, bis, wie wir später sehen werden, bei ihm der Einfluß einer schönen Frau Wandlung schuf. Im nördlichen Frankreich zog der Terrorist Joseph Lebon von Arras, ein ehemaliger Priester, mit der Guillotine von Ort zu Ort und häufte Greuel auf Greuel. Um jeden Empörungsversuch unmöglich zu machen, wurden alle Waffen für die Republik in Beschlag genommen und an die ausziehenden Soldaten vertheilt. Für die Jakobiner gab es keine Rettung, wenn sie nicht schrankenlos herrschten; es gab aber keine Sicherheit ihrer Herrschaft, wenn sie nicht weit um sich her das Land zur Einöde machten. Sie waren tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht.

Am schrecklichsten aber war das Schicksal der Vendée, jenes eigenthümlichen, von Gehölzen, Hecken und Gebüschen überdeckten und von Gräben durchschnittenen Landes im westlichen Frankreich. Hier lebte in Weilern und einsamen Gehöften zerstreut ein zufriedenes Volk in ländlicher Stille und in der Einfalt alter Zeit, mit Viehzucht, Ackerwirthschaft und Wiesenbau beschäftigt, um die Außenwelt wenig bekümmert. Die Bauern und Pächter hatten Anhänglichkeit an ihre Gutsherren, die Niemand drückten, sie liebten den König, von dem sie nichts zu leiden hatten, und hingen mit Verehrung an der Geistlichkeit und den kirchlichen Gebräuchen, die ihnen von Jugend auf heilig gewesen. Als nun die Nationalversammlung ihre unbeeidigten Priester vertrieb und morden ließ, als der König auf der Guillotine blutete, als die Bauernsöhne durch das Zwangsaufgebot zur Vertheidigung des Vaterlandes in die Armee einberufen wurden, da vereinigten sich alle Geister des Zorns und der Rache in den Gemüthern der Vendéer Bauern und trieben sie zum Widerstand und zum Bürgerkrieg. Unter geschickten, kühnen Bandenführern aus geringem Stand, die sich allmälig militärische Kenntnisse und Einsicht erwarben, wie der Fuhrmann Cathelineau, der Förster Stofflet u. a., denen sich der vormalige Schiffslieutenant Charette und einige klerikal und royalistisch gesinnte Edelleute, wie Laroche-Jacquelein, Lescure, d'Elbée u. a. beigesellten, schlugen die Aufständischen, trotz mangelhafter Bewaffnung, Anfangs die von Santerre und andern Jakobinern befehligten republikanischen Heere zurück, eroberten am 10. Juni 1793 Saumur und bedrohten Nantes. Hinter Bäumen und Gebüschen hervor richteten sie ihre Geschosse auf den Feind, und warfen sich dann, wenn er bestürzt zurückwich, in wildem Aufsturz auf die Wankenden und Fliehenden. Ihre Tapferkeit und ihr Fanatismus ersetzten die militärischen Regeln. Da schickte der Konvent die aus dem Auswurf des Volks bestehende Revolutionsarmee unter Westermann und den rasenden Jakobinern Rousin und Rossignol nach der Vendee ab. Diese fielen wie reißende Wölfe über die unglücklichen Bewohner her, steckten Dörfer, Städte, Meierhöfe, Gehölze in Brand und suchten durch Schrecken und Greuel den Widerstand der „Royalisten" zu brechen. Ein großer Feuergürtel umgab das unselige Land, so schildert ein neuerer Schriftsteller die Greuel, einzelne



Aus dem Aufstand der Vendée 1793.

Abtheilungen der Bauern wurden besiegt, jedes lebende Wesen, das man antraf, vertilgt; und von allen Punkten der Grenze wälzten, die aufgescheuchte Bevölkerung vor sich herjagend, die Waffen des feindlichen Heeres sich in das Innere vorwärts. Aber der Muth des Vendeer Landvolks blieb ungebeugt. Weder die Schrecknisse des vielgestaltigen Todes, noch die Verwüstungen ihrer Maierhöfe und Aecker waren im Stande, die Gesinnung der Bauern zu ändern oder ihren Arm zu lähmen. Aus manchem Treffen gingen sie siegreich hervor, besonders so lange der unfähige Rossignol, der oft ganze Tage in unthätiger Schlemmerei verbrachte, und der jakobinische Mordbrenner Lechelle den Oberbefehl führten. Als jedoch nach der Uebergabe von Mainz die in die Heimath zurückkehrenden tapfern Truppen unter fähigen, kriegskundigen Anführern, wie Kleber, Marceau u. A., gegen die Rebellen der Vendee geschickt wurden, erlag das elende Volk allmälig den Streichen seiner Gegner. Nach der blutigen Schlacht bei Cholet, wo d'Elbée und Bonchamps die Todeswunde empfingen, wie schon einige Monate zuvor Chatelineau, setzten die Insurgenten, 30,000 streitbare Männer und ein unermeßlicher wehrloser Troß von Weibern, Greisen und Kindern, über die Loire, in der Hoffnung, von den Bretagnern und von England unterstützt zu werden, fanden aber trotz eines siegreichen Treffens bei Antrain meistens ihren Untergang theils in den Schlachten von Lemans, Laval und Savenay, theils durch Ermordung als Gefangene oder durch Erschöpfung und Entbehrung. Einen armseligen Ueberrest führte Laroche-Jacquelein über den Strom zurück, er erlag aber schon im Februar in der Feldschlacht gegen Rossignols Nachfolger Turreau, welcher mit seinen „höllischen Kolonnen" das Werk der Verwüstung und Menschenschlächterei in schonungsloser Weise fortsetzte. Die Republikaner wütheten mit Feuer und Schwert, wofür sich die Vendéer mit dem Erschießen der Gefangenen rächten. Bald wurden auf beiden Seiten die Gefangenen erschossen, die man vor den zur Aufnahme ihrer Leichname bestimmten Gruben aufstellte, und die Vendéer rühmten sich, menschlicher zu sein als die Republikaner, weil sie die Gefangenen vor der Erschießung—beichten ließen. Erst im Frühjahr nahm der Verzweiflungskampf aus Erschöpfung allmählich einen schlafferen Charakter an, nachdem das Land zur menschenleeren Einöde geworden und Tausende der Bewohner den heimathlichen Boden mit ihrem Blut getränkt. Denn der Krieg hatte zuletzt den Charakter eines tödtlichen Zweikampfs angenommen. Die Grausamkeiten auf der einen Seite führten zu blutigen Akten der Vergeltung auf der andern. Beruhigt wurde jedoch die Vendée erst, als nach Robespierres Sturz der ebenso tapfere als menschenfreundliche General und Staatsmann Hoche aus dem Kerker an die Spitze des Heeres trat und den einen, die des Kampfes müde waren, Frieden bot, die Widerstrebenden aber durch die Schärfe seines Schwerts und die Ueberlegenheit seiner Kriegskunst zur Unterwerfung brachte. Stofflet und Charette, welche die vom Konvent angebotenen Friedensbedingungen nicht annahmen und den Kampf fortsetzten, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und erschossen. Mittlerweile war das Regiment des Schreckens zu Ende gegangen und eine mildere Gesinnung herrschend geworden.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Krieg gegen die Koalition, das verbündete Europa. — Die Lage im Sommer und Herbst 1793. — Jakobinischer Terrorismus bei der Armee. — Militärischer Aufschwung durch Carnot. — Das allgemeine Wehrgesetz. — Schlaffe Kriegsführung der Verbündeten. — Saint Just und die Rheinarmee. — Französische Erfolge in den Niederlanden. — Rückzug der österreichischen und preußischen Heere über den Rhein.

Während so im Innern des Landes der Bürgerkrieg in seiner entsetzlichsten Gestalt wüthete, bedrohte sozusagen ganz Europa die französischen Grenzen. England nämlich suchte nicht nur mit seiner überlegenen Flotte Frankreichs Seemacht zu vernichten und seine Kolonien zu erobern, sondern es war auch auf Betreiben seines großen Staatsmannes Pitt darauf bedacht, durch reiche Hilfsgelder den Landkrieg der verbündeten Mächte im Schwunge zu halten. Von den Niederlanden aus rückten im Sommer und Herbst 1793 holländische, österreichische und englische Truppen in Flandern ein. Zu gleicher Zeit setzten deutsche, preußische und österreichische Truppen über den Rhein, und im Südosten bedrohten sardinische und toskanische Truppen die Grenze, während an den Pyrenäen im Süden spanische und portugiesische Heere standen. Man hätte nun meinen sollen, daß es all diesen Truppen nicht schwer hätte fallen sollen, über das schlecht gerüstete Frankreich Erfolge zu erringen. Allein der alte Feind aller Erfolge, die Uneinigkeit der Verbündeten, die alle nicht das gemeinsame Ziel, Niederwerfung der Revolution, sondern ihre besondern Vortheile und Interessen im Auge hatten, verbunden mit Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Anführer und schlechten Verpflegungsanstalten, hinderte auf die Dauer den Sieg und gab Frankreich genügend Zeit, jenes neue Wehrsystem zu schaffen, womit es nachher ganz Europa Trotz bieten konnte. Die Oesterreicher, deren Politik durch den preußenfeindlichen Minister Thugut geleitet wurde, wünschten sich nach der Einnahme von Condé und Valenciennes in dem französischen Flandern festzusetzen und betrachteten mit Neid und Mißtrauen die gleichzeitigen Gebietserweiterungen der Preußen in Polen. Die Engländer unter dem Herzog von York richteten ihre Blicke auf die Festung Dünkirchen, die sie einst besessen und jetzt wieder zu gewinnen hofften, statt direkt gegen Paris vorzurücken. So konnten die Kriegsunternehmungen der

Verbündeten nur geringen Fortschritt machen, wenn gleich im Anfang die bessere Uebung der österreichischen und preußischen Truppen und die tapfere Haltung ihrer Reiterei über die Franzosen manchen Vortheil davontrug.

Also das mangelhafte Zusammenwirken der Verbündeten rettete Frankreich damals vor schweren Niederlagen, und Frankreich ist nicht, wie die Männer der Revolution die Welt wollten glauben machen, durch den von ihnen inszenirten Schrecken gerettet worden. Vielmehr zerrütteten die Jakobiner alle Disziplin in ihren Armeen, wie sie auch die Generäle für alle Unfälle verantwortlich machten. Dieselben wurden sofort vor das Revolutionstribunal citirt und — verurtheilt, um so mehr als die meisten von altem gutem Adel, und schon deshalb trotz ihres Anschlusses an die Revolution in den Augen der Demagogen verdächtig waren. Auch hatten sie oft genug zu erkennen gegeben, wie sehr ihnen das Treiben der Klubs, die Anarchie im Waffenrock in tiefster Seele verhaßt war. „Alles was von Adel ist," sagte Barère, „ist geächtet in der öffentlichen Meinung; es sind lauter angehende Verräther." Man begann eine systematische „patriotische Reinigung der Heere" mit der Austreibung oder Verfolgung aller Offiziere, welche durch Geburt oder Gesinnung den Machthabern in Paris anstößig waren. Einer nach dem andern von den adligen Generälen wurde vor das Revolutionstribunal und von da auf die Guillotine geschleppt. Bereits früher erwähnten wir, daß mit General Custine und Beauharnais der Anfang gemacht wurde. Jetzt folgte ihnen General Houchard, weil er nach seinem Sieg von Hondschooten bei Courtray der österreichischen Uebermacht hatte weichen müssen, und zu Ende des Jahres 1793 Biron, der Oberfeldherr der Armee in der Bretagne und der Vendée. Zu Hunderten wurden die höhern Offiziere abgesetzt, eingekerkert, hingerichtet; Männer ohne Erfahrung traten an ihre Stelle; der ungestüme Muth der Republikaner, meinte man in Paris, bedürfe keiner pedantischen Kriegskunst. Es lag ihnen wenig daran, daß dabei die Armee immer mehr herabkam und an allem Mangel litt; sie gedachten es mit der Menge zu zwingen; der unermeßliche Menschenverbrauch machte den Terroristen wenig Sorge. Dank dem militärischen Geschick der Franzosen kamen trotzdem neue Führer in die Höhe, welche bald große strategische Anlagen entwickelten. So trat an Houchards Stelle Jean Baptist



Jourdan.

Jourdan, der Sohn eines geringen Chirurgen in Limoges, der fast noch im Knabenalter den amerikanischen Krieg mitgemacht, dann als kleiner Krämer in seiner Vaterstadt seßhaft, seine Waaren auf den Märkten der Umgegend feil geboten. So erhielten den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee zwei Männer von hervorragenden Feldherrngaben, Charles Pichegru, ein großer riesenstarker Mann, den sein Eifer als Haupt des Jakobinerklubs in Besançon rasch vom Unteroffizier bis zum General befördert hatte, schweigsam, entschlossen, gedankenreich und mit militärischen Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und Lazarus Hoche, Sohn eines alten Invaliden, kümmerlich erzogen und in den Kasernen von Versailles aufgewachsen, aber von Wissensdurst, Ehrgeiz und Ahnung künftiger Größe angetrieben, und durch mühevolles Selbststudium herangebildet. Ein kräftiger Mann von stattlichem Wuchs, feurig, voll stolzer Unabhängigkeit und Zuversicht, ersetzte der junge hochbegabte Feldherr den Mangel militärischer Erfahrung und gelehrter Kenntnisse durch angeborne Genialität, durch gesunden Menschenverstand, durch scharfen Blick und kecken Naturalismus. Wohl zog sich auch Hoche durch sein entschlossenes eigenmächtiges Vorgehen den Groll des mächtigen feindseligen St.-Just zu, der als Kommissar des Wohlfahrtsausschusses bei der Rhein- und Moselarmee weilte und den General, als er in den dreitägigen Treffen, die man als die Schlacht von Kaiserslautern bezeichnet, vor dem preußisch-deutschen Heer zurückweichen mußte, nach Paris schaffen und in enge Kerkerhaft einschließen ließ. Aber der Sturz des herrschenden Regiments rettete ihm das Leben.



Pichegru.

Ganz besonders aber brachte ein Mann den militärischen Umschwung herbei. Und dieser Mann war der geniale Carnot. Er war am 10. Juli vom Konvent als Mitglied in den Wohlfahrtsausschuß gewählt, und hier an die Spitze wenn nicht des ganzen Heerwesens, so doch der eigentlichen Kriegführung berufen worden. Mit ihm zog alsbald ein streng militärischer Geist in diese Behörde. Derselbe bekundete sich sofort in dem neuen Wehrgesetz, welches der Ausschuß am 23. August dem Konvent vorlegte und das statt der unsinnigen Phrasen von einem Massenaufgebot die handfeste Thatsache der allgemeinen Dienstpflicht für die wehrfähige Jugend Frankreichs gab, denn das war das wesentlich Neue und wirklich Große an dem Gesetz. Es war zwar noch das Phrasendreschen Barères, wenn es im ersten Artikel hieß: „Die jungen Leute gehen in den Kampf; die verheiratheten Männer schmieden Waffen und tragen Le-

bensmittel herbei; die Weiber fertigen Zelte, Kleider und dienen in den Spitälern; die Kinder zupfen altes Leinen zu Charpie; die Greise lassen sich auf die öffentlichen Plätze tragen, um den Muth der Krieger anzuspornen, sie mit Haß gegen die Könige und Liebe zur Einheit der Republik zu erfüllen." Dann aber sprach mit einer von Satz zu Satz steigenden Entschiedenheit der Soldat, der Mann vom Fach. Der grundsätzliche Kern des Gesetzes steckte in den Artikeln 7 und 8, welche lauteten: „Niemand kann sich vertreten lassen in dem Dienst, zu dem er eingezogen wird; die Staatsbeamten bleiben auf ihrem Posten. Die Aushebung wird allgemein sein; die Bürger, welche nicht verheirathet oder kinderlose Wittwer sind im Alter von 18—25 Jahren, werden zuerst marschiren; sie werden sich unverzüglich in den Hauptort ihres Distrikts begeben, wo sie bis zum Marschbefehl täglich in der Handhabung der Waffen werden geübt werden."



Hoche

So wurden alle Kräfte der Nation, Gut und Leben, Gedanken und Waffen, Geld und Blut mit fieberhafter Anstrengung aufgeboten, um dem Zweck der Selbstvertheidigung zu dienen; das ganze Land wurde in ein unermeßliches Heerlager verwandelt. Allenthalben wurden Waffen geschmiedet und Geschütze gegossen; zur Anlage von Waffenfabriken waren 30 Millionen Frcs. zur Verfügung gestellt. Alle wehrhaften Männer wurden eingezogen, die ganze Nation an dem Kampf betheiligt. Fanatische Schaaren wurden nun massenweise, nicht mehr in kleinen Heerabtheilungen, dem Feind entgegengestellt, und aus den Reihen gemeiner Krieger entstanden bald die größten Feldherrn des Jahrhunderts. Die Lobredner des Konvents sprachen von vierzehn Armeen und mehr als einer Million Streiter. Dabei wurde den Soldaten vorwärts drängender Muth als höchste patriotische Pflicht eingeschärft. „Nur keinen Augenblick Ruhe," lautete die Taktik Carnot's, „unablässige Strapazen in Wind und Wetter, unaufhörliche Belästigung des Feindes im kleinen Krieg, unablässiges Anstürmen in hellen Haufen, mag fallen was will, die Republik hat Menschen genug, nur daß sie siege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lernen, Frankreichs Heer könne niemals geschlagen werden."

Ueberhaupt übte damals der Wohlfahrtsausschuß eine gewaltige Thätigkeit aus. Carnot, Prieur und Lindet bildeten innerhalb desselben die Gruppe der travailleurs („Arbeiter"), wie der Ausdruck lautete, während das Kleeblatt Robespierre, Couthon, St. Just den Namen les

gens de la haute main („Männer der hohen Hand") führte und ein drittes Kleeblatt, aus Barère, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois bestehend, mit dem Namen les gens révolutionnaires („Revolutionsmänner") bezeichnet ward. Das waren die neun, der Regel nach in Paris selbst anwesenden Mitglieder, während Prieur (Marne) und Jean-Bon-St.-André fast immer in Missionen abwesend waren, aber gleichwohl wie die Andern jeden Monat wiedergewählt wurden. Jede der drei Gruppen übte in ihrem Geschäftskreis eine förmliche Diktatur. Die Gruppe der „Revolutionäre" besorgte die Regierung der Departements, den Briefwechsel mit den Kommissären des Konvents und die Berichterstattung an diesen letzteren, für die Barère mit seiner glänzenden Feder und seiner vollständigen Charakterlosigkeit unbezahlbar war. Die Gruppe Robespierres übte die hohe Polizei und bildete sich nach und nach zu einer besondern Behörde aus, die außer und über dem Ausschuß stand. Und während Jean-Bon-St.-André, der, ehe er evangelischer Prediger ward, Seemann gewesen war, jetzt das Marinedepartement verwaltete, lag die Leitung des Landkriegs in den Händen der Gruppe, welche mit Recht als die der „Arbeiter" bezeichnet ward, denn ihre Arbeitslast ward nur überboten von ihrer Arbeitslust und ihrer Arbeitskraft. Dabei kam ihnen freilich eine Lage zu Statten, die sie sich selbst durch keine Weisheit und keine Thatkraft hätten schaffen können.



Carnot.

Wir meinen die bereits erwähnte Kriegsführung der Verbündeten. Statt zusammenzuhalten, trennten sie sich. In den Niederlanden stand eine starke Armee unter dem Prinzen von Coburg, allein die Engländer wollten durchaus Dünkirchen erobern, und wenn auch der ganze Feldzug daran zu Schanden wurde, und trennten sich, — welche Trennung sich nur zu bald rächte.

Mit etwa 37,000 Mann (Engländer, Hannoveraner, Hessen, Oesterreicher) brach der Herzog von York nach Dünkirchen auf, legte in neun Tagen ganze vierzehn Meilen zurück und war, als er an der Ostseite der Festung ankam, nicht einmal im Stande, sie auch nur zu Lande vollständig einzuschließen: zur regelrechten Belagerung fehlte es ihm an Ingenieuren und Material, zur Beschießung an schwerem Geschütz, vor Allem aber ließ sich die englische Flotte, auf die er gerechnet, nirgends blicken. Irgend welchen

Schaden hatte er den Belagerten noch nicht gethan, als diese unter Befehl des schneidigen Generals Souham ihrerseits zum Angriff übergingen. Durch Oeffnung der Schleusen auf der Südseite der Festung wurde das Land weit und breit überschwemmt, und diese Ueberschwemmung riß die 15,000 Hannoveraner unter General Freitag von jeder Verbindung mit dem Hauptheer los.

Mit 50,000 Mann fiel nun General Houchard am 6. September bei Hondschooten über die kleine Streitmacht der Hannoveraner her, die sich an diesem Tage, wie in einem zweiten Gefecht am 8. September, mit wahrem Heldenmuth zur Wehr setzte, am Ende aber der beständig steigenden Uebermacht weichen mußte. Der Entsatz Dünkirchens war damit entschieden; auch die Gefangennahme des ganzen Heeres des Herzogs von York wäre entschieden gewesen, wenn Houchard nur so viel Geistesgegenwart gehabt hätte, um von Hondschooten geradeswegs auf Furnes zu marschiren und dadurch dem Herzog seine einzige Rückzugslinie abzuschneiden. So aber gelang es diesem, mit Hinterlassung des Belagerungsgeschützes, glücklich zu entkommen und bei Furnes eine Streiterzahl von immer noch 30,000 Mann zu vereinigen, eine Stärke, die Houchard so bedenklich erschien, daß er auf jeden weitern Angriff verzichtete und zum Entsatze von Le Quesnoy umschwenkte. Aber hier kam er zu spät, Le Quesnoy war bereits in den Händen der Oesterreicher, bevor seine Vorhut dort ankam, und sein ganzer Feldzug war verloren, als er über die Lys nach Lille zurück ging, Maine räumte, und so dem Herzog von York gestattete, sich in der Gegend von Tournai mit dem Prinzen von Coburg zu vereinigen. Für sein Ungeschick als Feldherr büßte Houchard nachher, wie schon berichtet, auf dem Blutgerüst; gleichwohl war der Entsatz von Dünkirchen ein Ergebniß, das großen moralischen Eindruck machte. Im Monat darauf gelang es dem General Jourdan durch den Sieg bei Wattignies (15. und 16. Oktober) den Entsatz des von den Oesterreichern belagerten Maubeuge herbeizuführen. Entscheidende Waffenthaten aber brachte erst die zweite Hälfte des Dezember, das war am 19. die bereits im vorigen Kapitel erwähnte Eroberung Toulons durch den General Bonaparte und am 28. der Entsatz Landaus durch General Lazarus Hoche, zwei Kriegernaturen, die der Adlerblick Carnot aus der Masse des militärischen Jakobinerthums herauszufinden gewußt hatte.

Hier eigentlich lag das Feld, auf dem Carnot Meister war, auf dem er seinem Lande geradezu unvergleichliche Dienste geleistet hat. Die Massenabsetzung aller adeligen Offiziere war eine der ersten Thaten der Schreckensherrschaft gewesen, durch sie hatte z. B. das Rheinheer in wenig Wochen 7000 Offiziere verloren, und dies Verfahren würde in der ganzen Armee eine unheilbare Anarchie angerichtet haben, hätte Frankreich in Carnot nicht einen Fachmann gehabt, der sofort für den besten Erfolg sorgte, der überhaupt zu haben war. Nach dem Heergesetz vom 24. Februar 1793, das in diesem Punkte durch das Gesetz vom 23. August keinerlei Abänderung erlitt, traf die Wehrpflicht den Kern des französischen Bürger- und Bauernstandes. Das Gesindel blieb zu Hause und diente ent-

weder in Revolutionsgerichten und Revolutionsausschüssen, oder in der Revolutionsarmee für 40 Sous täglich, die Jugend der guten Gesellschaft aber fand sich im Feldlager zusammen. So unedel der Schlag Menschen



Carnot bei Wattignies.

war, der daheim das Vaterland rettete, so gediegen und kerngesund war der Stoff von Wehrkraft, den die Zwangsrekrutirung nach den Grenzen trieb. Noch nie in der Geschichte hatte ein Organisator so frei und unumschränkt

über die Blüthe der wehrfähigen Jugend seines Volks verfügt, wie Carnot, als er aus der Auslese der Rekruten die Talente zu Offizieren erhob, denen dann überlassen blieb, sich auf dem Schlachtfelde den Rang des Hauptmannes, des Obersten, des Generals zu verdienen. Von ihm selbst, aber wahrlich nicht von ihm allein, galt sein treffendes Wort: „Manchmal entwickeln die Umstände Fähigkeiten in uns, von denen man nicht einmal einen Keim vermuthet hatte, sie lassen die Seele wachsen und geben ihr Schwung." Nicht genug konnte er seinen Kollegen einschärfen, „zu spüren nach dem bescheidenen Verdienst unter den Bataillonsführern und selbst den Offizieren niedrer Grade", und fast untrüglich war sein Blick beim Unterscheiden der Talente, welche die dem revolutionären Frankreich unentbehrliche Kriegsweise erforderte.

Am Kürzesten hat Carnot diese Kriegsweise bezeichnet in einem Schreiben an die Rheinarmee: „Greife immer an und stets mit überlegenen Kräften, indem Du unerwartet bald auf den einen, bald auf den andern Punkt losschlägst. — Wir lieben es nicht, daß man uns sage, der oder jener schwache Posten habe dem Angriff eines weit größern Corps widerstanden! Ein solcher Fall beweist immer Unkunde oder Mangel an Wachsamkeit. Die Kunst des Generals besteht darin, so zu verfahren, daß der Feind, wo immer er sich zeigt, eine der seinen überlegene Streitkraft finde." Eine Lehre, die so alt ist wie die Kriegskunst selbst, war für Frankreich zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden. Seinen über Nacht beförderten Offizieren fehlte es an wissenschaftlichen Kenntnissen und Kriegserfahrung, seinen neueingestellten Mannschaften ging Schulung und Manneszucht ab; folglich konnte hier nicht die Rede sein von einer Kriegsführung der Manöver im Sinne der alten Schule, wo auf Ausbildung des einzelnen Mannes und auf den unerschütterlichen Zusammenhalt der taktischen Einheiten Alles ankam; dafür fehlte es aber nicht an Mannschaften in fast unerschöpflicher Zahl, nicht an feurigem Thatendrang und ungestümer Tapferkeit. Hieraus ergab sich die Kriegsweise des Massenangriffs als die dem nationalen Geist wie der äußeren Lage des französischen Volks allein angemessene ganz von selbst. Es kam nur, wenn man das durchschaut hatte, darauf an, Männer zu finden, die solche Kriegsweise zu handhaben verstanden, ohne daß man sie ihnen predigen mußte, und wenn sie gefunden waren, sie in der Stelle, die ihnen zukam, zu schützen gegen Neid, Bosheit und Unverstand im Lager, im Klub und im Konvent. Das Geschick, mit dem Carnot solche Männer zu entdecken wußte, wurde nur übertroffen von der Hingebung, mit der er sie deckte gegen die Wuth ihrer mächtigen Feinde. Eines wie das Andre hat der geniale Emporkömmling Lazarus Hoche erfahren, der im August 1793 sein ganzes Herz gewonnen hatte durch eine Denkschrift, die mit den Worten anfing: „Hört auf, unsere Kräfte zu zersplittern, vereinigt eine überwältigende Masse und ergreift in stolzem Vordringen den Sieg! Wir führen einen Krieg der Nachahmung, einen Krieg der Marionetten, und folgen den Feinden, wo sie sich zeigen; wir gehen an den Punkt, wohin sie uns führen, ohne eignen Plan, ohne eigne Idee. Können wir nicht erwägen, was wir zu thun haben, ohne erst an ihre Bewegungen zu denken?" „Das ist,"

jubelte Carnot, „ein Offizier der seinen Weg machen wird!" Auch Robespierre las die Denkschrift und sein Eindruck malte sich in den Worten: „Das ist ein höchst gefährlicher Mensch!" Um im Weltkrieg nicht zu unterliegen, waren für die Rekrutenheere der Republik die besten Generäle gerade gut genug, wenn sie auch den politischen Machthabern in Paris gefährlich erschienen.

Wir erwähnten oben den Entsatz Landau's in der bayerischen Rheinpfalz durch General Hoche und seine Rheinarmee. Diese Rheinarmee aus einer zuchtlosen Bande zu einer kampffähigen Armee umgewandelt zu haben, war das Verdienst des jungen St. Just, jenes furchtbaren Revolutionsmannes, dem wir schon öfters begegnet sind, dessen Tyrannennatur vor keinem Aeußersten zurückschreckte, der aber von dem Vorwurf wenigstens frei war, daß er bei seinem Schalten Unedleres im Auge hatte, als das Heil des Landes und den Ruhm seiner Waffen, so wie er beide nun einmal verstand. Am 22. Oktober 1793 in Straßburg kaum dem Reisewagen entstiegen, berichtete er, der vom Wohlfahrtsausschuß abgesandt worden, diesem sofort, er habe das Rheinheer in einem Zustand angetroffen, der die schärfsten Maßregeln gegen Verrätherei und Unfähigkeit nöthig mache. Am Tage darauf ließ er einen Offizier, der dem Trunk ergeben war, vor seinen Leuten degradiren und dann als Gemeinen in ein Regiment der Vorhut stecken. Mit ehernem Druck legte sich nun der Terrorismus gleichzeitig auf die Generale und Offiziere wie auf die „Aristokraten" der städtischen Bevölkerung und wie anderwärts vertheidigte er sich mit dem Nothrecht des Krieges und der Gefahr des Vaterlandes, nur daß hier auf diesem alt deutschen Boden bei einer kerndeutsch gebliebenen Bevölkerung der nationale Fanatismus zu der örtlich ausgesetzten Lage hinzukam, den Schrecken vollends unerbittlich zu machen. Für die Jakobiner zu Straßburg, den Maire Monet und sein Gefolge kamen goldene Tage. Drei neue Ausschüsse bildete St. Just aus ihrer Mitte. Einen Revolutionsausschuß, der die Zahl der Verhafteten bis auf 20,000 zu steigern wußte und sich als Ausnahmegericht für alle Verschwörer den Namen „Blutrath" verdiente; einen Ueberwachungsausschuß, der den Auftrag bekam, an alle Patrioten gedruckte „Sicherheitskarten" auszugeben, d. h. das Recht, durch Verweigerung derselben jeden beliebigen Bürger „verdächtig" zu erklären; der in der Nacht vom 30.—31. Oktober eine umfassende Haussuchung bei „reichen Egoisten" vornahm, um Banquiers, Wechselagenten, Notare u. s. w., die vermöge ihrer Geschäfte mit dem Ausland in Verbindung standen, sammt ihren Papieren und Schätzen hinter Schloß und Riegel zu bringen und der am 31. Oktober die Eintreibung eines Zwangsanlehens von 10 Millionen bei den Notabeln der Stadt in die Hand nahm; endlich eine commission speciale et révolutionnaire als außerordentliches Kriegsgericht, welches, bestehend aus acht Richtern, ohne irgend welche Förmlichkeiten alle Unterschleife und Diebstähle bei der Heeresverwaltung, sowie alle Einver-

ständnisse mit dem Feinde auf dem Fleck bestrafen sollte. Umfassend waren die Requisitionen für Bewaffnung und Bekleidung der Armee. Nach einer Berechnung, die nach dem 9. Thermidor dem Konvent übergeben ward, waren gleich in der ersten Zeit 6898 Röcke, Westen, Kniehosen (culottes) und lange Hosen (pantalons), 4767 Paar Strümpfe, 16,921 Paar Schuhe, 863 Paar Stiefel, 1531 Mäntel, 20,518 Hemden, 4524 Hüte, 2673 Bettücher, 900 Decken u. s. w. auf der Mairie zusammengeströmt. Ganz unerbittlich wüthete St. Just gegen Generale und Offiziere, deren Gesinnung verdächtig, deren Tüchtigkeit zweifelhaft schien; schaarenweise wurden sie abgesetzt, eingekerkert oder durch Abtheilungen ihrer eigenen Soldaten standrechtlich erschossen. Die Anzeige zweier Soldaten genügte, um einen General vor das Kriegsgericht, d. h. zum Tod zu bringen. Am 31. Oktober berichtete der Agent der „Spezialkommission" an den Kriegsminister: „Der Oberst, ein Hauptmann und der Adjutant des 12. Reiterregiments sind diese Woche an der Spitze der Armee erschossen worden, weil sie die Desorganisation erregt und unbürgerliche Aeußerungen gethan haben." General Eisenberg hatte sich schlagen lassen; St. Just sandte ihn mit seinem ganzen Stab vor die Militär-Kommission; alle wurden verurtheilt und in der Schanze von Hanheim erschossen; in eben dieser Schanze sind mehr als ein Dutzend von Offizieren mit Generalsrang unter den Kugeln ihrer eigenen Soldaten gefallen. Bis auf den Buchstaben erfüllte St. Just, was er am 10. Oktober verheißen, als er in einer Rede vor dem Konvent die Pflichten der Représentants du peuple bei den Armeen folgendermaßen beschrieb: „Sie müssen die Väter und Freunde der Soldaten sein, sie müssen unter dem Zelt schlafen, bei den militärischen Uebungen zugegen sein, mit den Generalen wenig Umgang haben, damit der Soldat mehr Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit und Unparteilichkeit setze, wenn er sie anredet; der Soldat muß sie Tag und Nacht bereit finden, ihn anzuhören. Die Repräsentanten müssen allein speisen, sie müssen nüchtern sein und sich erinnern, daß der ewige Sturz der Könige mehr werth ist als vorübergehende Bequemlichkeit. Die, welche Revolutionen in der Welt machen, die, welche das Gute thun wollen, dürfen erst im Grabe schlafen. Die Volksrepräsentanten im Feldlager müssen dort leben wie Hannibal, ehe er nach Capua kam, und wie Mithridates: sie müssen sozusagen jeden Soldaten beim Namen kennen; müssen jedes Unrecht, jeden Mißbrauch verfolgen, denn in der Disziplin unserer Heere sind große Laster eingerissen."

Mittelst einer fieberhaften Thätigkeit in diesem Geist, mittelst blutiger Strenge gegen Alles, was nicht lautlos Gehorsam leistete, und einer Brutalität der Einschüchterung, die selbst starke Seelen unterwarf, brachte St. Just zu stande, was seine Bewunderer damals die Wiederbelebung der Rheinarmee genannt haben, der Rheinarmee, die seit der schmählichen Flucht aus Weißenburg am 13. Oktober fast aufgehört hatte eine Armee zu sein. „Es war Zeit," schrieb ein Straßburger Patriot nach

Paris, „daß Saint-Just zu dieser unglücklichen Armee kam und kräftige Art-hiebe führte gegen den Fanatismus der Elsässer, ihre deutsche Schläfrigkeit und Dummheit, den Egoismus, die Habgier und Treulosigkeit der Reichen, sonst war es geschehen um diese schönen Departements. Alles hat er belebt, beseelt, wiedergeboren und um sein Werk zu vollenden, kommt jetzt aus allen Winkeln ein Schwarm von Revolutionsaposteln, gediegnen Sansculottes: die heilige Guillotine ist in der glänzendsten Thätigkeit und der heilsame Schrecken vollbringt mit Wunderkraft, was man in wenigstens einem Jahrhundert nicht von der Vernunft und der Philosophie erwarten konnte."

Bei der Arbeit der Guillotine war an erster Stelle ein ehemaliger Mönch und Professor, Eulogius Schneider, betheiligt, der als öffentlicher Ankläger bei einem aus drei Richtern bestehenden Revolutionsgericht in der Zeit vom 23. Oktober bis 27. November 20 Todesurtheile in Straßburg bewirkt hatte, und nun mit seiner Guillotine auch in der Nachbarschaft, in Oberehnheim, Barr, Epfig und Schlettstadt richtend und hinrichtend umherzog. In der Stunde aber, in der er am 16. Dezember in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen, begleitet von Reitern mit entblößten Säbeln in Straßburg einzufahren wagte, diktirte Saint-Just einen Befehl, welcher besagte, daß „der öffentliche Ankläger Schneider, ehedem Priester und als Unterthan des Kaisers geboren" zur Strafe für „die unverschämte Hoffahrt" seines Einzugs am nächsten Morgen von 10 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags auf dem Gerüst der Guillotine öffentlich ausgestellt werden sollte, um für „die den Sitten der werdenden Republik zugefügte Schmach zu büßen", und sodann von Brigade zu Brigade dem Wohlfahrtsausschuß des Nationalkonvents zugeführt zu werden; ein Befehl, der dann auch wörtlich zur Ausführung kam. Eulogius Schneider war ein Verbrecher, weil er mit sechs Pferden und bewaffneten Reitern eingezogen war; die Ruchlosigkeit seiner Anklagen wegen Uebertretung des Maximum, wegen revolutionsfeindlicher Aeußerungen, die Nichtswürdigkeit des Mißbrauchs, den er mit seiner Gewalt getrieben, um zu schwelgen und schwelgen zu lassen auf fremder Leute Kosten, das Alles war kein Verbrechen, das deckte die gute Sache mit dem weiten Mantel ihrer Nachsicht zu. Der verzehrende Eifer, mit dem Saint-Just die in Zuchtlosigkeit und Entblößung ganz zerfallene Rheinarmee wieder kampffähig gemacht und die Ausdauer, mit der er das gleich zu Anfang erfaßte Ziel, nämlich den Entsatz Landaus unbeirrbar im Auge behielt, gab ihm ein Recht sich ein wesentliches Verdienst zuzuschreiben an den Waffenthaten, durch welche die Rheinarmee im Bunde mit der Moselarmee Ende Dezember das Ziel wirklich erreichte, wenn das auch nicht unter dem Oberbefehl geschah, den er gewünscht hatte. Seit Ende Oktober war Pichegru General der Rheinarmee, ein Offizier, der Alles was er geworden war den Jakobinern zu danken hatte. Die Jakobiner zu Besançon hatten ihn zum Obersten gewählt, die Jakobiner zu Straßburg hatten ihn nachher zum Brigade- und Divisionsgeneral befördert und der Empfehlung des mächtigen

Saint-Just endlich dankte er den Oberbefehl über die Rheinarmee. Ob seine Feldherrngaben auf der Höhe seiner Gesinnungstüchtigkeit standen, mußte der Erfolg zeigen; für Saint-Just hatte er den großen Vorzug, daß er mit der selbstgewissen Haltung eines Mannes, der Kunst und Wissenschaft des Kriegs aus dem Grunde versteht, eine unbedingte Ergebenheit ihm gegenüber verband, während der neue General der Moselarmee, Lazarus Hoche ihm durch unbändigen Eigenwillen und dreistes Selbstgefühl im höchsten Maße widerwärtig war. Gleichwohl erhielt eben Hoche durch das Dazwischentreten der Konventskommissäre Lacoste und Baudot am 25. Dezember den Oberbefehl über die beiden Armeen und sein Werk war nun der entscheidende Massenangriff, der am 26. Dezember die Erstürmung des Geisbergs und der Weißenburger Linien, den Rückzug der Oesterreicher des Generals Wurmser, der Preußen des Herzogs von Braunschweig und am 28. Dezember die Befreiung des belagerten Landau herbeiführte. Etwa einen Monat hindurch hatte sich Saint-Just bei der Nordarmee, an deren Spitze jetzt sein Günstling Pichegru stand, in ganz ähnlich umfassender und schneidiger Weise bethätigt wie vorher bei der Rheinarmee, als er Mitte Februar 1794 wieder im Konvent erschien und in den Parteihader eingriff.

An Stelle des Herzogs von Braunschweig, der „verstimmt und moralisch krank“ seinen Abschied nahm, übernahm nun Feldmarschall Möllendorff das Kommando über die preußischen Truppen. Allein der König von Preußen neigte sich mehr und mehr, namentlich auch wegen der erschöpften Lage seines Reiches und weil in Polen unter Kosciuzko ein Nationalkrieg ausgebrochen, der Ansicht zu, Friede mit Frankreich sei annehmbar. Und auch in der Wiener Hofburg sehnte man sich nach einer Beendigung des Kriegs mit Frankreich, da bei der herrschenden Unzufriedenheit in den Provinzen die Aufbringung der Geldmittel und Truppen mit großen Schwierigkeiten verbunden war. So wandten die deutschen Mächte in demselben Augenblick, da Frankreich alle Kraft zum Schlagen zusammennahm, dem Kriegsschauplatz am Rhein den Rücken, um ihre Beute im Osten zu sichern. Schon war in Berlin die Abberufung der Truppen bis auf das vertragsmäßige Reichskontingent beschlossen, als es dem gewandten englischen Diplomaten Lord Malmesbury gelang, durch den Subsidienvertrag vom 19. April 1794 im Haag, in welchem die Seemächte England und Holland der preußischen Finanznoth mit beträchtlichen Zahlungen abzuhelfen versprachen, den König, in dessen Brust noch immer die Kriegslust gegen die Jakobiner glühte, noch länger bei der Koalition zu halten. Dies hatte zur Folge, daß Möllendorff und der Husarenoberst Blücher an den Vogesen und am Hardtgebirg, wo sich die Franzosen und die Deutschen so oft in Waffen begegnet waren, noch einmal am 23. Mai den Feinden tapfer widerstanden und auf den blutgetränkten Höhen von Kaiserslautern abermals ihre Kräfte mit dem Gegner maßen. Aber die Lage änderte sich bald; Manstein überzeugte

den König, der sich selbst abermals nach dem rheinischen Kriegsschauplatz begeben wollte, daß seine Anwesenheit an der Weichsel nothwendiger sei, daß es sich dort um wichtigere Dinge handle: „Majestät allein haben das allgemeine Interesse vor Augen," sprach er, „und wollen ehrlich zu Werke gehen; da aber alle andern eigennützig sind, so kommt Preußen dabei zum ärgsten Verlust, wenn es nicht ebenso ausschließlich seine Interessen wahrnimmt." Friedrich Wilhelm ließ sich bereden. Diese Wendung der Kriegspolitik in Berlin, verbunden mit der verzögerten Auszahlung der Subsidien von seiten Englands, machte den Haager Vertrag wieder hinfällig. Möllendorff erklärte, als Malmesbury zum Abmarsch drängte, daß er mit seiner schwachen mangelhaft ausgerüsteten Armee die Rheinlande nicht verlassen, nicht nach dem entlegenen Belgien ziehen könne. Gerade dort sollte aber um dieselbe Zeit der Hauptschlag in dem Krieg gegen Frankreich geführt werden.

Anfangs April war Kaiser Franz II. selbst nach dem flandrischen Kriegsschauplatz gezogen, um den Oberbefehl über das verbündete Heer zu übernehmen. In Brüssel feierte man den jungen Herrscher, der zum erstenmal das städtereiche Land besuchte und vor Verlangen brannte, aus dem einförmigen Wiener Hofleben in eine Atmosphäre voll kriegerischer Thätigkeit zu kommen, mit glänzenden Festlichkeiten. Der Anfang des Feldzugs ließ sich gut an. Durch die Eroberung der Festungen Valenciennes, Condé und le Quesnoi hatten die Verbündeten einen scharfen Keil in den Körper der Republik hineingetrieben. Dieser wurde noch weiter vorgeschoben, als die Feldherren Koburg, York und Oranien unter den Augen des Kaisers die Franzosen bei Landrecy und Chateau Cambresis zurückschlugen und auch diesen festen Platz zur Kapitulation zwangen. Zugleich errangen die österreichischen Generale Beaulieu und Kaunitz an der Sambre Vortheile über Jourdan. Allein der Prinz von Koburg war nicht der Mann, die günstige Stellung, die den Weg nach Paris offen legte, auszunutzen. Während er nach seiner methodischen Art sich mit dem Festungskrieg aufhielt, zog Pichegru in Westflandern bedeutende Streitkräfte zusammen, so daß er eine Armee von 100,000 Mann unter den Generalen Souham, Moreau, Macdonald, Reynier bei seiner Fahne vereinigte. Nach einem in Menin gehaltenen Kriegsrath beschlossen die Franzosen einen Angriff auf die bei Tourcoin, Waterloo und Roubaix aufgestellten Truppentheile der Verbündeten, ein Plan, der am 18. Mai einen vollständigen Sieg der Republikaner zur Folge hatte. Wie tapfer immer die englische Garde unter York und Abercromby ihren Kampfplatz vertheidigte, wie fest und mannhaft die hessischen Reichstruppen und die Hannoveraner unter Hammerstein, einem Militär von eiserner Kraft und Entschlossenheit, ihren Soldatenmuth bewährten; da die Oesterreicher nicht rechtzeitig herbeikamen und in die Schlacht eingriffen, so erlagen die alliierten Truppen der feindlichen Uebermacht. Mit Mühe entging der Herzog von York durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft. Mit dem verlornen Tag von Tourcoin nahm die große Offen-

sivbewegung der Verbündeten gegen Frankreich ein Ende, wenngleich vier Tage später ein Angriff von Pichegru auf Tournay zurückgeschlagen ward. Während die Verbündeten nur mit Hintergedanken und halbem Herzen den Krieg führten, wurden die belgischen Feldzüge für die Franzosen eine Schule neuer energischer Strategie. Den Gegner durch ununterbrochene Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindungen zu zerreißen, bis der Moment gekommen war, mit einem letzten gewaltigen Stoß seine Kraft zu zertrümmern, darin bestand, wie wir schon ausführten, die Taktik der republikanischen Feldherren. Es waren meistens junge Männer, welche durch den Aufschwung der Zeit und der eignen Natur emporgehoben rasch von Stufe zu Stufe stiegen und den Mangel der Erfahrung durch angebornes Talent und kühnes Wagen ersetzten. Von Souham, einem Mann von riesigem Wuchs und gewaltiger Körperstärke, der innerhalb fünf Jahren vom gemeinen Reiter zum Divisionsgeneral sich aufgeschwungen, sagten seine Kameraden, daß man unter seiner Führung nie geschlagen werden könne.

Vor dem militärischen Aufschwung der Franzosen vermochten die Verbündeten nicht zu bestehen, zumal da der Kaiser bereits seine Absicht kund gab, nach Wien zurückzukehren. Belgien war aber bereits kein Gegenstand mehr von österreichischem Interesse. Diese Wahrnehmung lähmte den Muth der Vertheidiger. Im Juni belagerte Pichegru Ypern. Die Soldaten waren zum muthigsten Widerstand bereit; aber der alte General schloß wider den Willen der Truppen und Offiziere eine Kapitulation ab, welche den Abzug der Besatzung nur mit der Bedingung der Waffenablieferung zuließ. Knirschend vor Wuth und ihre Gewehre in Trümmer schlagend, verließen am 19. Juni 1794 die deutschen und österreichischen Bataillone Westflandern. Damit war den Franzosen der Weg in das Herz der Niederlande geöffnet. Um dieselbe Zeit lieferte die Sambre- und Maasarmee den verbündeten Heeren der Oesterreicher und Holländer eine Reihe von blutigen Gefechten. Viermal wurden die Franzosen unter Jourdan's Oberbefehl über die Sambre zurückgedrängt; erst der Sieg bei Fleurus, den sie nach schweren Kämpfen über Koburg, Oranien und Erzherzog Karl davontrugen, verschaffte den Republikanern auch in den südöstlichen Landschaften das Uebergewicht. Wie bei Pichegru dienten auch unter Jourdan die ausgezeichnetsten Feldherren der nächsten Kriegsjahre, ein Marceau, Kleber, Lefebvre, Championnet, Bernadotte, Marescot u. a. An dem Tage der Schlacht besetzte Moreau vom Westheer die Stadt Brügge. Eine einheitliche Strategie der beiden Oberbefehlshaber hätte die flandrisch-brabantischen Provinzen in kürzester Zeit in die Gewalt der Franzosen bringen müssen; allein der Wohlfahrtsausschuß, der einen Landungsplan in England in's Auge gefaßt hatte, um den Hauptfeind im Herzen zu treffen, ertheilte Pichegru den Befehl, in Westflandern zu verbleiben und die Seeküste von Ostende nordwärts zu behaupten, während Jourdan sich in den östlichen Landschaften festsetzen sollte.

Die feindliche Kriegspolitik arbeitete jedoch den Republikanern in die Hände. Zuerst trat in dem verbündeten Heer eine Trennung der Streitkräfte ein: während der Herzog von York und der Prinz von Oranien sich nordwärts zogen, um mit den englisch-holländischen Truppen und den deutschen Miethsoldaten in ihren Diensten das Grenzgebiet zwischen der Schelde und Herzogenbusch zu decken, bezogen die österreichischen Heerhaufen, nachdem Koburg die Hauptfestung Namur geräumt hatte, die Maasgegenden zwischen Lüttich und Maastricht, täglich eines Abberufungsbefehls gewärtig. Was konnte unter solchen Umständen für die Franzosen einladender sein, als sich der Hauptprovinzen in der Mitte zu bemächtigen? Die Verlegung der Landesregierung von Brüssel nach Mecheln, dann nach Diest und schließlich nach Düsseldorf, die massenhafte Auswanderung des Adels und der Kaufmannschaft aus den großen brabantischen Städten bezeichnete das geringe Vertrauen in den Fortbestand der Dinge und die Furcht vor der Pariser Schreckensherrschaft. Es war für Frankreich ein beispielloser Glücksfall, daß in demselben Augenblick, in dem seine Heere den Kriegsschauplatz betraten, die großen Gegner mit wetteifernder Hast von demselben hinwegdrängten. So konnten die Franzosen schon in der ersten Hälfte des Juli fast ohne Widerstand sich der Städte Brüssel, Antwerpen, Löwen u. a. bemächtigen. Vergebens suchte Malmesbury den preußischen Feldmarschall zum Einrücken in Belgien zu bewegen; dieser beharrte bei seiner Weigerung, die Rheinlande und Mainz von Truppen zu entblößen und dadurch eine zweite französische Invasion zu ermöglichen, eine Kriegspolitik, die in Berlin gebilligt ward. Grollenden Herzens schilderte Malmesbury seiner Regierung die preußische Treulosigkeit in den grellsten Farben. Die Folge war, daß England die weiteren Subsidienzahlungen einstellte, ja sogar die fälligen Rückstände verweigerte. Den König Friedrich Wilhelm aber, der damals vor Warschau stand, suchten seine Minister von den Kriegsgedanken gegen Frankreich abzubringen. Sie stellten ihm vor, wie sehr die deutschen Fürsten sich nach Frieden sehnten, und wie wohlthätig es für Preußen sein würde, wenn es im Namen des Reichs mit der französischen Republik einen Frieden auf den alten Besitzstand einginge. Dann könne man die Rheinarmee nach der Weichsel schicken. Und auch in Wien sah man die Niederlande bereits als eine verlorene Provinz an. Man suchte nur noch den Schein aufrecht zu erhalten, als ob man noch länger für dieselbe kämpfen wolle, damit England nicht mit Unwillen sich abwende und auch der kaiserlichen Regierung die Subsidien entziehe wie der preußischen.

Wie sollte aber der ergraute Heerführer Koburg mit einer wenig feldtüchtigen Armee, ohne Nachschub, ohne genügenden Kriegsbedarf, ohne Unterstützung aus Deutschland oder Oesterreich, den siegreich vordringenden französischen Generalen Jourdan und Pichegru in der Maaslinie, die er mühsam zu behaupten suchte, einen erfolgreichen Widerstand leisten können? Nachdem er vergeblich in Wien und bei den deutschen Reichsfürsten, insbesondere

dem kaiserlichen Oheim Maximilian von Köln um Hilfe gebeten, reichte er, mißgestimmt über die schwachmüthige selbstsüchtige Kriegspolitik und von körperlichen Leiden gebrochen, sein Entlassungsgesuch ein und verließ am 9. August 1794 das Heer. Der Nachfolger im Oberkommando war Graf Clerfait, ein Edelmann ohne hervorragende militärische oder politische Fähigkeiten. Bei der Trennung der feindlichen Streitkräfte, da Jourdan mit etwa 50,000 Mann zwischen Mastricht, Lüttich und Namur, Pichegru mit einer Armee von fast gleicher Stärke zwischen Antwerpen und Breda stand, und beträchtliche Truppentheile vor den Festungen lagen, hätte ein rasches energisches Vorgehen der Verbündeten immer noch von Erfolg sein, hätten die besetzten Provinzen immer wieder zurückerobert werden können. Da aber die Kabinette von Wien und London sich weder über die Leistungen noch über die Entschädigungen zu verständigen vermochten, so kam es zu keinem vereinigten Angriffsplan. Wochenlang lagen die Truppen, sowohl die Oesterreicher an der Maas, als das englisch-holländische Heer mit den hannöverschen und hessischen Hilfsmannschaften unter York und Oranien im Scheldegebiet, unthätig und ohne Vertrauen und Zuversicht, in ihren Kantonirungen, zum großen Nachtheil der militärischen Disziplin und Ordnung, die besonders in dem englisch-holländischen Heerlager aus Rand und Band ging. Unterdessen wurden die belagerten Festungen Ostende, Condé, Valenciennes u. a. zur Kapitulation gezwungen, so daß die französischen Belagerungstruppen frei wurden und sich den beiden Hauptheeren anschließen konnten. Nun machten die republikanischen Armeen rasche Fortschritte. Um die Mitte September erschien Pichegru mit beträchtlichen Streitkräften vor Herzogenbusch und setzte die Verbündeten so sehr in Bestürzung, daß der Herzog von York Nordbrabant zu räumen beschloß und seine Truppen über den Strom in die Generalstaaten führte.

Während dieser Vorgänge am Rhein drang eine weitere französische Armee unter Kellermann siegreich in Oberitalien ein, und das Volk von Piemont kam ihm als einem Befreier freudig entgegen. An den Pyrenäen hatte jetzt Carnot den Befehl über die dort stehenden französischen Heere an Dugommier, den Eroberer Toulons, und an den General Müller, zwei tüchtige Feldherren, übertragen. Die Spanier wurden bei Ceret von Müller zurückgeworfen, und nun drangen die französischen Heere über die Pyrenäen. In der großen viertägigen Schlacht bei Monte Nero (17. bis 20. November) schlug Dugommier die Spanier; er selbst wie auch der feindliche Heerführer de la Union fielen in der Schlacht. Müller und Moncey aber eroberten Navarra und drangen bis Aragonien vor, so daß Spanien in nicht geringe Bedrängniß gerieth. So war die Republik überall siegreich. Aber zur See hatte sie Unglück. Corsika wurde von dem englischen Admiral Hood unter Beihilfe von Pascal Paoli erobert, und auf der Höhe von Quessant kam es am 1. Juni zu einem für die Franzosen unglücklichen Treffen. Der Admiral Villaret-Joyeuse war aus Brest aus-

gelaufen, um eine Flotte von 200 Kornschiffen, die aus Westindien kam, zu decken. Der englische Admiral Howe griff die Franzosen an und nach



Der Vengeur.

einer furchtbaren Seeschlacht, in der besonders die Mannschaft des französischen Schiffes „Vengeur" sich durch unbezwingliche Tapferkeit auf dem in den Grund gebohrten Fahrzeug hervorgethan, mußten die Franzosen den

Kampf aufgeben. Sie verloren sieben Schiffe, aber die Kornschiffe erreichten glücklich den Hafen von Brest.

Die Insel Hayti wurde der Republik wieder zugewendet, indem dort Toussaint l'Ouverture, ein talentvoller Neger, der sich großen Einfluß erworben, sich den Franzosen anschloß. Die spanische Macht ward dadurch in Hayti lahm gelegt. Toussaint kam dem schon geschlagenen und umzingelten französischen Heer auf Hayti zu Hilfe, befreite es und wurde vom Konvent zum General ernannt. Er blieb der faktische Gewalthaber der Republik Hayti, die zu Frankreich im Verhältniß einer Tochterrepublik stand.

Um dieselbe Zeit machte Jourdan in Verbindung mit Marceau einen Angriff auf Clerfait's Heer an der Ourthe und Roer, und wenngleich die österreichischen Soldaten in der Feldschlacht ihre alte Kriegstüchtigkeit auch hier wieder bewährten, hielt der Oberfeldherr es nicht für gerathen, mit seinen Truppen, die sich noch immer auf nahezu 77,000 Mann beliefen, bei der Schwierigkeit der Verpflegung während des herannahenden Winters das Land zwischen Maas und Niederrhein zu behaupten. Er ordnete den Rückzug an und führte mit geringen Verlusten am 6. Oktober sein Heer über den deutschen Strom. Damit war das Schicksal der Niederlande entschieden. Im Spätherbst waren nicht nur die belgischen Provinzen wieder im Besitz der Franzosen, sondern auch die holländischen Grenzfestungen. Die eroberten Länder wurden mit werthlosen Assignaten überschwemmt, durch Kriegssteuern und Auflagen ausgesogen und durch ein unerhörtes Raubsystem in



Toussaint l'Ouverture.

Elend und Verzweiflung gestürzt. Wenige Wochen nachher erhielt auch Möllendorff von Berlin den Befehl, die preußische Armee, die noch kurz zuvor, 18. bis 20. September, unter Hohenlohe zum drittenmal in der Nähe von Kaiserslautern rühmlich mit den Franzosen gestritten, auf das rechte Rheinufer zu verlegen und auf dem linken nur die Festung Mainz sicherzustellen. Man hatte sich am preußischen Hof bereits mit dem Gedanken eines Friedens mit Frankreich befreundet. Dies war das Signal zur Kündigung des Haager Vertrags und zur völligen Auflösung des bereits locker gewordenen Bündnisses mit England. Da bei der Eifersucht und dem Mißtrauen Oesterreichs auf Preußen eine gemeinsame Friedensunterhandlung der beiden deutschen Großmächte nicht wohl möglich war, so beschloß man in Berlin auf eigene Hand vorzugehen. Die Ereignisse, die

mittlerweile in Paris eingetreten waren, erleichterten ein friedliches Abkommen. Denn zu der Zeit, da die österreichischen und preußischen Heere die linke Rheinseite räumten und die französischen Heerführer sich anschickten, ihre Waffen in das Herz der holländischen Grenzstaaten zu tragen, war das Regiment der Pariser Schreckensmänner bereits zu Fall gekommen.

Nach allen Gegenden hin hatten also die Heere der Republik gesiegt. Der Republikanerstolz erhielt hierdurch nicht wenig Nahrung. Der Mittel vergessend, durch welche der Wohlfahrtsausschuß diese Siege erzwungen hatte, veranstaltete er auf den letzten Tag des Jahres 1793 ein glänzendes Siegesfest. Alle Generäle erhielten den Befehl, sich zum Feste der Wiedereroberung von Toulon — so nannte man diese Festlichkeit — in Paris einzufinden. Dem Dekrete des Konvents gemäß sollten alle Krieger, welche ihr Blut für das Vaterland vergossen hatten, einen ausgezeichneten Platz bei diesem Feste einnehmen, und sich bewaffnete Deputationen von allen 48 Sektionen von Paris auf ein am westlichen Ende der Stadt gegebenes Signal erheben, um sich im Garten des Nationalpalastes zu vereinigen; daselbst sollten die Verwundeten aus ihrer Mitte auf 14 zu diesem Endzweck eingerichtete Wagen, welche den 14 Heeren der Republik geweiht waren, gesetzt werden.

Am 30. Dezember wurde der Zug von einem Detaschement Reiterei eröffnet, welches seine Trompeter vor sich und seine Sappeurs hinter sich hatte. 48 Kanonen in zwei Reihen folgten darauf, umgeben von einem Detaschement Kanoniere von jeder Sektion. Dann folgte eine Gruppe von Trommelschlägern und Bürgern. Hierauf sah man eine Gruppe von den Volksgesellschaften, den revolutionären Ausschüssen, den Tribunalen, der Gemeinde und dem Departement von Paris, den benachbarten Gemeinden und dem provisorischen vollziehenden Rath, alle mit ihren eigenthümlichen Bannern. Trommelschläger schlossen sich an sie an. Ihnen folgten auf dem Fuße die Besieger der Bastille. Dann kamen die, den 14 Armeen der Republik geweihten Wagen, durch die bewaffneten Detaschements der 48 Sektionen von Paris von einander abgesondert, von welchen je drei ein bataillon quarré formirten und auf ihrem Zuge Siegeshymnen sangen. Junge Mädchen, weiß gekleidet und mit dreifarbigen Gürteln geschmückt, gingen um die Wagen, einen Lorbeerzweig, das Symbol des Sieges, in der Hand. Die Ordnung, in welcher die Wagen aufeinander folgten, war folgende: 1) Der Wagen der Armee des Oberrheins; 2) der der Armee des Niederrheins; 3) der der Moselarmee; 4) der der Ardennenarmee; 5) der der Nordarmee; 6) der der Armee der Brestküsten; 7) der der Armee der Küsten von Cherbourg; 8) der der Westarmee; 9) der der Westpyrenäenarmee; 10) der der Ostpyrenäenarmee; 11) der der Toulonerarmee; 12) der der Vararmee; 13) der der Alpenarmee; 14) der des Revolutionsheers. Auf diese Wagenreihe folgte der Nationalkonvent in Masse, umgeben von einem dreifarbigen Bande, welches von Veteranen und Kindern des Vaterlandes gehalten wurde. Eine zahlreiche Gruppe von Trommelschlägern bewegte sich hinter ihm hin. Dann kam der Wagen des Sieges. Er trug das Nationalgebinde, auf welchem die

Statue des Sieges stand. 14 Kronen waren an das Gebinde befestigt, und aus dem Innern desselben sprangen bewaffnete Arme hervor, es zu vertheidigen. Alle, dem Feind abgenommenen Fahnen wehten von dem Wagen herab. Ein Detaschement Reiterei mit seinen Trompetern beschloß den Zug. Dieser ging von dem Nationalgarten nach dem Tempel der Menschlichkeit. Mit den Vertheidigern der Freiheit angefüllt, mußten sich die 14 Wagen um den Tempel stellen, und vorübergehende junge Mädchen Lorbeerzweige darauf legen. Unter dem Schall einer kriegerischen Musik und lauter Triumphgesängen führte der allgemeine Rath der Gemeinde von Paris die verwundeten Krieger an einen Ort zurück, wo ein bürgerliches und brüderliches Mahl ihrer harrte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Schreckenszeit. — Fanatisches Wüthen gegen das Christenthum. — Atheistische Frevel. — Abschaffung des christlichen Kalenders. — Robespierre gegen die Atheisten. — Danton's Einlenken und erster Zusammenstoß mit Robespierre. — Desmoulin's alter Cordelier. — Sturz und Hinrichtung der Hebertisten und Dantonisten im März und April 1794.

Ein volles Jahr dauerte die Schreckenszeit. Ein volles Jahr beugte sich Frankreich unter die furchtbare Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses, der in Verbindung mit der Kommune mittelst der Sektionsausschüsse und eines Revolutionsheeres von 6000 Mann die Hauptstadt Paris in Ketten und Banden legte, und zu gleicher Zeit durch die Konventskommissäre und die Jakobinerklubs alle Städte und Provinzen mit dem schweren Joch einer demokratischen Zwingherrschaft drückte. Leben und Eigenthum standen in der Willkür der herrschenden Faktion; für alle Lebensmittel, Waaren, Arbeitslöhne wurden feste Preise angesetzt, die Unterlassung des Feldbaus mit Gefängnißstrafen bedroht, die persönliche Sicherheit für nichts geachtet.

Die drei Hauptmänner des Wohlfahrtsausschusses Robespierre, Couthon und Saint Just, der mit unbeugsamer Energie „durch Blut und Thränen" seine Prinzipien verfolgte, hatten mit dem schrecklichen Gesetze gegen die Verdächtigen in kurzer Zeit alle Gefängnisse mit Tausenden von sogenannten Aristokraten gefüllt. Jeden Tag wurden durchschnittlich neunundzwanzig Menschen zur Schlachtbank geschleppt; in den Monaten Juni und Juli 1794 starben nicht weniger als 1285 Menschen unter der Guillotine. Alle anstän-

digen Leute, die sich durch Rang, Vermögen, Bildung und Adel der Gesinnung von den herrschenden Demokraten unterschieden, schwebten in steter Lebensgefahr. Tag und Nacht wurden Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen. Die boshafte Verleumdung eines Feindes, die Denunziation eines Spähers, der Haß eines Sansculotten war hinreichend, einen Unschuldigen in den Kerker und vom Kerker auf's Schaffott zu bringen. Schubweise („fournées", Schube wie bei den Bäckern) wurden auf besonderen Hinrichtungswagen die Verurtheilten zu der schauerlichen Richtstätte geführt. Der Uebergang war so rasch, daß der Tod seine Schrecken verlor und die Gefängnisse die Sammelplätze heiterer, feiner Gesellschaft und geistvoller Unterhaltung wurden.*) Man scherzte noch in den Krallen des Todes und vergaß alle Rangunterschiede. Unter den Schlachtopfern waren die edelsten und ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, der frühere Minister Malesherbes, die Mitglieder der konstituirenden Versammlung Bailly, Barnave, Linguet u. A., die schon erwähnten Girondisten und Frau Roland, der ehemalige Parlamentsrath d'Eprémeuil, viele republikanische Abgeordnete von gemäßigter Gesinnung, unter ihnen auch der ehemalige Prokurator der Kommune, Manuel, Gelehrte und Schriftsteller, wie der Chemiker Lavoisier, die Dichter Andr. Chénier, Roucher u. A. m. Florian verfaßte seinen „Wilhelm Tell" kurz vor seinem Tod im Kerker; Alle, die dem alten Königthum angehörten und nicht durch die Flucht sich gerettet hatten, starben unter dem Fallbeil. Alle zeigten Muth und Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick; Bailly ertrug die Mißhandlungen einer Pöbelrotte mit stoischer Ruhe. Die Verurtheilungen und Hinrichtungen wurden zu einem gewöhnlichen Schauspiel, das meistens unbemerkt vorüberging. Nur einzelne Fälle machten eine Ausnahme. Zu diesen gehörte der bereits ausführlich geschilderte Prozeß und die Hinrichtung der schwer geprüften Königin Marie Antoinette, die, wie wir sahen, bei ihrem Verhör und ihrem Tod alle ihrer Geburt und ihrer Bildung würdige Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, so daß sie bei dem ewigen Einerlei des Mordens noch einige Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Ihr Sohn siechte unter der grauenvollen Zucht eines Jakobiners, des Schusters Simon,†) hin, ihre Tochter, die spätere Herzogin von Angouleme, trug einen finstern Geist und ein verbittertes Herz für ihr ganzes Leben davon. Nach der Königin starb auch Ludwigs XVI. fromme Schwester Elisabeth auf dem Blutgerüst.

Jede Stadt hatte einen oder mehrere Terroristen, die Robespierre und die übrigen „großartigen Bösewichter" nachahmten, mit der wandernden Guillotine das Land durchzogen und durch ihre bewaffneten Banden über Eigenthum und Leben aller Bürger nach Willkür schalteten. Diese Konventskommissäre rückten mit „Revolutionsheeren" in die Provinzen ein, verhafteten und tödteten alle „Aristokraten", „Egoisten", „Fanatiker", erhoben Geld und Waaren für die Republik und schickten die geraubten Schätze, bestehend in Gold, Silbergeräth, Kirchenschmuck, Kleidungsstoffen u. dgl.,

*) S. Näheres über das Gefängnißleben zur Schreckenszeit in Kapitel 23.

†) S. Näheres über den unglücklichen Sohn in Kapitel 23.

nachdem sie zuvor die eignen Taschen gefüllt oder die Freunde und Gesinnungsgenossen bereichert, an den Konvent in Paris. Dieser Raub wurde nach Hunderten von Millionen berechnet. So Dumont in der Picardie, Isoré in Flandern, Ruhl in der Champagne, Lacoste in Lothringen, Maignet in Orange, Bassol und Lamarque im Süden des Reichs u. A. m. „Ueberall habe ich den Schrecken auf die Tagesordnung gebracht," berichtete einer der Kommissäre an den Wohlfahrtsausschuß, „die Föderalisten abgesetzt, die Verdächtigen eingesperrt, die Royalisten hingerichtet!" In den Departements Nievre und Allier forderte Fouché die Ablieferung alles Metallgeldes und aller Pretiosen und ließ Priester und „Aristokraten" massenhaft in Haft bringen.

Eine Spezialität dieser Schreckensmänner in den Departements war das fanatische Wüthen gegen das Christenthum, wie es sich durch Schließen des Gottesdienstes, durch Verfolgung der Priester, durch Plündern und Ausräumen der Kirchen, durch freche Verhöhnung religiöser Gebräuche und Festlichkeiten kundgab. Auch hier ging Fouché Allen voran; in der Picardie rühmte sich Dumont, er lasse alle Priester verhaften, die sich die Feier des Sonntags erlaubten, anderwärts hatte er 400 Heiligenbilder in die Münze geschickt und weder Blei noch Kupfer, noch Silber in irgend einer Kirche zurückgelassen. Cynisch war ihre Naivetät in der Weise der Brandschatzung. In Belfort wird einer als égoiste mit 7000, ein anderer als rentier modéré mit 1000 Francs besteuert; in Straßburg die Bäcker als „Feinde der Menschheit" um 300,000, ein Apotheker wegen zu theuren Rhabarbers um 15,000 Francs gebrandschatzt; die Bauern des Departements Niederrhein müssen vier Millionen bezahlen, weil sie nur bei den alten Pfarrern Messe hören wollen. Auf solche Weise gelang es, in Bourges binnen zwei Tagen zwei Millionen zu erpressen, in Toulose etwa ebensoviel, während 1500 Personen verhaftet wurden. Marseille lieferte gleichfalls Millionen. 12,000 Menschen wanderten aus. Und genau so wurde es allerwärts gehalten. Der Gesammtwerth der mittels dieses Raubsystems gemachten Beute wird auf 3—400 Millionen, die Zahl der Verhafteten auf über 200,000 angeschlagen.

Es konnte nun aber nicht ausbleiben, daß die Frage, wie lange das so weiter gehen solle, und ob es möglich sei, Frankreich auf die Dauer so zu regieren, selbst die Schreckensmänner, wie Danton, Desmoulins u. A. zu beunruhigen begann. Angesichts dieser Hekatomben, die der Auswurf der Nation täglich als Opfer der Freiheit forderte, kam ihnen das Bedenken, ob diese Politik sich nicht selbst vernichten müsse. Als im September 1793 jene Beschlüsse gefaßt wurden, welche den Schrecken auf die Tagesordnung setzten, schien die herrschende Partei des Bergs vollkommen einig zu sein. Nun aber kam es zu ernsten Zerwürfnissen und Spaltungen, die schließlich die so gewaltige Partei zerfleischen und das Ende des Schreckens herbeiführen sollten. Den ersten Anstoß dazu gab die Frage des Verhältnisses der Revolution zum Christenthum.

Mit dem, was zum äußern Gerüste der Kirche, zu den hergebrachten Formen und Gebräuchen gehörte, war man rasch fertig geworden. Zuerst

beseitigte man die **christliche Zeitrechnung** und führte eine neue ein, die mit der Gründung der französischen Republik, 22. Sept. 1792, (zufällig die Herbstnachtgleiche) begann. Diese neue Zeitrechnung bildete die Grundlage für den bekannten republikanischen Kalender, der am 24. Oktober 1793 vom Konvent beschlossen wurde. Der Abgeordnete Romme hatte den Kalender dem Konvent schon bei dessen Zusammentritt vorgelegt; Fabre d'Eglantine, der Dichter und Freund Danton's, hatte an dem Kalender einige Verbesserungen vorgenommen. Der neue Kalender theilte das Jahr in zwölf Monate von je 30 Tagen, die nach den Jahreszeiten benannt waren; sie hießen für den Herbst: Vendemiaire (Weinlese-Monat), Brumaire (Nebel), Frimaire (Frost); für den Winter: Nivôse (Schnee), Pluvôse (Regen), Ventôse (Wind); für den Frühling: Germinal (Keim), Floréal (Blüthen), Prairial (Wiesen); für den Sommer: Messidor (Ernte), Thermidor (Hitze), Fruktidor (Frucht). Jeder Monat hat drei Dekaden; der zehnte Tag war als Dekadi zum Sonntag bestimmt. Die fünf — im Schaltjahr sechs — Ergänzungstage, die noch blieben, führten den Namen Sansculottiden und wurden zu nationalen Festtagen erhoben. Die erste der Sansculottiden war dem Geiste, die zweite der Arbeit, die dritte den guten Handlungen, die vierte der Belohnung, die fünfte der öffentlichen Meinung gewidmet, so daß an diesem Tage alle Aeußerungen straflos blieben. Man sollte sagen und schreiben dürfen, was man wollte, und der Einzelne mußte durch seine Handlungen die öffentliche Meinung für sich gewinnen und die Verleumdungen beseitigen. Die Sansculottide des Schaltjahres war für ein Revolutionsfest bestimmt.*)

Mit dem Kalender schaffte man selbstverständlich auch die christlichen **Namen** ab und wählte an ihre Stellen Namen, die dem heidnischen Alterthum entlehnt waren.

Ernster und tiefer wurde nun aber schon die Frage, als einzelne aus der Bergpartei heraus anfingen, den letzten Rest der katholischen oder vielmehr christlichen Religion selbst auszurotten. An ihrer Spitze stand ein Mann,

---

*) Zur Reduktion des republikanischen Kalenders auf den christlichen mag die nachstehende Tabelle dienen:

1.	bis	30.	Vendemiaire	vom	22. September	bis	21. Oktober
1.	„	30.	Brumaire	„	22. Oktober	„	20. November
1.	„	30.	Frimaire	„	21. November	„	20. Dezember
1.	„	30.	Nivôse	„	21. Dezember	„	19. Januar
1.	„	30.	Pluviôse	„	20. Januar	„	18. Februar
1.	„	30.	Ventôse	„	19. Februar	„	20. März
1.	„	30.	Germinal	„	21. März	„	19. April
1.	„	30.	Floréal	„	20. April	„	19. Mai
1.	„	30.	Prairial	„	20. Mai	„	18. Juni
1.	„	30.	Messidor	„	19. Juni	„	18. Juli
1.	„	30.	Thermidor	„	19. Juli	„	17. August
1.	„	30.	Fructidor	„	18. August	„	16. September
1.	„	5.	Sansculottide	„	17. September	„	21. September.

Dieser Kalender blieb zwölf Jahre in Kraft und wurde erst im Jahre 1805, nachdem Napoleon Bonaparte Kaiser der Franzosen geworden war, wieder durch die christliche Zeitrechnung ersetzt.

Nach Fabre d'Eglantine sollte der neue Kalender zugleich die Stelle eines „unvergleichlichen Katechismus" einnehmen. „Wenn", sagte er, „in jedem Augenblick des Jahres, des Monats, der Dekade, des Tages, Blicke und Gedanken des Bürgers sich auf ein bäuerliches Bild, auf eine Wohlthat der Natur, auf einen Gegenstand der Ackerwirthschaft lenken, dann dürft Ihr nicht zweifeln, daß das für die Nation eine sehr wirksame Anleitung zum Ackerbausystem ist und daß jeder Bürger zu den handgreiflichen und gehaltvollen Spenden der Natur, die er genießt, Liebe gewinnt; hat doch das Volk Jahrhunderte lang geschwärmt für phantastische Gegenstände, für angebliche Heilige, die es nicht sah und noch weniger kannte."

dem wir schon früher begegnet sind, — Anacharsis Cloots, ein geborener Deutscher aus Cleve, der sich selbst „Redner des Menschengeschlechts" nannte und dem es mit seiner wahnsinnigen Wuth gegen das Christenthum voller Ernst war. Hinter ihm standen Leute ohne Ueberzeugung, sittlich verkommene Existenzen wie vor Allem jener Hebert, der die Schamlosigkeit gehabt hatte, vor Gericht Marie Antoinette eines blutschänderischen Umgangs mit ihrem Sohne zu zeihen, der Herausgeber des greulichen Père Duchesne, der pflichteifrigste Henkersknecht des Terrorismus; dann der liederliche Chaumette, der die tollsten atheistischen Anträge stellte und jetzt die atheistischen Feste und öffentlichen Verhöhnungen des christlichen Kultus organisirte;*) ferner Ronsin, Momoro u. a., die man alle alle Enragés, d. h. exzentrische Revolutionsmänner bezeichnete.



Pache.

Sie warteten blos auf eine passende Gelegenheit, um im Konvent direkt auf ihr Ziel loszugehen. Sie sollte sich bald finden. Bald nach Abschaffung des christlichen Kalenders nämlich gingen dem Konvent von nah und fern Zuschriften zu und stellten sich Abordnungen ein, welche widerchristliche Bezeugungen verlautbarten. Dies bewog die Enrages am 7. November, im Sitzungssaal des Konvents, eine Demonstration in Szene zu setzen. Eine Abordnung, an deren Spitze Chaumette, Hebert, Momoro, Pache und Chuillier, führten nämlich den alten Erzbischof von Paris, Gobel, der steuer- und richtungslos mit der Strömung der Zeit dahintrieb, sammt seinen Vikaren an die Schranken des Konvent. Hier erklärte Momoro als Wortführer, daß der Klerus von Paris gekommen sei, des Charakters, welchen der Afterglaube ihm aufgedrängt habe, sich zu entäußern, da ja die französische Republik keinen andern Kultus mehr haben sollte und dürfte als den der Freiheit, Gleichheit und Wahrheit. Darauf brachte Gobel, indem er Ring und Stab ablegte und sich die rothe Mütze aufsetzen ließ, die Erklärung vor, daß er „die Souveränetät des Volkes allzeit als Richtschnur anerkannt habe und die Unterwerfung unter dieselbe als seine erste Pflicht. Weil nun das souveräne Volk keinen anderen Gottesdienst mehr haben wolle als den der Freiheit und Gleichheit, so verfahre er nur folgerichtig, wenn er, wie er hiermit thue, auf seine priesterlichen Funktionen verzichte und seiner Priester-

*) Von ihm rührt die Lehre her, die in dem Satze gipfelt: „Die Scheidung ist die Schutzgottheit der Ehe"; „das Reich der Sittlichkeit beginnt", sagte er, als er die Vielweiberei predigte. Und einer seiner Anhänger war es, der ausrief: „Eine Zeit wird kommen, wo die Liebe eines Vaters zu seinem Sohn, wo die kindliche Liebe des Sohnes als Attentate auf die natürliche Freiheit der Wesen bestraft werden müssen."



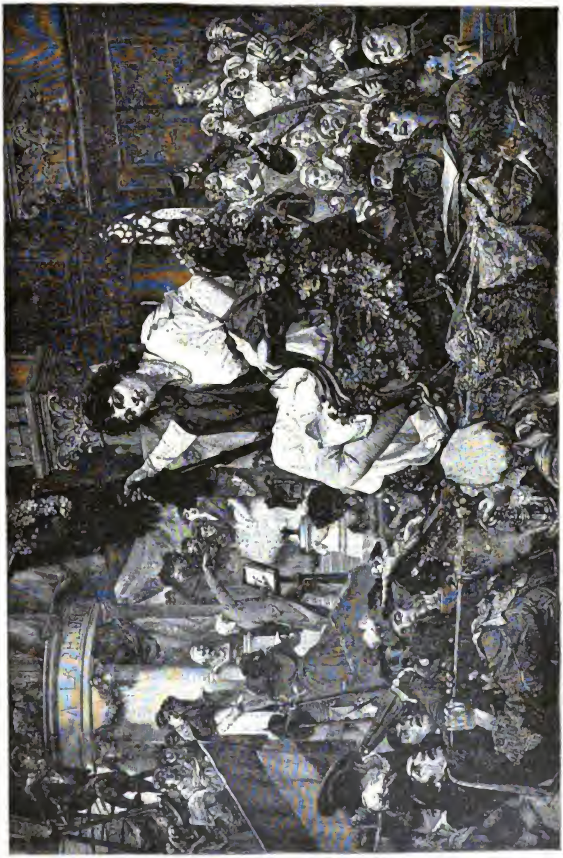
Der natürliche Gottesdienst.

schaft selber entsage. Es lebe die Republik!" Die Vikare thaten, wie der Erzbischof gethan. Der Präsident des Konvents, an diesem Tage Laloy, umarmte Gobel und beglückwünschte ihn. Chaumette rief aus: „Dieser Tag muß im Kalender als der Tag der Vernunft bezeichnet werden!" Priesterliche Mitglieder des Konvents, darunter auch ein protestantischer Pfarrer — Julien aus Toulouse — beeilten sich, von der Rednerbühne herab zu erklären, daß sie ihrem Priesterthum ebenfalls entsagten. Mit besonderer Feierlichkeit brachte der sonst zu dieser Zeit nur noch durch seine Schweigsamkeit glänzende Abbé Sieyès seine Absage vor. Anders der Bischof von Blois, der hochgesinnte und standhafte Republikaner Grégoire, für den dieser Tag des feigen Abfalls der Pfaffen ein wahrer Ehrentag wurde. „Handelt es sich um das mit der Bischofswürde verbundene Einkommen? Ich gebe es ohne Bedauern auf. Handelt es sich um die Religion? Darüber steht Euch keine Verfügung zu. Ich habe mich bemüht, in meiner Diözese Gutes zu stiften; ich bleibe Bischof, um es ferner zu thun, und berufe mich auf die Freiheit der Kulte." Diese mannhafte Erklärung machte doch einigen Eindruck. „Man will Niemand zwingen," wurde von vielen Bänken gerufen.

Anacharsis Cloots aber eilte in seiner Herzensfreude, daß „das Heidenthum so hübsch in Gang gekommen", aus dem Konventssaal in die Kanzleien des Wohlfahrtsausschusses hinüber, wo er dem Robespierre triumphirend erzählte, was so eben drüben im Konvent geschehen sei. Aber da kam er übel an. Denn Robespierre, welcher bekanntlich ein entschiedener Deist und auch aus politischen Gründen dem Skandal des „Vernunftkultus" von Anfang entgegen war, ließ ihn gleich hier derb abfahren.

Das hielt ihn indeß nicht ab, mit seinen Genossen bei der Kommune durchzusetzen, daß am 10. November in der Kathedrale von Notre-Dame der „Kultus der Vernunft" festlich eingesetzt werden sollte. Unter den gothischen Wölbungen des alten Doms, dessen Steine sich von rechtswegen gegen das, was er erleben mußte, hätten empören sollen, war eine Art von Tempel aufgebaut mit der Inschrift: "A la philosophie". Der Tempel spitzte sich zu einem Berge zu, auf dessen Höhe die „Fackel der Wahrheit" brannte. Diesen Berg umschritt in Prozession eine Schaar von jungen Mädchen, weißgekleidet, mit Eichenlaub bekränzt, brennende Fackeln in den Händen. Als der Gemeinderath mit seinem Gefolge erschienen war, that die Pforte des „Tempels der Philosophie" sich auf und heraus trat die „Göttin der Vernunft", die schöne Demoiselle Maillard. Sie war angethan mit einer weißen ärmellosen Tunika, worüber ein himmelblauer Mantel hing. Auf ihrer prächtigen Lockenfülle trug sie die rothe Mütze und in ihrer rechten Hand hielt sie die Pike. So ließ sie sich auf einem tragbaren, mit Eichenlaub und Blumenguirlanden umwundenen Throne nieder und empfing die Huldigungen der „Vernunftgläubigen", welche mit gegen die Göttin erhobenen Armen eine von Marie Joseph Chénier gedichtete und von Gossek in Musik gesetzte Hymne absangen.

Nachdem diese Zeremonie vorübergegangen war, ordnete sich die Festprozession, um zum Sitzungssaale des Konvents in den Tuilerien zu ziehen.



Das Fest der Vernunft in der Kirche von Notre-Dame.

Musik voran, dann eine Abordnung der „Revolutionsarmee", weiterhin eine solche von der „Sektion der Hosenlosen", welche acht Priester mit sich führte, die darauf brannten, ihre Gauklereien ("leurs jongleries") abzuschwören. Hierauf eine Schaar von Findelkindern, welche „der Hochmuth und das Laster sonst Kinder der Barmherzigkeit genannt haben, die aber jetzt die wahren Kinder der Natur und des Vaterlandes sind." Sodann die Göttin auf ihrem Thron-Palankin, ihr Pontifex Chaumette und eine lange Reihe von Männern und Weibern.

Als der Zug in den Saal des Konvents eingetreten und die Göttin auf ihrem Tragsessel vor der Platform des Präsidentensitzes angelangt war, schwieg die Musik und Pontifex Chaumette begann mit Salbung seine Rede: „Gesetzgeber! Der Fanatismus hat die Flucht ergriffen. Seine Schielaugen konnten die Halle des Lichts nicht länger ertragen. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich versammelt unter den gothischen Wölbungen von Notre-Dame, welche heute zum erstenmal ein Wiederhall der Wahrheit geworden sind. Dort haben wir den leblosen Idolen entsagt um der Vernunft willen, um dieses lebensvollen Idols willen, dem Meisterstück der Natur." Er wies mit der Hand auf die Göttin, und aus den Reihen der Bürger Gesetzgeber kam ein beifälliges: „Sie ist in Wahrheit jung und schön wie die Vernunft!" Chaumette fuhr in seiner Phrasenreiterei fort und schloß mit dem Wunsche, der Konvent möge beschließen, daß die Kathedrale von Notre-Dame zur bleibenden Stätte des Vernunftkultus erklärt sei. Der frühere Kapuziner Chabot verwandelte als Mitglied des Konvents diesen Wunsch sofort in einen dringlichen Antrag und die Versammlung genehmigte denselben unter dem Rufe: "Vive la républiquel Vive la montagne!" auf der Stelle. Hierauf stieg die Göttin der Vernunft, auf ihres Pontifex Arm gestützt, von ihrem Throne herab und schritt auf den Präsidenten zu, welchen sie mit ihrer Umarmung begnadete. Als Aequivalent verabreichte ihr der Präsident den „Bruderkuß" und die Bürger Sekretäre gaben ihr dann ebenfalls Brüderküsse. Thuriot beantragte dann, der gesammte Konvent solle die Göttin in ihren Tempel zurückbegleiten, was auch beschlossen und ausgeführt wurde, inmitten der Ausbrüche einer allgemeinen Freude.

Diese förmliche und feierliche Einführung der „Göttin der Vernunft" hatte zur Folge, daß die Schändung des Christenthums offen betrieben wurde. Man holte nun Meßgewänder und heilige Gefäße aus den Kirchen, putzte damit Tagediebe und liederliche Dirnen auf, und schändete in öffentlichen Aufzügen recht geflissentlich, was in diesem Lande seit tausend Jahren Religion und Gottesdienst gewesen war. Alles das, worin die Massen nicht das Aeußerliche, sondern das Wesen ihrer Heiligthümer zu sehen pflegen, wurde lästerlich mit Füßen getreten. Das machte einen Eindruck auf die Massen, dessen sich die Pariser nicht versahen. Was blieb denn, wenn man ihnen Alles zerstörte, was ihr frommer Glaube oder Aberglaube mit geheimnißvollen Wunderkräften ausgestattet? Als man die Schutzheiligen plünderte und umstürzte, zu denen sie jahrhundertelang gebetet, als man die Reliquien zerstreute und entheiligte, von denen sie Heilung ihrer Gebrechen erfleht, da regte

sich die Frage: Was ist denn nun die echte Wahrheit, wenn das nicht mehr Wahrheit ist? Und welches sind die Apostel dieser neuen Lehre? Dieselben, die als Räuber und Mordbrenner durch das Land ziehen. Viel hatten sie ertragen, viel hatten sie zu Staub zertrümmern lassen, weil es die alte unselige Zeit vergegenwärtigte. Aber ihr Christenthum, oder was sie darunter verstanden, wollten sie sich nicht nehmen lassen, umsoweniger, als die Diebe ihres Glaubens zugleich gemeine Verbrecher waren.

Diese Stimmung gab sich nicht blos von den Departements her in unzweideutigen Zeugnissen kund. In Paris selbst gab sich die Opposition so energisch kund, daß die wilden Unholde, die Hebertisten zum Theil auch aus Angst vor der Ungnade Robespierre's, der, damals mit Danton völlig einig, den Konvent widerstandslos beherrschte, ihr Wüthen einstellten, und Chaumette sogar selbst am 28. November den Beschluß durchsetzte, daß fortan „kein Vorschlag, keine Bitte und kein Antrag über irgend eine metaphysische oder religiöse Idee angehört werden solle.“

Allein Robespierre, dem klar war, daß man die Religion zum Regieren nicht ganz entbehren könne und daß die Hebertisten mit ihrem tollen Wüthen die Wurzeln seines Regimentes zu untergraben drohten, war dieser seiner untergeordneten Werkzeuge so wie so schon satt. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan und fingen an ihm unbequem zu werden, seit sie auf eigene Faust hantierten. So trat er ihnen denn am 21. November mit einer jener merkwürdigen Reden entgegen, wie er sie im Jakobinerklub gleich Monologen zu halten pflegte, auf die niemand antwortete. Der Vortrag spiegelte seine Stimmung auf's deutlichste wieder. Er fragte: „Ist es wahr, daß der (priesterliche) Fanatismus die Hauptursache unserer Leiden sei? Der Fanatismus! Er stirbt, ich könnte sagen, er ist todt.“ Er schalt dann auf Leute von einer bisher dunkeln Laufbahn in der Revolution, die plötzlich das große Wort führen, eine falsche Popularität sich anmaßen, die Patrioten selber zu verkehrten Maßregeln hinreißen und die Zwietracht unter sie werfen wollen, die im Namen der Freiheit die Freiheit des Gottesdienstes stören und den Fanatismus durch einen neuen Fanatismus angreifen, die unter dem Vorgeben, sie wollten den Aberglauben zerstören, aus dem Atheismus selber eine Art Religion machen. Ueber solche Dinge kann jeder denken, wie er will; niemand darf seinem Nächsten ein Verbrechen daraus machen, wenn er anders denkt als er; thäte das gar ein Gesetzgeber, ein gesetzgebender Körper, so beginne er eine Handlung des Wahnwitzes. „Wenn der Philosoph seine Moral auf andere Grundsätze bauen kann (als der gemeine Mann), hüten wir uns gleichwohl, jenen geheiligten Trieb und jenes allgemeine Gefühl der Völker zu verletzen. Wo wäre das Genie, das im Augenblick vermöchte, mit seinen Erfindungen jene große Idee zu ersetzen, die die Ordnung der Gesellschaft und alle Tugenden der Einzelmenschen beschützt?“

Robespierre blieb nicht bei der Rede stehen, die der Klub sich die Freiheit nahm, mit dem Befehl der Schließung aller Kirchen zu beantworten; am 6. Dezember beschloß der Konvent auf sein und Dantons Betreiben, daß alle Feindseligkeiten gegen die Freiheit des Gottesdienstes verboten seien. Nun wurde den Leuten klar, daß sie die Winke Robespierres doch nicht genügend belauscht; und Hebert kam jetzt und sagte, es sei ein Mißverständniß gewesen, er leugne den Atheismus förmlich ab, er predige in seinem Journal den Landleuten, die Bibel zu lesen und betrachte Christus als den Gründer der demokratischen Gesellschaften. Gegen Cloots ging Robespierre am 12. Dezember persönlich vor. „Können wir," sagte er im Jakobinerklub, „einen deutschen Baron als Patrioten betrachten? Können wir einen Menschen, der mehr als 100,000 Livres Rente zu verzehren hat, als Sansculotten gelten lassen? Nein, Franzosen, hüten wir uns vor den Fremden, die für noch bessere Patrioten gelten wollen, als die Franzosen selber." Dann brachte er eine Reihe von Anklagen gegen den armen Cloots vor, er habe den Titel Bürger Frankreichs verschmäht und dafür „Bürger der Welt" heißen wollen; „wäre er ein guter Franzose gewesen, würde er gewollt haben, daß wir uns vermäßen, das Weltall zu erobern?" Endlich brachte er seinen Atheismus zur Sprache, der Frankreichs Feinde in aller Welt vermehre und endlich—sein Preußenthum. „Paris wimmelt von Ränkeschmieden, Engländern und Oesterreichern, sie sitzen mitten unter uns sammt den Agenten Friedrich Wilhelms — Cloots ist Preuße. — Ich habe euch seine politische Vergangenheit gezeichnet—sprecht euer Urtheil." Cloots wurde ausgestoßen aus dem Jakobinerklub. Das war der erste Schritt zur Guillotine, seine Meinungsgenossen folgten ihm bald denselben Weg.

Außerdem bereitete Robespierre den politischen Sturz der Hebertisten durch ein Dekret vor, das er am 4. Dezember im Konvent zum Gesetz machen ließ und welches bestimmt war, der ganzen Anarchie ein Ende zu machen, durch welche die Hebertisten zur Tyrannei über Paris und die Departements, über Kriegführung und Verwaltung gelangt waren. Was immer in diesem Dekret untersagt ward, das hatten sie im Stadthause, im Kriegsministerium, in den Provinzen schrankenlos getrieben und jeder Artikel, der jetzt Ueberwachung, Verantwortung, Rechenschaft einführte, wo bisher nichts von dem Allen bestanden hatte, schlug ihrer angemaßten Herrscherstellung eine unheilbare Wunde nach der anderen. Das Gesetz vom 4. Dezember begann mit einer sehr zweckmäßigen Neuerung, indem es ein Gesetzblatt (Bulletin des lois de la République) schuf, das die amtliche Bekanntmachung aller Gesetze nach dem von dem Protokollausschuß festgestellten Text zu bringen hatte, und gab sodann dem Wohlfahrtsausschuß des Konvents eine ganze Reihe von eingreifenden Befugnissen, die jenen, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich zur regierenden Oberbehörde der Republik erhoben, insofern als sie allen übrigen Körperschaften das Selbstregieren untersagten und allgemein eine Pflicht regelmäßiger Berichterstattung an den Wohlfahrts-

ausschuß begründeten, die rein an und für sich den Begriff der Unterordnung zur Voraussetzung hatte.

An den Wohlfahrtsausschuß hatten alle zehn Tage, also jede Woche nach republikanischem Kalender, zu berichten: das Ministerium (conseil exécutif) insgesammt und jeder einzelne Minister für sich, die Verwaltungen der Bezirke, die von nun ab ausschließlich die Ausführung der revolutionären Gesetze überwachen sollten, die bei den Bezirken angestellten Nationalbeamten (agents nationaux), die in die Departements gesandten Volksvertreter. Dem Wohlfahrtsausschuß hatten sämmtliche Minister, insbesondere der des Krieges und der Marine, ihre Vorschläge wegen Ernennung und Absetzung von Beamten bezw. Offizieren zur Genehmigung einzureichen, und Sache des Wohlfahrtsausschusses endlich war es, die ganze Neuorganisation bezw. „Reinigung“ der Behörden vorzunehmen, die in dem Dekret vorausgesetzt war. Die Stellung, welche der Gemeinderath zu Paris durch unmittelbare Verbindung mit den Revolutionsausschüssen gehabt, wurde vernichtet durch die Bestimmung, daß diese letzteren ausschließlich und unmittelbar an den Sicherheitsausschuß des Konvents zu berichten hatten und jedem Gelüste der Künstler des 10. August, des 10. März und 31. Mai, sich mit einem neuen jakobinischen Staatsstreich nach bekannten Mustern zu helfen, ward begegnet durch zwei besondere Artikel: „Alle Kongresse oder Centralvereinigungen, die von den Volksvertretern oder von den Volksgesellschaften gebildet werden mögen, werden, welchen Namen sie auch tragen, wäre es selbst „Centralüberwachungsausschuß oder Central-Revolutions- oder Militärausschuß“, aufgehoben durch dieses Dekret und ganz ausdrücklich untersagt, weil sie zerstörend sind für die Einheit der Regierungsaktion und zum Föderalismus führen; die, welche bestehen, werden sich auflösen binnen 24 Stunden nach Bekanntmachung dieses Dekrets. Jede Revolutionsarmee, die nicht durch den Konvent errichtet und der ganzen Republik gemeinsam ist, wird durch gegenwärtiges Dekret verabschiedet und allen Bürgern, die solchen militärischen Körpern einverleibt sind, wird aufgegeben, sich zu trennen binnen 24 Stunden nach Bekanntmachung dieses Dekrets, bei Strafe für Rebellen gegen das Gesetz gehalten und als solche behandelt zu werden.“

Zu diesem ersten Zerwürfniß innerhalb der bisher eng verbundenen Elemente der Bergpartei kam ein neuer Bruch von anderer Seite hinzu. Danton, der als Kommissär in den östlichen Departements geweilt, war nach Paris zurückgekommen. Seit er vom Wohlfahrtsausschuß ausgeschlossen worden war, hatte er keine amtliche Stellung und keinen Einfluß mehr; im Konvent ließ er nur noch gelegentlich seine donnernden Reden vernehmen, aber der Beifall ward dünner und dünner. Man hatte ihn satt und er war des Konvents müde. So ging er nach der Heimath, nach Arcis-sur-Aube, nahm ein junges schönes Weib und schien sich ein stilles Haus gründen zu wollen. In glücklicher Abgeschiedenheit verlebte er die

Flitterwochen seiner Ehe munter und vergnügt, als ob es draußen überall Frühling wäre, und suchte den Lärm ringsum und das Blut, das an seinen Fingern klebte, zu vergessen. Er hatte einst ohne persönlichen Haß gegen einzelne das Wort des Schreckens zuerst und allein ausgesprochen. „Versöhnt euch zu großen gewaltthätigen Maßregeln, audace, audace, audace," (Kühnheit!) hatte er ihnen zugerufen mit der Gewissenlosigkeit eines praktischen Menschen, der meinte, wenn die Nation bis ins Innerste zerrissen ist, die Departements gegen die Hauptstadt im Aufruhr sind, die Feinde an den Grenzen stehen, da darf man mit Blut nicht geizen, da muß die nationale Kraft mit eiserner Faust zusammengefaßt und was sich nicht fügt, zermalmt werden. Das wollte er, das wollte er ganz, aber mehr nicht.

Das planmäßige endlose Morden dagegen, das Heraussuchen der Talente Frankreichs, das verwilderte Banditenthum widerstrebte ihm. Er hatte einst Barnave und anderen Winke gegeben, sie möchten seinen Würgern entfliehen, obgleich er sie nicht liebte. Jetzt wurden sie die ersten Opfer der Guillotine, und nun vollends die scheußlichen Metzeleien in Lyon, in Arras, im Jura, in Marseille, Toulon u. s. w. Diese Orgien des Blutdurstes widerten ihn an. Zudem war es ihm Ernst, wenn er einst gesagt: mag mein Name gebrandmarkt sein, wenn nur das Land frei bleibt, d. h. vom Ausland unabhängig, und nun wurde der Krieg von den Schreckensmännern so entsetzlich unfähig geführt. Mit diesem Gefühl der Verbitterung kam er nach Paris zurück. Alles ekelte ihn an, die blutige Anarchie der Ausschüsse, die Diktatur des von ihm tief verachteten Robespierre und die eigene Vergangenheit, die ihm in allen Schrecken dieser Gegenwart entgegentrat. Er mußte sich sagen, daß er selbst den Weg dahin gezeigt, wo man jetzt stand, und schauderte vor dem Ziel, das er so nicht verwirklicht gewünscht hatte.

Deshalb war sein erstes Wort am 26. November interessant. „Das Volk," sagte er, „will, daß der Schrecken auf der Tagesordnung bleibe; aber es will auch, daß der Schrecken seinem wahren Zwecke diene, d. h. gegen die Aristokraten, gegen die Egoisten, gegen die Verschwörer, gegen die verrätherischen Freunde des Auslandes. Das Volk *will nicht, daß auch der zittre*, der von der Natur eine größere Mitgift an Kraft nicht erhalten hat, aber mit seinen Mitteln, wie schwach sie auch seien, dem Vaterland dienen will, nein, das Volk will nicht, daß auch der um sein Leben bange u. s. w." Was dann kam, war hauptsächlich gegen die Hebertisten gemünzt.

Robespierre, als er von dieser Rede hörte, wurde mit Sorge erfüllt, sah er doch, daß der Septembermörder selbst nach Milde rief. Aber er wußte, daß er mit Danton nicht so leicht fertig werden würde, wie mit einem Hebert oder Cloots. Darum brach er denn auch der ersten Anklage gegen Danton am 25. Dezember im Jakobinerklub in einer äußerst vorsichtigen Rede die Spitze, während er gleichzeitig seine Gesinnung gegen ihn unzweideutig verrieth.

Aber auch Desmoulins und andere Freunde Danton's empfanden die Nothwendigkeit, dem grauenvollen Gebahren der letzten Wochen ein Ziel zu setzen. Desmoulins, nicht lasterhaft wie Danton, aber durch denselben bitteren Haß gegen das alte System auf die äußerste Linke der Bewegung geführt, sah jetzt seine Ideale beschmutzt am Boden liegen, er athmete auf, als Danton zurückkehrte und, ein Journalist besten Korns wie er war, fand er rasch das beste Mittel, in seine Bahn einzulenken.

Es hatte nämlich Chaumette, einige Wochen vor dem Sturm gegen die Atheisten, unter dem 10. Oktober eine Definition des Wortes suspect („Verdächtig") ausgehen lassen, die man als authentische Interpretation des Begriffs überall angenommen hatte: „Verdächtig ist, wer in den Versammlungen des Volks durch künstliche Reden, stürmisches Geschrei und Murren seine Energie aufzuhalten sucht; wer klüger als diese von den Leiden der Republik mit erheucheltem Schmerz geheimnisvolle Reden führt; wer je nach den Ereignissen Betragen und Sprache gewechselt hat; wer stumm über die Verbrechen der Royalisten und Föderalisten, mit Nachdruck gegen die kleinen Fehler der Patrioten eifert; wer, um für einen Republikaner zu gelten, eine studierte Strenge und Düsterheit an den Tag legt und sogleich nachgiebt, wenn es sich um einen Gemäßigten und Aristokraten handelt; wer die habsüchtigen Pächter und Kaufleute beklagt, gegen die das Gesetz zu strengen Maßregeln genöthigt war; wer an allem, was die Revolution angeht, keinen Antheil genommen hat; wer die republikanische Verfassung mit Gleichgiltigkeit hingenommen und grundlose Befürchtungen über ihre Dauer geäußert hat; wer nichts gegen, aber auch nichts für die Freiheit gethan; wer die Sektionen nicht besucht und sich mit Geschäften u. s. w. entschuldigt" u. s. w.

Gegen dieses ganze Treiben ließ jetzt Desmoulins ein Blatt erscheinen, das er, anknüpfend an den alten Namen des Klubs, dem er mit Danton angehört, le vieux Cordelier nannte. Es war ein Blatt voll Geist und Witz, voll beißender Satire, das ungeheures Aufsehen machte und mit Recht unter allen Tagesblättern würdig gehalten worden ist, den litterarischen Denkmälern der Revolution einverleibt zu werden.

Die erste Nummer (Januar 1794) forderte mit einem Hinweis auf England das zertretene Recht der freien Presse zurück. „Vor einem Jahre machten wir uns lustig über die angebliche Freiheit der Engländer, weil sie keine unbegrenzte Preßfreiheit haben. Und wie steht heute Frankreich neben England da? Wo ist der französische Journalist, der es wagte, von den Thorheiten unserer Ausschüsse, unserer Generäle und Jakobiner so zu reden, wie Morning-Chronicle von Pitt? Ich, der Franzose C. Desmoulins, sollte nicht ebenso frei sein, als ein englischer Journalist?"

Die zweite Nummer kehrt sich gegen die Atheisten, die dritte verhöhnt jene Lehre vom Begriff des suspect mit einer beißenden Parodie auf Stellen aus Tacitus. Da heißt es: „Genoß ein Bürger Popularität, so war

er ein Nebenbuhler des Fürsten, der einen Bürgerkrieg erregen konnte — suspect. Floh man im Gegentheil die Popularität und hielt sich still im Winkel seines Heerdes, so fiel diese Zurückgezogenheit auf und zog die Blicke anderer herbei — suspect. Warst du reich, so drohte die Gefahr, daß das Volk durch dein Geld bestochen würde — suspect. Warst du arm — niemand ist unternehmender, als wer nichts hat — suspect. Warst du von finsterer, melancholischer Gemüthsart, so warst du ärgerlich darüber, daß der Staat sich wohl befand — suspect. War's ein Philosoph, ein Redner, ein Dichter, so war der Glanz seines Namens gefährlich — suspect u. s. w.

Das war nicht für die Massen, denen die furchtbare Ironie des Tacitus nicht zugänglich war, aber für die Führer war das ein Dolchstoß. Und solche Streiche führte die Feder eines Mannes, der einst die Schreckensherrschaft glühend gepriesen und der, persönlich unbefleckt, durch die furchtbaren Dinge hindurchgegangen war. Und nachdem so seine erste Nummer gezündet, bei allen Verfolgten und Gedrückten namenlosen Jubel, bei dem herrschenden Mördergesindel rasende Wuth erregt, da wagte er's in seiner nächsten Fortsetzung vom 20. Dezember die Maske ganz abzuwerfen und gerade heraus zu sagen: „Gebt frei die 200,000 Bürger, die ihr verdächtig nennt! Was Frankreich noth thut, ist ein comité de clémence. Dies würde die Revolution zum Abschluß bringen; denn auch die Milde ist eine revolutionäre Maßregel und zwar die wirksamste von allen, wenn sie mit Weisheit gespendet wird. — Mehr als der Genius Cäsars hat die Dummheit unserer Ultrarevolutionäre die Republik verabscheuenswerth gemacht und der Monarchie den Weg gebahnt. Welcher Patriot fühlt sich nicht bei dem Wort comité de clémence („Komite der Milde") im tiefsten Innern bewegt? Der Patriotismus ist ja der Inbegriff aller Tugenden und kann folglich nicht bestehen, wo es weder Menschlichkeit noch Menschenliebe, sondern nur öde, von Selbstsucht ausgedörrte Seelen gibt. Oh! mein lieber Robespierre! An dich richte ich hier das Wort; denn ich habe den Augenblick gesehen, da Pitt nur noch dich zu besiegen hatte, da, ohne dich, das Schiff Argo unterging, die Republik ins Chaos rannte und die Gesellschaft der Jakobiner und die Bergpartei ein Thurm von Babel ward. O mein alter Schulgenosse, du, dessen glänzende Reden die Nachwelt lesen wird! Erinnere dich dieser Lehren der Geschichte und der Philosophie, daß die Liebe stärker, dauerhafter ist, als die Furcht; daß die Bewunderung und die Religion aus Wohlthaten entsprungen sind —". (Vgl. auch Kap. 24).

Robespierre hielt es nun an der Zeit, zu antworten. Er that es am 25. Dezember in Form eines Berichtes über die „Grundsätze der revolutionären Regierung", worin er indeß den alten Cordelier nirgends nannte. Nach allgemeinen Betrachtungen schloß er darin mit Ausfällen auf die Dantonisten und Hebertisten. „Man muß zwischen zwei Klippen durchsteuern: die eine heißt Schwäche, die andere Ueberstürzung, hier der M o d e r a n t i s-

mus, dort der Exceß: der Moderantismus, der sich zur Mäßigung verhält wie die Impotenz zur Keuschheit, und der Exceß, der der Energie gleicht, wie die Wassersucht der Gesundheit — die beiden Extreme führen zu demselben Ziel." Im folgenden zeigte er dann ganz deutlich, daß er unter dem Moderantismus Danton, Desmoulins mit ihrem Anhang, unter dem Exceß Hebert, Cloots und die Atheisten meinte.

Als nun der Streit zwischen den Beiden ausbrach, mischte er sich hinein, aber nicht als Bundesgenosse des Einen odern Andern, sondern als Richter über Beide, der nur bei den Dantonisten mehr schleichende Vorsicht nöthig fand als bei den Andern. „Ich erkläre," sagte er in einer Rede, „den wahren Montagnards, daß der Sieg in ihren Händen ist und nur noch ein paar Schlangen zu zertreten sind. Als aber am Tage darauf Einer im Jakobinerklub Fabre d'Eglantine zurief: „Auf die Guillotine!" da ließ Robespierre den vorlauten Schreier hinausweisen: es war noch nicht Zeit.

Einen weiteren Schritt auf dem eingeschlagenen Weg that Robespierre am 5. Februar in einer Rede „über die Grundsätze der politischen Moral". Auch hier laufen die allgemeinen Betrachtungen in einer Spitze aus, die auf die Feinde rechts und links gezückt ist. „Wir wollen eine Ordnung der Dinge, wo alle niedrigen und grausamen Leidenschaften an die Kette gelegt, alle edlen und wohlthuenden Eigenschaften durch die Gesetze geweckt sind. Wir wollen in unserem Lande den Egoismus durch die Sittlichkeit, die Gewohnheit durch die Grundsätze, die Mode durch die Herrschaft der Vernunft u. s. w. verbannen, das Grundgesetz der neuen Staatsform ist die Tugend, sobald sie des Friedens genießt, der Schrecken gegen ihre Feinde hüben und drüben, solange sie um ihre Existenz kämpfen muß." Nun folgen die üblichen Anklagen, worunter die schärfsten gegen die Hebertisten. Aehnlich sprach sein intimster Freund St. Just am 26. Februar: „Ich bin ohne Schonung gegen die Feinde meines Landes, ich kenne nur die Gerechtigkeit — die Gerechtigkeit ist nicht Milde, sondern Strenge. Es gibt eine politische Sekte in Frankreich, die alle Karten ausspielt. Spricht man ihr von Schrecken, so will sie Milde; wird man Milde, so rühmt sie den Schrecken. Sie will glücklich sein und genießen. Die die Revolution zur Hälfte machen, graben sich selber das Grab."

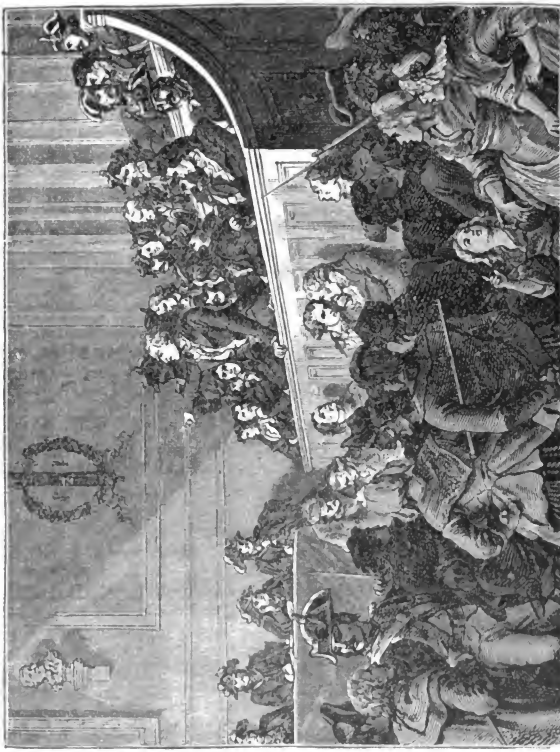
So steigerte sich das Zerwürfniß langsam und allmälig bis zum offenen Bruch. Mit heftigen Auftritten und feindseligen Ausfällen wechselten Momente scheinbarer Versöhnung, wo es an Umarmungen und Judasküssen nicht fehlte. Danton sollte sicher gemacht werden, denn er war ein wilder gefährlicher Mensch, der im Nothfall etwas wagen und auf die Massen noch immer seinen Zauber üben konnte, wie sehr er sonst auch bereits isolirt war. Hätte es Danton auf einen offenen Zweikampf mit Robespierre anlegen wollen, so war der Ausgang schwerlich zweifelhaft. Aber er wollte es nicht. Es war gerade jetzt eine seltsame Mischung von Empfindungen in ihm: neben einer schwer begreiflichen Arglosigkeit ein konvulsivisches Zusammenzucken bei dem bloßen Gedanken an Verhaftung. Er hatte überall seine vertrauten Späher, die ihn warnten und Tag für Tag die Neuigkeiten zutrugen,

aber seine Zuversicht war unerschütterlich. „Er wird es nicht wagen,'' wiederholte er seinen besorgten Freunden und selbst in den letzten Tagen noch äußerte er: „Ich glaube es nicht, ich würde den Kerl mit den Zähnen zerreißen, wenn er auch nur den Gedanken daran hegte." Nur zwei Wege standen ihm noch offen: entweder fliehen oder seinen Gegner mit einem Aufstand der Massen treffen. Auf den Rath, er solle fliehen, erwiderte er: „Ja, wenn man das Vaterland an den Schuhsohlen mit forttragen könnte!" Einen Aufstand zu wagen, erschien ihm der Mühe nicht mehr werth. Ihm lag an seinem Leben nichts mehr, ihn überkam das Gefühl der eklen Uebersättigung an seiner Vergangenheit und dabei zweifelte er an der Möglichkeit, auch durch einen glücklichen Aufstand der Revolution den Weg zu durchkreuzen: er glaubte an die fatalistische Nothwendigkeit, daß sie ihre Straße zu Ende machen müsse, sollte sie auch über ihn hinweggehen. Früher hatte er an einen Frieden mit dem Ausland, an eine Verständigung mit Preußen und Oesterreich gedacht: der Abgeordnete Hoffmann, der für Mainz im Konvent saß, hat bestätigt, daß dies sein Plan gewesen sei und daß er ihm selbst die Vermittlung aufgetragen habe. Das war jetzt auch vorbei, er sah für sich in dieser Politik keine Zukunft mehr.

Am 15. März erfolgte plötzlich die Verhaftung der Enragés, am 17. die Heraults de Sechelles, eines Freundes von Danton, durch die Schergen des Sicherheitsausschusses. Bei dem letzteren wollte man erproben, ob Danton noch etwas für seine Freunde wolle oder vermöge; verhielt er sich ruhig, dann war man seiner sicher. Danton rührte sich nicht. In der Nacht vom 31. März traf man ihn selbst. Die Häuser der Führer der Dantonisten wurden umstellt, Danton, Desmoulins, Lacroix und Philippeaux wurden verhaftet.

Bei der Nachricht dieses Ereignisses machten sich doch einzelne Stimmen im Konvent hörbar. So stumm sonst die Versammlung geworden war, Legendre und Santerre hatten große Anhänglichkeit an Danton und der erstere hatte den Muth, für ihn das Wort zu ergreifen. Das war noch nie geschehen. Seit dem Sturz der Gironde hatte man über den Tod namhafter Männer kein Wort verloren; jetzt galt es daher, mit rascher Entschlossenheit den ersten Versuch zu ersticken, den der Konvent machte, selbstständiges Leben zu zeigen. So warf sich Robespierre auf die Tribüne und hielt eine Rede, wie er noch keine gehalten hatte. Es war die Sprache brutalster Einschüchterung, wenn er sagte, wer angesichts dieses Ereignisses zittere, der sei schon um deßwillen allein strafbar, denn die Unschuld schene die öffentliche Ueberwachung nicht; die bloße Erörterung der Frage, ob die verhafteten Abgeordneten im Konvent selbst zu richten seien, laufe auf ein Verbrechen an Freiheit und Gleichheit hinaus. War das aber die Sprache nicht mehr eines Bürgers, sondern eines Tyrannen, so fehlte es weiterhin nicht an Beweisen dafür, daß dieser Tyrann sich von einem Andern hatte tyrannisiren lassen. Die Schärfe, mit der er sich von Danton und seinen Freunden, die so lange Zeit auch seine Freunde gewesen waren, jetzt lossagte, verrieth die Angst, bei einem anderen Verfahren seine eigene Gesinnungstüchtigkeit in Zweifel gezogen zu sehen, und

wer ihm diese Angst eingejagt, das zeigte sofort die Rede von Saint Just, in der Danton gemalt war als ein wahres Ungeheuer jeglicher Verworfenheit, mit dem ein rechter Patriot eigentlich niemals hätte gut Freund sein dürfen.



Danton vor dem Revolutionstribunal.

„Es liegt etwas Schreckliches," sagte er, „in der geheiligten Liebe zum Vaterland; sie ist so unbedingt ausschließlich, daß sie dem öffentlichen Wohl Alles opfert, ohne Mitleid, ohne Schaudern, ohne menschliche Rücksicht. Sie stürzt

Manlius, sie opfert die Freundesliebe" u. s. w. Robespierre hatte mehr als einen Freund, er hatte seine Ueberzeugung geopfert aus Furcht vor dem überlegenen Fanatismus seines eigenen Jüngers Saint Just.

Der Prozeß der Enragés, der Hebertisten, war leicht. Sie suchten sich herauszulügen, so elend und erbärmlich waren sie; sie zeigten sich noch würdeloser als ihre Richter und das machte vollends ihre Sache zu einer verlornen. Ihre Hinrichtung war die erste, zu deren Begrüßung man keine bezahlten Schreier brauchte. Als sie hinausgefahren wurden, rief man ihnen höhnisch zu: „Jetzt scheint sich doch der Gott zu zeigen, den ihr geleugnet habt." Sie starben zitternd und feig, sie, die gemeinen Mörder, die sich rühmten, 82 Priester eigenhändig geschlachtet zu haben (24. März).

Ganz anders war der Tod **Dantons** und seiner Freunde. Trotzig und zuversichtlich traten sie vor den Schranken auf, so daß selbst die Richter zitterten. Es war der erste Prozeß, bei dem der Ausgang zweifelhaft war. Dreist, herausfordernd bis zur Frechheit, noch form- und rücksichtsloser, als es sonst vor diesem Gericht herzugehen pflegte, ohne Scheu irgendwelcher Art, voll Haß, Trotz und Verachtung gegen die Richter und die, die hinter ihnen standen, so gaben sie sich während des Prozesses, so daß selbst diese Richter, die bekannt waren wegen ihrer ehernen Stirn, fast die Fassung verloren.

Als Danton die üblichen Fragen vorgelegt wurden, erwiderte er: „Mein Name ist im Pantheon der Geschichte, meine Wohnung wird bald in dem Nichts sein." Bei der Vertheidigung sagte er: „Meine Stimme, die sich oft für die Sache des Volkes hat hören lassen, wird keine Mühe haben, die Verleumdung zurückzuweisen. Die Feiglinge, die mich anschwärzen, haben sie den Muth, mich offen anzugreifen? Mögen sie sich zeigen und ich werde sie mit der Schmach bedecken, die sie verdienen. — Mein Kopf ist da, er bürgt für alles. Das Leben ist mir zur Last, es verlangt mich, davon befreit zu werden." Als der Präsident ihn mit der Klingel unterbrach, sagte er: „Die Stimme eines Mannes, der sein Leben vertheidigt, muß dein Geklingel übertönen." In der That ging die Gewalt seiner wohlbekannten Stimme durch die geöffneten Fenster weithin über das in dichten Massen lauschende Volk und der Eindruck innerhalb wie außerhalb des Gerichtssaales war ein mächtiger.

Die Angeklagten verlangten Gegenüberstellung mit Robespierre, Saint Just, Couthon und betrugen sich so ungeberdig, daß Fouquier-Tinville an die Triumvirn schreiben mußte und diese im Konvent den Beschluß durchsetzten, jeder Verschwörer, der der Nationaljustiz Hohn und Widerstand bietet, **verliere auf der Stelle das Wort**. Die Angeklagten hatten in der That ihre Richter zur Verzweiflung gebracht; Desmoulins schleuderte einem von ihnen seine Vertheidigungsschrift an den Kopf; Danton, Lacroix warfen mit wilden Schimpfwörtern um sich. Das machte Eindruck nach Innen und Außen. Die bezahlte Claque schwieg, die Proletarier, die drinnen und draußen in dichten Massen zuhörten, fingen an unruhig zu werden, und die Geschworenen schwankten; vier erklärten sich für Freisprechung, aber David drohte ihnen mit Anzeige und so wurde mit Gewalt ein Schuldig — schuldig

des Todes wegen Verschwörung zur Wiederherstellung der Monarchie (!) — erzwungen.

Die Verurtheilten wurden hinausgeführt wie die Andern, aber seit dem Tode des Königs war die Stimmung nicht so gedrückt und peinlich gewesen wie jetzt. Man hatte das Gefühl, wenn der Mann nicht mehr sicher ist, wer ist es dann noch? Danton ging dem Tode entgegen wie ein satter Genußmensch. „Was liegt daran," sagte er, „daß ich sterbe? Ich habe gut gelebt in der Revolution, viel Geld verthan, weidlich gezecht, viel Mädchen umarmt, gehen wir schlafen." Als er an Robespierres Haus vorüberfuhr, rief er aus: „Du wirst uns nachkommen, Dein Haus wird geschleift werden und Salz wird man an seiner Stelle streuen." Als an der Guillotine die bestellte Claque Beifall brüllte, rief Danton mit Donnerstimme: „Schweig still, undankbares Volk, du siehst einen Republikaner sterben!" und dem Henker bemerkte er: „Ein Riemen ist genug, hebe den andern für Robespierre auf!"

So starb Danton am 5. April 1794. Noch am Morgen der Hinrichtung hatte der Chef der Gendarmerie ihm angeboten, er wolle ihn mit seinen Leuten heraushauen, aber Danton erwiderte: „Es ist zu spät, laßt mich sterben. Um meinetwillen soll kein Blut mehr fließen!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Saint Just's Staatsideal. — Robespierre und das höchste Wesen. — Neue Organisation des Revolutionstribunals. — Massenmord als Selbstzweck. — Robespierre's Bruch mit dem Konvent. — Seine Vereinsamung. — Die Sitzung des neunten Thermidor. — Ächtung Robespierres und der Seinen. — Die Katastrophe auf dem Stadthause. — Robespierre's Ende.

Mit der Hinrichtung Danton's und seiner Anhänger hatte der Terrorismus sich der letzten Feinde entledigt, welche ihn nach Robespierre's Aussage hinderten, sich in vollendeter Reinheit zu entfalten. Der „Moderantismus" (die Befürworter von Milde und Mäßigung, die Dantonisten), wie der „Exceß" (die Befürworter der Vernichtung von Leben und von Allem, was heilig, die Hebertisten) hatte auf dem Blutgerüst geendet, jetzt mußte sich zeigen, was die gesunde Mitte vermöge. Was die Terroristen eigentlich wollten, war aus ihrem bisherigen Treiben schon zu ersehen, es galt die französische Gesellschaft nach einer gemachten Doktrin zurechtzuzimmern und zuzuschneiden,

das Volk erst zu schaffen für die neue Ordnung, nicht umgekehrt. Der systematische Schrecken sollte das blutige Mittel werden, eine neue Glückseligkeit aufzubauen; wer das Mittel in der Nähe betrachtete, mußte einen starren Fanatismus haben, um zu glauben, daß es zum Ziele führen werde.

Seit fast einem Jahr seufzte Frankreich unter einem Regiment, dessengleichen die Welt nicht gesehen hat. Keine Rechtspflege, keine Verwaltung gab es mehr als die der Revolutionsausschüsse und der Requisitionen, keine Sicherheit der Person, kein Eigenthum, keinen Verkehr, keine Existenz gab es mehr, außer im Kreise und unter dem Schutze der bewaffneten Proletarier, die ihre Mitbürger ächteten, mordeten und brandschatzten ohne Maß und ohne Schranke; ein Bruchtheil der Nation hatte sich mit unerhörter Gewaltsamkeit an die Spitze der Gesellschaft geschwungen; die einzige organisirte Kraft im Innern der Republik war dies bewaffnete Proletariat, dessen einziges Ideal die Ernährung auf Kosten des Staats, die Sättigung aller Begierden auf Kosten der übrigen Gesellschaft war.

Robespierre, Couthon und Saint Just zweifelten nicht an dem Gelingen des Neubaues und waren entschlossen zu jeder ferneren Blutthat, die zur Aufführung der neuen Ordnung sich nöthig erweisen würde.

Der begabteste Mann, den die Partei des reinen Terrorismus hervorgebracht, war Saint Just. Von ihm allein haben wir größere schriftliche Zeugnisse, aus denen hervorgeht, was er wollte und wie er es wollte. Er war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung. Kaum 27 Jahre alt, nahm er fast schon die hervorragendste Stellung in diesem Chaos ein. Er beugte sich mit der Ergebenheit eines Jüngers unter den Meister Robespierre, aber er war begabter, ideenreicher, charakterfester und eine vornehmere Natur als dieser. Saint Just war ganz ein Kind dieser Revolution. Bei ihrem Ausbruch eben aus dem ersten Jünglingsalter herausgetreten (geb. 1769), hatte er sich mit dem ganzen Feuer eines erregbaren Gemüths und mit der Energie eines eisernen Willens an den Dingen betheiligt. Er war der Typus der demokratischen Jugend von 1790—91, die den Standpunkt der konstitutionellen Mehrheit der Nationalversammlung als überwunden ansah und nun erst den Anfang der wirklichen Revolution gekommen glaubte. Bereits 1790 schreibt er, ein 22jähriger Jüngling, einen Brief voll Bewunderung an den ihm persönlich unbekannten Robespierre, ein Zeugniß merkwürdigster Art. In einer Zeit, wo Robespierre in der Versammlung noch ganz vereinzelt dastand, wo er vor Murren oder Gelächter meist kaum ausreden konnte, da versicherte ihm der blutjunge Saint Just: „Ich kenne Sie nicht, aber Sie sind ein großer Mann. Sie sind nicht nur der Abgeordnete einer Provinz, Sie sind der Abgeordnete der Menschheit und der Republik.“ 1791, als die erste Verfassung abgeschlossen war, trat er als Schriftsteller auf mit einer Schrift: Esprit de la révolution et de la constitution de France (Geist der Revolution und der Verfassung Frankreichs). Darin wurde die Monarchie noch zugelassen, die Verfassung aber

wie eine kleine Abschlagzahlung hingenommen, wie sie sich für die erste unvollkommene Stufe der Revolution schicke. Die erste größere Rede hielt er, wie wir sahen, beim Prozeß des Königs, wo er mit eisiger Konsequenz die Lehre geltend machte, der König sei anzusehen wie ein entwaffneter Feind und zu richten nicht nach den Gesetzen, die für Bürger da seien, sondern nach dem Völkerrecht. Sein Haupt müsse fallen, damit die Republik gegründet werden könne. Er that es, ohne irgend eine Regung des Hasses gegen die Person des Königs, mit der starren Unerbittlichkeit eines konsequenten Fanatikers. Dieses Auftreten hob ihn rasch aus der Reihe der vielen Unbekannten hervor, die in den Konvent gekommen waren; selbst ein Blatt der Girondisten erkannte in ihm ein neues viel versprechendes Talent.

Saint Just hatte sich wie Robespierre an den Schriften Rousseau's gebildet; der contrat social war sein Evangelium, ihn zu verwirklichen, der Gedanke seines Lebens. Diese Weltanschauung war in ihm Fleisch und Blut geworden, er sprach und lebte wie ihr Prophet und Priester; seine Worte hatten etwas Orakelhaftes, daher sein Beiname l'apocalyptique (der Apokalyptiker). Dazu kam eine unbeugsame Energie des Willens, eine vollkommene Unnahbarkeit für jede andere Meinung, aber, wie jeder zugleich ehrliche und begabte Fanatiker, wie geschaffen zur Bildung einer Sekte, für deren System er allein und ausschließlich lebte und arbeitete. Persönliche Leidenschaften hatte er nicht; er ging den Weg seines Systems durch Ströme von Blut, weil das, wie er glaubte, so sein müßte, aber von jener schändlichen Mordlust der persönlichen Rache und des gemeinen Verbrechens war nichts in ihm. Er hatte in Wesen und Art einen vornehmen Zug, der ihn scharf von den Jakobinern gewöhnlichen Schlages unterschied, wie er denn auch der rohen, geistlosen Ausgelassenheit der Banden, die ihm dienten, konsequent fern blieb und schweigsam, freund- und freudlos dem Kultus seiner Ideen und der Organisation des Schreckens lebte.

Unter allen Konventsmitgliedern wurde er dadurch ausgezeichnet, daß man ihm, dem Sechsundzwanzigjährigen, eine Reihe der wichtigsten Sendungen übergab. Im Oktober 1793 kam er nach dem Elsaß, als dort in Staat und Heer Alles aus den Fugen war, um, wie wir im Kap. 20 sahen, mit exemplarischer Strenge durchzugreifen. Hier an der wundesten Stelle Frankreichs hauste er wie einer, der stolz ist, daß ihn keine menschliche Empfindung je berührt; "marcher volontiers, les pieds dans le sang et dans les larmes," („Mit Freuden, frei einherschreiten, in Blut und Thränen!") war sein Wahlspruch, wie er auf einem Zettel in seinem Nachlaß gefunden worden ist. Die Rhein-Armee war durch Desertion, Noth und Mangel in einem grauenhaften Zustand: er gab ihr in Pichegru einen begabten Führer und sorgte für ihre Ausstattung durch ein System brutalster Requisition. „Zehntausend Mann sind barfuß", schrieb er einmal, „folglich ziehen sämmtliche Aristokraten noch heute ihre Schuhe aus und morgen

10 Uhr sind die 10,000 Paar Schuhe auf dem Wege zum Hauptquartier.“ Der Vernichtungskrieg gegen die Reichen und die Bourgeoisie wurde mit entsetzlicher Härte in Gang gesetzt, die Guillotine arbeitete mit rastloser Thätigkeit; jeder, auch der leiseste Widerstand wurde zermalmt, und die Jakobiner in Paris waren entzückt über die Wunder, die der jugendliche Henker mit der „heiligen Guillotine“ und dem „wohlthätigen Schrecken“ verrichtete. Keine Unmenschlichkeit ist denkbar, die hier nicht begangen worden wäre, nur mit persönlichem Haß und persönlicher Gewinnsucht hat er sich nie befleckt.

Das System forderte, das System rechtfertigte Alles. Wie er sich den Staat fertig dachte, auf den er hinarbeitete, lassen uns einige Bruchstücke ungefähr errathen, die uns unter dem Titel “Institutions” erhalten sind, und in denen einiges wenige über eine neue Form der Regierung, desto mehr über eine neue Gesellschaft gesagt ist. Der Kern dieses Plans läuft auf den Despotismus einer Anzahl von Ausschüssen und die Erziehung eines neuen Geschlechts nach Rousseau'schen und spartanischen Grundsätzen hinaus, das Ziel ist die Vernichtung des Individuums, die Zerstörung alles persönlichen Sonderlebens zu Gunsten des unumschränkten Gesammtwillens der Gesellschaft und seiner Organe. Der Staat, wie er heute ist, beruht auf einem Gesellschaftsvertrag, der seinen Zweck verfehlt und den Krieg aller gegen alle nicht beseitigt, sondern in Permanenz erklärt hat. Dieser Gesellschaftsvertrag muß aufgehoben und alle seine Merkmale bis auf den letzten Rest vertilgt werden, damit ein neuer entstehen könne.

Das wichtigste aller Gesetze ist nach Rousseau das der gesellschaftlichen Ordnung; um diese naturgemäß zu begründen, bedarf es eines neuen Geschlechts, das durch eine eigenthümliche Methode der Erziehung herangebildet werden muß. Vom fünften Jahre an gehören die Kinder nicht mehr der Familie, sondern der Republik an; die Erziehung ist gemeinsam und streng, hält besonders auf Schweigen und Verachtung aller Rhetorik. Die Schulen für die Kinder von 5—10 Jahren sind auf dem Lande. Unterrichtsgegenstände sind Lesen, Schreiben, Schwimmen. Schläge und Schmeicheleien sind streng verboten. Die Kinder sind in Leinen gekleidet, schlafen acht Stunden, leben von Wurzeln, Obst, Gemüse, Milch, Brod und Wasser. Die Erzieher sind mindestens 60 Jahre alt und werden vom Volke gewählt. Die Erziehung der Kinder von 10—16 Jahren beschäftigt sich mit der Vorbildung zum Krieg und zum Ackerbau, sie sind in Kompagnieen, Bataillone und Legionen eingetheilt. Von 16—21 Jahren lernen sie ein bestimmtes Geschäft u. s. w.

Also eine rein physische Erziehung nach dem Muster der Jugend des Griechen Lykurgs, die allen Ballast von Bildung und Gesittung über Bord warf und unmittelbar in die Wälder Rousseaus zurückführte. Rückverwandlung Frankreichs aus einem Kulturvolk in ein Naturvolk

von wahrhaften Bauern — das war das Traumbild, das ihm vor der Seele schwebte. „Nur ein Bauernvolk kann tugendhaft und frei sein. Ein Handwerk paßt schlecht zu einem wahren Bürger. Die Hand des Menschen ist nur für die Erde oder die Waffen gemacht“, heißt es in seinen „Institutions”.

Ebenso wie Saint Just dachte Robespierre. Auch er war für Fortdauer des Massenmordes ohne Gnade und Erbarmen, für Erweiterung und Beschleunigung desselben ohne Maß und Ziel. War dieses an sich schon entsetzlich genug, noch entsetzlicher wurde es dadurch, daß sich nirgends ein positiver Zweck enthüllte, mit dem man hätte versuchen können, das grausige Mittel nicht zu heiligen, aber doch einigermaßen zu entschuldigen. Was selbst als Mittel zum Zweck unerträglich gewesen wäre, ward zum Selbstzweck, unabsehbar nach seinem Umfange, unabsehbar auch nach seiner Dauer. Der Massenmord ward zum eigentlichen Inhalt der Lebensthätigkeit der Republik; von Allem, was deren Machthaber und Gesetzgeber verfügten, das Einzige, das nie mißlang, das aus jeder Prüfung und Gefahr siegreich und neu gestärkt hervorging. Sich selber haben die Machthaber ja eingebildet, daß sie ein Staatsideal hätten, das für alle Schrecken und Opfer, die seine Verwirklichung gefordert, reichlich entschädigen werde, aber irgend eine Bürgschaft dafür, daß damit der Massenmord ein Ende nehmen werde, vermochten sie doch nicht einmal auf dem Papier zu geben. In dem Entwurf eines Katechismus, der sich unter den Papieren Robespierres gefunden hat, lesen wir folgende Sätze: „Welches ist der Zweck? Die Vollstreckung der Verfassung zu Gunsten des Peuple. Welches sind unsere Feinde? Die Lasterhaften und die Reichen. Welche Mittel werden diese anwenden? Die Verleumdung und die Heuchelei. Was kann die Anwendung dieser Mittel begünstigen? Die Unwissenheit der Sansculottes. Folglich muß man den Peuple aufklären. Aber welches sind die Hindernisse der Unterweisung des Peuple? Die feilen Schriftsteller, welche es in die Irre führen, durch tägliche unverschämte Lügen. Was folgt daraus? Daß man die Schriftsteller ächten muß als die gefährlichsten Feinde des Vaterlandes.“ Durchstrichen, aber gleichwohl lesbar fanden sich auf demselben Blatte noch die Sätze: „Welches andere Hinderniß steht der Unterweisung des Volkes im Wege? Das Elend. Wann wird also das Volk aufgeklärt sein? Wenn es Brod hat und die Reichen und die Regierung aufhören, arglistige Federn und Zeugen zum Zweck seiner Täuschung zu besolden; wenn ihr Interesse mit dem des Peuple eins und dasselbe wird geworden sein. Wann wird ihr Interesse mit dem des Peuple eins und dasselbe geworden sein? Niemals.“

Robespierre wollte nun zunächst mit der religiösen Umschaffung der Gesellschaft beginnen und trat am 7. Mai (18. Floréal) mit einem dießbezüglichen Antrag hervor. Er hielt eine lange Rede „über die Beziehungen der religiösen und moralischen Ideen zu den republikanischen

Grundsätzen und über die nationalen Feste.“ Nach einer Kette von heftigen Ausfällen gegen die Atheisten und Encyklopädisten wies er darin nach, daß ein Staat etwas nöthig habe, was er être suprême, „höchstes Wesen“ nennt, und daß der Gesetzgeber deshalb die Pflicht habe, den Kultus dieses Wesens auf fester Basis zu begründen. Und dann schloß er mit dem Hauptantrag: „Das französische Volk anerkennt das Dasein des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele“, und den weiteren Anträgen: „Das französische Volk anerkennt, daß die würdige Verehrung des höchsten Wesens die Erfüllung der Menschenpflicht ist“. „Es setzt an die Spitze dieser Pflichten die, den Unglauben und die Tyrannei zu verabscheuen, die Tyrannen und die Verräther zu bestrafen, den Unglücklichen zu helfen, die Schwachen zu achten, die Unterdrückten zu vertheidigen, anderen alles mögliche Gute und niemandem Unrecht zu thun.“

Die Rede fand im Konvent großen Beifall, noch größeren fand außerhalb desselben die Veranstaltung des ersten Festes, mit welchem die öffentliche Verehrung des höchsten Wesens eingeweiht werden sollte. Im Konvent gab es stürmische Zustimmung eigentlich nur bei den Sätzen, in denen über Priester und Priesterthum schonungslos der Stab gebrochen ward. „Fanatiker“, rief Robespierre, „hofft nichts von uns! Wer die Menschen zu dem reinen Dienst des höchsten Wesens zurückruft, versetzt dem Fanatismus einen tödtlichen Streich. Alle Erdichtungen verschwinden vor der Wahrheit und alle Thorheiten fallen vor der Vernunft. Ohne Zwang, ohne Verfolgung sollen alle Sekten sich verschmelzen in der Naturreligion, die alle umfaßt. (Beifall.) Wir werden euch also rathen, die Grundsätze aufrecht zu erhalten, die ihr bisher kundgegeben habt. Die Freiheit der Gottesdienste werde geachtet, eben zum Triumph der Vernunft; aber sie störe nicht die öffentliche Ordnung und werde kein Mittel der Verschwörung. Sollte revolutionsfeindliche Bosheit sich unter diesem Vorwand verstecken, schlagt sie nieder und baut im Uebrigen auf die Macht der Grundsätze und die Gewalt der Dinge. Ehrgeizige Priester, erwartet demnach nicht, daß wir eure Herrschaft wieder aufrichten wollen! Solch ein Unterfangen ginge selbst über unsere Kräfte. (Beifall.) Ihr selbst habt euch getödtet und zum moralischen Dasein kann man so wenig zurückkehren, wie zum physischen. Und was haben schließlich die Priester gemein mit Gott? Die Priester sind für die Moral, was die Schwindler für die Medicin. (Neuer Beifall.) Wie sehr ist der Gott der Natur verschieden von dem Gott der Priester! (Anhaltender Beifall.) Ich kenne nichts dem Atheismus so Aehnliches, als die Religion, die sie gemacht haben; durch planmäßiges Verunstalten des höchsten Wesens haben sie es, soviel an ihnen lag, vernichtet; sie haben bald eine feurige Kugel aus ihm gemacht, bald einen Stier, bald einen Baum, bald einen Menschen, bald einen König; die Priester haben einen Gott nach ihrem Bild gemacht; sie haben ihn eifersüchtig, launisch, gierig, grausam, unversöhnlich gemacht; sie haben ihn behandelt, wie einst die Hausmeier die

Nachkommen Clodwigs behandelten, um unter seinem Namen zu regieren und sich an seine Stelle zu setzen; sie haben ihn in den Himmel gesperrt, wie in einen Palast und auf die Erde nur gerufen, um zu eignem Vortheil Zehn=



Robespierre beim Fest des höchsten Wesens.

ten, Reichthümer, Ehren, Freuden, Macht zu fordern. (Lebhafter Beifall.) Der wahre Priester des höchsten Wesens ist die Natur; sein Tempel das Weltall; sein Gottesdienst die Tugend; seine Feste die Freude eines großen

Volkes, das unter seinen Augen zusammentritt, um die zarten Bande der allgemeinen Verbrüderung fester zu knüpfen und ihm die Huldigung empfindungsvoller und reiner Herzen darzubringen. Priester, durch welchen Titel habt ihr eure Sendung nachgewiesen? Seid ihr gerechter, bescheidener, wahrheitsliebender gewesen, als die anderen Menschen? Habt ihr die Gleichheit geliebt, die Rechte der Völker vertheidigt, den Despotismus verabscheut und die Tyrannei bekämpft? Ihr habt zu den Königen gesagt: „Ihr seid die Abbilder Gottes auf Erden; von ihm allein habt ihr Gewalt;“ und die Könige haben euch geantwortet: „Ja, ihr seid wirklich die Abgesandten Gottes; vereinigen wir uns, um die Beute und die Anbetung der Sterblichen zu theilen.“ Das Scepter und das Rauchfaß haben zusammengewirkt, um den Himmel zu entehren und die Erde zu vergewaltigen. (Beifall.)“

Der Beifall, der diesen Sätzen gespendet ward, galt nicht dem eigentlichen Plan Robespierres, er kam von Männern, denen „das höchste Wesen“ unerträglich gewesen wäre, wenn seine Ausrufung nicht begleitet wurde mit unerbittlicher Verurtheilung und Verwünschung alles Priesterthums. In diesem Kreise war denn auch nicht ein Hauch der Festbegeisterung zu finden, mit der die Masse der Pariser am 8. Juni zur Feier des höchsten Wesens zusammenströmte. Der Anblick dieser unabsehbaren Schaaren von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen, die im Festgewand mit dreifarbigen Bändern und Fahnen, mit Eichenzweigen, Rosen, Blumengewinden, einherzogen, um zu huldigen der Gottheit, deren ganze Schöpfung selber prangte in Majestät und Herrlichkeit, war so unbeschreiblich rührend, daß Robespierre in tiefster Seele davon ergriffen ward. „Das ist“, rief er aus, „der würdigste Theil der Menschheit. Hier ist das Weltall vereinigt. O Natur, wie erhaben, wie wonnevoll ist deine Macht! Wie müssen die Tyrannen erblassen bei der Idee dieses Festes.“ Die Festfreude, die aus dieser Menschen Augen strahlte, war nicht befohlen und nicht gemacht; sie stammte aus Empfindungen, die zu lange mit Gewalt zurückgedrängt, hervorbrachen mit unaufhaltsamer Wucht, am ersten Tage, da auch Guillotine und Richtkarren feiern mußten, und die sicherlich nicht angekränkelt waren durch die Befürchtung, dies Fest sei am Ende doch nichts weiter als die pomphafte Vorrede zu neuem Massenmord. Aber gerade dies war der Fall und anders war es auch gar nicht einmal gemeint, denn die erste Rede, die Robespierre als Festpräsident des Konvents an diesem Tage hielt, endete mit den Worten: „Volk, geben wir uns heute unter dem Schutze der Gottheit den Rührungen einer reinen Freude hin! Morgen kämpfen wir wieder gegen Laster und Tyrannen.“ Und damit stimmte dann auch die Auslegung, die der Jakobinerklub dem Verlaufe des Festes amtlich gab. In dem Blatt „Der Berg“ las man am Schluß einer feurigen Verherrlichung des Tages: „Die Frische des allgemeinen Festschmuckes, die Schönheit des Tages, die freie Heiterkeit des Volkes, die tausend Mal wiederholten Hochrufe

auf die „Republik“, „unsere Vertreter,“ „den Berg“ haben auf ebenso schreckliche als beredte Weise den Aristokraten gezeigt, daß ihre letzte Stunde endlich geschlagen hat, daß sie für immer einer Stadt entfliehen müssen, in der ein ganzes Volk, indem es die Existenz der Gottheit, die Unsterblichkeit der Seele und — den Tyrannen den Tod verkündet, den Frevlern, den Verräthern und Verschwörern keine Hoffnung mehr läßt, der unerbittlich rächenden Gerechtigkeit zu entrinnen.“ Dieser entmenschten Gesellschaft war nachgerade unmöglich geworden, irgend etwas zu fassen und zu denken, das nicht anfing mit Schrecken und endete in Blut. Waren die Folgen des Festes eine unsägliche Enttäuschung für alle, die gemeint hatten, der Regenbogen der Menschlichkeit werde endlich am Himmel der Republik erscheinen, so hatte schon der Verlauf desselben die Feststimmung Robespierres aufs Allerempfindlichste getrübt.

Mit Ausnahme der ersten Morgenstunden, da er von dem Zimmer seines Freundes Vilate aus den Ausmarsch der Festkolonnen betrachtete und in seiner Rührung sich derart vergaß, daß er den Konvent über die festgesetzte Stunde auf sein Erscheinen warten ließ, hat er keinen einzigen Augenblick ungemischter Festfreude mehr gehabt.

Nach der Einleitungsrede hatte er eine sinnbildliche Handlung zu vollziehen, nämlich in der Mitte des Festplatzes im Tuilerieengarten ein aus Holz und Pappe hergestelltes Ungeheuer, welches den „Atheismus“ darstellte, mit der „Fackel der Wahrheit“ in Brand zu stecken, damit aus Qualm und Rauch das Standbild der Weisheit sieghaft hervortreten konnte. So hatte es einer der geistvollsten Einfälle des Malers David gewollt, der für das ganze Fest den Plan ausgearbeitet. Der Atheismus brannte denn auch dem Programm gemäß zu Asche zusammen und das Bild der Weisheit verfehlte nicht zu erscheinen, aber nicht weiß wie ein Engel, sondern geschwärzt, rußig, wie ein Kaminfeger; und an diese Adresse gerichtet nahm sich nun die zweite pomphafte Rede Robespierres einigermaßen scherzhaft aus.

Weit schlimmer aber war, was sich bei dem Festzug von den Tuilerien nach dem Marsfeld, wo auf einem künstlichen Berg ein großes Festkonzert veranstaltet ward, und vom Marsfeld zurück nach den Tuilerien begab.

Robespierre erschien in gelben Kniehosen und himmelblauem Rock, trug wie die Volksvertreter, die auf Sendung sich befanden, die dreifarbige Schärpe und den Hut mit wallendem Federbusch; in der Hand hatte er einen mächtigen Blumenstrauß.*) So schritt er dem Konvent voraus und zwischen ihm und den Abgeordneten entstand, sei es, weil er ohne Absicht zu schnell, sei es, weil die Anderen mit Absicht zu langsam gingen, ein sehr weiter Zwischenraum; da er nun auch durch die Menge der Zuschauer mit dem Ruf “vive

*) Robespierre's Eitelkeit drängte sich jedenfalls zu sehr in den Vordergrund. Er war eben namenlos eitel; sein Haus war klein, seine Genüsse nüchtern und schlicht, aber in jedem Winkel traf sein Blick auf irgend ein Bild, irgend einen Abklatsch seines Gesichts und seiner Gestalt. Auch ging er nicht schmutzig und ungekämmt einher, wie die Sansculottes, sondern zeigte eine gesuchte Zierlichkeit in seiner äußeren Erscheinung. Das muß an diesem Tage besonders grell hervorgetreten sein.

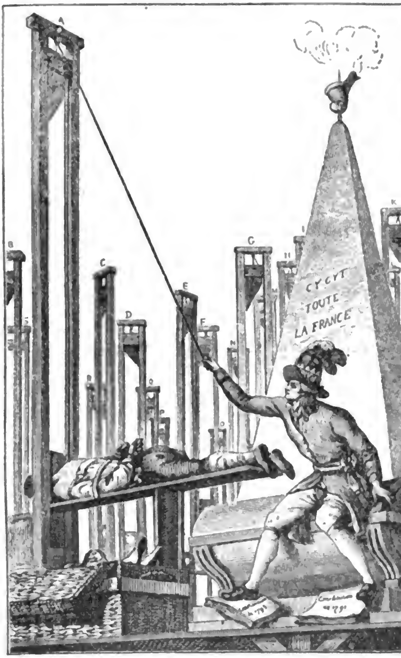
Robespierre" vielfach ausgezeichnet ward, so nahm er sich aus nicht bloß wie der Sprecher, sondern wie der Held des Festes, und unter seinen Feinden im Konvent loderte eine Stimmung auf, die sich in den verletzendsten Worten Luft machte. „Seht Ihr," hieß es da, „wie man ihn beklatscht? Will er nicht den König spielen? Ist er nicht der Hohepriester des höchsten Wesens? Herr zu sein, genügt ihm nicht; er muß durchaus ein Gott sein." So hörte man reden unter den Abgeordneten, die vorne im Zug gingen; es waren Dantonisten, unter denen Lecointre aus Versailles das größte Wort führte; mehr als zwanzig Mal hat er ihn „Tyrann", „Diktator" geschimpft und Robespierre hörte von diesen Lästerreden auf dem Marsfeld genug, um sich unheilbar verwundet zu fühlen. „Pygmäen," soll er gesagt haben, „wollen die Verschwörung der Titanen erneuern." Und eine Verschwörung, die in seiner nächsten Umgebung, in den Ausschüssen und im Konvent ganz unmittelbar gegen ihn selbst gerichtet sei, ihn belauere und umspähe bei Tag und Nacht, um ihm im ersten unbewachten Augenblick den Dolch in's Herz zu jagen — das war das gespenstische Bild, das ihm fortan nicht mehr von der Seele wich und das auch keineswegs bloß ein Gespenst war.

Doch thäte man unrecht, wollte man auf diese persönliche Stimmung das Gesetz zurückführen, das er am 10. Juni (22. Prairial) durch Couthon im Konvent einbringen ließ. Die Absicht, den Massenmord mit neuem Schwung aufzunehmen, nachdem er einen Tag geruht, hatte er ja am Morgen des Festes selber öffentlich ausgesprochen. Nur die Richtung, die er ihm gab, war durch seine letzten Erlebnisse beeinflußt; das ist denn auch alsbald durchschaut worden und hat Anlaß zu höchst bezeichnenden Auftritten in der Versammlung gegeben.

Das berüchtigte Gesetz nun, das am 22. Prairial durch Couthon beantragt und durch Robespierre mit großem Nachdruck empfohlen wurde, verordnete zunächst eine bedeutende Vermehrung des Personals des Revolutionsgerichts. Dem Präsidenten Dumas wurden drei Vizepräsidenten beigegeben: Coffinhal, Sellier, Naulin; dem öffentlichen Ankläger Fouquier vier Stellvertreter. Die Zahl der Richter wurde auf 12, die der Geschworenen auf 50 gebracht. So viel Leute waren nöthig, um dem Gerichtshof das gleichzeitige Arbeiten in vier Sektionen zu gestatten und der Zweck des Gesetzes war, den Massenmord rascher und umfassender als bisher zu vollstrecken, den Massenmord, nunmehr ganz nackt, von jeder Bekleidung, geschweige denn Verkleidung völlig frei.

Der Artikel 6 gab 11 Gattungen von „Volksfeinden" an, welche nach diesem Gesetz das Leben verwirkt hatten; ein Absatz lautete dehnbarer als der andere. Volksfeind war, wer Entmuthigung verbreitete, wer durch Aussprengen falscher Nachrichten im Volk Spaltung und Verwirrung erzeugte, die öffentliche Meinung irre führte, die Sitten verschlechterte, das öffentliche Gewissen verdarb; Volksfeinde waren „diejenigen, welche das Volk und seine Vertreter getäuscht haben, um sie zu Maßregeln zu verleiten, welche den Interessen der Freiheit entgegen sind". Nach den 14 Paragraphen dieses Artikels mußte jeder anständige Mensch bis zum Beweis des Gegentheils für

einen Volksfeind gelten. Zum Beweis des Gegentheils aber konnte es gar nicht kommen, weil es für die Annahme der Schuld eines Beweises gar nicht bedurfte, denn der Artikel 8 lautete: „Der zur Verurtheilung der Feinde



Flugblatt-Facsimile.

Robespierre richtet, nachdem er alle Franzosen hat guillotiniren lassen, mit eigener Hand den Henker hin. Jede Guillotine erinnert an eine Kategorie seiner Opfer. A Der Henker; B Wohlfahrtsausschuß; C Ausschuß der allgemeinen Sicherheit; D Revolutionsgericht; E Jakobiner; F Klub der Cordeliers; G Brissotins; H Girondisten; I Philipotins; K Chabotins; L Hebertistes; M Adel und Geistlichkeit; N Leute von Talent; O Greise, Frauen und Kinder; P Soldaten und Generäle; Q Bestehende Obrigkeit; R Nationalversammlung; S Volksgesellschaften.

des Volks nothwendige Beweis ist jede Art von Urkunden, materiell oder moralisch, mündlich oder schriftlich, welche ihrer Natur nach geeignet ist, die Zustimmung jedes gesunden und verständigen Kopfes zu erlangen. Die

Richtschnur der Urtheile ist das Gewissen der durch die Liebe zum Vaterlande aufgeklärten Geschworenen; ihr Zweck der Triumph der Republik und der Untergang ihrer Feinde; das Verfahren besteht in den einfachen Mitteln, welche der Menschenverstand angibt, um in den vom Gesetz geforderten Formen zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen." Diese Formen sind allerdings sehr einfach: sie bestehen darin, daß der Angeklagte öffentlich vorgeführt, gefragt und dann verurtheilt wird; ein geheimes Vorverhör findet nicht statt; eine Zeugenvernehmung ebensowenig, wenn „materielle oder moralische Beweise" vorhanden sind (Artikel 13), und Vertheidiger wurden auch nicht bewilligt. Das drückte Artikel 16 in den wunderbaren Worten aus: „Das Gesetz gibt verleumdeten Patrioten als Vertheidiger patriotische Geschworene, keine Vertheidiger bewilligt es den Verschwörern", die sind also ohne jedes Verfahren als solche schon kenntlich.

Als die 22 Artikel des Gesetzes verlesen waren, sagte der Abg. Ruamps: „Das Dekret ist wichtig: ich verlange, daß es gedruckt und vertagt werde. Würde es ohne Vertagung angenommen, so schösse ich mir eine Kugel durch den Kopf." Lecointre unterstützte den Antrag und fügte hinzu, mit einer Frist von zwei Tagen würden sie zufrieden sein. Diese Forderung war bescheiden genug. Die Zumuthung aber, solch ein Gesetz durchzuberathen und anzunehmen in derselben Sitzung, in der es verlesen ward, ohne auch nur nachlesen zu können, was darin stand, also ohne jede Möglichkeit einer ernsteren Prüfung war eine geradezu tyrannische Vergewaltigung, und als Robespierre auf dieser Zumuthung bestand, da zeigte er, daß er es auf Ueberrumpelung abgesehen hatte. Sein stärkster Grund für die Beschleunigung war „jene feige und verbrecherische Meinung der Aristokratie", die seit Beginn der Revolution nicht aufgehört hat, direkt oder indirekt eine Amnestie zu fordern für die Verschwörer und die Feinde des Vaterlandes." Die Widerlegung dieser Meinung würde durch einen zweitägigen Aufschub des Dekrets von ihrer Kraft nichts verloren haben, wohl aber wäre der Konvent schneller auf eine Falle aufmerksam geworden, die ihm in dem Gesetz gestellt war.

Die Artikel 9 und 10 lauteten nämlich: „Jeder Bürger hat das Recht, Verschwörer und Revolutionsfeinde festzunehmen und vor die Behörden zu bringen. Er ist gehalten, sie anzuzeigen, wenn er sie kennt. Niemand aber kann solche dem Revolutionsgericht übergeben, außer dem Konvent, dem Wohlfahrtsausschuß, dem Sicherheitsausschuß, den Kommissären des Konvents und den öffentlichen Anklägern."

Das Gesetz war bereits angenommen, als Bourdon (Oise) am 11. Juni sagte, er glaube nicht, daß der Konvent durch diese Artikel beabsichtigt habe, das Verhaftungsrecht der Ausschüsse auch auf die Mitglieder des Konvents ohne vorhergehenden Beschluß desselben auszudehnen. „Nein, nein!" rief es da von allen Seiten. „Ich war," fuhr Bourdon fort, „auf diese heureux murmures (glücklichen Einwände) gefaßt, sie kündigen an, daß die Freiheit unzerstörbar ist. Beschließen wir, daß die Ausschüsse wie früher vorläufige Verhaftungen verfügen, daß aber verhaftete Volksvertreter nicht vor

das Revolutionsgericht gebracht werden können, bevor der Konvent den Anklagebeschluß gegen sie erlassen hat." Im Sinne dieses Antrags beschloß der Konvent, weil Robespierre und Couthon nicht zugegen waren. Am Tag darauf aber kamen sie zornentbrannt in die Sitzung und forderten unter den heftigsten Ausfällen wider Bourdon die Zurücknahme eines Beschlusses, der eine empörende Beleidigung des Wohlfahrtsausschusses sei; die Zurücknahme ward ausgesprochen und das Damoklesschwert, das über dem Konvent hängen sollte, blieb hängen. Ein bezeichnender Zwischenfall aus der Verhandlung verdient mitgetheilt zu werden. Robespierre hatte gesagt: „Es wäre der Gipfel der Schändlichkeit, wenn einige unserer Kollegen durch Verleumdung irre geleitet über unsere Absichten und den Zweck unserer Arbeiten...."

Bourdon (von der Oise): „Ich verlange, daß man beweise, was man behauptet; eben ist ziemlich klar gesagt worden, ich sei ein Frevler."

Robespierre: „Ich verlange im Namen des Vaterlandes, daß mir das Wort gewahrt bleibe. Ich habe Bourdon nicht genannt. Weh dem, der sich selbst nennt!"

Bourdon (von der Oise): „Ich fordere Robespierre heraus, daß er beweise...."

Robespierre: „Aber wenn er sich wiedererkennen will in dem allgemeinen Bilde, das zu zeichnen die Pflicht mich gezwungen hat, so liegt es nicht in meiner Macht, ihn daran zu hindern. Ja, der Berg ist rein, er ist erhaben und die Ränkeschmiede sind nicht vom Berg (Stimme: nenne sie!). Ich werde sie nennen, wenn es sein muß."

Seit diesem Auftritt wußte Bourdon, daß es für ihn binnen Kurzem heißen würde: er oder ich. Robespierre wußte aber nicht, welch unheilbaren Eindruck er bei der Versammlung gemacht hatte dadurch, daß er todtbringende Anklagen in einer Weise erhob, durch die sich Jeder getroffen fühlen konnte, und das in demselben Augenblick, da er beim Revolutionstribunal die letzten schwachen Brustwehren des Rechtsschutzes der Unschuld hinweggeräumt.

Noch vor diesem Auftritt im Konvent hatte Robespierre im Wohlfahrtsausschuß sehr heftige Erörterungen wegen seines Gesetzes vom 22. Prairial gehabt. Billaud-Varennes hatte gleich am 23. die rücksichtslose Eigenmacht in der Art seines Vorgehens getadelt und es als einen noch nicht erlebten Verstoß gegen die Grundsätze und den beständigen Brauch des Ausschusses bezeichnet, daß er sein Gesetz im Konvent eingebracht habe, ohne es dem Ausschuß vorher mitzutheilen. Als er darauf kühl erwiderte, da im Ausschuß bisher Alles im Vertrauen abgemacht worden sei, habe er geglaubt, mit Couthon allein vorgehen zu können, war ihm von mehreren Seiten geantwortet worden, in so ernsten Sachen hätte ein Einzelner niemals für sich gehandelt und dies Dekret insbesondere sei von zu großer Wichtigkeit, als daß es im Ausschuß nicht wenigstens hätte gelesen werden müssen. Billaud fügte hinzu, sobald ein Mitglied des Ausschusses sich herausnehmen dürfe, solch ein Dekret allein dem Konvent vorzuschlagen, so werde man keine Freiheit der Meinungen mehr, sondern nur noch den Willen eines Einzigen haben.

Wie im Konvent war auch im Ausschuß nicht der Inhalt des Gesetzes, nicht die empörende Verleugnung aller Regeln des Beweisverfahrens wie aller Menschenrechte der Angeklagten Ursache der Aufregung und der Erörterung, sondern lediglich die bald so, bald anders verkleidete Angst um das eigene Leben und der aufrichtige Wunsch lieber Andere als sich selber gemordet zu sehen. Der Wortwechsel im Ausschuß, der schließlich so laut wurde, daß auf der Terrasse der Tuilerien die Vorübergehenden stehen blieben, um den Schimpfworten zu lauschen, die da aus den geöffneten Fenstern herausflogen, war ein Aufbegehren derer, die in der formlosen Einbringung des Gesetzes mit vollem Recht eine gegen sie gerichtete Drohung erblickten, und der Friedensschluß am Ende täuschte Niemand, am wenigsten die scheinbar Versöhnten. „Jetzt kenne ich dich,“ sagte Robespierre zu Billaud. „Und ich dich nicht minder,“ lautete die Antwort. Durch sein Gesetz vom 22. Prairial hatte Robespierre gebrochen mit Allen, die noch an eine Umkehr zu Recht und Menschlichkeit geglaubt, und in demselben Augenblick die Gemeinschaft mit denen zerrissen, die seine Autorität bisher nur ertragen, weil sie ihnen Sicherheit vor Anklage und Strafe verbürgte. Der Wohlfahrtsausschuß, dessen Mitglied er selber war, hielt noch an sich, als „der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit“, dem er nicht angehörte, bereits einen Sturmlauf wider ihn unternahm.

Es war am 15. Juni, als ein Mitglied dieses Ausschusses, der Abgeordnete Vadier, im Konvent Bericht erstattete über eine höchst gefährliche „Vorschule des Fanatismus“, die im Kreise einer gewissen Katharina Théot entdeckt worden sei. Mit sehr ernster Miene trug er über Geheimnisse und Offenbarungen dieser „Mutter Gottes“ und über den Propheten unter ihren „Erwählten“, den ehemaligen Karthäuser Dom Gerle, Dinge vor, über die die Versammlung immer von Neuem in schallendes Gelächter ausbrach. Gleich nach den ersten Sätzen seiner Schilderung war klar, daß die Geißelhiebe, mit denen er die alte Schwindlerin und ihren Oberpriester traf, auf den Papst des höchsten Wesens (Robespierre) gemünzt waren, der unter den Weibern seinen begeistertsten Anhang hatte und von dem man wohl vermuthen konnte, daß er an den Verzückungen auch dieser „heiligen Mutter“ nicht ganz unbetheiligt sei.*) Robespierre aber mußte gerade in dieser Sitzung den Präsidentenstuhl inne haben und unter den Blicken, Rufen und Geberden einer sich auf seine Kosten königlich belustigenden Versammlung eine Folter ärgster Art über sich ergehen lassen. Der Konvent beschloß Anklage gegen die Mitglieder dieser höchst strafbaren Verschwörung, außerdem den Druck des Berichts und seine Verbreitung in sämmtlichen Gemeinden der Republik; als nun aber Fouquier-Tinville, seines Amtes walten wollte, da stieß er auf ein Hinderniß, welches bewies, wie blutig dieser Hieb getroffen hatte. Robespierre befahl ihm, die Sache zu vertagen, „im Wohlfahrtsausschuß und im Namen dieses Ausschusses.“ Ueber dieses Veto führte Fouquier Klage bei

*) In dem Bette der Mutter Gottes sollte sich ein Brief gefunden haben, in welchem Robespierre „der Sohn des höchsten Wesens, das ewige Wort, der von den Propheten verkündigte Messias“, genannt war. Natürlich war der Brief gefälscht, Vilate selbst bezeugt: „Die alte Betschwester habe nicht einmal ihren Namen schreiben können.“

seinen Freunden im Sicherheitsausschuß mit den Worten: „Er, er, er ist dagegen im Namen des Wohlfahrtsausschusses." Der Aufschub, den Robespierre gefordert, fand wirklich statt, aber der ganze Vorgang ließ doch auf eine Lage schließen, deren Ernst Robespierre nicht verkennen durfte.

Wohlan, was that er, nachdem er Kriegserklärungen ausgetheilt und in Empfang genommen, nachdem er Haß, Feindschaft und Argwohn gesät nach allen Seiten? Ergriff er die Diktatur, die er doch wollen mußte, wenn sein Thun. Sinn und Zweck haben sollte? Führte er den Schlag, zu dem er drohend den Arm erhoben? Nahm er sie fest die „Schurken", die „Verräther" aus der eigenen Partei, für deren schleunige Bestrafung er das Revolutionsgericht mit neuen, unerhörten Rechten ausgestattet? Nahm er Rache an den verworfenen Delatoren des Sicherheitsausschusses, die die größte That seines Lebens so schmählich besudelt, ihn, den Priester des 8. Juni, so grausam verhöhnt hatten? Nein, er that nichts von all dem, was die Einen hofften, die Andern fürchteten, Alle erwarten mußten. Was er aber that, erscheint heute wo möglich noch unbegreiflicher, als es damals erschien.

Er verschwand aus dem Konvent, und verschwand aus dem Wohlfahrtsausschuß, er nahm nicht mehr Theil an der Gesetzgebung und auch nicht mehr an der Regierung; er kam nur noch in den Jakobinerklub, um dort Klage- und Hetzreden zu halten, arbeitete auch in dem „Bureau der Allgemeinen Polizei"; die fürchterliche Waffe aber, die er durch sein Gesetz für den Massenmord geschmiedet, überließ er seinen Todfeinden in dem Ausschusse der „öffentlichen Wohlfahrt" und der „allgemeinen Sicherheit", die beschlossen hatten, ihn zu verderben, um nicht selber durch ihn zu fallen.

Begonnen hatten aber die grandes fournées, die „Massenhinrichtungen", die seit dem 14. Juni Ankläger, Richter, Geschworene und Henker in eine fieberhafte Thätigkeit versetzten und sieben entsetzliche Wochen dauerten. An dem genannten Tage endeten 30 Parlamentsräthe von Toulouse und Paris auf dem Blutgerüste, und in derselben Stunde beschloß der Konvent auf Antrag von Elie Lacoste, Mitglied des Sicherheitsausschusses, gegen 54 Menschen Anklage zu erheben, als mitschuldig der conspiration de Batz ou de l'étranger; drei Tage darauf wurden sie sämmtlich verurtheilt und hingerichtet, nachdem am Tag vorher 37 Häftlinge zu Bicêtre wegen angeblicher Verschwörung guillotinirt worden waren. Der Massenmord vermehrte die Zahl seiner Opfer um mehr als das Doppelte. In den 45 Tagen, vor Robespierre's Austritt aus dem Ausschuß hatte die Zahl der Hingerichteten sich auf 577 belaufen: in den 45 Tagen vom 23. Prairial bis zum 9. Thermidor (27. Juli) stieg die Zahl der Schlachtopfer auf 1356. Die Leitung der Blutarbeit lag in den Händen eines Menschen, für dessen Würgernatur das Gesetz vom 22. Prairial recht eigentlich erfunden schien, durch dessen grausige Handhabung es erst seinen würdigen Ausdruck fand. Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, betrachtete als seine Amtspflicht, Alles was einmal in den überfüllten Gefängnissen saß, unter das Fallbeil zu liefern und dabei nach Schuld oder Unschuld nicht zu fragen, ja das Fragen danach

geradezu zu unterdrücken, Entlastungszeugen nicht zu vernehmen, Entlastungsurkunden nicht mitzutheilen, Vertheidiger nicht zu gestatten, und Einreden der Angeklagten nicht zum Wort zu lassen. Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts, die sich nie gesehen und nicht einmal bei Namen kannten, die aus den entlegensten Landestheilen Frankreichs geholt waren, warf er als Mitglieder derselben Verschwörung in einer Anklage zusammen; dies Verfahren geschah mit solcher Hast, daß meist an demselben Tag Anklage, Aburtheilung und Hinrichtung erfolgte; daß im einen Fall die Anklage, im andern das Urtheil gar nicht förmlich ausgefertigt war, daß Leute hingerichtet wurden, die man gar nicht gemeint hatte, weil Fouquier nicht einmal die Identität geprüft. Auf seinen Befehl, eine bestimmte Person vorzuladen, antworteten die Schergen, es gebe mehrere Personen desselben Namens in demselben Gefängniß; so bringt sie alle, lautete sein Bescheid und ohne Anklageakte und Untersuchung erfolgte die Hinrichtung. Zwei Bürger sahen im Hofe der Conciergerie dem Aufladen einer großen „Lieferung" von Schlachtopfern zu und ließen dabei Rührung und Mitleid in ihren Mienen erkennen. Fouquier hatte dieses vom Fenster aus beobachtet, ließ sie auf der Stelle festnehmen und andern Tages guillotiniren. Für die Massenschlächterei der Guillotine hatte er den Ausdruck „Rottenfeuer" erfunden; die Mitrailladen und Füsilladen von Lyon dienten ihm als Vorbild und diesem hat er mit glänzendem Erfolge nachgeeifert. Besonderen Fleiß verwandte er auf die richtige Zusammenstellung und geeignete Bearbeitung der Geschworenen; und hier kam die Vortrefflichkeit des Materials seinen Bemühungen entgegen. Die fünfzig Geschworenen des Gesetzes vom 22. Prairial waren dem Kehricht des Jakobinerklubs entnommen, Menschen, die meist nicht lesen und nicht schreiben konnten, die betrunken zur Sitzung kamen und lallend ihren Wahrspruch fällten; die ganz unbefangen erklärten, wenn keine Verbrechen da seien, müsse man welche erfinden; um Verbrecher zu erkennen, genüge es ihnen, den Angeklagten zu sehen; um ihr Verdikt zu fällen, brauchten sie bloß den Buchstaben zu wissen, der neben dem Namen stehe. Sie ließen persönliche Feinde für Verbrechen, die sie nicht begangen, zur Haft bringen und hinrichten und prahlten bei scheußlichen Gelagen mit Fouquier zusammen mit der Masse der Köpfe, die sie in jeder Dekade über die Klinge springen ließen. Solch ein Gelichter verworfener Justizmörder war erforderlich, um 60—70 Menschen in Masse zu verurtheilen, ohne mehr von ihnen zu wissen, als Namen, Vornamen, Alter, Stand und Wohnung. Bevor Angeklagte oder Vertheidiger auch nur das Wort ergreifen konnten, erklärten sie sich schon hinreichend unterrichtet; Urkunden zu verlesen, Zeugen zu vernehmen, war ebenso überflüssig als den Angeklagten zu hören; so konnte es kommen, daß zwei Mal der Vater für den Sohn, einmal der Sohn für den Vater verurtheilt ward, obwohl der auffallende Altersunterschied vor jeder Verwechselung hätte bewahren müssen; daß bei dem Aburtheilen in Masse Leute betroffen wurden, die gar nicht vorgeführt und auch nicht in der Anklageschrift genannt waren. Aber freilich, die Geschwindigkeit der Abfertigung, die damit erreicht ward, war nicht zu übertreffen. Es genügte ein Zeitaufwand von 2, 3, 4 Stunden höchstens, um 30, 40, 50, 60

Menschen auf einmal zu richten; mehr als 4 oder 5 Minuten Zeit durfte ein einzelner Kopf nicht kosten. Besonders ungeduldig pflegte sich der Geschworene Vilate zu geberden, der einmal zu Dumas sagte, als dieser den Vorsitz führte: „Die Angeklagten sind doppelt schuldig, denn in diesem Augenblick konspiriren sie gegen meinen Bauch; es ist Mittagszeit.“*)

Die Thätigkeit des Tribunals artete mit einem Wort in eine sinnlose Schlächterei aus; man tödtete, um zu tödten. Das Beispiel jener Köchin, die gleich im Anfang, als das Revolutionstribunal eingesetzt wurde, das Schaffot besteigen mußte, weil sie einen König gewünscht, damit ihr Geliebter nicht in den Krieg ziehen müsse, ward maßgebend für viele hundert andere Fälle. Als man keine berühmten Gefangenen mehr hatte, sandte man eine Menge von armen und unbekannten Leuten, deren Vergehen kaum der Rede werth waren, auf das Schaffot. Da sah man Handwerker, Bauern, Bediente, Köche, Näherinnen, Wäscherinnen und Frauen aller Art wegen geringfügiger Vergehen sterben. Führen wir nur einige Fälle an, wobei wir bis zum Beginn des Tribunals zurückgreifen: Ein junger Mensch Namens Grondel stirbt, weil er auf ein Assignat geschrieben: „Es lebe der König!“ Mit ihm stirbt die sechsundvierzigjährige Lehrerin einer Armenschule. Zwei Schuhmacher aus Landau müssen am 2. Dezember daran glauben „wegen schlechter Schuhe“, die sie wohl für die Armee geliefert. Auf einen reichen holländischen Banquier Vandenyver und seine zwei Söhne, sowie den girondistischen Abgeordneten Noël folgten am 9. Dezember vier Schneidergesellen und am 12. Januar folgte der Kopf einer vierunddreißigjährigen Prostituirten. Dazwischen kommen wieder eine Anzahl von ehemaligen Magistratspersonen, Geistlichen und Militärs; mit den Herrschaften bestiegen auch oft die Dienerschaften das Schaffot, so am 21. Dezember eine sechzigjährige Frau und ihre Dienerin und auch der Kammerdiener der Dubarry. Deutsche finden sich häufig unter den Opfern. Am 24. Dezember ward eine einundvierzigjährige Berlinerin hingerichtet, eine Wittwe Namens Adam, am 25. März drei Arbeiter aus Merzig bei Trier Namens Kurz.

Bunt durcheinander fallen die Opfer; nach dem General Biron fallen drei Frauen, darunter eine lustige Wienerin, Rosalie Albert, die sich als Freudenmädchen im Palais Royal umhertrieb; auf den Marschall Luckner folgt ein armer Seifensieder. Am 7. und 8. Januar fallen die Köpfe zweier Frauen; eine davon, eine Frau Lekinger aus Brüssel, muß sterben, weil sie Abonnements auf ein royalistisches Blatt angenommen. Am 16. Januar sterben zwei Frauen, ein Friseur und ein Schreiber mit ihnen, der Letztere, weil er den Konvent beschimpft hatte. Im Januar werden noch vier junge

*) Es bildete sich überhaupt damals ein furchtbarer Cynismus der Sprache bei diesen Blutmenschen. „Wollt ihr eure Geschäfte in Ordnung bringen?“ fragten sie. „Greift zur Guillotine!“ heißt die Antwort. „Wollt ihr die ungeheuren Kosten eurer 14 Armeen bestreiten?“ „Arbeitet mit der Guillotine.“ „Wollt ihr eure unzählbaren Schulden bezahlen?“ „Es hilft nur die Guillotine und abermals die Guillotine.“ Am 18. Mai verkündigte Cambon, es zirkulirten 6 Milliarden Assignaten: die Guillotine half; „wir schlagen Münzen auf dem Platz der Revolution,“ sagte der nämliche. „Schlachten wir das Wild,“ „der Korb ist bald voll“ rufen sich die Henker zu; „reiben wir Roth an,“ sagte der entmenschte Maler David. Man nannte die Guillotine das Nationalfenster oder das rasoir national (Rasirmesser) und sprach von „der rothen Messe“ und von dem „in den Sack niesen“ der Hingerichteten.

Frauen guillotinirt. Im Februar sterben neun Frauen auf dem Schaffot, darunter zwei Nonnen, eine Marquise und eine Bäuerin. Die Opfer des Februar bilden außer Adeligen meistens Pastetenbäcker, Trödler, Kutscher, Soldaten, Friseure, Tagelöhner und Bauern. Am 2. März fallen aus einem Dorf der Pfarrer, der Maire, zwei Bauern, ein Müller, ein Hufschmied und ein Holzschuhmacher; am 6. mit den Generälen Chancel und Devaine ein sechzigjähriger Bauer.

In dieser Mischung geht es weiter. Am 17. März wird ein armes Dienstmädchen mit zwei Bauern und zwei Ludwigsrittern guillotinirt. Am 31. März wird Frau Champ-Lanier enthauptet, weil sie die Hinrichtung ihres Gatten als ein Werk der Tyrannei bezeichnet hat.

Nach der Hinrichtung der Hebertisten und Dantonisten kannte das Tribunal keine Schranken mehr. Man suchte etwas in sonderbaren Zusammenstellungen von allerlei Opfern. Eulogius Schneider, der deutsche Gelehrte, bekommt zum Todesgefährten den Gehülfen eines Gewürzkrämers. Am 13. April werden Chaumette, Gobel und mit ihnen die Gattinnen von Hebert und Camille Desmoulins hingerichtet. Die reizende Lucile Desmoulins, deren Kinder auf Robespierre's Schooß gespielt, legte ihr lockiges Haupt mit antikem Muthe unter das Beil. Am 24. April werden 33 Einwohner von Verdun, weil sie die Preußen einst freundlich empfangen, hingerichtet; außer den ehemaligen Spitzen der Stadt, darunter 12 Frauen, eine Schustersfrau von 70 und eine alte Jungfer von 75 Jahren, dann aber einige junge Mädchen von 18 bis 22 Jahren. Diese lieblichen Erscheinungen konnten weder Richter noch Henker rühren, wohl aber das Volk, welches gegen diese Schlächtereien einen Abscheu an den Tag legte. Am 5. Mai starben drei junge Putzmacherinnen; am 8. Mai die 28 Generalpächter, darunter der berühmte Chemiker Lavoisier, dem der Tribunalspräsident Coffinhal, als er um einen vierwöchentlichen Aufschub behufs Vollendung einer wichtigen Entdeckung bat, antwortete: „Wir brauchen keine Gelehrten!“ Am 10. Mai starben zwei Nonnen von 60 und eine Nähterin von 77 Jahren; am 28. Mai ein Winzer, ein Schneider und seine Frau, ein Tagelöhner, noch ein Winzer, ein Schneider, ein Müller, ein Fuhrknecht, ein Faßbinder, ein Bedienter, ein Nähmädchen, ein Tagelöhner, ein Tabaksarbeiter, ein Glaser; am 13. Juni ein Schneider, zwei Glaser, ein Holzhändler, ein Kutscher, ein Maler, ein Metzger, ein Gärtner, zwei Buchdrucker und eine vierundzwanzigjährige Wäscherin Namens Harmassin aus Hamburg. Die arme Wäscherin, was mag sie gethan haben? Vielleicht die Reaktion befördert, indem sie für Royalisten gewaschen? Von jetzt ab werden die Tageslisten lang; sie steigen bis zu 80 Opfern. Der 16. Juni zählt schon 54; darunter sind 39 Arbeiter und etwa 10 Bediente und Angestellte. Damit sei's genug, denn die Listen sind bis zum Sturz Robespierres fast immer in demselben Verhältniß; bei 50 Verurtheilten gehörten immer etwa 40 den armen und arbeitenden Klassen an, also dem Volke, wie es Robespierre selbst definirt hatte.

Wie die Richter, unter denen sich namentlich der Präsident Dumas durch Raserei auszeichnete, so schienen auch einige Mitglieder der beiden Ausschüsse

durch Uebertreibung des Schreckenssystems ihre patriotische Gesinnung beweisen zu wollen. Sie wetteiferten miteinander und dieser Wetteifer kostete viele Köpfe. Wir wollen nur eine solche Hekatombe erwähnen. Ein gewisser Ladmiral, ein ehemaliger Bedienter, hatte auf Collot d'Herbois geschossen, ihn aber gefehlt. Das Volk bewies Collot große Theilnahme und Robespierre ward eifersüchtig. Er mußte auch sein Attentat haben. Als daher ein zwanzigjähriges offenbar überspanntes Mädchen Namens Cäcilie Rénault, die Tochter eines Papierfabrikanten, in dem Hause erschien, wo Robespierre wohnte, und nach ihm fragte, ward sie festgenommen. Man fand zwei kleine Taschenmesser bei ihr und als das Mädchen noch sagte: „Ich wollte sehen, wie ein Tyrann aussieht!" da war das Attentat fertig. Man bezeichnete Ladmiral und Cäcilie als das Haupt einer großen von Pitt angestifteten Verschwörung und machte Alles, was an Gefangenen von Namen und Ruf vorhanden war, zu Mitschuldigen. Mit Cäcilie klagte man ihren Vater, ihre Brüder und ihre Tante an. Frau von Saint-Amaranthe, ihr Sohn, ihre Tochter, ihr Schwiegersohn und die frühere Geliebte dieses Schwiegersohnes, alles mit Dienstpersonal, wurden in diese Anklage verwickelt. Es waren 61 Personen, darunter 10 Frauen. Alle Proteste waren vergebens, und auf Ladmiral, der erklärte, daß er alle diese Leute nicht kenne, wurde nicht gehört. Diese Personen wurden als Glieder ein und derselben Verschwörung zum Tode verurtheilt und als „Vatermörder" am 17. Juni in rothen Hemden auf das Schaffot gesandt. Hauptsächlich der alte Vadier hatte diesen ungeheuerlichen Prozeß betrieben, weil er wußte, daß die Saint-Amaranthe eine Spielhölle gehalten hatte, wohin, wie man sagte, Robespierres Bruder gekommen war. Er wollte Robespierre damit kompromittiren.

In wie weit Robespierre bei all diesen Tausenden Bluturtheilen mitgewirkt, ist schwer zu sagen; aber es scheint, daß sein persönlicher Antheil daran weit geringer war, als man früher angenommen hat, verleitet durch die Anklagen der späteren Thermidorianer, die auf den todten Robespierre Alles abluden, was sie selbst zu verantworten hatten. Moralisch bleibt er doch verantwortlich für all den Greuel, den das Gesetz vom 22. Prairial dadurch angerichtet, daß es den Justizmord förmlich zum System erhob; denn er hat dies Gesetz gemacht und durchgesetzt und folglich steht er mit seinem Namen auch für die Folgen ein, die es haben mußte. Wenn er bei den Jakobinern nachher Klage führte über den schnöden Mißbrauch, der damit getrieben werde, so verminderte das seine Schuld durchaus nicht; sie bliebe dieselbe, auch dann, wenn sich herausstellen sollte, daß kein einziges der Bluturtheile durch ihn persönlich mitveranlaßt worden wäre.

Man spricht viel von einem Bureau de police générale, das sich Saint Just im April 1794 zu seinem Privatgebrauch eingerichtet und in dem ihn, wenn er auswärts war, Robespierre vertreten hat. Von der Hand des Letzteren finden sich schriftliche Vermerke vor, welche beweisen, daß er vom 23. Prairial bis zum 12. Messidor (11.—29. Juni) täglich dort gearbeitet und eine Anzahl Haftbefehle erlassen hat, mit deren Ausführung der Generalkommissär der Polizei Herman beauftragt war. Aber von einer unmittel-

baren Verbindung mit dem Revolutionsgericht, seinem Ankläger Fouquier, seinem Präsidenten Dumas ergaben sie keine Spur. Fouquier hat später im April 1795 vor dem Revolutionsgericht erklärt, er habe niemals mit Robespierre oder sonst einem Mitglied eines der beiden Ausschüsse besonders verhandelt über Inhalt und Gegenstand seiner Anklagen, er habe ausschließlich mit dem Wohlfahrtsausschuß und dem Sicherheitsausschuß als solchen verkehrt und zwar mit beiden in den Stunden vor und nach Mitternacht und habe Robespierre in den sechs Wochen vor dem 9. Thermidor gar nicht mehr zu sehen bekommen. Das Verzeichniß der jeden Tag Abzuurtheilenden habe er Robespierre niemals mitgetheilt und auch nie einen persönlichen Wink desselben mit Bezug darauf empfangen. „Wenn ihm diese Liste mitgetheilt worden ist, so hat das nur durch den verworfenen Dumas geschehen können, der jeden Tag zu ihm kam, und der auch einer der bekannten Mitarbeiter bei seinen Deklamationen war; doch habe ich von ihm keine Liste von Leuten empfangen, die er gerichtet haben wollte, es hat sich keine solche unter meinen Papieren gefunden und kann auch keine unter denen jenes Individuums gefunden worden sein."

Während all dieser Vorgänge und Schreckenstage war Saint Just als Kommissär bei der Nordarmee Pichegrus und der Maas-Sambrearmee Jourdans, kehrte aber nach dem Sieg bei Fleurus (26. Juni) nach Paris zurück. Der Wohlfahrtsausschuß übertrug ihm nun einen Bericht über die Lage der Republik; während der Arbeit an dieser Schrift verkehrte er mit Niemand außer Robespierre und Couthon, und schien, wenn er in der Sitzung war, nur gekommen, um zu horchen und zu beobachten. Sein persönliches Benehmen war dabei so herrisch und anmaßend wie irgend möglich. Noch unheimlicher als dies Gebahren war für die beiden Ausschüsse das Fernbleiben Robespierres, der Abend für Abend bei den Jakobinern die herausforderndsten Reden hielt, so daß man von einem neuen 31. Mai, von „Reinigungen" und „Aechtungen" sprach, und dabei seit Wochen an keiner Sitzung des Ausschusses mehr Theil nahm. Die Unterschriften, die sich von ihm gleichwohl aus dieser Zeit auf einer Anzahl von Dekreten finden, hat er abgegeben, wenn er nach der Sitzung in das verlassene Lokal kam und die Akten durchlas, die für ihn Interesse hatten. Auch er schrieb an einem langen Bericht und als die beiden Schriftstücke fertig waren, kam das Ungewitter zum Ausbruch.

Am Morgen des 8. Thermidor (26. Juli) ergriff Robespierre endlich im Konvent das Wort, um „sein Herz auszuschütten" nach wochenlanger Arbeit und immer erneuter Feile. Diese seine letzte Rede ist eine Selbstvertheidigung gegen den Vorwurf, er übe eine Diktatur, er sei ein Tyrann und eine Anklage gegen die beiden Ausschüsse der Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit, sowie gegen die Verwaltung der Finanzen. Als er diese Rede hielt, hatte er schon durch die That bewiesen, daß er eine Diktatur nicht besaß und zu einem Tyrannen das Zeug nicht hatte. Ein

„Tyrann" hätte nicht sechs Wochen lang geschmollt und gedroht, geredet und geschrieben, um schließlich doch nicht zuzuschlagen, sondern nur wieder eine Rede zu halten; sondern er hätte gleich in der Nacht vom 23. Prairial seine sämmtlichen Feinde im Konvent und in den Ausschüssen festnehmen und durch sein herrliches Revolutionsgericht mit demselben Rechte vom Leben zum Tode bringen lassen wie vorher die Hébertisten und Dantonisten, deren unebenbürtiger Nachlaß sie ja waren. „Sie nennen mich Tyrann", sagte er in tiefer Entrüstung. „Wäre ich's, dann kröchen sie mir zu Füßen, ich würde sie mit Gold füttern, ich gäbe ihnen das Recht, alle Verbrechen zu begehen und sie wären dankbar! Wäre ich's, die Könige, die wir besiegt haben, würden, weit davon entfernt mich anzuklagen, mir ihre schuldvolle Unterstützung leihen, ich würde mein Geschäft mit ihnen machen." Die blutige Tyrannei des Schreckens, die auf Frankreich lastete, war zwar zu einem sehr großen Theil sein Werk, aber sie lag nicht in seiner Hand und insofern konnte er sagen, er sei kein „Tyrann". Die wahren Tyrannen waren eben die, die ihn mit dem Fluch dieses Titels belegten: sie hatten die Macht und er hatte sie nicht. Warum aber war dem so? Warum hatte er die Macht, die er besaß, nicht festgehalten und die, die er brauchte, nicht ergriffen mit fester Hand? Auf diese Frage gibt seine Rede erschöpfende Antwort. Sie zeigt in jedem Satz, daß der Redner nur Redner war, daß ihm zum regierenden Staatsmann nicht allein, nein, zum Mann der That überhaupt beinahe Alles fehlte. Am Schlusse der Rede sagte er dann: „Was werden wir also thun? Unsere Pflicht. Was kann man dem vorwerfen, der die Wahrheit sagen will und bereit ist, für sie zu sterben? Sagen wir also: es besteht eine Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit: sie dankt ihre Kraft einer frevelhaften Koalition, die im Schoße des Konvents selber Ränke schmiedet. Diese Koalition hat ihre Mitschuldigen in dem Ausschuß der allgemeinen Sicherheit und in den Bureaus desselben, die sie beherrschen; diesen Ausschuß haben die Feinde der Republik dem Wohlfahrtsausschuß entgegengestellt und so sind zweierlei Regierungsbehörden entstanden; Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses sind in diesem Complot. Die so gebildete Koalition sucht die Patrioten und das Vaterland zu verderben. Welches ist das Heilmittel gegen dieses Uebel? Die Verräther strafen, die Bureaus des Sicherheitsausschusses erneuern, diesen Ausschuß selber säubern und ihn dem Wohlfahrtsausschuß unterwerfen; den Wohlfahrtsausschuß gleichfalls reinigen, die Einheit der Regierung stiften unter oberster Autorität des Nationalkonvents, der das Centrum und der Richter ist, und dergestalt alle Faktionen zerschmettern mit der Wucht der nationalen Autorität, um auf ihren Trümmern das Reich des Rechts und der Freiheit zu errichten. Das sind die Prinzipien. Wenn es unmöglich ist sie anzurufen, ohne für einen Ehrgeizigen zu gelten, so werde ich daraus schließen, daß die Prinzipien geächtet sind und daß die Tyrannei unter uns herrscht; aber nicht, daß ich schweigen muß, denn was kann man einem Menschen vorwerfen, der Recht

hat und für sein Land zu sterben weiß? Ich bin gemacht, das Verbrechen zu bekämpfen, nicht um es zu regieren. Noch ist die Zeit nicht gekommen, da die Ehrenmänner ungestraft dem Vaterlande dienen können; die Vertheidiger der Freiheit werden nur Geächtete sein, solange die Horde der Schurken herrscht."

Ueber diese „Schurken", unter denen er nur die Namen Cambon, Mallarmé, Ramel geradezu genannt, hatte er sich vorher so leidenschaftlich ausgelassen, als wäre er ihnen am liebsten sofort mit dem Messer zu Leibe gegangen. Was Robespierre also wollte, mußte er thun, aber nicht vorher ankündigen; sollte ihm aber der Konvent dabei helfen, dann mußte er diesem auch alle Namen nennen, damit die Nichtgemeinten wußten, woran sie waren. Statt dessen gab er Schilderungen, die bald handgreiflich auf bestimmte Personen zielten, bald so allgemein waren, daß sie Jeder auf sich beziehen konnte, und wich bestimmten Erklärungen mit der wunderlichen Wendung aus: „Ach, ich wage sie nicht zu nennen in diesem Augenblick und an dieser Stelle; ich kann mich nicht entschließen, den Schleier ganz zu zerreißen, der dieses tiefe Geheimniß von Schändlichkeiten bedeckt."

Ebenso sonderbar war dann sein Verhalten nach der Rede. Seiner alten Gewohnheit treu, zu Allem Ja zu sagen, was Robespierre verlangte oder auch nur zu verlangen schien, beschloß der Konvent die Rede drucken und in alle Gemeinden versenden zu lassen. Als nun aber Vadier für den Sicherheitsausschuß, Cambon für die Finanzverwaltung, Billaud-Varennes für den Wohlfahrtsausschuß das Wort ergriff, und Robespierre nur kleinlaut erwiderte, schlug die Stimmung jählings um. Charlier beantragte, daß die Versendung der Rede ausgesetzt werde, bis die Ausschüsse darüber Bericht erstattet hätten. „Was", rief Robespierre, „ich habe den Muth gehabt, im Schoß des Konvents Wahrheiten niederzulegen, die ich für das Wohl des Vaterlandes nöthig halte und nun sollte man meine Rede den Mitgliedern zur Prüfung geben, die ich anklage!" Charlier antwortete: „Wenn man sich rühmt den Muth der Tugend zu haben, muß man auch den der Wahrheit besitzen. Nennen Sie die, die Sie anklagen!" Bei diesen Worten brach stürmischer Beifall aus. „Ja, ja, nennen Sie sie!" so rief man von allen Seiten. Aber Robespierre nannte keinen Namen und das Ergebniß der Verhandlung war, daß der Konvent sich zum ersten Mal seit langer Zeit ermannte und der Beschluß, die Rede an die Gemeinden zu versenden, zurückgenommen wurde.

Seit Wochen sprach man von einer Aechtungsliste, die Robespierre entworfen habe; sie sollte eine Menge Namen enthalten und die Angst vor dieser Liste war so groß, daß 60 Konventsmitglieder nicht mehr wagten in ihrer Wohnung zu schlafen, andere sich für krank ausgaben und das Bett nicht mehr verließen. Jetzt wußte man, daß sie wirklich vorhanden war, aber auch, daß es ein sicheres Mittel gebe, ihr zu entrinnen, nämlich dem

Angreifer zuvorzukommen, der so thöricht gewesen war, erst zu donnern, ehe er blitzte und der fortfuhr zu reden, statt zu handeln.

Für den großen Kummer, den er so im Konvent erfahren, tröstete Robespierre sich am Abend bei seinen getreuen Jakobinern, denen er seine ganze Rede vorlas und die ihn mit jubelndem Beifall überschütteten. Schließlich rief er ihnen zu: „Trennt die Schlechten von den Schwachen; befreit den Konvent von den Verbrechern, die ihn unterdrücken; leistet ihm den Dienst, den er von euch erwartet wie am 31. Mai und am 2. Juni. Auf, rettet noch einmal die Freiheit! Sollen wir trotz all dieser Anstrengungen unterliegen, wohlan, meine Freunde, dann werdet ihr mich mit Ruhe den Giftbecher trinken sehen." „Ich trinke mit," rief der Maler David und die begeisterte Versammlung gab ihren Gefühlen handgreiflichen Ausdruck, indem sie zwei der durch Robespierre Geächteten, die anwesend waren, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois am Kragen packte und unter Schimpfworten und Drohungen zur Thür hinauswarf. Gehoben durch den Beifall seiner Freunde ging Robespierre nach Hause und sagte seinem Hauswirth, dem Tischler Duplay: „Von dem Berg erwarte ich nichts mehr: sie wollen mich abschütteln wie einen Tyrannen; aber die Masse der Versammlung wird mich hören." Dieselbe Zuversicht begleitete ihn am andern Tag in die Sitzung. „Die Masse des Konvents", sagte er zu Duplay, „ist rein: beruhige dich, ich habe nichts zu fürchten." Während der Nacht aber, die zwischen diesen beiden Aeußerungen lag, hatte sich das Verderben Robespierres entschieden; denn „Jeder Tyrann, der droht und nicht schlägt, wird selbst geschlagen."

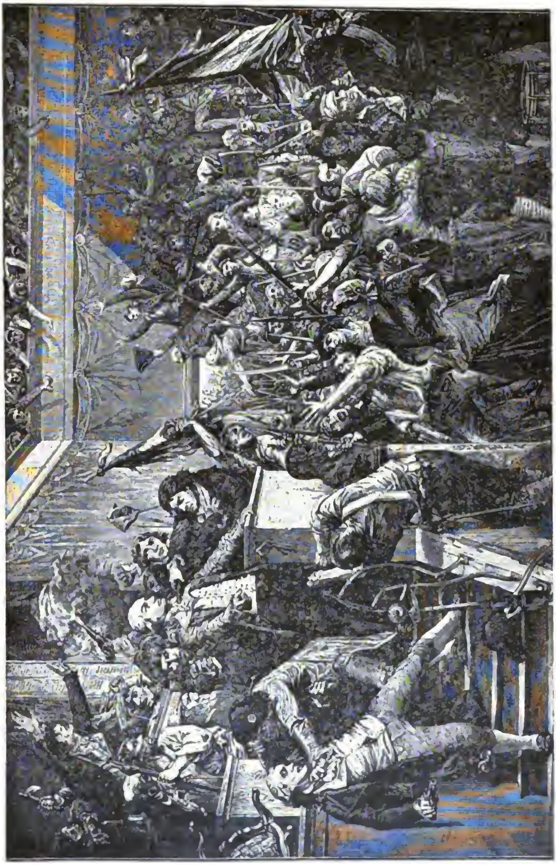


Boissy d'Anglas.

Auf die Mitglieder der „Ebene" des Konvents, die in der geschmackvollen Sprache der jakobinischen Presse „die Kröten des Sumpfs" genannt wurden, hatte Robespierre gerechnet, als er trotz seines Bruchs mit der Bergpartei auf glücklichen Ausgang hoffte. Diese Leute hatte er einerseits so eingeschüchtert, daß sie nie einen Widerspruch wagten, andrerseits sie so oft gegen die Henkergelüste des „Bergs" geschützt, daß er sie ganz in der Hand zu haben glaubte, zumal seit er die Republik auch mit dem höchsten Wesen versöhnt. Durand-Maillane stand mit Palasne-Champeaux und Boissy d'Anglas, der noch vor Kurzem Robespierre als den „Or-

pheus Frankreichs" verherrlicht hatte, an der Spitze der Partei der Ebene, als Tallien, Bourdon (von der Oise) und ein paar andre von den bedrohten Montagnards diese um Hilfe gegen Robespierre bestürmten, weil sie nur durch ein Dekret des Konvents den ungeheuren Einfluß brechen konnten, den Robespierre auf den Stadtrath, auf den Klub und durch Henriot auch auf die Nationalgarde hatte. „Sie boten Alles auf", erzählt Durand, „was uns bestimmen konnte. Sie sagten uns, wir seien verantwortlich für die Massenmorde Robespierres, wenn wir nicht mitwirkten, ihnen ein Ende zu machen; der politische Schutz, den Robespierre uns bewilligt, sei nur vorübergehend, auch wir würden an die Reihe kommen. Einmal abgewiesen, erneuerten sie die Werbung auf der Stelle: beim dritten Anlauf ergaben wir uns. Man konnte doch nicht mehr ohne Grauen 60, 80 Köpfe täglich fallen sehen. Das rettende Dekret hing nur von unserm Beitritt ab: wir erklärten ihn und von diesem Augenblick an waren die Eisen im Feuer." Ergänzt man die Lücken dieses Berichtes aus dem Hergang der Sitzung des 9. Thermidor (27. Juli), so ergibt sich als Hauptgegenstand der getroffenen Abrede der Beschluß, Robespierre gar nicht mehr zu Worte kommen zu lassen, ihn sammt seinen Freunden niederzuschreien und so das Haft- und Anklagedekret wirksam vorzubereiten. Dies Mittel war sehr unedler Natur und vielleicht hat Durand in diesem Gefühl sich gescheut, anzugeben, daß eben hierüber Abmachungen getroffen waren. Sicher ist, die Einheit und Mannszucht, mit welcher der Konvent am 9. Thermidor gegen Robespierre und seinen Anhang operirte, läßt sich nur erklären, wenn man eine bindende Verabredung nicht bloß über den Zweck, sondern auch über das Mittel annimmt, auf dessen richtige Wahl und schneidige Anwendung ja Alles ankam. Robespierres furchtbarste Waffe war seine so oft erprobte Beredsamkeit: wer ihn zu Boden strecken wollte, mußte ihn dieser Waffe berauben und das geschah, indem er ihn gar nicht reden ließ.

Mit Ausnahme eines einzigen Vorfalls gleich zu Anfang der Sitzung, verlief am 9. Thermidor Alles dem Programm der Verschworenen gemäß, und jenen Vorfall hatte Saint-Just herbeigeführt. Während der Nacht nämlich, die der stürmischen Sitzung des 8. Thermidor folgte, befanden sich mehrere Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses in dem Sitzungssaal desselben, darunter Carnot, der seine Pläne studirte, Saint-Just, der an einem abgesonderten Tisch an seinem Berichte schrieb und Prieur, der ab- und zu ging und durch den wir Kenntniß von dem nun zu Erzählenden haben. Um Mitternacht stürmte Collot d'Herbois herein, in höchster Erregung über die Mißhandlung, die ihm eben bei den Jakobinern begegnet war. Als Saint-Just ihn, ohne aufzublicken in gleichgiltigem Tone fragte: „Was gibt es Neues?" ging er erst ein paar Mal dröhnend im Zimmer auf und ab, dann stellte er sich plötzlich vor ihn hin, ergriff seinen Arm mit eiserner Faust und rief ihm mit seiner Donnerstimme zu: „Du schreibst unsere Anklageakte!" Saint-Just stammelte einige Worte und wollte seine Papiere



Der 9. Thermidor im Konvent.

fortnehmen. „Unnütze Ausflucht", fuhr Collot fort: „du schreibst unsere Anklageschrift." Jetzt raffte sich Saint-Just zusammen: „Ja", sagte er, „du täuschest dich nicht, Collot, das thu ich, und auch du", sagte er zu Carnot, „wirst nicht vergessen, du wirst dich mit Meisterhand gezeichnet finden."

Carnot zuckte die Achseln. Ein heftiger Wortwechsel folgte. Die Mitglieder des Ausschusses warfen Saint-Just vor, er wolle es machen, wie Couthon am 22. Prairial, den Konvent überrumpeln mit einem Bericht, den er dem Ausschuß nicht mitgetheilt. Da versprach er, er wolle ihnen seinen Bericht vor der Sitzung lesen und ihn unterdrücken, wenn sie es verlangten. Darauf schrieb er weiter und um 5 Uhr wußte er zu verschwinden. Der Ausschuß wartete den ganzen Morgen des 9. Thermidor auf Saint-Just, aber der kam nicht, statt seiner erschien gegen Mittag ein Diener, der ein paar Zeilen von ihm überbrachte: „Die Ungerechtigkeit hat mein Herz verschlossen, ich werde es ganz dem Nationalkonvent eröffnen." So kam es, daß der Ausschuß erst im Konvent erschien, als Saint-Just bereits zu reden angefangen. Als er aber eintrat, begrüßte ihn von der Tribüne herab ein Beifallssturm, wie ihn sonst nur Robespierre geerntet. Ueber Nacht war hier eben Alles anders geworden. Den Vorsitz führte Collot d'Herbois; Leben und Tod hing für ihn davon ab, daß er der ersten Pflicht eines Präsidenten, die Mitglieder reden zu lassen und beim Wort zu schützen, ohne Ansehen der Person und der Partei, so planmäßig wie möglich entgegenhandelte.

Drei einleitende Sätze hatte Saint-Just von seinem Bericht verlesen und wollte eben mit den Worten „das Vertrauen der beiden Ausschüsse ehrte mich; aber gestern hat mir Jemand mein Herz verstört und ich will nur zu euch reden", zur Sache kommen, als ihn Tallien heftig unterbrach. Dann überschütteten ihn, ehe er nur selbst eine Anklage aussprach, Billaud, Barère und schließlich unter Abtretung des Vorsitzes an Thuriot, auch Collot selber mit einer Fluth von Gegenanklagen, während mit dem Vorsitzenden die Versammlung wetteiferte, ihn wie Robespierre und Lebas nicht mehr zum Worte zu lassen. Kaum hatte Tallien seine kurze Rede zur „Geschäftsordnung" mit den Worten geschlossen: „Ich verlange, daß der Schleier ganz zerrissen werde," als Billaud-Varennes mit leidenschaftlichem Ungestüm auftrat, um dem Konvent die Todesgefahr zu malen, in der er untergehen werde, wenn er nicht aufstehe und handle wie ein Mann. Gleich seine ersten Sätze führten dramatische Auftritte herbei. „Gestern", sagte er, „war die Gesellschaft der Jakobiner angefüllt von bestellten Leuten, von denen keiner eine Mitgliedskarte hatte; in dieser Gesellschaft hat man gestern die Absicht ausgesprochen, den Konvent abzuschlachten (Aeußerungen des Abscheus), gestern habe ich dort Leute gesehen, die ganz offen die gräßlichsten Infamien gegen diejenigen ausspieen, die nie vom Pfade der Revolution gewichen sind. Einen der Menschen, die die Abgeordneten des Volkes

bedrohten, sehe ich auf dem Berg. Der ist's.... (Rufe von allen Seiten: „Verhaften! Verhaften!" — Der Mensch wird gepackt und unter lautem Beifall zum Saal hinausgebracht.) Der Augenblick, die Wahrheit zu sagen, ist da.... Ich bin erstaunt, Saint-Just auf der Tribüne zu sehen, nach Allem was geschehen ist. Er hatte den beiden Ausschüssen versprochen, ihnen seine Rede zu unterbreiten, bevor er sie im Konvent lese und sogar sie zu unterdrücken, wenn sie ihnen gefährlich erschiene. Die Versammlung würde die Ereignisse, wie ihre eigene Lage, schlecht beurtheilen, wenn sie sich verhehlte, daß sie zwischen zwei Todesgefahren schwebt. Sie wird untergehen, wenn sie Schwäche zeigt." Nein! Nein! rufen hier sämmtliche Mitglieder, indem sie sich erheben bis auf den letzten Mann und ihre Hüte schwenken. Die Zuschauer antworten mit Beifallklatschen und dem Ruf: „Hoch der Konvent! Hoch der Wohlfahrtsausschuß!" Schon dieser Auftritt zeigte, daß die ganze Versammlung nur noch einen Körper bildete und daß die Partei Robespierres von ihr nichts mehr zu hoffen habe. Lebas verlangte jetzt das Wort; ihm ward bedeutet, daß Billaud-Varennes am Worte sei, er bestand aber auf seinem Verlangen und machte Lärm. Delmas rief: „Ich verlange, daß Lebas zur Ordnung gerufen werde." Der Ordnungsruf ward ausgesprochen; als sich aber Lebas noch immer nicht beruhigen wollte, erscholl es von allen Seiten: „Er gehorche dem Dekret oder in die Abtei mit ihm!"

Billaud fuhr fort, indem er nun eine ganze Reihe von Anklagen unmittelbar wider Robespierre selber richtete, der wie der Präsident der Jakobiner gestern ausgeplaudert ganz offenbar die Absicht habe, alle „Unreinen" aus dem Konvent zu stoßen, während er selber bei Billauds erstem Angriff auf Danton wüthend geworden sei und gerufen habe, er wolle die besten Patrioten verderben. „Vernichten, verstümmeln wollte man den Konvent und diese Absicht war so ernst gemeint, daß man die Abgeordneten, die man schlachten wollte, mit einem Netz von Spionen umgab. Es ist unwürdig, von Gerechtigkeit und Tugend zu reden, wenn man ihnen Trotz bietet und in Entrüstung nur geräth, wenn man sich gehemmt oder bekämpft sieht."

Bei diesen Worten schwang sich Robespierre auf die Rednerbühne. „Herunter mit dem Tyrannen!" riefen mehrere Stimmen. Der Präsident, der ihm jetzt nach solchen Angriffen das Wort nicht ertheilte, es vielmehr von Neuem an Tallien gab, beging die offenbarste Vergewaltigung, und die Versammlung, die ihn dabei unterstützte, bekundete den Entschluß, Robespierre und seine Freunde ungehört zu den Todten zu werfen. „Der Mann, der auf der Tribüne steht, ist ein neuer Catilina," rief Tallien und beantragte seine Spießgesellen festzunehmen. Billaud-Varennes nannte die Namen Dumas, Boulanger, Dufraisse; ihre Verhaftung ward auf der Stelle beschlossen; ebenso die Henriots und seiner Adjutanten.

Ein Mal übers andere rief Robespierre: „Ich bitte ums Wort." — „Nieder mit dem Tyrannen!" scholl es ihm immer von Neuem entgegen. Nicht ihm, der sich krampfhaft an der Rednerbühne festgeklammert hielt und

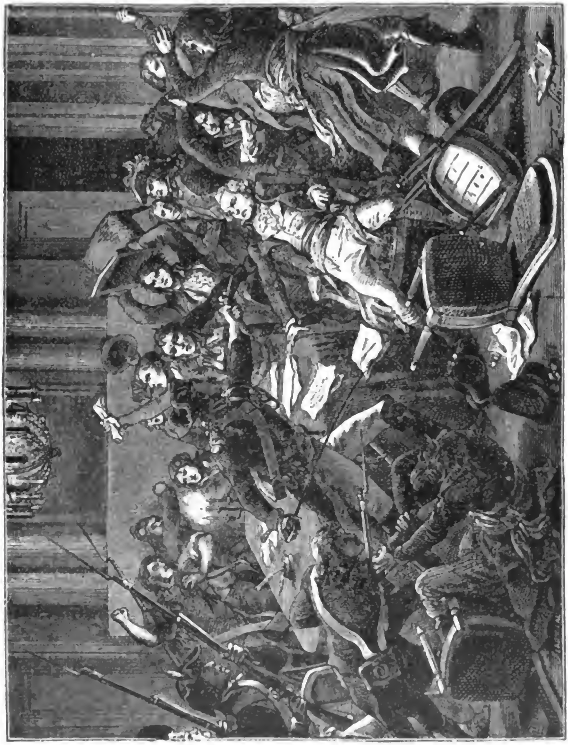
mit beständigem Rufen an den Präsidenten sich heiser schrie, sondern Barère ertheilte der Konvent durch eigenen Beschluß das Wort; nach ihm Vadier, nach diesem Tallien zum dritten Mal. Nun machte Robespierre eine letzte verzweifelte Anstrengung, zum Worte zu gelangen und als seine Stimme wiederum übertäubt ward von dem Geschrei der Versammlung und dem Geläute des Präsidenten, schaute er einen Augenblick nach dem Berg, wo ein Theil seiner einstigen Getreuen sich jetzt wie unsinnig geberdete. Einige wandten den Kopf bei Seite, Andere hielten unbeweglich seine Blicke aus; die Mehrheit verharrte in ablehnender Haltung. Da wandte er sich an die Ebene: „An euch, ihr reinen Männer, wende ich mich, nicht an die Straßenräuber." (Heftige Unterbrechung).... Dann schrie er mit dem letzten Aufwand seiner Stimme: „Zum........". Die diesen Schrei vernommen, sollen ihn zeitlebens nicht mehr vergessen haben. „Zum letzten Mal, Präsident der Mörder, verlange ich von dir das Wort."

In diesem Augenblick gab Collot d'Herbois den Vorsitz ab, der Dantonist Thuriot übernahm ihn und herrschte Robespierre zu: „Du hast nicht das Wort!" Dabei läutete er aus allen Kräften mit der Glocke, während in der Versammlung Alles durcheinander schrie. Robespierre unterschied noch den Zuruf Garniers von der Aube: „Das Blut Danton's erstickt Dich!" und antwortete: „Also Danton wollt Ihr rächen? Feiglinge, warum habt Ihr ihn denn nicht vertheidigt?" Er hatte schon keine Stimme und keine Hoffnung mehr, als in dem ohrzerreißenden Tumult plötzlich eine unheimliche Stille eintrat und gleich darauf ein Beifallssturm das Haus durchdröhnte. Louchet sagte: „Ich verlange den Haftbeschluß gegen Robespierre." Der Beifall, der sich bei diesen Worten erst vereinzelt, dann immer stärker hören ließ, schwoll an wie Meergebrause.

„Mein Antrag ist unterstützt", sagte Louchet. „Zur Abstimmung über die Verhaftung!" — „Abstimmen! Abstimmen!" schrie die Versammlung. Die Verhaftung des älteren Robespierre war beschlossen, als sein jüngerer Bruder Augustin sagte: „Ich bin ebenso schuldig wie mein Bruder, ich theile seine Tugenden und will auch sein Schicksal theilen. Ich verlange, daß auch gegen mich der Haftbeschluß erfolge." Dasselbe Verlangen stellte Lebas, während Saint Just und Couthon wortlos dem Getümmel zuschauten, in dem ihrer Aller Verhaftung beschlossen und vollzogen ward. Das Unglück dieser Verhaftung war ja nicht allzu groß. Robespierre ward im Luxembourg-Gefängniß gar nicht angenommen. Die anderen vier kurz nach ihrer Ankunft an ihren Bestimmungsorten durch Abgesandte des Stadtraths befreit, und auf dem Stadthaus fanden sich schließlich alle fünf zusammen, um in Ruhe den Umschwung zu ihren Gunsten abzuwarten, der in den ersten Abendstunden des 9. Thermidor ganz unfehlbar in Aussicht schien.

Die Sache Robespierre's bedurfte nur eines einzigen Mannes der That, der die allerwärts für ihn bereit liegenden Waffen zusammenfaßte, und nicht ihre Rettung, nein ihr glänzender Triumph war entschieden.

Nun gab es auf dem Stadthaus wie im Jakobinerklub nur eine einzige Partei, das war die Robespierre's. Ihr gehörten mit Leib und Seele der Maire Lescot-Fleuriot, sowie der ganze Gemeinderath der Kommune



Der 9. Thermidor im Stadthause.

an, der um 5½ Uhr zusammentrat und sofort die nöthigen Befehle erließ, um die Bataillone der zuverlässigsten Sektionen sammt ihren Geschützen so zahlreich wie möglich vor dem Stadthaus anzuhäufen. Zu ihr gehörte

Henriot, der den Oberbefehl über die Nationalgarde und über die Truppen der 17. Militärdivision hatte und den ganzen Tag mit geschwungenem Säbel, weingeröthetem Gesicht, fluchend und schimpfend durch die Straßen stürmte, aber durch den Schnaps, mit dem der sonst Nüchterne sich hatte Muth antrinken wollen, um den Rest von Besinnung und Verstand gekommen war. Durch die Gendarmen des Sicherheitsausschusses verhaftet, wurde er um 8½ Uhr durch eine Abtheilung Kanoniere, die Coffinhal vom Grèveplatz heraufführte, wieder befreit und nun war für ihn der Augenblick zu einer rettenden That gekommen. 300 Kanoniere mit 12 Geschützen und einigen Gendarmen waren zur Stelle. Der Konvent hatte nach einer zweistündigen Mittagspause die Sitzung wieder aufgenommen und es wäre für Henriot ein Leichtes gewesen, die ganze Versammlung festzunehmen und abzuführen, aber die Kühnheit, die solche That erfordert hätte, besaß er nicht. Er ließ sich eine kleine Weile im Hofe der Tuilerien sehen, freute sich an der Eile, mit welcher der Wohlfahrtsausschuß, kaum seiner ansichtig geworden, vor ihm die Flucht ergriff, und erzählte der Volksmenge, die vor dem Pavillon de l'Horloge stand, er sei gar nicht verhaftet gewesen, habe mit den Ausschüssen nur ganz ruhig sich auseinandergesetzt und sie überzeugt, daß man ihn bei ihnen schändlich verleumdet habe. Das gefiel den Leuten so, daß die Nationalgardisten, die hierher gekommen waren, um den Konvent zu vertheidigen, sich plötzlich anders besannen und ihm freudig zum Grèveplatz folgten, wo inzwischen die gesammte Waffenmacht der Kommune aufmarschirt war.

Alsbald machte er sich nun mit Coffinhal nach der Polizeiverwaltung auf der Mairie auf, um Robespierre, der dort als Gefangener sich zwischen lauter guten Freunden befand und sich nur sehr ungern von ihnen trennte, nach dem Stadthause abzuholen. Hier traf er gegen 11 Uhr ein; hierher kam auch sein Bruder, Lebas, Saint-Just und ganz zuletzt, um 1 Uhr, Couthon, bei dem sich nach seiner Verhaftung ein Zettel von Saint-Just und Robespierre fand, lautend: „Couthon, alle Patrioten sind geächtet. Das ganze Volk ist aufgestanden; es hieße Verrath an ihm treiben, wenn du nicht zum Stadthause kämest, wo wir sind.“ Das Zögern Couthons hatte denselben Grund wie das anfängliche Sträuben Robespierres gegen die Zumuthung, den Gewahrsam auf der Mairie zu verlassen. Als Gefangene des Konvents hatten sie ja nichts zu fürchten als einen Prozeß vor dem Revolutionsgericht, wo sie ohne Zweifel durch ihre guten Freunde ebenso mit Glanz freigesprochen worden wären, wie einst Marat freigesprochen worden war. Brachen sie aber die Haft, die der Konvent über sie verhängt, so erklärte sie dieser außerhalb des Gesetzes und dann konnten sie ohne jedes Verfahren einfach hingerichtet werden. Eben diesen Beschluß, die Aechtung, hat nun das flüchtige Erscheinen Henriots vor den Tuilerieen und die Kunde von Robespierres Erscheinen auf dem Stadthause, im Konvent herbeigeführt.



Die Nacht vom 9. auf den 10. Thermidor (26.–27. Juli 1794).

Als bedürfte er einer ganz gründlichen Erholung von dem Schrecken über den eigenen Muth, hatte der Konvent um 5 Uhr sich eine Mittagspause von vollen zwei Stunden gegönnt und als er um 7 Uhr wieder zur Sitzung zusammentrat, war Paris in wilder Bewegung; in den Straßen erdröhnte der Generalmarsch, von den Thürmen herab heulte die Sturmglocke, die Gegenrüstung der Partei Robespierre war im vollen Gang und auf Seite des Konvents wie der beiden Ausschüsse war nicht das Mindeste auch nur zur Nothwehr vorgekehrt. Zwei weitere Stunden hatte die Versammlung mit leerem Gerede verloren, als um 9 Uhr Collot d'Herbois den Sessel des Präsidenten einnahm. Zum Zeichen der Trauer über die Noth des Vaterlandes hatte er den Hut theatralisch, wie das seine Art war, aufgesetzt und sagte jetzt mit seiner tiefen Stimme: „Bürger, der Augenblick ist da, unsere Stärke zu zeigen. Henriot ist von einem Trupp bewaffneter Verbrecher befreit worden. Sie haben sich der Ausschüsse der Sicherheit und der Wohlfahrt bemeistert. Henriot kommt mit Kanonen vor die Thür unsres Saals." — „Henriot," rief man jetzt aus der Versammlung, „belagert uns! Erklären wir ihn außer Gesetz!" Das ward sofort beschlossen. Vouland erinnerte: „Henriot ist nicht der Einzige, der sich dem Haftbeschluß entzogen hat: Robespierre und die Andern haben das auch gethan; ich verlange, daß auch sie außer Gesetz erklärt werden." Auch gegen Robespierre und seine Genossen auf dem Stadthause ward die Aechtung ausgesprochen. Danach wurde Barras zum Anführer des zu bildenden Konventsheeres gewählt und zur Gewinnung und Aufbietung der Sektionen zwölf Mitglieder ausgesandt, worunter Fréron, beide Bourdon, Delmas, Legendre die bekanntesten waren. Diese Kommissäre ritten mit Schärpen, Säbeln und Fackeln durch die Straßen, sprachen Bewaffnete und Unbewaffnete an, verkündeten an jeder Ecke und vor jeder Gruppe die Aechtung der Aufrührer des Stadthauses und ihrer Spießgesellen, verbreiteten einen Aufruf Barères, in dem Robespierre als Agent der Royalisten verdächtigt war, und bewirkten in der That, daß in ganz kurzer Zeit ein Umschwung eintrat. Das Bürgerthum der mittleren Stadtviertel, das seit Jahren aus der Nationalgarde, aus dem Stadtrath und den Sektionen hinausgeschreckt war und bisher keinem der Zerwürfnisse im Lager seiner Feinde getraut, faßte jetzt zum ersten Male Muth und erschien in Waffen hinter den Kommissären des Konvents. Ein fürchterlicher Platzregen trieb die Menschenhaufen, die sich auf dem Grèveplatz gesammelt, auseinander; die Kanoniere aber hatten kaum gehört, daß Henriot sammt Allem, was auf dem Rathhause war, außer Gesetz erklärt sei, als sie ihre Geschütze umdrehten und



Barras.

sich den Kommissären des Konvents zur Verfügung stellten. Doch dachte man allem Anschein nach auf beiden Seiten an keinen entscheidenden Angriff vor Anbruch des nächsten Tages, als ein für alle Theile gleich überraschender Zwischenfall die Lösung brachte.

Es war zwischen 2 und 3 Uhr Nachts, Robespierre saß mit den Seinen in einem Raum des Stadthauses neben dem Saal, in dem der Generalrath Sitzung hielt, und hatte, nachdem eben ein Aufruf an die Armee erlassen war, inmitten des neugebildeten Vollziehungsausschusses einen Aufruf an die Sektion der Piken, der er selber angehörte, zur Unterzeichnung vor sich liegen. Der Aufruf lautete:

„Muth, Patrioten von der Sektion der Piken; die Freiheit triumphirt! Schon sind die in Freiheit, die ihre Festigkeit den Verräthern furchtbar gemacht hat. Ueberall zeigt das Volk sich würdig seines Charakters. Der Sammelplatz ist auf der Kommune, von wo aus der tapfere Henriot die Befehle des Vollziehungsausschusses ausführen wird, der zur Rettung des Vaterlandes gebildet ist.“ Unter der Urschrift, die Barras in dem Saale erbeutet hat, standen folgende Namen:

Legrand. Lerebours.
Louvet. Payan. Ro........

Da wo die letzten Buchstaben des Namens Robespierre stehen sollten, ist ein großer Blutfleck. Beim Unterzeichnen seines Namens ist Robespierre von der Katastrophe ereilt worden, die eine fremde Pistolenkugel herbeigeführt hat in einem Augenblick, da Robespierre nicht den mindesten Anlaß hatte, die Hand an sich selbst zu legen, wie von seinen Gegnern später behauptet wurde. Nach den Ermittelungen, die die meiste Wahrscheinlichkeit haben, ist der Hergang etwa dieser gewesen:

In Folge des heftigen Gewitters, das um Mitternacht getobt hatte, war der dichte Menschenschwarm, der das Stadthaus gleich einer mächtigen Brustwehr umgab, auseinander gelaufen; die Jakobiner waren schlafen gegangen, um am nächsten Morgen mit verstärktem Eifer und in vermehrter Zahl zurückzukehren. Die Zugänge zum Stadthause wie die große Treppe und die Gänge innerhalb waren einem kecken Handstreich fast schutzlos preisgegeben und diese Gunst des Augenblickes hat Leonard Bourdon benutzt, um sich mit dem 19jährigen Gendarmen Charles André Meda ins Stadthaus zu schleichen, gefolgt von einer ganzen Schaar von Grenadieren. Nach Oeffnung der Thür des Saales hat er seinem Begleiter den am Tische sitzenden Robespierre gezeigt und ein wohlgezielter Schuß aus der Pistole Medas hat diesem die linke Wange durchbohrt und die Kinnlade zerschmettert. Gleich nach diesem Schuß brach die Schaar der Grenadiere in den Saal, um festzunehmen, was sich da lebend vorfand. Lebas flüchtete in einen Nebensaal, in dem der Vollziehungsausschuß seine Waffen hatte, und schoß sich mit einer der dort liegenden Pistolen eine Kugel vor den Kopf. Augustin Robespierre stürzte sich zum Fenster hinaus und wurde auf der obersten Stufe der großen Treppe blutend aber noch lebend aufgehoben. Der lahme Couthon, auf den Meda auch geschossen hatte, ohne ihn zu treffen, that auf einer

der Treppen einen schweren Fall, der ihn stark am Kopfe verletzte. Henriot ward mehrere Stunden später in einem kleinen Nebenhof des Stadthauses aus vielen Wunden blutend aufgefunden und nur Saint Just wurde unverletzt gefangen genommen.

Kaum war der große Streich gelungen, als Bourdon mit seinen Gendarmen in den Konvent eilte und hier, von stürmischem Jubel begrüßt, sagte: „Dieser brave Gendarm, den Ihr hier vor Euch seht, hat mich nicht verlassen, er hat zwei der Verschwörer getödtet; ich verlange, daß der Präsident diesem braven Gendarmen den Bruderkuß (l'accolade fraternelle) gebe." Der Präsident willfahrte diesem Wunsch unter abermaligen stürmischen Beifallsrufen und gab auch den Namen des Gendarmen bekannt, worauf der Konvent beschloß, den ausgezeichneten jungen Mann ehrenvoll im Protokoll zu erwähnen*) und dem Wohlfahrtsausschuß zur Beförderung zu empfehlen. Die beiden Robespierre aber, Saint-Just, Couthon, nebst Henriot, Dumas, Payan, Vivier, dem Schuster Simon, dem man die Erziehung des ehemaligen Dauphin übertragen hatte, dem Maire Lescot-Fleuriot und mehreren Mitgeächteten — es waren im Ganzen 21 — wurden am 10. Thermidor dem Revolutionsgericht vorgeführt und, nachdem ihre Identität festgestellt war, als Geächtete ohne weiteres Verfahren der Guillotine überliefert. Dasselbe Schicksal hatten am Tage darauf 70 und noch einen Tag später 12 Mitglieder der Verschwörung der Kommune. Am 14. Thermidor (1. August 1794) setzte der Konvent das Gesetz vom 22. Prairial außer Kraft, beschloß eine Neubildung des Revolutionsgerichts und stellte die Sitzungen desselben einstweilen ein.

Als der Konvent unter dem wüthenden Geschrei "Vive la république!" die Anklage und Verhaftung Robespierres beschlossen hatte, rief der verlorene Mann aus: "La république? Elle est perdue, car les fripons triomphent!" (Die Republik? Sie ist verloren, denn die Schurken triumphiren!) Er hatte Recht: denn am 9. Thermidor ist, wie wir später sehen werden, die Republik tödtlich getroffen worden. „Robespierre war ein Fanatiker, ein echter und rechter Fanatiker und folglich ebenso ehrlich und unbestechlich als maßlos eitel. Er ist bis in seine innerste Seelenfalte hinein überzeugt gewesen, daß Gott — er glaubte bekanntlich ebenso fest an einen persönlichen Gott wie sein Orakel Rousseau — ihn eigens geschaffen hätte, damit er seinen geliebten „Contrat social" aus dem Philosophischen ins Wirkliche übersetzte. Um das zu können, strebte er nach der Diktatur. Um zu dieser zu gelangen, säuberte er weg, was er von Hindernissen auf seinem Wege fand, so die Vernunftreligionsleute, die Hebertisten, so auch Danton und die Dantonisten.

*) Dies geschah denn auch. In dem Extrait du procès verbal de la conv. nationale 9—10 Thermidor ist er zu drei verschiedenen Malen erwähnt und es verdient bemerkt zu werden, daß ihm bei der Gelegenheit eine im Stadthause gefundene Pistole zurückgegeben worden ist. Die Beförderung bestand in der Verleihung einer Stelle als Unterlieutenant im fünften Regiment der chasseurs à cheval, die dem Beförderten als ein wahrer Hohn auf sein Verdienst erschien. Die That war den Thermidorianern sehr angenehm gewesen, der Thäter aber ward ihnen so unbequem, daß sie die Mähr aufbrachten, Robespierre habe sich selbst angeschossen: eine Mähr, die von allem Andern abgesehen schon durch die Richtung des Schußkanals von links nach rechts, von oben nach unten als ganz unmöglich dargethan ist.

Er bediente sich der Guillotine als eines Kehrbesens und, wie allen Fanatikern, so heiligte auch ihm der Zweck die Mittel. Im Mittelalter geboren, wäre er ein Sankt Dominikus oder ein Torquemada geworden."

Robespierre wurde mit 20 Andern zum Tode geführt. Er, sein Bruder, Saint-Just, Couthon und Henriot befanden sich auf einem Karren; der todte Lebas wurde auf dem zweiten Karren gefahren. Die Verurtheilten boten einen grauenvollen Anblick. Robespierres bleifarbiges Gesicht war in einen Verband gehüllt; Henriot war nur mit einem Hemde bekleidet. Saint-Just sah ruhig und wie in tiefes Nachdenken versunken auf die Menge, die sich um die Karren drängte. Die Gendarmen deuteten mit den Säbelspitzen auf Robespierre.

Eine unermeßliche Menschenmenge erfüllte die Straßen, welche der Zug zu passiren hatte, und gab eine lärmende und ungezügelte Freude kund. Man sah, daß sich die „Männer der Tugend" verhaßt gemacht hatten. Verwandte und Hinterbliebene von Hingerichteten drängten sich heran und überhäuften die Todeskandidaten mit wilden Schmähungen. Vor dem Hause, wo Robespierre gewohnt hatte, führten rasende Weiber einen Rundtanz auf, brachten einen Eimer voll Ochsenblut herbei und bespritzten die Wände des Hauses damit. Auf dem Revolutionsplatze riß der Henker Robespierre seinen Verband ab, wobei Robespierre einen furchtbaren Schrei ausstieß, den man auf dem ganzen Platze vernahm. Als sein Haupt fiel, klatschte die Menge mehrere Minuten lang in die Hände. So endete Robespierre, aber nicht in Folge einer Reaktion der Menschlichkeit gegen den Terrorismus, sondern durch eine Verschwörung gerade der schlimmsten Schreckensmänner, welchen die feige Mehrheit des Konventes zufiel. Denn noch im Juni des Jahres 1794 genoß er eine unermeßliche Popularität und war immer noch der Abgott des Volkes, und vorab, so seltsam das klingen mag, der Abgott der Frauen. Die letzteren verehrten ihn besonders wegen dem Salbungsvollen seiner Redeweise, wegen der Sauberkeit seiner persönlichen Erscheinung, der reinlichen Aermlichkeit seines Haushaltes und der sittlichen Strenge seines Wandels. Und wenn auch Robespierre auf seiner Todesfahrt von einer Frau angetreten wurde, welche ihm zuschrie: „Fahr' zur Hölle, Bösewicht, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!" so gibt doch jene andere Aeußerung die Stimmung unter der Frauenwelt besser wieder, welche aus einer Provinz Südfrankreichs gemeldet wird. Dort ließ nämlich eine Pächterin beim Eintreffen der Nachricht, daß der „Tyrann", dessen ganze Hinterlassenschaft an Geld und Gut in einem Assignat von fünfzig Franken bestand, am 28. Juli guillotinirt worden sei, vor Schrecken das Kind fallen, welches sie auf dem Arme trug, hob die Hände gen Himmel und rief: „Oh, jetzt ist es um das Glück des armen Volkes geschehen; *sie haben den getödtet, welcher es so sehr geliebt hat!*"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Stadt Paris während der Schreckenszeit. — Das Gefängnißleben. — Was ist aus dem unglücklichen Sohne Ludwig's und Marie Antoinette's geworden?

Wie gestaltete sich das soziale Leben während der Schreckenszeit in Paris? Wie sah es in der Stadt aus? Um sich darüber klar zu werden, schreibt J. Scherr, dessen Ausführungen wir in diesem Kapitel folgen, muß man vor Allem nicht vergessen, daß das Paris jener Zeit noch nicht die riesige Prachtstadt unsrer Tage war. Um den ganz gewaltigen Unterschied in räumlicher Beziehung wahrzunehmen, braucht man bloß einen Plan der Stadt, wie sie noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts war, neben einen von jetzt zu halten. Die höchst beträchtlichen Erweiterungen, welche Paris in der Zwischenzeit erfahren hat, springen sogleich in die Augen. Ringsum haben dem alten Stadtkörper neue Quartiere sich angegliedert. Die Bevölkerungszahl ist von einer halben Million auf 3 Millionen gestiegen. Mit der Vergrößerung der Stadt hat die Verschönerung Schritt gehalten. Das jetzige Paris mit seinen Straßen und Plätzen, mit seinen Prachtgebäuden und Monumenten, mit seinen Brücken und Quais, mit seinen Kirchen, Theatern und Museen, mit seinen Gärten und Parken, eingerahmt durch eine Umgebung voll von landschaftlichem Reiz und voll von Merkmalen des Reichthums und des guten Geschmacks, darf unbedingt den Anspruch erheben, die schönste aller Großstädte zu sein, und nichts ist begreiflicher als der Stolz, womit alle Franzosen auf ihre Hauptstadt blicken, ob zwar die übertriebenen Preis- und Schmeichelnamen, womit ein Viktor Hugo Paris bedacht hat, aus dem Erhabenseinsollenden zumeist tief ins Lächerliche fallen.

Das Paris der Revolutionszeit rechtfertigte noch in bedenklicher Weise seinen altrömischen Namen Lutetia, Kothstadt. Namentlich im Winter, wo die Pariser nicht leichthin „flaniren" gehen konnten, sondern vielmehr mühselig Schmutz und Unflat aller Art durchwaden mußten. Waren doch die Straßen die Ablagerungsstätten für Abfälle und Schmutzereien aller Art und Unrathhaufen wechselten da überall, insbesondere an den Straßenecken, mit Kothpfützen ab. Das Pflaster war durchweg schlecht. Weitaus die meisten Straßen waren eng und infolge der beträchtlichen Höhe der Häuser dunkel und feucht. Allerdings gab es auch schon elegante Quartiere mit Palais von reicher Architektur und opulenter Einrichtung, aber auch diesen fehlten noch die Behaglichkeiten modernen Komforts. Die Reinigungsapparate im Großen wie im Kleinen waren sehr mangelhaft und wurden in Haus und Stadt nur lässig gehandhabt. Daher die zahllosen gleichzeitigen Klagen über die Un-

sauberkeit von Paris. Zur Sommerszeit hatte man vollauf Ursache, über die Belästigung von seiten der Staubwolken sich zu beschweren, welche über die ungepflasterten Boulevards dahinwirbelten. Auf den Wiesen und in den Baumgängen der Champs-Elysées weideten noch Schafheerden. Schlimm ist es bei Nacht gewesen. Die Straßenbeleuchtung mittelst Oellampen war so dürftig, daß auf die von den erleuchteten Magazinen und Läden ausströmende Helle gerechnet werden mußte. Da nun aber der „Schrecken" Handel und Wandel, Kauf und Verkauf so ziemlich auf Null herabgebracht hatte, so vermochten die Händler eine Beleuchtung ihrer Läden nicht mehr aufzuwenden und schlossen demnach mit Anbruch der Dunkelheit ihre Geschäftslokale. Auf die Straßen lagerte sich dann zumal eine Finsterniß, die aller Welt zur Sorge und zum Aergerniß gereichte, mit Ausnahme natürlich der ungeheuer zahlreichen Sippschaft der Diebe, Räuber, Einbrecher, Mörder und Dirnen.

Das Salonsleben hatte aufgehört. Die aristokratischen Quartiere, von deren Bewohnerschaft auf's Land oder in die Fremde geflohen war, wer nur konnte, lagen, wann die Nacht gekommen, dunkel und öde. Die Pariser vom anständigen Mittelstande sahen sich ihrerseits bei der Theuerung aller Brenn- und Beleuchtungsmaterialien genöthigt, schon „mit den Hühnern" zu Bette zu gehen, froh, wenn die Nacht vorüberging, ohne daß mit dem Schreckenswort „Im Namen der Republik!" an die Hausthüre geklopft wurde, um für die Träger einer Haussuchungs- oder Verhaftungsbotschaft Einlaß zu fordern. Die organisirte Pöbelei verbrachte ihrerseits die Abende in den Theatern, in den Sektionslokalen und in den Klubs. Gerade wie nachmals wieder, 1870—71, so ging es auch 1793—94 am wildesten und wüstesten her in den von Weibern gestifteten und besuchten Klubs. Ja, es kam so weit, daß sogar im Jakobinerklub strafende Stimmen gegen das tolle Treiben der Klubistinnen laut wurden, daß dort die „Anmaßungen besoffener Megären" scharfen Tadel fanden und der Konvent endlich dazu schreiten mußte, die Schließung der Weiberklubs zu befehlen.

Der Anblick von Paris war bei Tage kaum weniger düster als bei Nacht. Wie eine den Athem beklemmende Bleidecke lag der Schrecken auf der Stadt. Wenigstens mußte sich dieses Gefühl einem Jeden aufdrängen, welcher weder von dem terroristischen Wahnsinn mitbefallen war, noch zu den Nutznießern und Ausbeutern dieses Wahnsinns gehörte. Alles sah eintönig, finster, schäbig, gezwungen, verzerrt, armselig-komödiantisch aus. In endlos langweiliger Wiederholung stand die Straßenzeilen entlang an den Häusern geschrieben: "Liberté, égalité, fraternité ou la mort!" Ueberall waren die drei widerwärtigen Wahrzeichen der „einen und untheilbaren Republik", die Galeerenmütze, die Pike und die Guillotine, auf Mauern und Wände gepinselt. Der Verkehr zu Wagen hatte fast ganz aufgehört: nicht nur die Karrossen der einheimischen Aristokratie und der fremden Gesandten waren verschwunden, sondern sogar das Erscheinen von Fiakern ärmlichster Sorte war in der Wolle gefärbten Sansculottes ein wahres Aergerniß. Denn „warum gehen die Aristokraten nicht zu Fuße wie wir andern ehrlichen Citoyens?" Es konnte demnach unter Umständen, da ja Alles und Jedes

verdächtig war, sehr gefährlich werden, ja ins Gefängniß, vor das Revolutionstribunal und von da zum "Rasoir national", d. h. zur Guillotine führen, wenn man sich eines Miethwagens bediente.

Die Reichen waren eingekerkert, guillotinirt oder emigrirt. Mit ihnen war natürlich der Luxus verschwunden und damit hatte die Nährfähigkeit der mittleren und der unteren Klassen sehr beträchtliche Einbußen erlitten. Alle feinere Gewerbethätigkeit hatte aufgehört, der Handel, vollends der mit Lebensmitteln, war als ein Verbrechen angesehen. Zeitig schon im Jahre 1793 machten sich Stimmen laut, welche meinten, in einem „freien Staat bedürfte man eigentlich nur der Bauern und Handarbeiter und demzufolge müßten die Künstler, die Gelehrten, die Kaufleute und die Bankiers sammt und sonders geplündert und weggesäubert werden". Natürlich reichte der Verstand solcher Redner nicht weit genug, daß sie begriffen hätten, den Handel verpönen und vernichten hieße auch die Arbeit verunmöglichen. Eine unausweichliche Folge der Verketzerung der Handelsthätigkeit war, daß sich die ehrlichen Leute mehr und mehr davon zurückzogen und insbesondere der Lebensmittelverkehr allmälig ausschließlich in die Hände skrupelloser Gauner und Schurken kam, welche die herrschende Theurung mit raffinirtem Wucher ausnützten und die armen Pariser bis aufs Blut schunden. Vom Frühjahr 1793 an flog die Skala der Lebensmittelpreise nur so hinauf. Das Steigen war ein wahrhaft Ungeheuerliches. So kostete z. B. das Pfund Kalbfleisch im Mai genannten Jahres noch 5 Sous, zu Anfang Junis aber schon 22 Sous. Mit der wucherischen Vertheuerung ging die gewissenlose Verfälschung der Nahrungsmittel Hand in Hand. Alle Maßregeln der Schreckensregierung, der Noth zu steuern und dem Wucher zu wehren, erwiesen sich als unzulänglich oder als ganz nutzlos. Sie vermochte, ihrer Natur nach, nur Gewaltsamkeiten aufzuwenden. Sie dekretirte den Zwangskurs des schon vorhandenen Papiergeldes und fabrizirte neue „Assignate" in Massen. Innerhalb eines Jahres, während der Diktatur Robespierres, vom Juni 1793 bis zum Juni 1794 wurden die umlaufenden Assignate um etwa 5 Milliarden vermehrt. So ging es weiter und weiter bis zum Ende des Jahrhunderts, wo eine wahre Schlammfluth gänzlich entwertheten Papiergeldes den Boden Frankreichs bedeckte. Wie die Entwerthung sich vollzogen, kann die Thatsache zeigen, daß noch am 1. Dezember 1795 in Paris ein Louisdor nur 3500 Papierlivres kostete, am 1. Juni 1796 aber schon 23,000 Papierlivres. Das Tüpfelchen auf das i einer hirnverrückten Wirthschaft setzte die Dekretirung des „Maximum", der Unsinn des Unsinns, welcher gesetzlich vom Oktober 1793 bis zum Ende Julis 1894 währte, wo diese von staatswegen und gewaltsam bestimmte Preisetarifirung der Nahrungsmittel, sowie verschiedener Machwaaren, als nicht nur gänzlich unfruchtbar, sondern auch als geradezu schädlich wieder beseitigt werden mußte. Hand in Hand mit der Entwerthung des Papiergeldes hatte das Maximum die Theurung bis zum Unerträglichen gesteigert.

Die schwere Noth der Zeit fiel natürlich, wie unter ähnlichen Umständen immer, am wuchtigsten auf die anständigen Leute, deren Ehr- und Scham-

gefühl nicht soweit herunter war, daß sie sich, wie der Pöbel that, gänzlich auf die Fürsorge der Regierung verlassen und von den kommunistischen Abfütterungen von staats- oder kommunewegen auskömmlich profitirt hätten. Um die Pöbelrotten von Paris bei guter Laune zu erhalten, hatte der „Schrecken" auf Gemeinde- und Staatskosten die Hauptstadt so zu sagen zu einer kommunistischen Speiseanstalt gemacht. Die Hefe der Bevölkerung stand sich verhältnißmäßig ganz gut dabei. Für alle anständigen Menschen aber mußte es eine wahre Marter sein, wenn sie sich gezwungen sahen, an diesem mit ungeheuren, geradezu märchenhaften Kosten und doch nur dürftig und schlecht beschafften Gemeinde- und Staatsalmosen theilzunehmen. Um die ihnen zugetheilte schmale Tagesration zu erhalten, mußten sie vor Tagesanbruch aufstehen und sich vor den Bäcker- und Metzgerladen in die „Queue", d. h. an's Ende der langen daselbst harrenden Menschenreihe zu stellen, welche nach der Ordnung der zuerst Gekommenen langsam vorrückte. Wer zu spät kam, hatte zu befürchten, nichts mehr vorzufinden. „Welch ein schmachvoller und herzzerreißender Anblick," sagt eine unserer Quellen, „die unglücklichen Bewohner der Hauptstadt jeden Tag vor den Thüren der Bäcker und Metzger auf einander gedrängt und mit ihrer Reihennummer und Bürgerkarte in der Hand wie die Bettler an der Thür einer Herberge oder eines Klosters auf das bischen Fleisch und Brot warten zu sehen, welches die Regierung ihnen verabreichen ließ und womit Alle sich begnügen mußten."

Daß unter solchen Umständen die Verbrechen aller Art außerordentlich zunehmen, daß Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit zu kolossalem Umfang anschwellen mußten, bedarf keines Nachweises. Diebe, Fälscher, Räuber und Mörder hatten gute Nächte, denn die Polizei war ja vollauf beschäftigt mit der Jagd auf politisch „Verdächtige", auf angebliche „Verschwörer gegen die Sicherheit der Republik" oder auf solche, die es werden könnten. Unter den grassirenden Lastern stand voran eine tolle Spielwuth. Der grauenhaft wuchernden Prostitution suchte der Konvent mit scharfen Dekreten Schranken zu setzen, aber umsonst. Die Theater, die Tanzplätze, die Gärten und Spazierwege wimmelten von Dirnen. Das Verderbniß der Jugend war schrecklich. Die Ehe, dieser Grund- und Eckstein nicht nur aller Sittlichkeit, sondern auch der Zivilisation überhaupt, wurde zu einem leichtfertigen Zusammen- und Auseinanderlaufen, zu einem „reinbürgerlichen Vertrag", welchen man mit einer wahrhaft cynischen Formlosigkeit einging und wieder löste. Denn zur Ehescheidung bedurfte es ja nur der Erklärung, daß man nicht mehr mitsammen leben möge. An die Stelle der Taufe traten Namengebungen, in welchen sich die theatralische Ueberspannung der Zeit hochkomisch offenbarte. Es wimmelte von Grachusen, Brutusen und Katonen, von Aspasien, Kornelien und Arrien. Vollblütige Patrioten gaben ihren Söhnen die Namen „Freiheitsbaum" oder „Rothmütze" und richtige Sansculottes benamseten ihre Töchter „Nationalpike" oder „Guillotine". Selbst die Majestät des Todes, sonst doch sogar Barbaren heilig, wurde schimpfirt. Von Leichengeleiten keine Rede mehr. Nur mit Noth konnte man von den Tyrannen der Kommune die Bewilligung erlangen, die Särge mit einem

dreifarbigen Tuche bedecken zu dürfen. Die Friedhöfe mit ihren abscheulichen Massengräbergruben glichen Kloaken.

Wie Allem und Jedem, so drückte der „Schrecken" auch der Tracht, dem Hausrath, der Lebensweise, den Umgangsformen seinen Stempel auf. Was den Jakobiner und Schreckensmann comme il faut angeht, der trat einher in einer sogenannten „Karmagnole", d. h. in einem Kamisol oder Wamms von grobem schwarzem Tuch, welches, um recht à la mode zu sein, sehr fadenscheinig und schäbig sein mußte. Dazu gehörten lange Beinkleider von gleichem Stoff, eine blauweißrothe Weste, gegürtet mit der Kuppel eines gewaltigen Schleppsäbels, item ein möglichst bürstenborstiger Schnurrbart, endlich eine kurzhaarige schwarze „Jakobinerperrücke", auf welcher die rothe phrygische Mütze saß mit ungeheurer großer dreifarbiger Kokarde.

Und wie aus dem Anzug, sollte auch aus dem Hausrath und den Wohnungseinrichtungen alles Herkömmliche und Gewohnte verbannt werden. Auch hierbei wurde in lächerlicher Weise antikisirt. Die Handwerker pfuschten Zimmer und Mobiliar zuwege, deren „Antikheit" vorzugsweise in ihrer Unbequemlichkeit bestand. Bald aber lag, wie die Kunst, so auch das Kunsthandwerk brach. Denn wer hatte noch Geld, Künstler und Kunsthandwerker zu bezahlen? Außerdem ging ja die von den Terroristen systematisch organisirte Pöbelherrschaft mit wachsender Wuth auf die Vernichtung alles Bestehenden und Vorragenden aus. Ist doch im Schooß des Pariser Gemeinderaths, der jakobinischen Kommune, alles Ernstes die Frage zur Debatte gestellt worden, ob es nicht räthlich und nöthig wäre, die Thürme von Notre Dame und überhaupt sämmtliche Kirchthürme abzutragen, da dieselben durch ihr unverschämtes in die Höhe Hinaufragen dem Prinzip der Gleichheit hohnsprächen. Allenthalben und allzeit ist es auch ein kennzeichnendes Merkmal der Pöbelherrschaft gewesen, gegen das Schöne nicht nur gleichgiltig und verständnißlos sich zu verhalten, sondern auch dasselbe zu hassen. Schönheit und Gemeinheit sind eben Gegensätze, die einander ausschließen. Daraus erklärt es sich, daß die Schreckenssystemler von 1793—94 gegen alle Erscheinungsformen des öffentlichen Wohlstandes, gegen allen Schmuck des Daseins, gegen alle Schöpfungen der Kunst förmlich wütheten.

Auch den sonst so artigen und feinen französischen Umgangsformen zwang die terroristische Pöbelei ihre eigene Rohheit und Grobschlächtigkeit auf. Feines Benehmen, höflicher Ton, manierliche Ausdrucksweise machten des Aristokratismus verdächtig. Es sollte nur noch lauter Gleichheitsflegel und Bruderschaftslümmel geben in der einen und untheilbaren Republik. Im November von 1793 wurde das allgemeine Duzen von amtswegen eingeführt und anbefohlen.

Nicht minder einfältig ist der Eifer gewesen, womit der Sanculottismus gegen alle Denkmäler und Merkmale des Mittelalters, des Königthums und der Kirchlichkeit anging. Selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden ausgemerzt. Die Anwendung der Worte Roy und Royale konnte vor das

Revolutionstribunal und demnach zur Guillotine führen. Ein Bürger, welcher so unglücklich war, Le-Roy zu heißen, wurde aufgefordert, diesen fatalen Namen mit einem weniger anstößigen zu vertauschen, und nannte sich daher fortan La-Loi. Einer Bürgerin, welche Reine hieß, gab man zu verstehen, daß dieser Name sehr übel klänge in patriotischen Ohren, und sie vertauschte darum denselben mit dem wohlklingenderen Fraternité-Bonne-Nouvelle. Die Sieurs, Messieurs und gar die Monseigneurs waren streng verpönt, ebenso die Mesdemoiselles und die Mesdames; auf dem Boden eines freien Frankreichs sollten nur noch Citoyens und Citoyennes wandern. Fort auch mit den feudalistischen Worten Palais, Hôtel und Château! Wir brauchen in unserem reindemokratischen Staate nur noch Maisons.

Wollte man zur Schreckenszeit in der Hauptstadt Frankreichs gute Gesellschaft sehen, so konnte man solche nur in den Gefängnissen suchen und finden. Dorthin, wo Tausende von „Verdächtigen“, Männer und Frauen, Greise und Matronen, Jünglinge und Jungfrauen, Tag für Tag des Looses harrten, durch die Guillotine gezehntet zu werden, dorthin hatten sich der französische Esprit und die feinen Verkehrsformen geflüchtet. Dort wurden die Ueberlieferungen der französischen Heiterkeit, der französischen Plauderkunst, ja, und auch die der französischen Galanterie noch in Ehren gehalten und gepflegt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß der „Schrecken“ von kleinlicher Gefangenenquälerei in der Regel nichts wußte und nichts wissen wollte. Innerhalb der Gefängnißmauern gestattete er den Eingekerkerten große Freiheit. Damen hielten in den Korridoren ihren Hof, die Speisesäle ertönten von dem Lachen plaudernder Gruppen, man führte Sprichwörter und Vaudevilles auf, und auf den Höfen waren Gesellschaftsspiele im Gange. Griff die Todesfaust in Gestalt der Boten des Revolutionstribunals in das bunte Treiben herein, so schickte man sich mit bester Manier in das Unvermeidliche und verabschiedete sich von einander, als ob man sich morgen wieder bei einer Vergnügungspartie zusammenfinden würde. Natürlich fehlte es auch an erschütternd tragischen Auftritten nicht, und so war die Tragikomödie der Wirklichkeit, welche in den Gefängnissen sich abspielte, jedenfalls gehaltreicher und interessanter als die Tragikomödie der Fiktion, welche in den 23 Theatern von Paris über die Bretter ging. Auch war dort das Publikum fraglos ein gewählteres als hier, wo der Sansculottismus souverän den Ton angab. Wie bekannt, hatte der „Schrecken“ Zeit gefunden, auch als Theatercensor thätig zu sein und sich als solcher durch seinen der ganzen Vergangenheit gemachten Krieg gehörig lächerlich zu machen, indem — Alles um der lieben Freiheit willen! — schlechterdings nur Stücke aufgeführt werden durften, welche so oder so für widerköniglich oder widerkirchlich galten. Als aber der Vorrath von neueren Dramen dieser Sorte nicht ausreichte, so mußten sich die älteren stümperhafteste Verpfuschung und grausamste Verstümmelung gefallen lassen, bis sie

unter die terroristische Schablone paßten. Die französische Klassik erfuhr eine schmachvolle Sansculottirung. So recht abgeschmackt war es auch, daß an den Kostümen der Schauspieler und Schauspielerinnen, gleichviel, in welchen Rollen sie auftraten, die Nationalfarben angebracht sein mußten. Wie mußte doch der französische Geschmack verwildert sein, wenn er es ertrug, daß Molière's Tartuffe mit einer tellergroßen dreifarbigen Kokarde am Hut und Racine's Phädra mit einem ebensolchen Ding an der Frisur auftrat.

Das Schauspiel der Schauspiele, die eigentliche Haupt- und Staatsaktion war jedoch das Tagewerk der Guillotine, welche zuerst auf dem Grèveplatz „arbeitete", dann von dort nach dem Revolutionsplatz (heute Place de la Concorde), von da nach dem Marsfeld, von da zur Barrière du Trône und von dort schließlich wieder zum Grèveplatz wanderte. Ihre „schönsten Tage" hat sie, sansculottisch zu reden, auf dem Revolutionsplatze gesehen. Da hat sie ja Ludwig den Sechszehnten und Marie Antoinette, die Girondisten und Philipp Egalité, Charlotte Corday und Manon Roland, Bailly und Chénier, Desmoulins und Danton, Robespierre und Saint-Just „weggesäubert". Bekanntlich ist die von Guillotin erfundene Guillotine zuerst in der Sitzung der Nationalversammlung vom 10. Oktober 1789 als Hinrichtungsmaschine, als „möglichst schmerzlose" in Vorschlag gebracht worden, ohne jedoch sofort „in ihrem ganzen Werth erkannt zu werden". Vielmehr hatte die „menschenfreundliche" Erfindung zunächst nur als aristokratisches Spielzeug etliche Bedeutung: — modische Damen trugen goldene Miniaturguillotinen als Vorstecknadeln oder als Ohrbommeln. Auch hatte man auf gutgedeckten Tafeln kleine Guillotinen stehen, um Würste oder Geflügel oder Fische damit zu köpfen. In größerem Maßstabe konstruirt, kam die Maschine zuerst auf dem Theater in Anwendung. Im Dezember von 1789 wurde nämlich ein neues Ballet, „Die vier Haymonskinder", in Paris aufgeführt, dessen „Spitze" darin bestand, daß man den vier Haymonskindern auf der Bühne mittels der Guillotine die Köpfe abschlug. Zweifelsohne sind gar manche von denen, welche über diesen „prächtigen Spaß" lachten, nicht lange darauf alles Ernstes mit der Guillotine bekannt geworden. Im März von 1792 beschloß dann die Gesetzgebende Versammlung die Einführung der Enthauptungsmaschine.

Auf einem niedrigen rothangestrichenen Brettergerüst erhob „die Tochter Guillotins" ihre Fangarme, d. h. die zwei rothbemalten Pfähle, zwischen welche das in schiefer Richtung herabfallende Beilmesser eingescharnirt war. Tag für Tag wimmelt und wuselt rundum eine neugierige Zuschauermenge jeden Alters und Geschlechts. Die Zeit des Wartens auf die von der „Vorhalle des Todes", der Conciergerie, heranrollenden Todeskarren vertreibt sie sich nach leichtlebiger Franzosenart mit Scherz und Lachen, während Händler und Händlerinnen sich mit ihren Körben und Tragbrettern durch die Haufen drängen und mit gellendem Geschrei, auch mit allerhand guten

oder schlechten Witzen ihre Eß- und Trinkwaaren ausrufen und empfehlen. Auch geben ungeachtet der leichtfertigen Spässe aus Männermund und dem Lachgekreisch von seiten der Weiber die hunderte, die tausende von schmierigen Rothmützen ringsher um die rothe Todesbühne der ganzen Szene ein düsteres, unheilverkündendes Aussehen.

Da, horch, ein dumpfes Gerassel, welches vom Quai de la Conférence herauftönt und das Herannahen der Todeskarren signalisirt. Die Menge beantwortet dieses Signal mit einem vielstimmigen „Ah!" und „Ha!" befriedigter Erwartung. Sie theilt sich, um der Karrenreihe platzzumachen. Die rothangestrichenen Fuhrwerke halten eins um das andere am Fuße der Schaffottreppe und entladen sich ihrer Lasten. Das Schwatzen und Lachen verstummt. Jeder und jede stellt sich auf die Zehen, reckt den Hals und strengt die Sehnerven an. „Patriotinnen" von Müttern halten ihre kleinen Kinder in die Höhe, damit auch diese möglichst viel von dem Blutspiel profitiren. Einer oder eine der dem Tode Geweihten steigt nach dem andern oder der andern die Treppe hinauf, wobei die terroristische Mode verlangt, daß die Männer mit stolzer Gleichgiltigkeit, die Frauen mit anmuthiger Gefaßtheit, ja sogar mit etwas Koketterie sich benehmen. Droben nehmen Sanson und seine Knechte das Opfer in Empfang, schnüren ihm die auf dem Rücken gebundenen Arme fester zusammen und schnallen es an das Brett. Dies wird nach vorwärts umgekippt, Sanson berührt die Feder an einem der beiden „Fangarme" der Guillotine, das Beilmesser fällt, ein dumpfes Geknirsch und ein Kopf rollt in den Korb. Ist einer gefallen, wischt einer der Büttelknechte das rauchende Blut zusammen und spritzt Tropfen davon mit seinem rothen Besen auf die drunten stehende Menge, welche zur Erwiderung auf diesen gräulichen Spaß die rothen Mützen schwenkt und Hussah heult. In den kurzen Pausen zwischen den eintönig sich folgenden Fallbeilschlägen schreien drunten die Verkäufer und Verkäuferinnen wieder ihre Kuchen, Früchte und Liköre aus, als dächten sie, der Anblick des Blutgeströmes müßte den Appetit der Canaille geschärft haben. Ist der letzte Kopf der „fournée" des Tages gefallen, so reißen sich entmenschte Weiber, die „Guillotinewäscherinnen" oder „Guillotinefurien", um die ihnen preisgegebenen rothen Oberhemden der Hingeschlachteten, deren Köpfe und Rümpfe die Knechte Sansons in Körbe und Säcke packen, damit dieselben Karren, welche die lebenden Schlachtopfer hergebracht, die todten zum Grabe fahren....

* *
*

Zur Vervollständigung dieses Bildes vom Leben in Paris zur Zeit der Herrschaft des Schreckens müssen wir noch auf das bereits erwähnte Leben in den Gefängnissen eingehen. Die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gefängnisse besorgte die Stadtpolizei von Paris, welche dabei unter der Kontrole des Sicherheitsausschusses stand. Diese Stadtpolizei hatte aber so ungeheuer viele Arbeit, daß sie ihre Gefängnißbeamten nur ober-

flächlich beaufsichtigen konnte, und demzufolge hing das in den einzelnen Gefängnissen herrschende Regiment von den Persönlichkeiten der Polizeikommissäre, der Schließer und Schließerinnen, der Wärter und Wärterinnen ab. Von dem einzigen Gefängniß Du Plessis wird uns authentisch gemeldet, daß das Aufsichts- und Wartungspersonal streng, herb und hart gewesen sei, und in diesem Hause war demzufolge der Aufenthalt am peinlichsten. An den Gefangenen, auch an den weiblichen, wurde hier bei ihrem Eintritt eine Manipulation unternommen, welche unter dem Namen der „Rapiotage" verrufen war. Man untersuchte sie nämlich ohne Rücksicht auf Schicklichkeit und Schamhaftigkeit und nahm ihnen alles weg, was sie bei sich trugen. Man gestattete ihnen keine Scheere und kein Messer, sondern nur ein hölzernes Besteck, so daß sie beim Essen genöthigt waren, das Fleisch mit den Fingern zu zerreißen. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war streng untersagt und unmöglich gemacht. Aber Einzelhaft gab es auch hier nicht.

Eine ganze Reihe von Gefängnißbeamten hat sich zur Schreckenszeit durch Milde, Schonung und freundliche Fürsorge für die Gefangenen berühmt gemacht. So der Ministerialsekretär Grandpré, der Polizeikommissär Biguet, der Schließer Huyet im Port-Libre, de Schließer Benoit im Luxembourg, die Schließerin Bouchaud in Sainte-Pelagie, der Schließer Vaubertrand und seine Frau in den Madelonnettes, die Schließerin Lebau in La Force, der Schließer Fontenay, die Schließerin Richard und deren Magd Rosalie Lamorlière in der Conciergerie, welche beiden Frauen alles thaten, was nur immer sie thun konnten, um der armen Marie Antoinette die schreckliche Bürde ihrer letzten Tage und Stunden zu erleichtern.

Das strengste Gefängnißregiment wurde, wie gesagt, in Du Plessis gehandhabt. Schon weniger herb und hart ging es her in der Conciergerie, in Sainte-Pelagie, in der Force und in den Madelonnettes. Was vollends die Gefängnisse im Luxembourg, im Port-Libre, bei den Karmelitern, bei den englischen Benediktinern und in Sankt-Lazare betrifft, so waren das „Stutzer-Gefängnisse", „allwo" — meldet einer, der es mit angesehen — „die Gefangenen keine anderen Fesseln kannten als die der Liebe und wo ihnen die Tage inmitten der Gärten und Gebüsche im süßen Getändel mit ihren schönen Mitgefanginnen verflossen." Mit Stegreifsdichtung, mit Ariengeträller, mit Gesellschaftsspielen, mit Klatsch und mit Musik vertrieb sich hier der französische Leichtsinn die Zeit und wußte es sogar zu einer neuen Art Zeitvertreib zu machen, wenn die eiserne Anklägerhand Fouquier-Tinville's von Zeit zu Zeit in das Getändel, Getriller und Gelächter hereingriff, um aus dem in Fülle vorhandenen Vorrath einen seiner täglichen „Schübe" (fournées) für das „rothe Ding" auf dem Revolutionsplatz zu vervollständigen.

In den zuletzt genannten Gefängnissen verwandelten sich die Kerker förmlich in Salons, wo graziöse Frauen die Honneurs machten, wie sie früher in ihren Empfangzimmern im Faubourg Saint-Germain oder in der Rue Saint-Honoré gethan hatten. In den Madelonnettes ließ sich das Ancien Régime in der ganzen wohlgebürsteten Grandezza seiner Höflichkeit sehen.

Hier schwirrte die Luft von Monseigneurs und Mesdames. Der weiland Polizeiminister machte in wohlgepuderter Perücke und Glanzschuhen, den Hut unter dem Arme, den weiland Ministern Latour du Pin und Saint-Priest seine Morgenvisite, welche ceremoniösest zurückgegeben wurde. Falls, wie zuweilen geschah, in die vornehme Gesellschaft dieses aristokratischen Gefängnisses ein armer Spießbürger hineingewürfelt ward, nahm ihn der altfranzösische Witz zur Zielscheibe. Ein unglücklicher Krämer Namens Cortey saß mit den Herren Laval-Montmorency, De Pons und Sombreuil in der gleichen Zelle. Eines Tages machte er durch das Korridorfenster der vorübergehenden weiland Prinzessin von Monaco verliebte Zeichen und warf ihr Kußhände zu, worauf der Marquis de Pons ernsthaft zu ihm sagte: „Ihr müßt schlecht erzogen sein, weil Ihr Euch mit einer solchen Person gemein macht. Es ist ganz in der Ordnung, wenn man Euch mit uns guillotinirt, da Ihr uns als Euresgleichen behandelt.“ Die weiland großen Herren in den Madelonnettes erhoben übrigens ein großes Geschrei, als sie in Folge der Anordnung eines griesgrämigen Visitators vorübergehend genöthigt waren, von ihren Freundinnen sich zu trennen.

Der heiterste und zugleich anständigste Ton herrschte im Port-Libre. Auch war hier die republikanische Gesinnung und Stimmung obenauf. Die Bürger Vigée und Matras dichteten und komponirten Freiheitshymnen im Stile der Zeit, die Bürgerinnen Betisy und Lachabeaussière sangen dieselben und der Baron von Wittersbach begleitete sie mit seiner meisterhaft gespielten Violine. An den Tagen, wo die Republik auf den Plätzen von Paris ihre antiken Feste feierte, ging es auch im Port-Libre festlich zu. Aus im Gefängnißhof aufgelesenen Ziegeln wurde der „guten Göttin Natur“ ein Altar errichtet und die Bürgerinnen sangen die eigens zu diesem Zwecke komponirte Festkantate. Dann gaben sie den Bürgern die Hände und es wurde in großer Runde die Karmagnole getanzt, unter Anstimmung der Marseillaise. Am leichtfertigsten, ja geradezu lüderlich führten sich die Gefangenen beiderlei Geschlechtes im Luxembourg auf. Auch in der ernsteren Conciergerie fehlte es nicht an solchen Geschichten. Erwähnenswerth ist wohl auch eine andere Thatsache, nämlich diese, daß im Mai von 1794 eine Durchsuchung der Gefängnisse angeordnet wurde, wobei sich herausstellte, daß die Gefangenen mitsammen im Besitze von 864,000 Livres waren, den Werth ihrer Möbeln und Schmucksachen ungerechnet. Daraus ersieht man, daß von Noth in diesen Gefängnissen gar keine Rede war.

Zu den Hausgebräuchen in der Conciergerie gehörte es, neu angekommene Gefangene sozusagen einzuweihen, indem man, und zwar in Numero 13, die furchtbaren Szenen der Prodezur vor dem Revolutionstribunal und der Guillotinirung travestirend vor ihnen aufführte. Die Mitspieler und Mitspielerinnen dieser gräßlichen Possen trugen in Ringen oder Knöpfen verborgen die berühmten von Cabanis erfundenen Opiumpastillen bei sich, womit der Doktor Guillotin, der Vater der „Dame Guillotine“, aus Mitleid die Gefangenen versorgte, damit sie „nach Belieben über ihr Schicksal verfügen könnten“. Selbstmordkandidaten also karikirten und travestirten die

Tragödie der Zeit, und während die Wände der bezeichneten Kerkerkammer von Gelächter wiederhallten, schrien unter dem Fenster derselben Ausrufer die Liste derjenigen aus, welche „heute in der Lotterie der heiligen Guillotine das große Loos gezogen haben", d. h. hingerichtet worden waren.

An der Conciergerie haftet noch eine düstere Erinnerung. Sie war ja recht eigentlich die „Vorhalle des Todes". Denn hierher wurden neben den ordentlichen Insassen des Gefängnisses auch außerordentliche gebracht, nämlich alle vom Revolutionstribunal Verurtheilten, um ihrer letzten Stunde entgegenzuharren. Die Schreibstube (le greffe) im Untergeschoß war das Toilettezimmer der „Dame Guillotine". Am Eingange dieses schrecklichen Gelasses erschien Morgen für Morgen der rothbemützte Huissier, die infernalische Liste derer abzulesen, welche zu den draußen vorgeführten Todeskarren gerufen wurden. Wie wir bereits früher bemerkten, hat diese Liste ihre schrecklichste Länge erreicht (38—50—54—60 bis 67 Personen) während der Zeit, als sich Robespierre aus dem Wohlfahrtsausschusse zurückgezogen hatte und mit seinem geliebten Hunde Brount in den Champs-Elysées und im Thale von Montmerency spazieren ging, die Hamletfrage: „Sein oder Nichtsein?" grüblerisch erwägend.... Das fahle Morgengrauen des 7. Thermidor (25. Juli) von 1794 erblickte in der Vorhalle des Todes eine zahlreiche Gesellschaft, 38 Verurtheilte. Darunter den General Beauharnais, den Gatten der künftigen Kaiserin Josephine — sie selbst war bei den Karmelitern eingekerkert —, den Herzog von Clermont-Tonnere, den berühmten Sachwalter Lachalotais, den Fürsten von Salm-Kyburg und den Baron Trenck, sowie den royalistischen Poeten André Chenier.*)

Ebensowenig wie in all den genannten Gefängnissen scheint in der Bastille ein allzu strenges Regiment gewesen zu sein. Erst neuerdings hat Dr. Funck-Brentano interessante Daten darüber veröffentlicht. Da schildert er auf Grund der Archive das Gefängnißregime in der Bastille als sehr angenehm, so angenehm, daß manche Gefangene diesen „Ort des Luxus" nur ungern verließen und nachher bezeugten, die Tage, welche sie da zugebracht, zählten zu den glücklichsten ihres Lebens. Jeder der acht Thürme der Bastille barg vier oder fünf Gefängnißräume über einander, die alle achteckig und mit Fenstern versehen waren. Schlecht waren nur das unterste

---

*) Das von ihm zu dieser Stunde halbbeschriebene Blatt hat die Nachwelt unter die kostbarsten Reliquien der Revolution eingereiht; darin heißt es u. a.:

„So wie ein letzter Hauch, ein letzter Strahl des Gottes
 Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffotes;
 Wer weiß, wann ich's besteigen muß?
Wer weiß? Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
 Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechzigfachen Schritt der vorgeschrieb'nen Reise
 Hellkön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
 Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefang'nen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
 Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
 Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Saals mit meinem Namen wecken — —"

und das oberste Stockwerk, die sich mit den pozzi und den piombi von Venedig vergleichen ließen. Wenn die Seine hoch war, so bedeckte das Wasser den Boden des Kellerraums, und im Sommer herrschte unerträgliche Hitze unter dem Dache, das so weit herabreichte, daß der Gefangene nur in der Mitte der Kammer stehen konnte. Diese beiden Räume sollen von Ludwig XV. an nur dazu gedient haben, widerspenstige Gefangene oder auch Wachen und Wärter vorübergehend zu beherbergen. Den übrigen Unterthanen des Königs, welchen die Bastille auf unbestimmte Zeit als Wohnung angewiesen wurde, war es erlaubt, ihre Zimmer nach Belieben auszuschmücken. Der König lieferte ihnen nur ein Lager, einen Stuhl und einen Tisch, aber es gab einen Tapezierer, der sich Lieferant der Bastille nennen durfte und Hausrath, Teppiche und gewirkte Wandtapeten an die Gefangenen vermiethete, wenn diese es nicht vorzogen, ihre eigenen Möbel in das Gefängniß kommen zu lassen. Funck-Brentano erwähnt, daß der Graf de Belle-Isle, als er nach einigen Jahren wieder auszog, eine ganze häusliche Einrichtung mit sich führte: eine Bibliothek von 333 Bänden und 10 Atlassen, ein vollständiges Tafelservice, feines Linnen und Silberzeug, ein Bett mit rother, goldgeränderter Damastdecke, vier Wandtapeten mit antiken Sujets, zwei Spiegel, zwei spanische Wände, mehrere gepolsterte Lehnstühle und Stühle, eine Kamingarnitur aus vergoldeter Bronze, Tische, Kommoden, Etageren, silberne Leuchter u. s. w. Auch hinsichtlich der Kost war für die Gefangenen gut gesorgt. Der Gouverneur der Bastille erhielt für die Nahrung jedes gemeinen Mannes 3 Livres täglich; 5 Livres für einen Bürgersmann, 10 für einen Finanzmann, Richter, Schriftsteller, 15 Livres für ein Parlamentsmitglied, 35 Livres für einen Marschall von Frankreich. Es blieb aber den unfreiwilligen Gästen der Anstalt unbenommen, noch Extraausgaben zu machen. So gab der Kardinal de Rohan 120 Livres täglich aus, und der Fürst von Kurland während eines Aufenthalts von fünf Monaten noch etwas mehr, im Ganzen 22,000 Livres.

Renneville, der ein Pamphlet gegen die Bastille geschrieben hat, schildert seine erste Mahlzeit wie folgt: „Mein Diner bestand aus einer gutgekochten, appetitlich aussehenden Zuckererbsensuppe mit Lattich, auf dem ein Viertelhuhn lag. Auf einem Teller lag ein saftiges Stück Rindfleisch mit Sauce und einer Petersiliegarnitur, auf einem andern ein Stück Fleischpastete mit Kalbsmilch, Hahnenkämmen, Spargeln, Champignons und Trüffeln, und schließlich war noch eine eingemachte Schafszunge da; dies Alles wurde sehr sauber servirt. Zum Dessert bekam ich ein Bisquit und zwei Reinettenäpfel, als Getränk guten Burgunder, und das Brot schmeckte ausgezeichnet. Ich fragte den Kerkermeister, ob ich selbst für meinen Unterhalt aufkommen müsse, oder ob mich der König bewirthe. Er antwortete, ich habe nur zu befehlen; man werde mich zu befriedigen trachten. Seine Majestät zahle!" Nach dem Wunsche des allerchristlichsten Königs mußten zwar die Bewohner der Bastille die Fasttage einhalten, aber darum ging ihnen nichts ab. „Ich bekam," schreibt Renneville, „sechs Gänge und eine vorzügliche Krebssuppe. Da war unter den Fischen eine sehr schöne Queise, eine gutgebackene See-

zunge und ein schmackhafter Barsch neben drei andern Fastenspeisen." Ein anderer der Insassen der Bastille, Dumouriez, der unter Ludwig XV. den Befehl erhielt, sich dorthin zurückzuziehen, bestellte bei seiner Ankunft ein gebratenes Huhn. „Wissen Sie denn nicht, daß es heute Freitag ist?" fragte entsetzt der Kerkermeister. „Das geht Sie nichts an," lautete die Antwort. „Sie haben meine Person, nicht mein Gewissen zu hüten. Ich bin krank, denn die Bastille ist eine Krankheit." — Eine Stunde später stand das gebratene Huhn auf dem Tische des Gefangenen.

* * *

In diesem Zusammenhang müssen wir auch noch eines besonderen Gefangenen gedenken, den man bis auf den heutigen Tag als das „Räthsel des Temples" bezeichnet. Am 8. Juni 1795 starb nämlich im Templethurm, wo die königliche Familie gefangen gesessen, ein armer, körperlich und geistig verkümmerter, bis zur Stummheit schweigsamer Knabe, Louis Charles, der Dauphin von Frankreich. Aber sofort erhob sich die Zweifelfrage: war der im Temple gestorbene Knabe wirklich der Dauphin? und wenn nicht, was ist dann aus dem wirklichen Sohn des unglücklichen Königspaares geworden? Diese Zweifelfrage ist bis auf den heutigen Tag noch nicht so beantwortet, daß jeder Zweifel verstummen mußte. Stellen wir kurz alle die Thatsachen, die bis jetzt festgestellt wurden, zusammen!



Ludwig XVII.

Thatsache ist zuvörderst, daß alle die Betrogenen oder Betrüger oder betrogenen Betrüger, welche nacheinander als Dauphin Louis Charles oder als Ludwig XVII. aufgetreten sind, Hervagault, Bruneau, Naundorff, Richemont und Williams, Glauben und Anhänger gefunden haben, zum Theil innigst überzeugte und leidenschaftlich begeisterte Anhänger. Dies muß auf den Umstand zurückgeführt werden, daß im Jahre 1795 die Sage ausgegangen war und Bestand gewonnen hatte, der angeblich im Temple gestorbene Dauphin sei ein untergeschobenes Kind gewesen, der wahre und wirkliche lebe und sei aus dem Kerker gerettet. Diese Anschauung wurde allgemein geglaubt, und zwar auf Grund des Zeugnisses von Herrn Brémond, dem ehemaligen Geheimsekretär Ludwigs XVI. Derselbe besagte, daß er, Brémond, im Jahre 1795 von dem Schultheiß Steiger zu Bern vernommen habe, er, der Schultheiß, wisse ganz bestimmt und aus den besten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Temple gestorben, sondern gerettet sei.

Steiger stand aber mit den höchsten Kreisen der royalistischen Emigration, wie auch mit den Generälen der Vendée in engen Beziehungen.

Die gang und gäbe Sage in Betreff der Rettung des Prinzen aus dem Temple ist, daß dieselbe auf Betreiben von Josephine Beauharnais durch ihren damaligen Liebhaber Barras bewerkstelligt worden sei. Diesen zwei Personen wird, unter Mitwirkung von Hoche, Pichegru, Frotté und dem Kreolen Laurent, die Retterrolle auch in der Geschichte des Uhrmachers Naundorff zugetheilt, welcher übrigens, nebenbei bemerkt, von Madame de Rambaud, Amme des Dauphin bis zu dessen Einkerkerung im Temple, förmlich und feierlich als der echte Sohn Ludwig des Sechzehnten erkannt und anerkannt worden ist. Der gerettete Dauphin soll nach der Vendée gebracht und später dem General Kleber anvertraut worden sein, der ihn für den Sohn eines Verwandten ausgab und ihn als Adjutanten bei sich behielt.

Nun kommt aber die weitere Frage: warum hat denn der gerettete Prinz nicht sofort bei sämmtlichen Anhängern der Bourbons laute und begeisterte Anerkennung gefunden? Hierauf wird folgende ziemlich plausibel klingende Antwort gegeben:

In der bourbonischen Familie herrschten bekanntlich schon vor dem Ausbruch der Revolution heftige Zerwürfnisse, und man schrieb dem schlauen und ehrgeizigen Grafen von Provence, Bruder Ludwigs des Sechzehnten und nachmals Ludwig der Achtzehnte, die planmäßig verfolgte Absicht zu, die Nachkommenschaft seines älteren Bruders, schon aus Haß gegen Marie Antoinette, zu Grunde zu richten. Als nach dem angeblichen Tod des Dauphin im Temple der Graf von Provence von einem Theil der Royalisten als legitimer König anerkannt worden war, habe er natürlich Alles daran gesetzt, jedem von seinem geretteten Neffen etwa zu erhebenden Anspruch zum voraus die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. Zu diesem Zweck hätten es Ludwig der Achtzehnte und seine sämmtlichen Anhänger zu einem Glaubensartikel gemacht, daß der Dauphin wirklich im Temple gestorben sei. Um aber auch der Schwester des Prinzen, der Prinzessin Marie Therese Charlotte, welche im Dezember 1795 zum Austausch von Kriegsgefangenen an die Oesterreicher ausgeliefert wurde, die Annahme dieses Glaubensartikel zu belieben, trennte man ihr Interesse von dem ihres Bruders, indem man sie mit dem ältesten Sohn des Grafen von Artois vermählte und ihr damit, da Ludwig der Achtzehnte kinderlos, die Aussicht eröffnete, eines Tages Königin von Frankreich zu werden und zwar regierende Königin, da ihr Gemahl, der Herzog von Angoulême, eine entschiedene Null war. Hieraus habe man sich denn auch den Umstand zu erklären, daß die Herzogin von Angoulême mit der ganzen Härte und Schärfe ihres Charakters gegen jeden Versuch, sie von der Rettung ihres Bruders aus dem Temple, von seinem Fortleben, von seinem Dasein zu überzeugen, herb abweisend sich benommen hat.

Und doch war es dieselbe Prinzessin, welche mittels einer Stelle der berühmten Denkschrift, worin sie ihre Erlebnisse im Temple aufgezeichnet hat, für die Behauptung, der Dauphin sei aus dem Temple gerettet worden und zwar am 19. Januar von 1794, einen sehr bemerkenswerthen Stützpunkt beibrachte. Die gemeinte Stelle ist diese: „Am 19. Januar hörten wir (d. h. die Prinzessin und ihre Tante Elisabeth) bei meinem Bruder — (d. h. im Zimmer desselben) — ein großes Geräusch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Temple verließe, und wir wurden dessen überzeugt, als wir durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthür blickend, Gepäckstücke wegtragen sahen. An den folgenden Tagen hörten wir die Thür des Zimmers, worin mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem Glauben, daß er weggegangen — (will sagen, weggebracht worden wäre) noch bestärkte."

Wir sind aber mit diesem 19. Januar von 1794 noch nicht fertig. Denn es ist eine festgestellte Thatsache, daß gerade an diesem Tage der verrufene Schuster Simon, welcher das Wächteramt bei dem armen Dauphin mit einer Anstellung als Munizipalbeamter vertauschte, mit seiner Frau und mit Sack und Pack den Temple verließ. Unumstößlich ist ferner eine im Verlauf der Prozeßverhandlung von 1851, welchen Prozeß die Hinterlassenen Naundorffs bei den französischen Gerichten anstrengten, als wohlbezeugt erhärtete Thatsache, daß die Wittwe Simon's, Marie Jeanne Aladame, welche erst am 10. Juni von 1819 gestorben ist und zwar in dem Frauenspital der Sèvres-Straße, den barmherzigen Schwestern, welche daselbst die Krankenpflege besorgten, wiederholt und umständlich erklärt hat, der Dauphin sei nicht im Temple gestorben, sondern daraus entführt worden mit ihrer und ihres Mannes Beihilfe, und zwar an demselben Tage, wo sie ihren Auszug bewerkstelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung sei aber so vollzogen worden. Unter anderem Spielzeug habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen lassen. In dem Bauch dieses Pferdes wurde das (stumme) Kind, welches man der Person des gefangenen Dauphins unterschob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieser Korb sodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simon's aus dem Temple führte, und mit einem Haufen Wäsche bedeckt. Die Wache am Templethor untersuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäsche zu durchstöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem sie mit gut gespielter Entrüstung die Männer zurückwies, sie bedeutend, das sei ihre schmutzige Wäsche. Also sei der Inhalt des Weidenkorbes ohne weitere Anfechtung aus dem Temple geschmuggelt worden.

Die Entführung des Prinzen in dieser Erzählung der Wittwe Simon's hätte offenbar das Einverständniß und die Mitwirkung von damals, d. h. im Januar 1794, einflußreichen Männern zur Voraussetzung gehabt. In

dieser Beziehung ist von verschiedenen Seiten her auf Cambacérès hingewiesen worden. Der über gar manches, was hinter den Kulissen der Revolutionsbühne vor sich gegangen, wohlunterrichtete Verfasser der “Histoire secrète du Directoire” — man schreibt sie dem Grafen Fabre de l'Aude zu — meint: „Es scheint gewiß, daß man das Publikum hinsichtlich der Zeit und des Ortes, wann und wo Ludwig der Siebzehnte gestorben, getäuscht hat. Cambacérès gab das zu, aber niemals wollte er mittheilen, was er über die Angelegenheit wußte.“

Angenommen aber, es habe wirklich eine Vertauschung und Entführung des Prinzen stattgefunden, wohin ist er gekommen und was ist aus ihm geworden? Ein Dauphin von Frankreich, in welchem seit dem 21. Januar 1793 die französischen Roalisten von legitimitätswegen ihren König erblicken mußten, kann doch nicht so spurlos verschwinden, als hätte die Erde ihn verschlungen. Die Sage, daß der Knabe in das Lager des Prinzen von Condé gerettet worden, ist unglaublich. Condé war zwar ein notorischer Schwachkopf, aber in seiner Art ein ehrlicher Mann, der sich nicht hätte dazu gebrauchen lassen, seinen legitimen König zu verleugnen. Es ist also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er den Prinzen nicht nur nicht bei sich hatte, sondern auch an das von Seiten der republikanischen Behörden amtlich kundgegebene Ableben desselben im Temple aufrichtig glaubte, da er hierüber einen Tagesbefehl erließ, welcher mit den Worten schloß: „Der König Ludwig der Siebzehnte ist todt, es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ Freilich, jeder der Herren, welche nachmals für den Dauphin sich ausgaben, hat sich seine Geschichte zurechtgemacht von den Abenteuern und Irrfahrten, welche er nach der Rettung aus dem Temple angeblich zu bestehen gehabt.

Was steht denn nun aber fest über die Schicksale des Dauphins im Temple? Nachdem der Schuster Simon sein Wächteramt bei dem Dauphin aufgegeben hatte, blieb das Kind volle sechs Monate lang ohne spezielle Aufsicht. Die einzige, welche man ihm angedeihen ließ, wurde von den Tag für Tag wechselnden Kommissären der Kommune geführt. Jedenfalls aber wurde der arme Knabe — war es der Prinz oder ein untergeschobenes Kind — thatsächlich jetzt viel grausamer behandelt, als er von Simon und dessen Frau behandelt worden war. Alles schien nicht nur, sondern war auch augenscheinlich darauf berechnet, entweder den wirklichen Dauphin langsam zu morden oder aber den falschen in einen Zustand zu versetzen, welcher es unmöglich machte, die Wahrheit über seine Persönlichkeit an den Tag zu bringen und mittels dieser Unmöglichkeit die Spuren der begangenen Unterschiebung zu verwischen. Man sperrte den Knaben im unteren Stockwerk des Templethurms in ein düsteres und mittels künstlicher Vorrichtungen noch mehr verdunkeltes Gemach, als sollte er weder sehen noch gesehen werden. Man ließ ihm seine kärgliche Nahrung mittelst einer Drehscheibe zukommen: er durfte nie mehr im Garten des Temples oder auf der Platform

des Thurmes sich Bewegung machen, noch auch mit seiner gefangenen Schwester zusammenkommen, ja derselben nicht einmal zufällig und flüchtig begegnen. Man verdammte ihn zur Einsamkeit in einem bei Tage lichtlosen, bei Nacht unerhellten Gelasse, dessen Zugänge so zu sagen förmlich verbarrikadirt waren.

Ist dies alles nur eine Wirkung der ängstlichen Sorge des Sicherheitsausschusses gewesen, das kostbare Pfand könnte durch Bourbonisten entführt werden, oder aber war es eine Folge der Absicht, den Knaben dem Anblick aller Personen, welche den Dauphin gekannt hatten, zu entziehen?

Erst am 11. Thermidor (29. Juli 1794) wurde dem armen Kleinen wieder ein Wächter bestellt und zwar in der Person des schon weiter oben genannten Kreolen Laurent, dessen Wahl man auf den Einfluß hat zurückführen wollen, welchen die Kreolin Josephine Beauharnais auf die Machthaber des Tages, auf Barras und Tallien übte. Die Thermidorianer ließen auch in der Behandlung des gefangenen Kindes eine scheinbare Milderung eintreten, die vielleicht noch nicht zu spät gekommen sein würde, falls sie mehr als eine nur scheinbare gewesen wäre. Am 13. Thermidor, also zwei Tage nach der Bestellung Laurents zum Wächter, besuchten etliche Mitglieder des Sicherheitsausschusses den kleinen Gefangenen im Tempel.

Falls die Vertauschung des Prinzen durch Laurent bewerkstelligt worden wäre, müßte dies also am 12. Thermidor geschehen sein; denn der neue Wächter mußte sich doch, bevor er das Wagstück unternahm, einigermaßen in der Lokalität orientirt haben. Bei Gelegenheit der Verhandlung des Naundorff'schen Prozesses zu Paris im Jahre 1851 brachte der Anwalt der Hinterlassenen Naundorffs, der bekannte Advokat Jules Favre, drei von Laurent an Barras gerichtete Briefe vor, in welchen die Unterschiebung eines stummen Waisenknaben an die Stelle des Dauphin „konstatirt" war. Wäre dies unanfechtbar erhärtet, so würde darin ein höchst wichtiger, ja ein Ausschlag gebender Umstand gefunden sein. Allein die beigebrachten Briefe waren bloße Abschriften von zweifelhafter Authenticität. Die Originale der Briefe sollen im Jahre 1810 dem Justizrath Lecoq in Berlin anvertraut worden sein. Hat es zur genannten Zeit in Berlin einen Justizrath Lecoq gegeben und wäre es, im bejahenden Falle, nicht möglich, den Originalbriefen auf die Spur zu kommen?

Die Mitglieder des Sicherheitausschusses fanden bei ihrem am 13. Thermidor im Tempel abgestatteten Besuche einen „etwa neunjährigen" Knaben vor, „unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Mißverhältnisse stand". Dieser Knabe, der wahre oder ein falscher Dauphin, war im Besitze des Gehörs, nicht aber der Sprache, die Besucher vermochten ihm kein Wort, keine Silbe zu entlocken. Dieser Thatsache widerspräche freilich die Angabe von einem Besuche, welchen nicht lange nach dem 9. Thermidor Barras in eigener Person dem kleinen Gefangenen abgestattet

haben soll. Bei dieser Gelegenheit habe der Knabe mit Barras gesprochen. Allein diese ganze Geschichte von dem Barras'schen Besuche ist als gänzlich unerwiesen abzuweisen. Am 9. November von 1794 gab man dem Wächter Laurent einen Gehilfen in der Person eines gewissen Gomin, welcher den Dauphin, den wahren nämlich, früher nie gesehen hatte. In späterer Zeit freilich, nachdem ihn die Herzogin von Angoulême zum Kastellan ihres Schlosses Meudon gemacht hatte (1814), hat er behauptet, er habe in dem Knaben im Temple den Sohn Ludwigs des Sechszehnten erkannt, welchen er früher oft gesehen gehabt. Allein da man weiß, wie feindselig die Herzogin stets gegen die Ansicht, ihr Bruder wäre nicht im Temple gestorben, sich erwiesen hat, so verdient die eben berührte Aussage Gomins gar keinen Glauben.

Im genauen Verhältniß zum augenfälligen Vorschritte der royalistischen Reaktionsstimmung im Herbst und Winter von 1794 richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr, als bis dahin geschehen war, auf den kleinen Gefangenen im Temple. Auch der Konvent beschäftigte sich daher mit demselben. Am 28. Dezember stellte Lequinio in der Konventssitzung den Antrag, „mittels Verbannung des gefangenen Prinzen den Boden der Freiheit von der letzten Spur des Royalismus zu reinigen". In dem Berichte, welchen Cambacérès über diesen Antrag erstattete, beantragte er Verwerfung desselben, d. h. fernere Gefangenhaltung des Dauphin, was beschlossen wurde. In der Debatte äußerte Brisal die Brutalität: „Ich wundere mich, daß man bei allen den unnützen Verbrechen, welche vor dem 9. Thermidor begangen worden sind, die Ueberbleibsel einer unreinen Rasse verschont hat." Worauf Bourdon: „Es gibt keine nützlichen Verbrechen! Ich verlange, daß der Vorredner zur Ordnung gerufen werde." Großer Beifall. „Ich rufe selber mich zur Ordnung," sagte Brisal.

Zur selben Zeit kränkelte der kleine Gefangene mehr und mehr und auf die Meldung der Wächter, daß sein Siechthum zunähme, schickte die Kommune eine Abordnung in den Temple, welche dann den amtlichen Bericht erstattete, daß „der kleine Kapet an seinen Hand- und Fußgelenken, insbesondere an den Knieen, geschwollen sei; daß es unmöglich, auch nur ein Wort von ihm zur Antwort zu erhalten; daß er seine ganze Zeit entweder im Bette oder auf dem Stuhle zubringe und nicht zu vermögen sei, sich irgendwelche Bewegung zu machen." Durch diesen Bericht beunruhigt, wie es scheint, sandte der Sicherheitsausschuß am 27. Februar von 1795 die drei Konventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Temple, um das Befinden des kleinen Gefangenen zu erkunden.

Die drei Genannten fanden den Knaben an einem Tische sitzend und beschäftigt, mit Karten zu spielen. Er gab beim Eintritte der Deputirten sein Spiel nicht auf. Harmand setzte ihm den Zweck dieses Besuches auseinander und daß er und seine Kollegen ermächtigt wären, ihm jede Erleichterung und Zerstreuung zu bewilligen. Das Kind schaute den Sprecher

aufmerksam an, gab aber keine Antwort; nicht eine Silbe entfiel seinen Lippen. Harmand sagte: „Ich beehre mich, Sie zu fragen, Monsieur, ob Sie ein Pferd, einen Hund oder Vogel und anderes Spielzeug, ob Sie vielleicht auch einen oder mehrere Spielkameraden von ihrem Alter wünschen? Wollen Sie im Garten spazieren gehen oder auf die Platform des Thurmes steigen? Wollen Sie Bonbons und Kuchen?" Keine Antwort. Harmand stellte sich an, als vertauschte er das gütige Zusprechen mit einem befehlenden. Umsonst, keine Antwort. Harmand versuchte, den Knaben dadurch zum Sprechen zu bringen, daß er demselben vorstellte, sein Schweigen machte es ja den Kommissären unmöglich, dem Gouvernement Bericht zu erstatten. Vergebens, der Knabe blieb stumm. Aber taub war er nicht. Auf Harmands Wunsch gab er diesem sogleich die Hand. Auf Trotz und Tücke konnte sein Schweigen nicht zurückgeführt werden. Denn mit Ausnahme des Sprechens that er unweigerlich alles, was man von ihm verlangte. Höchlich verwundert fragte Harmand, bevor er mit seinen Kollegen den Temple verließ, die beiden Wächter, welcher Ursache denn wohl diese außerordentliche Schweigsamkeit zuzuschreiben sei. Laurent und Gomin versicherten, wie Harmand in seinem Berichte bemerkt hat — daß der Prinz seit dem Abend jenes 6. Oktobers von 1793, wo er durch den ruchlosen Hébert verlockt und gezwungen worden, die bekannte namenlose Schändlichkeit gegen seine Mutter Marie Antoinette auszusagen, niemals wieder den Mund zum reden aufgethan habe. Allein welcher Mensch von gesundem Menschenverstande wird glauben können, daß ein Kind von neun Jahren plötzlich den Entschluß fassen und mit eiserner Energie bis zu seinem letzten Athemzug durchführen konnte, niemals wieder ein Wort zu sprechen? Aus alledem geht also hervor: Harmand und seine Kollegen fanden am 27. Februar von 1795 im Tempel einen stummen Knaben, während konstatirtermaßen die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung gewesen waren.

Zu Anfang April trat an die Stelle des Laurent ein neuer Wächter und Wärter, ein gewisser Lasne. Dieser spielte später eine wichtige Rolle in der Meinung solcher, welche glaubten oder wenigstens andere glauben machen wollten, der echte Dauphin wäre im Temple gestorben. Lasne behauptete nämlich, der kleine Gefangene sei nicht stumm gewesen. Aber das Zeugniß dieses Menschen ist im höchsten Grade verdächtig; erstens deßhalb, weil er sich, gerichtlich vernommen, total widersprochen hat, indem er im Jahre 1834 angab, der Prinz habe Tag für Tag mit ihm geplaudert, im Jahre 1837 dagegen, er habe den Prinzen nur ein einzigesmal und auch da nur wenige Worte reden gehört. Zweitens deßhalb, weil die Aeußerungen, welche Lasne, seiner Aussage von 1834 zufolge, aus dem Munde des gefangenen Kindes vernommen haben wollte, unmöglich von diesem herrühren konnten, indem ein neunjähriges, krankes, seit Jahren allem Unterrichte, sogar allem Umgange entzogenes Kind nicht so philosophisch reden konnte.

Der Bericht, welchen Bürger Harmand dem Sicherheitsausschuß, d. h. der höchsten Polizeibehörde der Republik, von dem Besuche erstattete, wurde

geheim gehalten und hatte für den jungen Gefangenen keine Folgen. Seine Lage blieb ganz dieselbe. Es scheint aber fast, als hätte Harmand durchblicken lassen, daß er in dem verwachsenen, skrophulösen und stummen Knaben den Dauphin, welcher notorischermaßen ein gesunder, wohlgestalteter und aufgeweckter Junge gewesen war, nicht erkannt habe und daß er so unvorsichtig-ehrlich gewesen sei, den thermidorischen Machthabern, welche damals vom Wohlfahrts- und vom Sicherheitsausschuß aus Frankreich regierten, zu merken zu geben, daß hier ein Geheimniß vorläge, welches aufgeklärt werden müßte. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß man sich beeilte, den Bürger Harmand rasch von der Bühne verschwinden zu lassen: wenige Tage nach seinem Besuch im Temple wurde er als Kommissär der Republik nach Ostindien verschickt. Das Geheimniß sollte also nicht aufgeklärt werden?

Zu Anfang des Mai 1795 verschlimmerte sich der Zustand des jungen Templegefangenen so auffallend, daß man ihm ärztliche Behandlung zu Theil werden lassen mußte, falls man der Behauptung, mit dem 9. Thermidor sei ein menschlicheres Regiment eingetreten, nicht geradezu ins Gesicht schlagen wollte. Angenommen nun, der erkrankte Knabe sei nicht der Dauphin gewesen, so begingen diejenigen, welche wissen mußten, daß er es nicht sei, eine grobe Unvorsichtigkeit, indem sie zuließen, daß ein Arzt, welcher den Dauphin früher gekannt hatte, zu dem Kranken geschickt wurde. Es war dieser Arzt der berühmte Desault vom Hôtel-Dieu; doch sollte er, so bestimmte der Sicherheitsausschuß, den Patienten nur in Gegenwart der Wächter sprechen und untersuchen dürfen. Zur gleichen Zeit beschied der Ausschuß ein Gesuch des Monsieur Hue, ehemaligen Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, abschlägig, das Gesuch, den erkrankten Prinzen pflegen zu dürfen. Scheuten sich die „menschlichen" Herren vom Thermidor, einen Mann wie Hue, welcher natürlich den Dauphin genau gekannt hatte, zu dem Templegefangenen zu lassen?

Am 6. Mai besuchte Desault den kranken Knaben zum erstenmal. Er konnte denselben nicht zum sprechen bringen. Allerdings versichern gewisse royalistische Autoren, welche die Aufgabe hatten, um jeden Preis den Dauphin im Temple gestorben sein zu lassen, Desault habe mittelst seiner Güte den stummen Patienten schließlich doch zum sprechen gebracht; aber sie wollen das von Lasne gehört haben, dessen Zeugniß, wie oben nachgewiesen worden, als gänzlich unzuläßig betrachtet werden muß. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde Desault, nachdem er bei Herren von der Regierung gespeist hatte, plötzlich todtkrank. Am 1. Juni starb er. War da etwa ein „nützliches" Verbrechen begangen worden? Man munkelte in Paris, Desault sei vergiftet worden, weil er sich nicht dazu hätte gebrauchen lassen wollen, den kleinen Templegefangenen zu vergiften — ein ganz grundloses Gerede. Anders freilich stellt sich die Sache, wenn man, wie ebenfalls behauptet wurde, annimmt, Desault sei auf Anstiften derer, welche den Schlüssel des Templeräthsels besaßen, beseitigt worden, weil er bemerkt und zu bemerken gegeben habe, daß der rhachitische und stumme Knabe im Templethurm nicht der wahre Dauphin, den er ja gut gekannt hatte, sein könnte, sondern ein untergeschobener sein müßte.

Dieser Verlauf der Sache ist nun keineswegs ein bloß muthmaßlicher, sondern ein wohlbezeugter. Ein Schüler von Desault, Monsieur Abeillé, hat sein Leben lang standhaft behauptet, sein Lehrer sei vergiftet worden in Folge seines an den Sicherheitsausschuß erstatteten Rapports, daß er in dem jungen Templegefangenen den Dauphin nicht erkannt habe. Jules Favre sodann hat in seinem Plaidoyer vom Jahre 1851 das Zeugniß eines andern Schülers und Freundes von Desault zitirt, welcher ihm, Favre, zu Périgueux die Angaben Abeillé's bestimmt bestätigte, ebenso das Zeugniß der Witwe Desault's. Sechs Tage nach Desault's Tod starb auch sein vertrauter Freund, der Apotheker Choppart, plötzlich. Er hatte für den jungen Patienten im Temple die Arzneien geliefert.

Am 5. Juni gab der Sicherheitsausschuß dem kranken Knaben einen neuen Arzt in der Person des Doktor Pelletan, welcher bat, sich den Doktor Dumangin zugesellen zu dürfen, wie später auch noch die Doktoren Lassus und Jeanroy. Man möchte fast glauben, Herr Pelletan habe sich nicht allein in eine Gefahr begeben wollen, in welcher sein Kollege Desault umgekommen war. Im übrigen hatte keiner der vier genannten Aerzte den Dauphin, nämlich den echten, gekannt. Pelletan und Dumangin wurden von den Wächtern im Temple unterrichtet, daß der Patient nicht spräche, und da sie auf ihre an den Knaben gerichteten Fragen keine Antwort erhielten, ließen sie bald ab, weiter in ihn zu dringen.

Am 8. Juni starb das kranke Kind im Templethurm. Hätte man nun nicht erwarten sollen, daß, falls der todte Knabe der echte Dauphin war, die Behörden die minutiöseste Sorgfalt aufwenden würden, um alle Umstände dieses Ereignisses unanfechtbar genau festzustellen? Es geschah aber durchaus das Gegentheil. Alles wurde lässig und schluderig abgemacht. Am 9. Juni machte Bürger Sevestre im Namen des Sicherheitsausschusses dem Konvent kurz und trocken die Anzeige, daß der „Sohn des Kapet“ im Temple gestorben sei. An demselben Tage nahmen der Doktor Pelletan und seine drei genannten Kollegen über den Leichenbefund ein Protokoll auf, in welchem es wörtlich heißt: „Um 11 Uhr Morgens an der Außenpforte des Temples angekommen, wurden wir durch die Kommissäre empfangen und in den Thurm geführt. Im zweiten Stockwerk desselben fanden wir in einem Zimmer auf einem Bette den Leichnam eines Kindes, welches uns ungefähr zehnjährig schien. Dieser Leichnam, sagten uns die Kommissäre, sei der des Sohnes des verstorbenen Louis Kapet, und zwei von uns haben in demselben das Kind wieder erkannt, welches sie seit einigen Tagen ärztlich behandelt hatten.“ Dies ist aber entfernt kein Beweis für die Identität des Knaben mit dem Sohne Ludwigs XVI.! Sehr bemerkenswerth ist aber ein Umstand, welcher demselben Protokoll zufolge die Sektion des Leichnams herausstellte. Das Gehirn des todten Kindes wurde nämlich in völlig normalem und gesundem Zustande vorgefunden. Dies hätte aber schwerlich oder vielmehr geradezu unmöglich der Fall sein können, wenn der Todte wirklich der Dauphin gewesen wäre, welchen ja der allgemeinen und unbestrittenen Annahme zufolge der schändliche Simon und dessen Frau durch Verleitung zu in einem so un-

reifen Alter doppelt schädlichen Ausschweifungen in einen Zustand des Blödsinns herabgebracht hatten, welcher eine Desorganisation des Gehirns zur unumgänglichen Voraussetzung haben mußte. Am Abend des 10. Juni wurde der Leichnam des jungen Templegefangenen ohne irgendwelche Zeremonie auf dem Kirchhofe von St. Marguerite bestattet. Erst zwei Tage nach der Bestattung und demnach vier Tage nach dem Ableben des Kindes wurde der Todtenschein ausgestellt und zwar in so gesetz- und formloser Weise, daß diesem Aktenstück eine gesetzliche Beweiskraft gar nicht zukommt.

Aber für die Familie Bourbon war Ludwig XVII. in aller Form gestorben und todt. Stets hat sie sich, die Schwester des Prinzen einbegriffen, gegen jeden Versuch, darzuthun, daß nicht der echte, sondern ein falscher Dauphin im Temple gestorben sei, nicht nur abwehrend, sondern auch hindernd und hintertreibend verhalten. Als im Jahre 1820 ein gewisser Caron, welcher nach der Gefangensetzung der Familie Ludwigs XVI. Zutritt im Temple gefunden hatte, sich erbot, über die Entführung des Dauphin wichtige Mittheilungen zu machen, verschwand der Mann, nachdem ein hoher Hofbeamter ihn mehrmals besucht hatte, plötzlich und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Höchst auffallend war auch die Gleichgiltigkeit, welche die königliche Familie nach der Restauration gegen die Ueberreste und das Andenken Ludwigs XVII. an den Tag legte. Bekanntlich führte man im Jahre 1815 eine große Haupt- und Staatsaktion auf mit der angeblichen Auffindung und Ausgrabung der Gebeine Ludwigs XVI. und seiner Frau. Chateaubriand ging bei dieser Gelegenheit in seinem romantischen Dusel sogar so weit, zu schreiben, man habe den Todtenschädel Marie Antoinettes an dem unvergleichlich graziösen Lächeln wiedererkannt, welches der Königin eigen gewesen sei, und dieser grauenhafte Blödsinn fand vielen Beifall. Infolgedessen brachte der Pfarrer von St. Marguerite, Lemercier, die Auffindung der Gebeine des Dauphins ebenfalls in Vorschlag. Er behauptete, die Todtengräber hätten im Jahre 1795 zwar den Sarg mit dem Leichnam des Prinzen zuerst in die allgemeine Grube gestellt, aber den heimlich mit Kalkstrichen bezeichneten in einer der folgenden Nächte wieder aus der großen Grube herausgenommen und neben der vom Kirchhof in die Kirche führenden Thüre begraben. Der Pfarrer wandte sich mit seinem Anliegen an die Herzogin von Angoulême, von welcher er erwarten durfte und mußte, daß sie ihm eifrig beistimmen und behiflich sein würde. Allein der gute Mann ging fehl. Die Herzogin wies die Sache entschieden von der Hand.

Die Herzogin, Napoleons bekanntem Ausspruch zufolge „der einzige Mann in ihrer Familie", war nichts weniger als sentimental und es begreift sich leicht, daß sie es nicht war und nicht sein konnte. Die Gluth der Schmerzen, welche sie in ihrer Jugend zu erdulden gehabt, hatte ihr Herz zu Stein gebrannt. In der That, sie hat zur Restaurationszeit bei verschiedenen Gelegenheiten eine wahrhaft steinerne Fühllosigkeit kundgegeben, wofür folgender Beleg angeführt sei: Am 11. August von 1792 hatte sich die königliche Familie in einem Zustande völliger Mittellosigkeit befunden. Kaum erfuhr das eine der gewesenen Kammerfrauen Marie Antoinettes, Frau Auguié, als sie

sich beeilte, ihrer bedürftigen Herrin 25 Louisd'or von ihren Ersparnissen zu überbringen. Diese Großmuth der Dienerin kam 15 Monate später beim Prozesse der Königin vor dem Revolutionstribunale zur Sprache. Befragt, wer ihr die 25 Goldstücke gegeben hätte, nannte Marie Antoinette den Namen der Frau Augnié. Sofort wurde infamer Weise ein Haftbefehl, das will sagen, ein Todesurtheil gegen die treue Dienerin erlassen. In dem Augenblicke, wo die Häscher in ihre Wohnung traten, stürzte sich die Unglückliche zum Fenster hinaus und blieb auf der Stelle todt. Eine ihrer Töchter wurde später die Frau des Marschalls Ney. Als dieser nach der zweiten Restauration, allerdings mit Recht, prozessirt und verurtheilt wurde, konnte es die Herzogin von Angoulême der Bitterkeit ihres Hasses nicht abgewinnen, ein Wort der Fürbitte für den Gatten einer Frau einzulegen, deren Mutter um ihrer Mutter willen gestorben war!

Die Herzogin wies also den Pfarrer von St. Marguerite mit seinem Anliegen ab, vorgebend, „die Lage der Könige sei furchtbar und sie dürften und könnten nicht Alles thun, was sie wollten." Gerade zu dieser Zeit aber haben bekanntlich die Bourbons Alles gethan, was sie wollten, auch das — Dümmste und Verkehrteste. Die Wahrheit ist, der Hof wollte, wie von dem Dauphin überhaupt, so auch von seinen angeblichen Ueberresten schlechterdings nichts wissen und hat jeden Versuch, auf eine Untersuchung der räthselhaften Umstände, welche das Leben und den angeblichen Tod des Prinzen im Temple begleitet hatten, zurückzukommen, beharrlich und erfolgreich zu vereiteln gewußt. Es bleibt somit ein ungelöstes Räthsel! In Frankreich scheint man zwar bis heute geneigt, dasselbe für gelöst anzusehen, d. h. anzunehmen, die Untersuchungen, Erörterungen und Schlußfolgerungen, welche Beauchêne, Chantelauze und Andere neuerdings angestellt und gezogen haben, ließen keinen Zweifel mehr zu, daß der Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes am 20. Prairial des Jahres III (also am 8. Juni 1795) gestorben sei. Allein über alle Zweifel erhaben ist die Sache, wie aus obiger Darlegung hervorgeht, nicht, und voraussichtlich wird das Räthsel nie gelöst werden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Theater und Dichtung in den Revolutionsjahren. — Der Dramatiker J. de Chénier. — Der Lyriker A. de Chénier. — Das Zeitungswesen. — Die Blätter Mirabeau's, Brissot's, Marat's, Hebert's, Desmoulin's und Robespierre's.

Bei einem so lebendig auffassenden, geistig regsamen Volke wie dem französischen konnte es nicht ausbleiben, daß Theater und Presse eine bedeutende Rolle spielten und zu den wirksamsten Hebeln der politischen Bildung wurden, namentlich seit sie von dem lähmenden Zwange der Zensur und polizeilichen Ueberwachung des ancien regime befreit waren. Unser Bild von der Revolution würde darum unvollständig sein, wenn wir nicht auch einen kurzen, zusammenfassenden Blick auf Theater und Presse während der Revolutionsjahre werfen würden.

Gleich von Anfang warf die Revolution mit den andern Hemmnissen der alten Zeit auch die Zensur und die polizeiliche Ueberwachung, diese beiden Einschränkungsmittel der politischen Freiheit, hinweg und befreite das Theater von dem bis dahin herrschenden Privilegienzwang und der ihm auferlegten Steuer für wohlthätige Zwecke. Infolgedessen mehrte sich die Zahl dieser Kunstinstitute und Vergnügungsplätze sehr schnell; sie stieg vorübergehend bis auf 60, und noch 1808 mußte Napoleon die vorhandenen 27 auf 8 einschränken. Natürlich waren die meisten der nach 1789 aufgeführten Schauspiele Tendenz- und Gelegenheitsstücke; sie verherrlichten Ereignisse und Institutionen der großen Zeit, im Sinne der herrschenden Partei. Selten hatte ein Dichter den Muth, den Machthabern und ihren politischen Ansichten entgegenzutreten. Schon die Schauspieler mußten aus Rücksicht auf das republikanisch gesinnte Publikum und aus Furcht für ihre eigene Sicherheit Alles ablehnen, was nicht den Ideen des Tages Huldigung darbrachte. Konventsdeputirte waren als Wächter der Republik gewöhnlich anwesend und nöthigten durch rücksichtslosesten Terrorismus zur Annahme oder Zurückziehung der Stücke. So wurden J. de Chéniers vor 1789 zurückgewiesene Dramen: „Heinrich VIII." und „Karl IX." durch Danton dem Théâtre français aufgezwungen, dagegen 1795 desselben Dichters „Cajus Grachus" in Folge der Drohungen eines Konventsdeputirten mitten in der Aufführung unterbrochen. Wie überall, so wurde auch auf der Bühne die theoretische Freiheit durch den faktischen Despotismus getödtet. Ein Glück für Dichtung und Theater war es, daß wenigstens unpolitische Stücke

geduldet wurden, namentlich, wenn sie dem Genre der „weinerlichen Komödie", welche von Diderot und Beaumarchais gepflegt wurde, angehörten. So konnte Collin d'Harville, obwohl Fabre d'Eglantine dessen "Optimiste" als Beschönigung des höfischen Knechtssinns dem Hasse der Jakobiner preisgegeben hatte, noch weitere Triumphe feiern, Chamfort sich auf der Bühne behaupten, Legouvé, der Vater von Scribes Mitarbeiter, durch seinen "Abel" 1792 die Rührung der Frauen bis zu Thränen steigern, Lebrun durch geschickte Bühnenmache fesseln, das Melodrama mit seinen starken dramatisch-musikalischen Effekten vorherrschende Stellung gewinnen, auch das Vaudeville eine erfrischende Abwechslung in die nervenerschütternde Aufregung der Schreckenszeit bringen. Neben dem eigentlichen Tendenzdrama der Revolutionszeit erfreuten sich die Römerdramen Arnaults durch ihre republikanische Korrektheit und ihr rhetorisches Pathos des größten Beifalles, trotzdem sie das Herz der Frauen kalt ließen, weil ihnen die Liebesszenen und zarten Empfindungen fehlten. Stücke aber, die gegen die Exzesse der Revolution gerichtet waren, überwachte man argwöhnisch, verbot z. B. Layas "Ami des lois" („Freund der Gesetze") und J. Chéniers "Timoléon", den der Dichter selbst bis auf ein Exemplar dem Feuertode preiszugeben für räthlich hielt, und ließ Lemerciers "Tartuffe révolutionaire" nur wegen seiner Anklänge an den Tartuffe Molières, den man, unhistorisch genug, als Vorläufer der Revolutionszeit feierte, durchgehen.

Neben Dramendichtern, die ihren Höhepunkt erst in der Kaiserzeit erreichten, wie Andrieux, Duval, Lemercier, Picard, Reynouard, oder die, wie Beaumarchais, noch der Aufklärungsperiode angehörten, hat die Periode von 1789—1795 nur einen Bühnendichter von mehr als vorübergehender Bedeutung aufzuweisen, Marie Joseph de Chénier (1764—1811). Durch die Stellung seines Vaters, Louis de Chénier, des französischen Generalkonsuls in Konstantinopel, und durch seine eigene Geistesrichtung gehört Chénier mehr dem ancien regime, als der Revolutionszeit an; durch Komödien und Tragödien im Geiste der klassischen Nachblüthe suchte er deshalb anfänglich Erfolge zu gewinnen. Als aber seine Dramen vom Publikum und besonders vom Hofe abgelehnt und schließlich von den Schauspielern der Comédie française*) zurückgewiesen wurden, warf er sich ganz in die revolutionäre Strömung des Tages. Sein "Charles IX.", eine bittere Satire auf den Fanatismus der Bartholomäusnacht, läßt noch, bei aller Hinneigung zum Voltaireanismus, die royalistische Grundrichtung des Dichters erkennen; als er aber am 4. November 1789 endlich zur Aufführung kam, entfesselte er durch die Deklamationen gegen den Hof, den Papst und die Kirche und durch die Anpreisung des Volkskönigthums einen Sturm des Beifalles zu dem Danton und Mirabeau als Hauptclaqueure und Talma als hinreißender Darsteller der Titelrolle gleich sehr beitrugen.

---

*) Die Comédie française ist bis auf den heutigen Tag das erste dramatische Kunstinstitut Frankreichs. Nur Schauspieler ersten Ranges dürfen in diesem Theater mitwirken, und nur in bestem Französisch abgefaßte, klassische Stücke werden aufgeführt.

Dem gleich darauf folgenden Drucke des durchschlagenden Stückes (Dezember 1789) hatte Chénier eine reklamenhafte Vorrede vorangestellt, in welcher er sein Stück als „Schule der Tugend und Freiheit" der klassischen „Weiber- und Sklaventragödie" rühmend gegenüberstellte, alle Stände und Geschlechter, selbst die unreifen Kinder, aufforderte, seinen Bühnentriumph zu schauen, und sich mit Voltaire's Lorbeeren schmückte. Der später hinzugefügte zweite Titel: "Ecole des rois" („Schule der Könige"), diente auch der politischen Reklame, und in einer Zeit, wo die Ehrfurcht vor dem Königthum tief gesunken war, konnte Chénier Ludwig XVI. zum Besuch seines revolutionären Tendenzstückes einladen. Doch, wie schon erwähnt, richten sich des Dichters Tiraden nur gegen das von Pfaffen und Höflingen irregeleitete Königthum, er verschmäht eine unzweideutige Schmeichelei auf den zum Volk hinneigenden Ludwig XVI. nicht und entschuldigt sogar die kirchliche Gesinnung des „heiligen" Ludwig IX., „dessen Fehler der Zeit, dessen Tugenden ihm selber angehören." „Der Held des Drama, Karl IX., wird in den Händen des fanatisch-blutdürstigen Herzogs von Guise, des heuchlerischen und herrschsüchtigen Kardinals und seiner politisch berechnenden Mutter zum Mörder Coligny's und der Hugenotten, aber in tiefer Reue wendet er sich am Schluß von diesen unwürdigen Rathgebern, duldet des volksfreundlichen Ketzers Heinrich von Navarra rückhaltslosen Tadel und wird aus einem charakterlosen Schwächling von Gottes Gnaden zum erleuchteten Herrscher von Gottes Gnaden. Die Edelleute und Priester sind von Chénier, ganz im Sinne der Tagesanschauung, zu abscheuerregenden Zerrbildern gemacht worden, an direkten Anspielungen auf die jüngsten Ereignisse, wie auf den Triumph der amerikanischen Politik, fehlt es natürlich nicht; zum Theil sind sie wohl erst später hinzugefügt worden. In dem Kanzler l'Hopital, der von dem racheschnaubenden Fanatismus der Guisen sich abwendet, zeichnet Chénier das verklärte Bild der volksfreundlichen Minister Ludwigs XVI., wie Turgot und Necker, zu Coligny's Portrait hat Lafayette einzelne Züge geliefert, in Heinrich von Navarra wird dem König von Frankreich das Spiegelbild eines wahren Volkskönigs vorgehalten. Dramatisch steht die Dichtung nicht eben hoch, Corneille's Rhetorik ist mit den Ideen Voltaire's verschmolzen; in des letzteren Sinne ist auch die weichliche, entnervende Liebe von der Szene verbannt und die einzige weibliche Figur des Stückes zu einer Corneille'schen Heroine geworden. Was Voltaire, der auf den Beifall der Höflinge und Frauen angewiesen war, nur vereinzelt wagen durfte, das Fernhalten der Liebesintrigue und Liebestiraden, das ist dem unebenbürtigen Schüler, der auf die Jakobiner des Parterre rechnete, gelungen. Die Charaktere sind roh entworfen und in effektvolle Gegensätze gebracht; dem friedlich milden l'Hopital steht der militärisch rauhe Coligny, dem Fanatismus der Guisen Heinrich von Navarra's Toleranz, dem schwankenden Charakter Karls IX. die zielbewußte Energie seiner gewissenlosen Mutter gegenüber."

Wenn Chénier in diesem Stücke noch das Schattenbild des demokratischen Königthums nicht bei Seite wirft, so hat er in „Heinrich VIII.“ den Royalismus auf's gehässigste entstellt und ist in „Cajus Gracchus“ zum Verherrlicher des extremen, mit Römertugend prunkenden Republikaners geworden. Aber daß er von den Anschauungen der Lameth und Barnave nicht zu denen Danton's und Robespierre's übergehen konnte, läßt schon seine wahrheitsgetreue Schilderung der Volksdemagogen in „Karl IX.“ ahnen, und mit dem Emporkommen des Pöbelregiments wurde er dessen entschiedener Gegner. Sein “Fénélon” und “Timoléon” stellen das Bild des toleranten Philosophen und des vaterlandsliebenden, lauteren Republikaners in helles Licht und galten dem religiösen und politischen Terrorismus des echten Jakobiners als revolutionsfeindlich. Nur der Sturz des Tyrannen Robespierre mag ihn davor bewahrt haben, wie sein älterer Bruder, der Guillotine zum Opfer zu fallen. In dem Konvent trat er nach dem 9. Thermidor auf die Seite der Unabhängigen, hielt auch unter Napoleon an den Ideen der Revolution, als Dichter wie als Politiker, fest und feierte nach wie vor seinen Abgott Voltaire. Die Ungnade Napoleons, der er Trotz bot, ist für seine Charakterfestigkeit rühmlicher als die Gunst eines Danton, durch die er dichterische Triumphe erringen wollte.

Bahnbrechend hat Chénier weder als dramatischer Dichter noch als ästhetischer Kritiker gewirkt. In seinen Dramen hält er sich, wie sein Meister Voltaire, mehr an Corneille als an Racine, in seinem “Discours sur le théâtre français” („Abhandlung über das französische Theater“) zieht er die männlichen Tragödien ohne Liebe den psychologisch feineren Liebestragödien vor, feindet Shakespeare, den er nach Voltaire's Beispiel doch nachahmt, als genial-unregelmäßigen, kunstlosen Dichter eines barbarischen Zeitalters an, ist überhaupt eingefleischter Franzose. Eitelkeit, Ruhmsucht und Selbstüberschätzung entstellen seinen im Grunde edlen und überzeugungstreuen Charakter. Zum Lyriker fehlte ihm die Tiefe der Empfindung, nur sein revolutionäres Tendenzlied, “Chant du départ” („Abgangsgesang“), erreicht die Höhe der besten lyrischen Dichtungen der Zeit.

Neben J. de Chénier heben wir noch Lemierre, den Verherrlicher der befreiten Schweiz und Wilhelm Tell's (in seinem “Guillaume Tell”) und Dichter der patriotisch-republikanischen, aus der Zeit des niederländischen Freiheitskrieges genommenen, doch mit Anspielungen auf die unmittelbare Gegenwart erfüllten Tragödie “Barnevelt” (aufgeführt am 30. Juni 1790), sowie Fabre d'Eglantine's “le Philinte de Molière” (1790) hervor, in dem weniger politische Strebungen und Gegensätze, als vielmehr die doctrinäre Rechts- und Lebensanschauung eines dem heuchlerischen Scheinwesen abgewandten Mannes vorgeführt werden. Der aus Molière entlehnte Held dieser Dichtung, der Alceste des “Misanthrope”, ist zwar ein unfeines, echt prosaisches Abbild des meisterhaften Originals, aber ebensowenig ein Jakobiner, wie der gleichfalls Molière nachgebildete Philinte ein Feuillant

oder ein Royalist ist. Fabre, dessen jakobinische Großthuerei überhaupt nur Maske war, wollte die Zugkraft des Namens Molière für sein Stück ausnutzen, worüber die prahlerische Vorrede keinen Zweifel läßt.

Molière's Schatten taucht unter der Gestalt eines Propheten der Revolution in jenen Jahren öfters hervor, nur fehlt den sein Andenken verherrlichenden Stücken jeder poetische Werth. Auch die ausländischen Freiheitsdichter der Gegenwart sah man in französischer Uebertragung auf der Bühne, so wurden Schiller's „Räuber" unter dem Titel: "Robert, chef de brigands" („Robert, der Häuptling der Briganten") aufgeführt, was dem großen Dichter bekanntlich das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik eintrug. Während der Revolution wurde das Theater, in dem schon früher die „Gründlinge des Parterre" eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten, ganz zum Volkstheater im schlechten Sinne. Der Pöbel übte in lärmendster Weise während der Aufführung die Theaterkritik, sang am Schluß und in den Pausen seine Revolutionslieder, terrorisirte die Schauspieler und bildete das Claqueurwesen heutigen Tages aus, dessen Anfänge allerdings bis in die Zeit Voltaire's hineinreichen. Die Aufhebung der sozialen Schranken führte alle Stände und Geschlechter in das Theater, das bisher von dem besseren Bürgerstande und den Frauen meist gemieden, von dem Adel nur in abgeschlossenen Logen besucht und von der Geistlichkeit angefeindet wurde. Da die große Masse nun auf der Bühne dieselben Tiraden hören wollte, wie in den Klubs und Sektionsversammlungen, so wurden dadurch auch die einen vornehmeren Ton und Anstand wahrenden Theater, wie die Comédie française und die königliche Oper, zu Stätten der wildesten und rohesten Freiheitsbegeisterung. Den überlieferten Klassicismus behielt man jedoch in der Tragödie und Komödie bei, so daß Form und Inhalt umsomehr kontrastirten.

Unter den Lyrikern der französischen Revolution ragt um ein Bedeutendes André Marie de Chénier (1762—1794), der ältere Bruder des Dramatiker J. de Chénier, hervor. Waren die bisherigen Lyriker Frankreichs nicht immer auf den Urquell alles Antiken, auf das Hellenenthum, zurückgegangen, indem sie oft nur aus dem abgeleiteten Quell römischer Poesie schöpften, so ist A. de Chénier, der Sohn einer Griechin, der am meisten helleniſche unter den französischen Dichtern. Schon früh übersetzte er den Pseudoanakreon und die Fragmente der Sappho; Theokrit regte ihn zu seinen Hirtenliedern und Eklogen an; eine der besten von den Letzteren, „le Mendiant" („Der Bettler"), die hochpoetische Schilderung von Odysseus' Ankunft bei den Phäaken, geht auf Homer zurück. In seinen Oden ist die großartige Auffassungsweise und bilderreiche Sprache Pindars dem französischen Idiom soweit geblieben, wie das irgend erreichbar war, auch seine sonstigen lyrischen Schöpfungen klingen an die Töne hellenischer Vorbilder an. Aber neben allem Antikisiren ist Chénier zugleich ein moderner und echt französischer Dichter von vielseitiger Sprachkenntniß

und Bildung, wie er denn die englische und italienische Literatur und Sprache ebenso vollständig wie die römische und griechische beherrschte, deutsche Dichtungen wenigstens in französischen Uebertragungen las, mit Heine in Göttingen korrespondirte, zu Wieland Beziehungen hatte. Ein längerer Aufenthalt in Italien, der Schweiz und England, eine wechselnde Lebensbahn, die ihn zuerst in den Kriegsdienst, dann zur Diplomatie führte, heilten ihn von der nationalen und individuellen Einseitigkeit. Als politischer Schriftsteller hat er den großen Ereignissen der Jahre 1789—1793 reges Interesse und eingehende Betrachtung gewidmet; aber hier fehlt ihm der unmittelbare Eindruck, da er von 1787—1791 meist in London weilte und nur durch seinen Vater von den Tagesbegebenheiten Kunde erhielt, auch nach 1791 den herrschenden Parteien ferner stand, als sein Bruder. Seine philosophischen Dichtungen blieben als Torso zurück, wennschon sie auch in dieser unvollendeten Form Denkmäler seiner umfassenden Geistesanlage und Geistesbildung sind. Als Lyriker aber schilderte er die bewegenden Ideen und Ereignisse, bald mit pathetischer Begeisterung, bald mit zürnendem Grolle, bald in schwermüthigen Klagen; die im Kerker gedichteten Lieder, wie namentlich die Ode an seine schöne Mitgefangene, Mlle. de Coincy, sind das Tiefste, Innigste und Hochsinnigste, was der Lyrik jener Zeit gelang. Mehr noch als sein Bruder war er ein Gegner des Jakobinerthums und des Terrorismus, griff mit unbedenklicher Kühnheit nicht nur Collot, Barère, Marat und die Wüthriche in Südfrankreich, sondern auch Robespierre an und trug seinen Abscheu gegen Marats sinnlosen Fanatismus noch über dessen Grab hinaus. Schon 1791 mahnte er in seinen Oden: „Le jeu de Paume", („Das Ballspiel"), der Verherrlichung von Davids Bilde des Ballhausschwures, zur Mäßigung; hell loderte sein Zorn auf, als die rebellischen Soldaten von Chauteauvieur festlich im Jakobinerklub empfangen wurden und als im Namen der Freiheit und Gleichheit friedliche Bürger und gute Patrioten der Raub- und Mordlust des fanatisirten Pöbels zum Opfer fielen. Der Mord Ludwigs XVI. erschien ihm als grauenvollste Barbarei; in einem Briefe an den Konvent forderte er die Berufung an die Urversammlungen. Den Jakobinern längst verdächtig und von Collot schon im April 1792 als Feind der Republik dem Klub denuncirt, zog er sich in die Einsamkeit von Versailles zurück, wo er Charlotte Corday's Heldenmuth eine seiner herrlichsten Oden widmete. Aber sein Herz sehnte sich nach Paris, dem Brennpunkte der großen Zeit; wehmüthig beklagte er den Verfall der ehemaligen Residenz der Bourbonen, und schon 1793 kehrte er, nicht achtend der Lebensgefahr, in die Hauptstadt Frankreichs zurück. Am 7. März 1794 wurde er, nicht auf obrigkeitliche Anordnung, sondern durch einen unglücklichen Zufall verhaftet; sein Bruder konnte ihn nicht erretten, weil er sich selbst, ohne Nutzen für André, der Gefahr preisgegeben hätte, auch seines Vaters Fürsprache bei Barère blieb erfolglos. Schmerzerfüllt sind Chéniers Klagen über die Theilnahmlosig-

keit seiner nächsten Angehörigen und Freunde, die ihm schlimmer erschien, als sie war. Zwei Tage vor Robespierre's Sturze fiel er der Guillotine zum Opfer. In seinen lyrischen Dichtungen durchbricht die glühende Phan-



Trachten im Jahre 1785.

tasie und die leidenschaftliche Gewalt seines Genius die herkömmlichen Schranken des akademischen Styles, ohne sie völlig sprengen zu können. Neben den reinsten naturgetreuesten Tönen der Poesie finden wir die ermü-

dend-stereotypen klassischen Reminiscenzen und mythologischen Anspielungen, neben dem genialsten Ausdrucke unmittelbarster Begeisterung die gekünstelten, einstudirten Formen der Tradition. Die Befreiung des Volkes vom politischen und kirchlichen Druck der alten Zeit hat seine volle Zustimmung, aber Königthum und wahre Aristokratie blieben für ihn immer ehrfurchtgebietende Mächte. Franzose mit vollem Herzen, hat er doch die Poesie nie der Tagesliteratur zum Opfer gebracht. Dagegen ging Joseph Rouget de Lisle (1760—1836), ein ihm an Phantasie und dichterischer Kraft gleichstehender, an Innigkeit des Gefühles nicht ebenbürtiger Lyriker, ganz in den Tagesströmungen auf. Als patriotischer Offizier verherrlichte er die Thaten der republikanischen Armee in der weltberühmt gewordenen „Marseillaise" (s. S. 141) und andern patriotischen Gesängen, feierte auch Napoleon Bonaparte's Ruhm in dem „Chant de guerre de l'armée d'Egypte" („Kriegsgesang der egyptischen Armee"). Patriotische Begeisterung und edler Freiheitsdrang ersetzen bei ihm oft die poetische Vollendung und die klassische Schulung.

Von unmittelbarerer Bedeutung aber, als Theater und Dichtung, wurden für die Geschichte der Revolution die Zeitungen. Wiederholt haben wir im Laufe unsrer bisherigen Darstellung über solche Zeitungen berichtet; wir geben indeß hier, selbst wenn manche Wiederholung vorkommt, ein gesammtes, zusammenfassendes Bild der damaligen Presse, nach Mahrenholtz's trefflicher Darstellung, wobei wir auch gleich über die Presse nach dem Sturze Robespierre's berichten. Beinahe mehr noch als die Theater schossen mit dem Jahre 1789 die Zeitungen in Paris aus der Erde und ins Kraut. Vor der Revolutionszeit waren sie an Zahl weit geringer, hatten mit der Zensurbehörde, der Polizei und den Parlamenten um ihre Existenz zu kämpfen, mußten das eigentliche Gebiet der Politik meiden, hierin sich auf Hofklatsch und Tagesneuigkeiten beschränken, und sahen daher in der Verbreitung oder Bekämpfung der Aufklärungsideen ihr Ziel. Mit dem Beginne der großen Umwälzung wurde aber ihr Charakter ein ausschließlich oder doch vorwiegend politischer, die Schattenseiten unserer heutigen Presse, das Parteigezänk, das Sensationsbedürfniß, das Reklame- und Insertionswesen, die persönliche Polemik, das marktschreierische Ueberbieten der Konkurrenzblätter, traten in den Zeitungen der Jahre 1789—1793 schon in bedenkenerregenden Anfängen oder gar ziemlich entwickeltem Zustande hervor. Alle Versuche polizeilicher Einschränkung und Bevormundung, gerichtlicher Verfolgung und Bestrafung, Heranziehung einer subventionirten Regierungspresse, scheiterten an dem Widerstande der Zeitanschauung und der von ihr geleiteten Volksvertretungen. Die Redakteure blieben oft im verborgenen Dunkel oder in sicherem Verstecke, die gegenseitig sich überschreienden Colporteure kümmerten sich um Strafen so wenig, wie um die Vorschrift eines Legitimationsscheines, die Drucker ließen sich durch die Drohungen der Behörden ebensowenig einschüchtern. Ganz verfehlt war die Maßregel, das Colporteurwesen zum Monopol der Regierung zu machen oder den demokratischen Zeitungen andere gegenüberzustellen, die schon in ihrem Titel die Abhängigkeit von der Regierung oder einseitige Tendenz

bekundeten, wie z. B. den „Ami du Roi", („Freund des Königs") den „Anti-Marat", „Anti-Brissotin". Der freien Presse war ihr Boden schon durch die, lange Zeit in sicherer Verborgenheit, seit Ludwigs XV. Tode aber offen für religiöse und politische Aufklärung wirkenden Vereine geebnet worden; seitdem von Amerika aus die sogenannten Menschenrechte eingeschmuggelt waren, galt auch in der vornehmen Gesellschaft von Versailles und Paris die Gedanken- und Preßfreiheit als ein unantastbares Recht des Bürgers. Erst der Despotismus des Jakobinerthums räumte mit diesem wie mit den anderen Menschenrechten schonungslos auf und erstickte die Preßfreiheit im Blute der einflußreichsten Redakteure. Mit dem Juni 1793 hörte die girondistische Presse auf, die royalistische war schon nach dem 10. August 1792 meist zum Schweigen verurtheilt worden und regte sich erst nach dem 9. Thermidor wieder; nur der servile, jedem Machthaber dienende „Moniteur universel" und einige andere zahme Blätter bestanden weiter. Das Direktorium und Bonaparte's Diktatur wütheten, wie das Schreckensregiment, gegen die Unabhängigkeit der Presse und verschafften dem offiziellen Sprachrohre, dem „Moniteur", eine fast ausschließende Bedeutung. Die behaglich in der Sonne der Preßfreiheit sich wärmenden Preßreptile wurden mit dem Jahre 1792 durch den eisig kalten Hauch des revolutionären Despotismus getödtet oder in ihre Schlupfwinkel getrieben; schon der Mangel an der nothwendigsten Nahrung, an dem seltener und kostspieliger werdenden Druckpapiere, brachte manchem den Untergang, soweit nicht bereits eins das andere in dem mörderischen Kampfe um das Dasein aufgezehrt hatte. Als die Sonne der menschenfreundlichen Milde und Humanität mit Robespierre's Sturze wieder an dem blutigrothen Horizonte aufging, wandelten sich einzelne der giftigsten Preßreptile, wie Fréron und Tallien, in zahme und nützliche Insekten, aber bald kehrten sie ihre ursprüngliche Natur wieder hervor und traten von Neuem in den Dienst der finsteren Macht des Jakobinerthums.

Tagesblätter, die mit Blitzesschnelle alle Neue und Interessante dem nervös erregten Leser mittheilten, waren noch selten, das verzweigte Getriebe heutigen Redaktions-, Reporter- und Korrespondentenwesens existirte kaum. Meistens erschienen die Zeitungen ein- oder zweimal wöchentlich, waren ziemlich umfangreich und in Betracht des damaligen Geldwerthes auch verhältnißmäßig theuer; erst die Propaganda der extremen Parteien, der Girondisten und der Jakobiner, suchte durch täglich erscheinende, weniger umfangreiche, billigere und auf schlechtem Papier, das, wie bei Marats „Ami du peuple", kaum der Wirkung eines Jahrhunderts Widerstand leisten konnte, gedruckte Zeitungen ihren Bestrebungen die weiteste Verbreitung zu geben. Meistens sind die Blätter jener bewegten Tage nicht nur das Werk einer Partei, sondern auch das eines Mannes, der den Hilfsarbeiten untergeordneter Handlanger den Stempel seiner Parteirichtung aufdrückte und selten eröffnete man auch abweichenden Meinungen einen käuflichen Platz.

Verbreitung und Bedeutung der Zeitungen stand schon damals in umgekehrtem Verhältnisse zu der politischen Einsicht und der tieferen Auffassung;

gegen Marat's und Hebert's auf Lumpenpapier gedruckte Lumpenblätter kam die doktrinäre Vornehmheit von Brissot's "Patriote français", die maßvolle Sachlichkeit von Mirabeau's "Courrier de Versailles" und der Organe des konstitutionellen Königthums nicht auf. Der Pariser Royalist oder Jakobiner verlangte eine starke Dosis des Parteigeistes und Parteigezänkes, der friedfertige Bürger in der Hauptstadt und der Provinz kümmerte sich um den Streit der Parteien und Parteiblätter nur soweit, wie dieser in seine eigene materielle Existenz eingriff.

Ist somit das Bild, welches wir von dem Zeitungswesen der französischen Revolution zeichnen müssen, kein schönes und anmuthiges, so ist es doch ein mannigfaltiges und in vieler Hinsicht anziehendes. Alle Wandlungen der großen Zeit, alle auf Leben und Tod kämpfenden Parteien finden in der Presse rückhaltlosesten, schärfsten Ausdruck. Mit dem Cynismus eines Hebert, dem Fanatismus eines Marat geht das Hauptorgan der ultraroyalistischen Partei, die "Actes des Apôtres" („Apostelgeschichte"), einen muthigen, wenn schon aussichtslosen Kampf ein; mit Robespierre's "Défenseur de la Constitution" („Vertheidiger der Konstitution"), ringt in ungleichem, aber mit ebenso vergifteten Waffen geführtem Kampfe zuletzt Brissot's „Patriot"; gegen den Kommunismus und das Uebermaß des Schreckensregiments wagt sich kühn entschlossen Camille Desmoulins' "Vieux Cordelier" hervor; die blutigen Gräuel der nach Robespierre fortlebenden Robespierreaner suchte Fréron's und Tallien's Beredsamkeit zu brandmarken. Neben diesen Hauptgegensätzen des Königthums und der Republik, des Kommunismus und der verfassungsmäßigen Freiheit, der Humanität und des Schreckensregimentes, der von Voltaire und Rousseau geschaffenen religiös-politischen Aufklärung und der Rohheit eines atheistischen und bildungsfeindlichen Kannibalenthums, neben den Vorkämpfern des ancien régime, des aufgeklärten Despotismus, der einseitig an Rousseau's Contrat social geschulten Doctrin, den Predigern des Mordes und Raubes, der Knechtung jeder politischen Freiheit und der Untergrabung aller sozialen Ordnung, auch die vermittelnden Richtungen des Parlamentarismus nach englischem Vorbilde, der theoretischen Abgrenzung der Rechte des Königthums, der Aristokratie, der Geistlichkeit und des Bürgerthums, die edlen, aufopferungsfähigen Anhänger eines sittlich erneuerten und zeitgemäß umgestalteten Royalismus, die selbstsüchtigen Achselträger vom Schlage eines Barère, die vorsichtigen und farblosen Zeitungsmänner des "Moniteur" u. s. w. Der Rücksichts- und Gewissenloseste trägt in der Presse, wie in dem Parlamente, stets den Sieg über den maßvoll Einlenkenden und sittlich Bedenklichen davon, bis endlich alle Freiheit der öffentlichen Meinung, alle Selbstständigkeit des Einzelnen in dem großen Leichenhause Robespierres und dem stillen Friedhofe der bonapartistischen Polizei ihr Ende findet. Der rohe Kampf ums Dasein, den der Parteihader der verfassunggebenden Nationalversammlung und der Legislative vorbereitete, der Konvent durch brutalste Niederwerfung der Schwächeren oder Uneinigen zu Ende führte, geht über Leichen und Trümmerhaufen erst zu dem Mordregimente eines Robespierre, dann zu dem Raub- und Ausbeutungssysteme des Direk-

toriums, endlich zu dem festgefügten, wohlgeordneten, aber jede Volksfreiheit untergrabenden Systeme des Bonapartismus. Der stumme Gehorsam und der schweigende Groll der Unterdrückten tritt an die Stelle der unbotmäßigen Zügellosigkeit und des lärmenden Freiheitsrausches der Jahre 1789—1792, ein Despotismus, schlimmer und zerstörender als der eines Ludwig XVI., ist das Resultat des Kampfes um Volksfreiheit und Menschenrechte.

Als einer der hervorragendsten und ersten der französischen Zeitungsredakteure jener Zeit tritt uns Mirabeau entgegen. Von seinen Standesgenossen geächtet, in seinen Vermögensumständen zerrüttet, setzte er sich über die Unehre, welche nach aristokratischem Vorurtheile der Stand eines Journalisten in sich schloß, kühn hinweg, seiner Feder wollte er neben dem materiellen Unterhalt auch seine soziale und politische Stellung verdanken. Die Preßfreiheit in unbedingter, schrankenloser Ausdehnung war für ihn nicht nur Prinzipien-, sondern Lebens- und Existenzfrage, ihre Vernichtung galt ihm als ein Mord des heiligsten Menschenrechtes. "Tuer un homme, c'est tuer une créature, mais étouffer un bon livre, c'est tuer la raison elle-même," („Einen Menschen tödten, heißt eine Kreatur tödten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten,") so lautete sein Wahlspruch. Als Schriftsteller schon weit bekannt und als Kritiker weit gefürchtet, begann er unmittelbar nach dem Zusammentritt der Generalstände seine kritischen Sitzungsberichte. Der Geist der neuen Zeit, vom rosenfarbenen Schimmer idealer Zukunftsträume überstrahlt, leuchtet aus seiner Schilderung des 2. Mai 1789 hervor. Adel und Geistlichkeit mit ihren Absonderungsgelüsten und ihrer Forderung der Klassenabstimmung, der Hof mit seinem Zeremoniell, der Finanzmann Necker mit seinen kleinlichen Rechenkünsten sind ihm die Vertreter der alten, überlebten Zeit, die Zukunft Frankreichs ruht auf dem dritten Stande.

Noch war das Recht freier Meinungsäußerung den staatlichen Behörden ein unfaßbares; der Staatsrath unterdrückte daher Mirabeaus kühne Berichterstattung. Aber die Volksvertretung entschied für den Freiheitskämpfer, der dritte Stand unbedingt, der Adel mit Vorbehalt, indem er die politische Richtung der Berichte ausdrücklich mißbilligte, die Geistlichkeit allein sprach sich weder für noch gegen die Regierungsmaßregel aus. Da die Unverletzlichkeit des Deputirten auch den Journalisten vor Verfolgung sichern mußte, so setzte Mirabeau (vom 10. Mai ab) seine Sitzungsberichte unter dem Titel: "Lettres à ses commettans" („Briefe an seine Auftraggeber") fort. Der Volksführer spricht aus ihnen mehr, als der Staatsmann; von der Regierung ebenso zurückgestoßen, wie vom Adel, ist nur auf Seiten des Volkes noch für ihn Platz. So wird denn seine Rechenschaftsablegung zu einer übertreibenden Verherrlichung der Revolution, zu einer idealen Verklärung der Volksbestrebungen fast im Sinne Lafayettes. Doch die gereifte Einsicht des Politikers verleugnet er nicht ganz. Den Despotismus der alten Zeit will er nicht gegen den Terrorismus der fanatisirten Masse eintauschen, die Vorrechte der Aristokratie nicht der schrankenlosen Willkür der Demagogie opfern. Nachdrücklich spricht er sich gegen Mord und Plünderung aus; nur, um seine

Popularität nicht einzubüßen und den Fanatismus der erregten Masse nicht noch mehr zu entflammen, bekennt er sich zu Rousseaus optimistischer Auffassung der gutgearteten Natur des Menschen und räth von der Herbeiziehung bewaffneter Gewalt ab. Eine konstitutionelle Monarchie nach englischem Vorbilde, die Theilung der Gewalten nach Montesquieus Sinne, war für seinen Scharfblick das sicherste Heilmittel gegen den königlichen, wie gegen populären Despotismus, nur schien ihm das Zweikammersystem die Gefahr aristokratischer Absonderung und reaktionärer Bestrebungen in sich zu tragen. Alle Unterschiede der Geburt und der Abstammung sucht er zu beseitigen, auch die farbigen Bewohner der französischen Kolonien sollten in der Nationalversammlung Vertretung finden. Alle äußeren Abzeichen, wie die verschiedenen Kostüme der drei Stände, alle Kundgebungen des höfischen Zeremoniells und der vornehmen Etikette, verwirft er, die Bevorzugung der Erstgeborenen, die Ausschließung des bürgerlichen Talentes von Einfluß und Ehren bekämpft der adelige Plebejer auf's schonungsloseste. Aber eine feste Stellung der Regierung und Verwaltung, eine energische Haltung der Volksvertreter, deren freien Willen kein unbedingter Auftrag binden dürfe, dem Volke gegenüber, scheint ihm für Frankreichs innere Ordnung und gedeihliche Entwickelung dringend geboten. Die Diktatur der Volksversammlung soll durch eine starke Ministergewalt unmöglich werden, auf ihr wieder soll die Stellung des Königthums ruhen. Der Gedanke, daß er zum führenden Staatsmanne berufen werden könne, wenn er das Vertrauen des Königs gewinne, und wieder die Sorge, daß das Vertrauen des Volkes und damit seine augenblickliche Bedeutung ihm entschwinden möchte, kreuzen sich in widersprechendem Sinne in dem sonst so klaren Geiste des Volksschriftstellers. Wohl will er feste Ordnung und Staatsgewalt, doch widerräth er jede Bethätigung der letzteren, sobald sie den Schein der Volksunterdrückung haben kann. Den Bastillensturm, den Beginn der Anarchie und dann des Pöbeldespotismus, sucht er zu beschönigen; auch jetzt scheint ihm die rohe Gewalt nur Schlimmes mit Schlimmerem zu vergelten.

Mit der alten Ordnung des Staatswesens war seit dem 14. Juli 1789 auch die alte Preßunterdrückung unmöglich geworden, nicht mehr brauchte Mirabeau seine journalistische Thätigkeit unter dem Schilde der Unverletzlichkeit des Volksvertreters zu bergen. Vom 24. Juli ab veröffentlichte er, auf die thatsächlich bestehende Preßfreiheit vertrauend, seinen "Courrier de Provence", die Fortsetzung der durch die "Lettres" unterbrochenen Sitzungsberichte. Tageszeitungen, wie jetzt, waren damals etwas Ungewohntes, die Arbeitstheilung eines zahlreichen Redaktionspersonals etwas Unbekanntes, Mirabeau und seine Mitarbeiter entsprachen daher allen Erwartungen der Leser, wenn sie die Zeitung dreimal wöchentlich (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends) erscheinen ließen und den Umfang jeder Nummer auf einen Druckbogen Großoktav festsetzten. Aber die Fülle des Stoffes fügte sich nicht in die eingeengte Form, einige Nummern sind fünf Bogen stark. Ebenso mußte der Preis von 12 Francs vierteljährlich auf 15, dann auf 18 Francs erhöht werden. Dieser Umfang und Preis hätte auf die Dauer einen Wett-

eifer mit den kleineren und billigeren Blättern der Volksdemagogen, wie Marat und Anderer, unmöglich gemacht, auch wenn nicht Mirabeau, von Arbeitslast erschöpft, nach Ablauf von etwa neun Monaten (nach Nummer 103) die Redaktion aufgegeben hätte. In seinem Geiste und nicht ganz ohne seine Beeinflussung setzten seine Anhänger die Zeitung bis zu seinem Tode und weiter bis zum Ende der verfassunggebenden Nationalversammlung fort, aber ihre volle Bedeutung büßte sie mit dem Tage ein, wo Mirabeau von der Leitung zurücktrat. Der Verdacht, welcher sich an Mirabeau's Namen knüpfte, seitdem der große Staatsmann dem sinkenden Königthume seinen Arm bot, ging auch auf den "Courrier" über, in dem man nach wie vor Mirabeau's journalistisches Organ erblickte; schon vor ihrem Aufhören war die Zeitung daher innerlich gelähmt und ohne lebenskräftige Bedeutung.

Die zweiseitige Stellung des Volksmannes und Ministeraspiranten giebt sich in dem "Courrier" ebenso, wie in den "Lettres" kund. Die übereilten Beschlüsse der Nacht des 4.—5. August, deren theatralisches Flitterwerk ihn nicht über die unfreiwillige Entsagung der adeligen Deputirten täuschen konnte, wagt er ebenso wenig zu tadeln, wie die utopischen Menschenrechte, auch die radikale Lösung der kirchlichen Fragen nimmt er als etwas Unabwendbares hin. Wohl warnt er vor den praktischen Folgen der unüberlegt gefaßten Dekrete, wohl räth er zur besonnenen Vorsicht, aber den kraftvollen Muth und die überwältigende Beredtsamkeit des Volksvertreters vermissen wir in dem Volksschriftsteller. Seine volle Kraft widmete er der anstrengenden Arbeit der Sitzungen, den Entwurf der Sitzungsberichte seiner Zeitung überließ er untergeordneten Kräften, deren Werk er feilte, ergänzte, mit kritischen Erörterungen und historischen Einleitungen von musterhafter Schärfe versah. Die großen Ideen des Jahres 1789, die Glaubens- und Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Zerstörung des Feudalismus, des kirchlichen und weltlichen Despotismus, das ungehinderte Wahlrecht aller Besitzenden, die freie Abstimmung der durch Diäten in ihrer Unabhängigkeit gesicherten Volksvertreter, die Humanität und abstrakte Logik der Aufklärung haben in dieser Zeitung einen scharfen und klaren Ausdruck gefunden, die große Bedeutung Mirabeau's auf dem Gebiet der ausübenden Politik tritt hier weniger hervor.

Zugleich mit Mirabeau hatte Brissot seinen "Patriote français" („Der französische Patriot"), das spätere Hauptorgan der Girondistenpartei, begonnen; wie Mirabeau, sah auch er sich in der Fortführung des Unternehmens durch polizeiliches Verbot gehemmt, bis die Lockerung der Staatsgewalt nach dem Bastillensturm ihn vor Belästigungen sicherte. Auch Brissot war seit Jahren in Frankreich, wie von England aus journalistisch thätig gewesen, hatte mit regem Eifer für die Negeremanzipation gewirkt, als Leiter eines politischen Klubs sich in London die Routine des Agitators

erworben und alle freidenkenden Geister, darunter selbst Mirabeau, für seine Bestrebungen zu interessiren gewußt. Aber ihm fehlte die reife Erfahrung, die vielseitige Bildung und die Größe des Geistes, die Mirabeau auszeichneten, seine Zeitung kam daher nie über ein eng abgegrenztes Parteischema hinaus. Die Bedeutung, welche die girondistische Partei in der Legislative hatte, und Brissot's Rednererfolge kamen naturgemäß dem Unternehmen, welches sich nach Umfang und Abonnentenzahl vergrößerte, zu Gute, und für die schwere Zeit der Kämpfe mit den Jakobinern war es eine Hauptwaffe. Doch konnte es in Paris selbst nie recht gegen die jakobinischen Parteiorgane aufkommen, blieb in seiner Wirkung hauptsächlich auf die Provinz beschränkt, litt unter all den unklaren Widersprüchen und unzweckmäßigen Verkehrtheiten, welche die Gironde dem selbstgeschaffenen Abgrund zuführten. Nachdem Brissot sich mit dem 23. Dezember 1791 von der Redaktion fast ganz zurückgezogen hatte, schwand auch der vornehm doktrinäre Ton des Blattes und machte einem persönlich zugespitzten Parteigezänke Platz. Der Konventsbeschluß vom 11. März 1793, nach welchem kein Deputirter Zeitungsredakteur sein dürfe, machte Brissot's direkte Einwirkung auf die Haltung des "Patriote" unmöglich, und der Sturz der Gironde führte auch zum Eingehen der Zeitung.

Für die Charakteristik der Partei und ihrer Wandlungen ist der "Patriote français" sehr wichtig, auch lernen wir aus ihm die bewegten Zeiten vom ersten Tuileriensturm bis zum 31. März 1793 eingehend, wenn schon in gefärbter Darstellung, kennen. Eine agitatorische Einwirkung auf die große Masse und insbesondere auf den Pariser Pöbel lag dem Parteiblatte so fern, wie der Partei; zudem machte es sein Umfang und Preis weniger für die Verbreitung in den weitesten Kreisen geeignet, als die Zeitungen Marat's und Hebert's. In der Hauptsache enthielt es Sitzungsberichte, die natürlich im Interesse der Partei abgefaßt waren, und diente Brissot's Lieblingsideen, wie der Negeremanzipation, der Beseitigung der Majorate und ungleichen Erbtheilungen, der Aufhebung der Zeitungssteuer, der Ermäßigung des Briefporto zur Erleichterung der Zeitungskorrespondenzen, der uneingeschränkten Preßfreiheit, den föderalistischen Plänen und der Verherrlichung aller englischen Verhältnisse zum Sprachorgan. Gegen das Unwesen der Pariser Klubs und den Terrorismus des Jakobinerthums führte es scharfe, aber wirkungslose Hiebe.

Von ganz anderer Bedeutung für die Verbreitung der revolutionären Ideen sind die zwei Hauptorgane des extremen Jakobinerthums: Marat's "Ami du peuple" und Hebert's "Père Duchesne" geworden. Mit dem 12. September 1789 unter dem Titel "Publiciste Parisien" beginnend, seit 16. September d. J. als "Ami du peuple" zum Sprachohr der unteren Volksschichten (peuple) werdend, vom 11. März 1793 an, als ein Konventsbeschluß den Journalistenberuf mit der Stellung des Deputirten für unvereinbar erklärte, zum "Publiciste de la République française" erhoben

und den Schein eines offiziellen Organs des Konvents annehmend, zeigt dieses Blatt die allmälige Verwilderung und Verrohung der demokratischen Bestrebungen. Schwerlich ist der Marat des



Bürgerliche und militärische Trachten.

September 1789 ein anderer gewesen, als der blutdürstige Fanatiker und leidenschaftliche Kommunistenführer der Schreckenstage, vor dessen sinnlosem Wüthen selbst einem Danton und Robespierre bangte; aber wie sehr auch

sein Haß gegen staatliche Ordnung und soziale Gliederung schon in den ersten Nummern der Zeitung hervortritt, der Ton ist im Anfang ein viel vorsichtigerer und gemäßigterer, und in Personenfragen hat Marat mehr wie eine Schwenkung gemacht. Gerade wie sein Gesinnungsgenosse Hebert und sein Parteigenosse Camille Desmoulins, begeisterte er sich im Anfang für das volksthümliche Königthum und für Ludwigs XVI. Person, nur der geistlichen und weltlichen Aristokratie und namentlich den Generälen und Ministern galt sein konsequenter, aber völlig urtheilsloser Haß. Den König von seiner volksfeindlichen Umgebung zu trennen, ihn in Paris unter der Wachsamkeit des Volkes zu halten, ist sein Hauptbestreben. So lange Ludwig nur das Werkzeug der Volksvertretung ist, allen ihren Beschlüssen das Siegel seines königlichen Willens aufdrückt, ist er nach Marat's Ansicht der beste aller Herrscher und Menschen, dessen Krankheit und Tod, ja dessen Entfernung von der Hauptstadt das größte Unheil für Frankreich sein würde. Aber die feste Weigerung des Königs, allen Uebergriffen in die kirchliche Verfassung Frankreichs seine Bestätigung zu geben, macht ihn in Marat's Augen zum schlimmsten Volksfeinde, sein Fluchtversuch gilt ihm als Beweis des schwärzesten Verraths und der unheilvollsten Absichten, von da an ist ihm kein Tadel stark genug, kein Schimpfwort zu gemein, um den „Verräther", den „Treulosen", den „Meineidigen" zu brandmarken. Für Alles, was die Emigranten gegen Frankreich im Schilde führen, für die Feindseligkeiten der auswärtigen Mächte, die doch erst von Marat's schlimmsten Feinden, den Girondisten, provoziert wurden, ist nun der friedfertigste aller französischen Könige verantwortlich. Schon am 15. Juli 1791, als selbst dei Sturz des Königthums und Ludwigs Absetzung den extremsten Parteigenossen Marat's noch als unerreichbares Ziel vorschwebte, fordert der „Volksfreund" die Hinrichtung des Königs. Und als nun der Krieg gegen die nächsten Verwandten und das engbefreundete Oesterreich dem König von der Legislative aufgezwungen ist, da wird Ludwig in den übertreibendsten Ausdrücken als der Bundesgenosse der Vaterlandsfeinde, als Volksverräther der hinterlistigsten Art verdächtigt. Nur, um mit fremder Hilfe die Zeit **vor** 1789 zurückzuführen, die Freiheit der Bürger in ihrem Blute zu ersticken, hat er den Krieg erklärt. Wenn die Heere, Dank der Jakobinerwirthschaft, zu zuchtlosen Banden geworden, wenn die Grenzen ohne Schutz, die Festungen ohne hinreichende Vertheidigung sind, so hat das Ludwig in wohlberechnetem Einverständniß mit den verrätherischen Ministern und Generälen so eingerichtet; alle Vaterlands- und Freiheitsfreunde will er auf die Schlachtbank führen. Giftiger noch, als über Ludwig selbst, urtheilt er über Marie Antoinette und die treuen Vorkämpfer des Königthums, wie Bouillé, Mallet du Pan u. A. Natürlich sind alle Niederlagen ein Werk des Verrathes, die Disziplinlosigkeit des Heeres, die Marats Organ durch beständige Aufhetzung der Soldaten gegen die Offiziere nach Möglichkeit zu steigern sucht,

ist von den mit dem Auslande verschworenen Generälen und Ministern verschuldet. Die Erfolge eines Dumouriez setzt er nach Kräften herab und ist ergrimmt über sie, weil sie das arglose Volk über den finstern Verrath der Regierung täuschen; aus vollem Herzen jauchzt er auf, wenn eine Niederlage oder gar der von ihm vorausgesagte Verrath eines Lafayette und Dumouriez wirklich eintritt.

Wie sich danach Marat zu Allem stellt, was gegen das Königthum und des Königs Person unternommen wird, ist leicht zu errathen. Die beiden Stürme auf die Tuilerien, die Suspension Ludwigs, die Septembergräuel sind nur eine gerechte Vergeltung für alles Böse, was König und königliche Partei gegen das Volk im Schilde führten, die Hinrichtung des durch die Absetzung bereits verurtheilten Königs ohne Untersuchung und Vertheidigung, ohne rettenden Aufschub oder Berufung an die Urversammlungen, gilt ihm als selbstverständlich. Aehnlich, wie Marat, dachte auch Robespierre über Ludwigs Prozeß; aber, während seine sophistischen Scheingründe ein gewisses Advokatengeschick nicht verleugnen, zeigt Marats Versuch, die französische Verfassung und die Sätze des Contrat social mit der mörderischen Lynchjustiz des Jakobinerthums in Einklang zu bringen, die Armseligkeit seines Verstandes sowohl, wie die Schlechtigkeit seines Herzens. Die feste Standhaftigkeit des königlichen Dulders und der Muth seines Vertheidigers Malesherbes verfehlt selbst auf einen Marat ihren Eindruck nicht, aber das sinnlose Jubelgeschrei des Kannibalen übertönt alle edleren Regungen des Augenblicks, als der Feind endlich auf dem Blutgerüste gefallen ist. Was an Aufhetzung des Pöbels gegen die Königstreuen im Konvente und die lauen Girondisten geleistet werden konnte, was Drohungen, Verdächtigungen, Lügen und heuchlerische Worte vermochten, das hat in jenen gräuelvollen Tagen Marats Zeitung gethan. Aehnlich, wie Marats Gesinnungsänderung dem Könige gegenüber, ist auch sein Meinungsumschwung betreffs Mirabeau's und Lafayette's. Dem ersteren stand er von vornherein mit jenem giftigen Neide gegenüber, den kleinliche Selbstüberschätzung gegen die wahre Größe stets empfindet, aber der gewaltige Volkstribun erregt doch Marats zeitweilige Bewunderung. Sobald aber Mirabeau dem Königthum einen festen Halt gegen die Pöbelherrschaft geben will, als er im Sinne einer volksfreundlichen Regierung nach der Ministerwürde strebt und sogar in finanzielle Abhängigkeit vom Hofe tritt, da ist das Urtheil über den „Volksverräther“ gesprochen. Den Tod des gewaltigen Mannes betrachtet er als ein Glück für die Freiheit; für eine Schmach an Rousseau's Andenken erklärt er es, daß des Philosophen Gebeine neben Mirabeau und Voltaire ihre Ruhestätte finden sollen. Auch Lafayette ist ihm nur so lange „der Held zweier Welten“, als er dem Pöbeltreiben thatenlos zusieht.

Am wenigsten geändert hat sich im Laufe der Ereignisse Marats Ansicht über Bailly und Necker. So ungerecht und einseitig sie auch sein mag, seit dem Beginne des Zeitungsunternehmens stand seine ungünstige Auffassung

beider Männer fest. Necker ist ihm nur ein finanzieller Schwindler und volksfeindlicher Charlatan, der die Finanznoth Frankreichs verewigen, das Volk in Noth und Elend erhalten will. Von den Schwierigkeiten, die der Posten und die Aufgabe eines Finanzministers im damaligen Frankreich mit sich brachten, hätte Marat, auch bei gutem Willen, kein Verständniß gehabt, für ihn liegt die Lösung des Defizits sehr einfach; der Staat, meint er, brauche nur keine Pensionen, Geschenke, Beamtengehälter u. A. zu zahlen, so befreie er sich von dem finanziellen Elende. Leicht ist es für Marat, nachzurechnen, wie viel der Hof unnöthig oder allzureichlich ausgebe, die Rechtswidrigkeit eines Bruches eingegangener Verpflichtungen und die Gefahr, welche ein solcher für Frankreichs Kredit mit sich bringt, liegen seinem Bewußtsein fern. Wie Necker an der materiellen Ausbeutung des Volkes, so arbeitet Bailly als Maire auf die Aushungerung des hauptstädtischen Pöbels hin, so viel redliche Mühe der wenig fähige, aber ehrliche und pflichttreue Mann sich auch bei der schwierigen Aufgabe der Verproviantirung von Paris gab. Seit dem Blutbade auf dem Marsfelde ist in Marats Augen nicht nur Lafayette, der nothgedrungen und widerwillig dem frechen Gebahren des Pöbels steuerte, sondern auch Bailly, der Andere handeln ließ, ein unzweideutiger Verräther an Volk und Freiheit.

Wie Mirabeau, Lafayette, Bailly, von Anfang an dem „Volksfreunde“ nicht sonderlich sympathisch, schließlich als schwärzeste Vaterlandsfeinde und Schurken hingestellt werden, so entgehen auch die Barnave, Dupont, Lameth, und vor Allem Brissot und die Gironde, je weiter sie sich vom Jakobinerthum der extremsten Art entfernen, diesem Schicksale um so weniger. Die Gironde soll sich mit Ludwig XVI., dem von ihr soviel Angefeindeten, zur Gegenrevolution verschworen haben, sie will daher Marat in den Prozeß des Königs verwickeln. Alles, was sie zur Abwehr der ihre Stellung und Existenz bedrohenden Pöbelherrschaft thut, soll nur der von Marat angenommenen Verschwörung dienen, und als sie thörichterweise ihm selbst jenen possenhaften Prozeß zuzieht, (s. S. 195) werden ihre Hauptvertreter mit voller Namesnennung denuncirt und wird innerhalb der kommunistischen Kreise der Tumult vom 31. Mai vorbereitet, dem sie zum Opfer fiel. Verlogener noch, als Marats sonstige Parteischilderungen, ist sein Bericht über diesen Streich gegen den Konvent; mit frechster Keckheit stellt er die Bedrohung der obersten Regierungsbehörde Frankreichs, die doch sein und seiner Partei Werk war, in Abrede.

Auch mit den eigenen Parteigenossen konnte Marat keinen Frieden halten. Camille Desmoulins muß es, trotz seiner sonst uneingeschränkten Vorliebe für Marat, bitter entgelten, daß er dessen Forderung „von 500—600 Köpfen, um einer Million Brüder das Leben zu retten“, mit den Zeitungswitzen abgefertigt hatte: Marat übertreffe die blutdürstigsten Tragödiendichter noch an Grausamkeit, er brächte wohl alle Personen bis auf den Souffleur um, ein trefflicher Fleischer sei an ihm verloren; auch Danton

zieht sich durch seine vorübergehenden Anwandlungen von Milde des „Volksfreundes" Groll zu. Von der Antipathie Marats bis zur Anklage auf Verrath am Volke war nur ein kleiner Schritt. Das hatte Pétion erfahren, der aus einem charakterlosen Schwächling plötzlich zum schwärzesten Bösewicht gemacht wurde, das selbst Philipp von Orléans, Marats gut zahlender Gönner, den der „Volksfreund" den anderen für vogelfrei erklärten Bourbonen beigesellte, als eine offene Parteinahme zur Enthüllung des Soldverhältnisses hätte führen können. Nur einer erfreute sich unausgesetzt der vollen Hingabe und warmen Vertheidigung Marats — Maximilian Robespierre. Daß dieser es nur zum Scheine mit der Kommunistenpartei hielt, die ihm zur Erlangung der Diktatur noch hinderlicher war, als die Gironde und die Dantonisten, ahnte Marat nicht; in Robespierre begrüßte er seinen nie wankenden Parteigenossen, dessen Energie weder die Blässe des Gedankens, noch die Reue des Gewissens anwandle. Eine allzu große Gunst des Schicksals bewahrte den „Volksfreund" davor, statt Heberts und Konsorten dem Hasse Robespierre's zum Opfer zu fallen; Charlotte Corday war dessen Richterspruche zuvorgekommen.

Gehässig, wie gegen Personen, urtheilt auch Marat über öffentliche Institutionen. Neben den Ministern und Generälen sind es besonders die Richter, gegen welche sich sein persönlich begreiflicher Ingrimm wendet. Dem Tribunal des Châtelet, das ihn vor seine Schranken geladen, spricht er jede richterliche Befugniß ab, weil es noch der Zeit der alten Tyrannei angehöre; aber auch die verfassunggebende Nationalversammlung soll nicht ein richterliches Amt ausüben, nur einem Volkstribunale, dessen Mitglieder der unparteiische Zufall des Looses auserlesen habe, und die außerdem jederzeit vom Volke abgesetzt werden könnten, traut er hinreichende Ehrlichkeit und Unbefangenheit zu. Mit besonderem Behagen schildert Marat die Prozesse, welche ihn nicht selten, aber stets ohne ernstliche Gefahr bedrohten; den letzten, von der Gironde angezettelten illustrirt er sogar durch ein effektvolles Bild. Stets erscheinen in seiner Darstellung die Richter nicht nur als böswillige Gegner und ehrlose Verläumder des „Volksfreundes", sondern auch als geheime Feinde des Volkes selbst. Aber auch die Behörden, welche in den Augen eines Republikaners unantastbar sein sollten, als Könige, Minister, Richter und Generäle, die vom Volke selbst gewählten Beamten und Deputirten, sucht er auf jede Weise verhaßt und verächtlich zu machen. Die Pariser Munizipalbehörde wird solange herabgesetzt und angefeindet, als sie nicht mit Marats Kreaturen besetzt ist; die verfassunggebende Nationalversammlung sowohl, wie die Legislative haben nach seiner Meinung Zustände geschaffen, die noch schlimmer als die alte Tyrannei seien, sie haben dem Könige seine Macht gelassen, aber ein gut Theil seiner Verantwortung abgenommen. Jeder Volksvertreter müsse nicht nur auf bestimmte Zeit, sondern auch auf jederzeitigen Widerruf gewählt werden.

Damit in den Versammlungen der Präsident nicht die Deputirten, die Majorität nicht die Minorität zu beeinflussen suche, soll die Tagesordnung acht Tage vorher bekannt gegeben und von den Zeitungen öffentlich diskutirt werden, keine Beifalls- oder Mißfallsbezeugung dürfe den falschen Patrioten ermuthigen, den wahren einschüchtern, die namentliche Abstimmung solle die Lauen und Verrätherischen der Volksrache preisgeben. Gering müsse die Zahl der Deputirten sein und aus uneingeschränktester Wahl Aller, auch der Nichtbesitzenden und Nichtselbstständigen, hervorgehen, um so leichter verfällt dann die Volksvertretung von selbst dem Volksterrorismus. Die Armee soll ebenso, wie Verwaltung, Gerichtswesen und Volksvertretung, von der Masse terrorisirt werden. Die allgemeine Wehrpflicht verwirft zwar Marat, so lange nicht ein allgemeines Wahlrecht bestehe, aber neben einem stehenden Heere zur Grenzvertheidigung will er im Innern nur Bürgerwehren und Volksheere dulden. Das Volk müsse die Soldaten gegen Offiziere und Generäle schützen, die ehrlichen Sansculotten und wahren Patrioten nicht von heuchlerischen Feuillans und verkappten Kontra-Revolutionären unterdrücken lassen. Für die Folgen der Disziplinlosigkeit sollen aber die Kommandirenden ebenso büßen, wie für die Anklage wegen zu straffer Disziplin, das sicherste Mittel allerdings, um die Offiziere von Beruf auf die Guillotine, die unfähigen Kreaturen des Jakobinerthums an die Spitze des Heeres und der Heeresverwaltung zu führen. Dem Könige auch die Armee und das Recht über Krieg und Frieden zu entziehen und ihn in militärischer Hinsicht zu einer ebenso bedeutungslosen Null zu machen, wie in politischer, ist selbstredend Marat's angelegentliches Streben. Auch der Kriegsminister soll, gerade wie seine Kollegen, ein Werkzeug der Demokratie sein, sein Amt also in der Weise eines Bouchotte und Pache führen, und demzufolge vom Volke gewählt werden.

Die prinzipielle Negation Marats und mehr noch seine hämische Sucht, alles zu tadeln und herabzusetzen, was die verfassunggebende Nationalversammlung und die Legislative gethan, führt ihn auch zu einer rückhaltlosen Kritik an sich verderblicher Maßregeln, die aber seinem Hasse gegen Adel und Geistlichkeit recht wohl thun mußten. Die Aufhebung des Adels, so meint er u. A., sei ganz zwecklos, denn man schaffe die adligen Prätensionen doch nicht aus der Welt, man hätte sich damit begnügen sollen, neue Adelskreirungen zu verbieten, und die Verleihung von Orden und Titeln theuer zu verkaufen. Die harten Edikte gegen die Emigranten hätten nach seiner Meinung nur auf die Prinzen und Adeligen ausgedehnt, namentlich nicht den Passivbürgern, die an dem Staatswohle kein Interesse haben könnten, auch die Auswanderung verboten werden dürfen. Den der Geistlichkeit abverlangten Bürgereid nennt er eine lächerliche Farce, denn auch die scheinbar volksfreundlichen Priester blieben Sklaven und Agenten Roms. Den Zwangskurs der Assignaten bezeichnet er als höchst verderbliche Maßregel, die Hypothekisirung der eingezogenen Emigranten- und Kirchengüter erscheint ihm ungenügend, besser hätte man sie unter die Staatsgläubiger und die Bedürftigen getheilt. Nichts weniger, als Humanität, Rechtssinn und gesunde Politik haben Marat zu diesen an sich berechtigten Urtheilen geführt, denn keiner wüthet mehr gegen

die eidweigernden Priester, die vaterlandsverrätherischen Aristokraten, keiner deklamirt mehr über den Steuerdruck der Armen und die angebliche Bevorzugung der Reichen und Vornehmen, keiner strebt mehr die Ausgleichung der sozialen Unterschiede durch Eigenthumsverletzung, ja durch offenen Raub an, als Marat. Dem souveränen Volke ist ja alles gestattet, selbst Aufruhr, Mord und Plünderung, ein Martialgesetz, ein Eingriff der bewaffneten Gewalt, ja selbst ein Dekret gegen die zum Morde Aufwiegelnden ist ein Attentat gegen die heilige Majestät des Volkes, ein Beweis des schwärzesten Verraths. Besonders die auf den Pöbelterrorismus und kommunistischen Unfug hinsteuernde Stadtverwaltung von Paris vertheidigt Marat der Legislative und den Ministern gegenüber aufs Wärmste. Die thörichte Lehre von der Gleichheit Aller verwirft Marat zwar gelegentlich, wie er auch dem heiligen Contrat social nebenbei einen Fußtritt versetzt, aber in Wirklichkeit hat Niemand mehr die unbedingte Gleichheit des Wahlrechtes, der Theilnahme an der Staatskontrole und Staatsleitung und die denkbar größte Ausgleichung der Vermögensunterschiede, indem Steuern und Kriegsdienst fast ganz auf die Schultern der wohlhabenderen Bürger und reichen Aristokraten gewälzt, die Armen dagegen vom Staate mit Geld und Gut beschenkt werden sollten, angestrebt. Dem Gleichheitswahne opferte er selbst die wichtigsten Interessen, wie er denn, der Neger- und Mulattenemanization zu Gefallen, Frankreichs Kolonialmacht und Handel ins Verderben stürzen wollte. Vaterlandsliebe und Tugend sind ein Erbtheil der Armen und Unterdrückten, vor Allem aber sind sie ein Privileg des „Volksfreundes" Marat, der von den aristokratischen Vaterlandsverräthern und bestochenen Richtern fortwährend verfolgt, von einem Schlupfwinkel in den anderen getrieben, zur Flucht nach England und zur wiederholten Unterbrechung seiner Zeitung gezwungen wird. Er allein ist der Hort und Anwalt der Unterdrückten, die in Noth und Elend zu ihm strömen, er warnt das heißgeliebte Volk vor dem Verrathe des Königs, seiner Minister und Generäle, aber die arglos verblendeten Patrioten hören ihn erst, wenn das finstere Werk des Verrathes vollendet ist. Dem „Volksfreunde" sind die meuterischen Soldaten von Chateauvieux, die Banditen von Avignon, die Septembermörder von Paris Musterbilder des Patriotismus und der republikanischen Reinheit, ihre Opfer, die sich nur des Lebens zu erwehren suchen, sind die eigentlichen Verschwörer und Verräther. An der Spitze der Verschwörung steht seit dem Juni 1791 „Ludwig Capet", der Abschaum der Lüge, Hinterlist und Verrätherei; ein „patriotischer König" wäre ja nach Marats Logik so selten, wie ein „tugendhafter Verbrecher". Mit diesem schauspielerischen Eifer für das unterdrückte Volk geht bei Marat eine Selbstverherrlichung widerlichster Art, ein unschönes Reklamemachen für seine Zeitung und ein unverblümter Egoismus, der ihn vom Minister Roland eine Staatsunterstützung fordern und die Diktatur für sich selbst beantragen läßt, Hand in Hand. Leider thaten die Behörden durch zwecklose Verfolgung des von den Cordeliers stets geschützten und sicher geborgenen Mannes, die royalistischen Blätter durch die übertriebene Bedeutung, welche sie dem „Volksfreunde" beilegten, und die allzugroße Heftigkeit ihrer Angriffe,

neidische Konkurrenten durch die Gründung anderer „Volksfreunde“ nur allzuviel, um Marats Größenwahn und Popularität zu steigern. Namentlich die Unterdrückung des Blattes und die dadurch veranlaßte zeitweilige Unterbrechung desselben steigerte nur die Neugier der Leser und vermehrte die Abonnentenzahl. Auch Marats Mitarbeiter und Handlanger wirkten durch ihre Unbotmäßigkeit dazu mit, die Aufopferung des „Volksfreundes“ noch in hellerem Lichte erscheinen zu lassen. Aber alle Popularität knüpfte sich an die Person des kleinen, häßlichen Mannes, dessen Leben als eine Kette der Mißerfolge, Enttäuschungen und Entbehrungen erschien, der nur der Wahrheit und Tugend, unbekümmert um Vortheil und Lebensglück, nachzustreben vorgab, dem seine Feinde die wohlfeilen Triumphe des Märtyrers und seine Mörderin den Märtyrertod bereitete, — nicht an die Parteizwecke, die er vertrat. Darum ging der Ami du peuple bald nach Marats Tode, noch ehe die Partei desselben im Blute der Hebert und Genossen erstickt war, ein, trotzdem der Klub der Cordeliers die Fortführung des Blattes in die Hand nahm.

Um den Beifall der großen Masse buhlte mit dem „Volksfreunde“ erfolgreich Heberts Zwei-Sousblatt, das unter dem schwer zu enträthselnden Namen “Le Père Duchesne” auf den Straßen ausgeschrieen wurde. In der Armee, seitdem sie zum zuchtlosen Gesindel geworden war, verdrängte es sogar die anderen Jakobinerblätter, zumal der radikale Kriegsminister Bouchotte es massenweis vertheilen und auf Staatskosten unterstützen ließ. Während der Blüthezeit des Blattes wurden in wenigen Monaten eine Million Exemplare abgesetzt und der Gewinn, den daraus Hebert für die Befriedigung seiner Neigungen zu Wein und Weibern zog, war ein höchst beträchtlicher. Mit Marats Blatte gemein hat der “Père Duchesne” die Verherrlichung eines ganz rohen, gewaltthätigen Kommunismus und das wohlberechnete Reklamesystem. Auch Hebert sucht gern den vielverfolgten Märtyrer der Wahrheit zu spielen, trotzdem er dazu noch weniger Anlaß hatte als Marat; auch er wählt die von den Kolporteuren ausgerufenen Ueberschriften der einzelnen Artikel so, daß sie die Neugierde der Leser stark anlocken müssen. Aber die mannigfaltige Form, welche der „Volksfreund“ diesen Lockmitteln zu geben weiß, fehlt dem ungebildeten Vater Duchesne, über die beiden Klassifikationen “Grande colère” („Großer Zorn“) und “Grande joie” („Große Freude“) kommt er fast nie hinaus, dafür halten seine Anpreisungen auch, im Gegensatz zu denen Marats, gewöhnlich das, was sie versprechen. Von dem konsequenten Blutdurst und schwarzgalligen Fanatismus ist Hebert, so gern er auch mit Tyrannenschädeln und Aristokratenköpfen spielt, frei; eine gewisse Bonhommie (Gutmüthigkeit) lagert nicht nur über den “Grandes joies”, sondern auch über den “Grandes colères” des Vaters Duchesne. Selbst da, wo er der Menschheit, in verunglückter Nachahmung Rousseaus, einen verzerrenden Hohlspiegel vorhält, sie den wilden Thieren vergleicht und ihr den Ruhmestitel, Ebenbild Gottes zu sein, abspricht, ist er kaum recht ernst zu nehmen. Manche Ideen, die er aus Rousseau oder wahrscheinlicher aus Marats „Volksfreund“ entlehnt, so z. B. die, daß des Menschen leibliche und geistige Ausbildung ein fortgesetztes Martyrium

von der Wiege bis zum Grabe sei, daß Unterricht und Bildung nur Seele und Leib korrumpiren, trägt er in beinahe komischer Weise vor und versteht sich auf die grellen Effekte eines Marat recht wenig. Die Erziehung soll nach Vater Duchesnes pädagogischem System eine ganz spartanische sein und der Geistlichkeit selbstredend entzogen werden. Die Anfänge des Lesens und Schreibens, über welche die Bildung nicht weit hinausgehen dürfe, lerne der Knabe am Besten aus der Verfassungsurkunde von 1791 und 1793, diese sollen die Stelle des alten Katechismus vertreten. Die Ausbildung des Körpers ist die Hauptsache, für die des Geistes genügt die Einprägung der Menschenrechte, namentlich der Schlagwörter Freiheit und Gleichheit, die Erweckung des Abscheues gegen geistlichen Fanatismus, gegen den Despotismus der Könige, den Hochmuth der Edelleute, gegen Krieg und Blutvergießen. Das Jakobinerthum und neben diesem das Quäkerthum wird als die idealste Form der menschlichen Gesellschaft hingestellt, der erste aller Jakobiner sei — Jesus Christus gewesen. „Er ist," so läßt sich die theologische Weisheit Vater Duchesnes vernehmen, „der Begründer der Volksgesellschaften, die er nicht allzu zahlreich wünschte, denn er wußte, daß die großen Gesellschaften fast immer in tumultuarische Rotten ausarten. Mit elf Jakobinern vereint, lehrte Jesus den Gehorsam gegen die Gesetze, predigte Gleichheit und Freiheit, Liebe und Brüderlichkeit, führte mit den Priestern und Finanzmännern einen fortwährenden Krieg, vernichtete die Religion der Juden, die ein blutiger Gottesdienst war, lehrte die Menschen den Reichthum mit Füßen zu treten, das Alter zu ehren, die Beleidigung zu verzeihen." Mönchthum und Katholizismus seien die schlimmsten Ausartungen dieser Religion der „Freiheit und Gleichheit", deren helles Abbild dagegen in Heberts Kommunismus zu finden sei. Wie über Religion, so urtheilt auch Vater Duchesne über die Fragen der Staatskunst. An der Verfassung und Republik liegt ihm so wenig, wie Marat, nach dessen Ansicht eine unabänderlich feststehende Verfassung der schwerste Hemmschuh der Freiheit, das französische Volk für die Republik noch nicht reif ist; er will vielmehr, auch hierin an den „Volksfreund" sich anschließend, eine unumschränkte Diktatur, der alle Einzelwesen blind gehorchen. Der Ameisenstaat ist ihm das Vorbild seines kommunistischen Gemeinwesens, in dem selbst ein König, falls er sich mit der Rolle eines willenlosen Statisten begnügt, noch Platz hat. Im Uebrigen meidet er die prinzipielle Regirung Marats, begeistert sich für alle kirchen- und adelsfeindlichen Beschlüsse der beiden ersten Volksvertretungen, schwärmt für das Assignatenunwesen, für das Maximum und andere zum Kommunismus hinführende Mißgriffe. Die adligen Passionen sind dem Jakobiner untersagt, soweit sie nicht, wie Trinken und Lieben, zur Befriedigung der rohen Sinnenlust erforderlich seien; namentlich der Spielwuth weiht Hebert einen unauslöschlichen Haß. Die Legenden von dem großen Verrathe Ludwigs XVI., seiner Minister und Generäle, von der Verschwörung mit den Emigranten und dem Auslande, von der gerechten Vertheidigung des Volkes in den August- und Septembertagen (1792), in dem Morde Ludwigs und den Gewaltthaten gegen die Gi-

rondisten, verbreitet er ebenso, wie Marats „Volksfreund", oft dessen Tiraden nur wiederaufnehmend. Hebert war ein Lotterbube schlimmster Art, den selbst der jüngere Robespierre öffentlich im Parlament brandmarkte, und zugleich ein Genußmensch niederster Sorte, dem es nur auf Wohlleben und Gelderwerb ankam, der auch eine gewisse Vornehmheit der äußeren Erscheinung nicht verschmähte. Seine Blutgier und Mordlust ist nicht, wie bei Marat, ein wohlberechnetes, gefühlloses System, sondern der naturgemäße Ausdruck der Rohheit des Trunkenboldes.

Als Marats „Volksfreund" nicht mehr seine gellende Stimme erheben konnte, schrie der Vater Duchesne noch weiter seine kommunistischen Lehren, seine Rache- und Vertilgungsgedanken auf den Straßen aus und wurde zum bevorzugtesten Liebling der Höhlen des Lasters und des Schmutzes, bis Robespierre auch ihm den unsauberen Mund für immer schloß.

Den rohen Kommunismus eines Marat und Hebert brachten Bonneville und Fauchet in dem "Tribun du peuple", in dem "Journal des Amis", dem Organe des „Klubs der Wahrheitsfreunde", und in der gemeinsam redigirten "Bouche de fer" („Mund von Eisen") in ein doktrinäres System, dem sich dann Gracchus Baboeuf später anschloß. Sie waren aber von weit geringerem Einflusse auf die Massen, als Marat und Hebert, zumal das "Journal des Amis" in dem Kampfe der Girondisten und Jakobiner für die ersteren eintrat, wofür sein Redakteur mit dem Leben büßte. Der Bundesgenossenschaft Fauchets, des begabteren und rücksichtsloseren der beiden, beraubt, konnte Bonneville vollends nichts mehr ausrichten. Marat und sein „Volksfreund" blieb für Fauchet wie für seinen Mitstreiter ein unerreichbares Vorbild, daher er, auch als er an der Seite der Gironde stritt, Marats Zügellosigkeit nicht anzugreifen wagte.

Unter den Journalisten des Jakobinerthums im Geiste der Danton und Robespierre ragt als eifrigster Vorkämpfer Camille Desmoulins hervor. Seine Zeitung "Révolution de France et de Brabant", die mit dem 28. September 1789 begann, war eine Fortsetzung der von Camille im Palais-Royal gehaltenen Volksreden. Von vornherein steuerte sie auf die Republik los, wüthete gegen Priester und Aristokraten, gegen die Emigranten und die feindlichen Heerführer, auf deren Köpfe sie hohe Preise zu setzen vorschlug, schonte jedoch bis zum Juni 1791 Ludwig's Person, um die Fülle ihres Hasses auf den „Machiavel-Mirabeau", den Verräther Brissot, den Volksfeind Bailly und die ränkesüchtige Marie Antoinette abzuladen. Als Pamphletschreiber und Kaffeeredner emporgekommen, verstand sich Desmoulins vortrefflich auf die Reklame, wußte namentlich durch das „Fortsetzung folgt" stets die Neugier der Leser wachzuhalten, ohne darum die versprochenen Fortsetzungen wirklich zu geben, ließ jeder Nummer seines Wochenblattes ein effektvoll kolorirtes Bild vorangehen, und wußte auch die Angriffe, Verfolgungen und Mißhandlungen, denen seine Person ausgesetzt war, trefflich zum Nutzen seines Blattes zu verwerthen. Aber die zähe Standhaftigkeit eines Marat fehlte seiner Natur; schon nach sechs Monaten ließ er seine Zeitung vorübergehend im Stiche, führte sie dann bis zum 4. August 1791 fort, entsagte mit

Januar 1792 feierlich dem Journalistenberufe, um schon Ende April eine schnell entschlafene „Volkstribüne" zu begründen. Auf die Dauer wurde dem wankelmüthigen, von Natur gut gearteten Gefühlsmenschen die starre Konsequenz der jakobinischen Anschauungen unbehaglich; vom Ekel an Mord und Gewaltthat angewidert, erhob er im Dezember 1793 als "vieux Cordelier" zuerst die Stimme der Menschlichkeit und Milde (siehe darüber Kap. 21).

Kommunistischen Ideen huldigte er nur soweit, wie sein angebeteter Meister Robespierre es that, und wandte sich von den Ausschreitungen des sonst von ihm hochgefeierten Marat bald ab, aber in der Verkündigung einzelner radikaler Ideen, wie des unbedingten Wahlrechts, der uneingeschränkten Volkssouveränetät, des Aufstandsrechts des unterdrückten Volkes, der Blutjustiz desselben über König, Minister und Generäle, stand er dem „Volksfreund" an Heftigkeit nicht nach.

Wie Camille Desmoulins, so hielten auch Fréron, der Redakteur des ultra-jakobinischen "Orateur du peuple" („Volksredner"), Tallien, der Leiter des ähnlich gearteten "Ami des citoyens" („Freund der Bürger"), Louvet, der Herausgeber der "Sentinelle du peuple" („Wächter des Volkes), Gorsas, der Begründer des "Courrier de Versailles", nicht für immer bei den extremen Jakobinern aus. Die beiden letzteren, Anhänger der Gironde, machten die Wendung ihrer Partei vom selbstzerstörenden Fanatismus zur selbsterhaltenden Mäßigung mit und gaben ihre journalistische Thätigkeit seit dem Sturz der Gironde auf*), Fréron und Tallien traten erst nach dem 9. Thermidor in die Fußspuren des "vieux Cordelier", ohne doch mit gleich aufopfernder Konsequenz für die Sache der Menschlichkeit zu kämpfen.

Die "Révolutions de Paris" dagegen, welche der Buchhändler Prudhomme und der frühzeitig gestorbene Journalist Loustalot begründeten, gingen umgekehrt von einer maßvollen Haltung zum wildesten Jakobinerthum über, seitdem fremde Heere Frankreichs Boden betreten hatten, und verherrlichten den 10. August 1792 wie die Septembergräuel, was Prudhomme indessen nicht vor einer Verhaftung im Juni 1793 und einer unfreiwilligen Unterbrechung seines der Girondistenvorliebe verdächtigen Journals schützte. Da das Aergste glücklicherweise von ihm abgewendet wurde, so nahm er seine Zeitung wieder auf und führte sie bis 28. Februar 1794 fort.

Entschieden und unveränderlich blieb natürlich die Haltung des Jakobinerblattes "Défenseur de la Constitution" („Vertheidiger der Constitution), dessen Redakteur kein geringerer als Robespierre war. Unter dem heuchlerischen Aushängeschild der Freiheitsliebe und Verfassungstreue feindet er Alle an, die seinem Streben nach Diktatur im Wege standen, namentlich Brissot und Anhang, und suchte seine Mitbürger auch von dem

*) Vorübergehend wurde die "Sentinelle" allerdings nach Robespierre's Falle wieder aufgenommen

Glauben an die Zaubergewalt der republikanischen Formen zu heilen, indem er den Satz verkündete: Eine freie Monarchie sei besser als eine despotische Republik. So sehr auch Robespierre die Bedeutung seines Namens und die Schwerkraft seiner Beredtsamkeit seiner Zeitung mitzutheilen wußte, so blieb der "Défenseur" ohne weitgehenden Einfluß, denn der Journalistenberuf sagte dem Ehrgeiz Robespierre's weniger zu, als das Wirken in der Volksvertretung und den Volksgesellschaften. Auch war sein breiter, überladener und inhaltsleerer Stil wenig geeignet, die große Masse zu packen, welche der unmittelbaren Wirkung seiner schauspielerischen Persönlichkeit nicht widerstand. Als der Konventsbeschluß der Unvereinbarkeit des Journalisten und des Deputirten auch die Fortführung seines Blattes bedrohte, änderte er den Titel in "Lettres de M. R. à ses commettans", ohne dadurch größere Erfolge zu gewinnen.

Indem wir Zeitungen unbeachtet lassen, die, wie die "République", die "Chronique de Paris" und die von Condorcet im Sinne der girondistischen Partei redigirte „Monatschronik" (Chronique du Mois), ein kurzes Leben oder doch keine nachhaltige Bedeutung hatten, wenden wir uns den Blättern zu, welche der „Contrerevolution" dienten, um den jakobinischen Parteiausdruck zu gebrauchen, oder die es allen Parteien recht zu machen suchten und ein gefährdendes Eintreten in den Kampf der Faktionen vermieden. Zuerst kommen hier einige Zeitungen in Betracht, die mit selbstaufopferndem Muth für die Sache des Königthums kämpften. Dahin gehört vor Allem der "Mercure de France" („Neuigkeitskrämer Frankreichs"), der seit 1789 zu einer mehr politischen als literarischen Zeitung geworden, warm für das konstitutionelle Königthum eintrat. Mit objektivster Sachkenntniß wußte sein Redakteur, der dem Hof und dem König nahestehende Mallet du Pan, die Sache des Royalismus von der der Emigranten und der nach Rom schielenden Priester zu trennen, und, während er für eine starke Herrschergewalt eintrat und dem König namentlich das unbedingte Veto gewahrt wissen wollte, sprach er sich gegen die Umtriebe der Artois und Compagnie und sogar für die Einziehung der Kirchengüter aus. Den großen Ideen des Jahres 1789 warm zugethan und namentlich den kostbaren Gewinn der Preßfreiheit tapfer schirmend, trat er mit voller Ueberzeugung gegen den Pöbel und die Straßendemagogen auf und erblickte in den Tumulten des 5. und 6. Oktober 1789 den Beginn alles Unheils. Von der jakobinischen Partei verleumdet und verfolgt, gab er mit April 1792 die Redaktion definitiv auf (Laharpe trat an seine Stelle) und diente der Sache des Königs als politischer Sendling an den auswärtigen Höfen. Erst als Ludwigs Herrschaft verloren und der Sieg der Demokratie entschieden war, suchte er in England eine Zuflucht. Alle aufrichtigen Verehrer des Königthums schaarten sich um diese trefflich redigirte Zeitung, deren Abonnentenzahl seit 1790 auf 11,000—13,000 stieg. Weniger leidenschaftslos und sachgemäß traten die "Actes des Apôtres", d. h. der jakobi=

nischen Freiheitsapostel, das Hauptorgan der nach den Mißverhältnissen des ancien regime sich Zurücksehnenden gegen die Demokratie auf. Durch Witz und Spott, durch ein Haschen nach frivolen Effekten suchten sie die Leser anzuziehen und verschmähten ihren Gegnern gegenüber selbst die lüsterne Sprache von Voltaire's "Pucelle" nicht. Im Geheimen ganz den Anschauungen der Hof- und Emigrantenpartei huldigend, schonten sie doch die Schattenseiten des Siècle („Zeitalters") de Louis XIV. und selbst die Schwächen Heinrichs IV. nicht, sprachen sich auch für die „Theilung der Gewalten", die Trennung von Gesetzgebung und Regierung aus, predigten aber die schonungsloseste Reaktion auch der gemäßigten Volkspartei gegenüber. Für Mirabeau, den sie mit den Augen der kleinlichen und neidischen Höflinge betrachteten, hatten sie denselben Hohn, wie für Philipp von Orléans. In der Parodie wetteiferten sie mit den Witz- und Klubblättern des Jakobinerthums und überboten stellenweis den zügellosen Ton eines Hebert und Marat. Gehässig, wie die "Actes des Apôtres", aber ohne die Beimischung des Spöttischen und Frivolen, bekämpfte auch Royau's "Ami du Roi", eine Fortsetzung von E. Fréron's Jesuitenblatt, der "Année littéraire", deren Redaktion der jüngere Fréron aufgab, als er der Revolution sich in die Arme warf, Alles, was mit der neuen Zeit zusammenhing, ohne geradezu die unmöglich gewordene Wiederherstellung der alten Zustände zu fordern. Diesen Hauptvorkämpfern des Royalismus schlossen sich Abbé Suleau und der vielseitig thätige Abenteurer Rivarol an, welche aber eine sittliche Erneuerung des morschgewordenen Staates Ludwigs XIV. forderten und der Korruption des Hofes entgegentraten. Auch Fontanes, der Redakteur des seit Januar 1790 erscheinenden "Modérateur", die "Gazette de Paris" und die dem Konvent muthig entgegentretende "Quotidienne" („Tageblatt") dürfen den Vorkämpfern der Gegenrevolution zugezählt werden.

Mit dem 24. November 1789 begann der "Moniteur universel", das spätere offizielle Organ Napoleons und der ihm folgenden Regierungen. Durch Vollständigkeit der Sitzungsberichte aller parlamentarischen Versammlungen, denen er später eine dialogisirte Form gab, durch eingehendere Berücksichtigung der literarischen Erscheinungen Frankreichs und durch die Besprechung der von den anderen Zeitungen übergangenen oder nur gestreiften auswärtigen Verhältnisse ist der "Moniteur" zu dem umfang- und stoffreichsten Blatte der Revolutionszeit geworden, aber auf den buchhändlerischen Erfolg vor Allem bedacht, wußte sein Verleger allen Machthabern zu dienen, jeder herrschenden Partei es recht zu machen. Seit dem 1. Januar 1790 widmete er namentlich den Vorgängen in der verfassunggebenden Nationalversammlung die eingehendste Sorgfalt, ließ seine Reporter schon früh Morgens die Thür des Sitzungssaales belagern, um in dem engen, überfüllten, damals noch mit keiner abgesonderten Journalistentribüne versehenen Raume einen bequemen Platz zu finden, der ihnen das ungehinderte Nachschreiben

ermöglichte. Mit Hilfe von Abkürzungen, welche an die heutige Stenographie erinnern, brachten diese Berichterstatter fast wortgetreue Aufzeichnungen zu Stande, die aber von der Redaktion stets, einflußreichen Parteien und Deputirten zu Liebe, geändert und umgeformt wurden. Namentlich dem zur Uebermacht gelangenden Jakobinerthum bewies man die zarteste Rücksicht; konnte doch der Redakteur in einem Briefe an Robespierre sich darauf berufen, daß er alles diesem Unerwünschte ausgeschieden und durch diese Parteinahme manchen Abonnenten eingebüßt habe. So kann uns der "Moniteur" kein vollständiges und ungefärbtes Bild der Debatten geben und ist eine nur mit größter Vorsicht und sorgfältiger Ergänzung zu benutzende Quelle. Die Zeit vom Beginne der verfassunggebenden Nationalversammlung bis zum 24. November ist nach einer zeitgenössischen Darstellung einseitig geschildert worden, auch die Berichte über die nachfolgenden fünf Wochen (bis 1. Januar) sind nur lückenhaft.

Das mit dem "Moniteur" konkurrirende "Journal de Paris" trat zwar für das konstitutionelle Königthum in die Schranken, vermied aber, dem Verleger zu Gefallen, auch jede entschiedene Parteinahme. Die Redakteure, welche, wie Garat und Condorcet, diesen rein finanziellen Rücksichten nicht Rechnung trugen, wurden rücksichtslos geopfert, auch gestattete der Verleger jedem die Benutzung eines Anhanges gegen Insertionsgebühren. Auf diese Weise konnte André de Chénier hier gegen das Jakobinerthum und für Ludwigs Rettung scharf vorgehen, auch andere Royalisten ihrer Meinung rückhaltlosen Ausdruck geben. Das Inseraten- und Reklamewesen, welches in der Zeitung einen breiten Raum einnahm, lockte viele Abonnenten herbei, deren Zahl auf 12,000 allmälig stieg. Mit dem 10. August 1792 wurde das "Journal de Paris" für einige Zeit unterbrochen, doch führte dann Roederer es in entschiedenerem Sinne bis zum Beginne der Schreckenszeit fort. Da er gegen Ludwigs Hinrichtung sich ausgesprochen hatte, mußte er seine Person verbergen und seine Zeitung eingehen lassen, nahm aber nach dem 9. Thermidor die Redaktion wieder auf, um muthig gegen die Parteigenossen Robespierre's und die Brutalität des Jakobinerdespotismus zu kämpfen. Namentlich der geretteten Girondisten, der 73 sogenannten Protestler und der schuldlosen Angehörigen der Emigranten nahm er sich mit Entschiedenheit an. Später arbeitete er sogar der Wiederherstellung des Königthums vor.

Am Schluß haben wir noch eines der erfreulichsten, wennschon kurzlebigsten Blätter der Revolutionszeit zu gedenken, des schon mehrfach und gelegentlich erwähnten "vieux Cordelier" von Camille Desmoulins. Nur sechs Nummern waren es, die der zur Humanität sich zurückwendende Jakobiner veröffentlichen konnte, die siebente hielt er als allzu gefährlich selbst zurück. Wir wissen bereits, daß Desmoulins mit Tacitus' frei übertragenen Worten das an Tiberius' und Nero's Zeiten erinnernde Mordregiment der kommunistischen Partei zu brandmarken suchte, ohne den beiden

Mächtigsten im Konvente, Danton und Robespierre, unmittelbar nahe zu treten. Vielmehr ist schon die erste Nummer, welche, ganz in Robespierre's Auffassung, die Hebert und Compagnie als von Pitt bestochene Ultra-Revolutionäre verdächtigte, schwerlich ohne die Zustimmung des künftigen Diktators veröffentlicht worden. Als die leicht zu durchschauende Tendenz jener Tacitus-Uebertragung den Ingrimm des Jakobinerklubs aufs heftigste erregte, sah Robespierre die folgende Nummer der Zeitung sorgfältig durch, und machte so den "vieux Cordelier" seinen geheimen Plänen gegen Heberts Partei noch mehr dienstbar. Die zweite Nummer entsprach daher ganz dem, was er wünschte, Hebert wurde als ein von den Gegnern der Republik erkaufter Verräther hingestellt; der sich zum echten Jakobiner verhalte, wie der bestochene römische Tribun Drusus (einen "ci-devant, ehemaligen, Feuillant" nennt ihn Desmoulins) zu Cajus Gracchus, auch wurde Robespierre's Theismus gegenüber der Gottlosigkeit Heberts in helles Licht gesetzt. Aber die überschäumende Leidenschaft eines Desmoulins wußte auch Robespierre's Einwirkung nicht mehr zu beherrschen, die dritte Nummer sprach über Denuncianten und falsche Ankläger, über die schonungs- und sinnlose Grausamkeit der Volksjustiz in einer Weise, die Robespierre selbst aufs empfindlichste berühren mußte. Die folgende Nummer entwarf ein verführerisches Bild von der idealen Freiheit und machte aus dem Abscheu gegen das Schreckenssystem kein Hehl.

Robespierre hatte den unvorsichtigen und unzuverlässigen Bundesgenossen inzwischen bereits dem erzürnten Jakobinerklub preisgegeben, jetzt beschloß er, ihn mit Danton und Genossen hinzuopfern. Vergebens war es, daß Desmoulins in der fünften Nummer seiner Zeitung auf all das hinwies, was er für die Revolution mit Wort und Feder gewirkt habe und daß er das heilige Recht der Preßfreiheit für sich und sein Blatt in Anspruch nahm, vergebens auch, daß der für sein Leben Bangende in der zuletzt gedruckten sechsten Nummer eine reuige Abbitte leistete. Noch schrieb seine von Ingrimm und Abscheu geleitete Feder eine treue Schilderung Robespierre's und jener zwölf Blutmänner nieder, noch pries er Menschenliebe, Gerechtigkeit und Gedankenfreiheit als die herrlichsten Vorzüge der Republik, im Hinblick auf die Guillotine aber, der er bald zum Opfer fallen sollte, unterließ er den Druck. Die edle Absicht, in der Desmoulins den "vieux Cordelier" unternahm, spricht deutlich und unverhüllt gerade aus diesem Schwanengesange. Wie Danton, so stellte auch er sich muthig dem Wüthen Robespierre's und seiner Mordgesellen in den Weg, aber er pries zugleich die Sache der Menschlichkeit mit einer Gefühlswärme, deren der entnervte Wüstling nicht fähig gewesen wäre, und wie Danton, so fiel auch der unseres Mitleides würdigere Desmoulins als Opfer einer edlen, aber verlorenen Sache. Sein Andenken aber rächten schnell Robespierre's eigene Spießgesellen, und die, welche nach dem Sturze des Tyrannen auch dessen Schreckensregiment zu zerstören suchten, legten Kränze der Dankbarkeit auf sein Grab nieder.

Dritter Abschnitt.

Die Revolution im Niedergang.

I. Die letzten Zeiten des Konvents

(bis zum 25. Okt. 1795).

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Rück- und Ausblick. — Kampf der Thermidorianer (Gemäßigten) und der alten Genossen Robespierre's. — Die Jeunesse Dorée. — Der Jakobinerklub geschlossen. — Der Konvent und die Terroristen. — Nothstände und Gesellschaftsleben in Paris.

Die Lage Frankreichs nach dem Sturze Robespierre's war eine unbeschreiblich schlimme, und die Weltgeschichte hat kaum ein ähnliches Chaos aufzuweisen. Man vergegenwärtige sich: dieser Staat hatte seit Jahren unter einem beispiellosen Schrecken gelegen; Alles war in ihm zerstört, was sonst die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält; seine letzten Erschütterungen hatten einen breiten Blutstreifen durch Tausende von Familien gezogen und den Wohlstand von Millionen zu Grunde gerichtet; und seit Jahren gab es kein Steuersystem, keine Uebung bürgerlicher Pflichten, keine Verwaltung, keine Rechtspflege, keine Arbeit, kein Handel und Wandel, — kurz, Alles war in ihm vernichtet! Niemand konnte sagen, was aus diesem Staate werden sollte, der einer ungeheuren Brandstätte glich, dessen Angehörige ihre Arbeit gleichsam von vorne beginnen mußten. *Wo waren die großen Ideen von 1789 hingekommen?* Aus der Freiheit für Alle war eine Freiheit für jeden Einzelnen geworden, und von dieser endlich für Keinen Freiheit übrig geblieben. Die historischen Standesunterschiede (Adlige, Bürger, Bauern) waren einer natürlichen Gleichheit gewichen und diese war alsbald in einer künstlichen Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen untergegangen. Arbeit und Eigenthum, Handel und Wandel waren kaum aus einer unnatürlichen Gebundenheit erlöst, als sie in neue blutige Fesseln geschlagen wurden; der Preis der Arbeit, der Kurs werthlosen

Papiergeldes wurde durch die Guillotine bestimmt, jeder Handel als verbotener Wucher vogelfrei erklärt, alles Eigenthum endlich als ein Unterpfand verrätherischer Gesinnung geächtet. Eine Fülle kostbarer Rechte, politischer Garantieen war 1789 geschaffen worden, nicht eines darunter war zu nennen, das nicht zertreten worden wäre; die ganze Geistesarbeit der verfassunggebenden Nationalversammlung, der ganze Bau von Menschen- und Bürgerrechten lag in Scherben umher und ihre gänzliche Zerstörung war nicht eine unbeabsichtigte Folge, sondern die nothwendige Voraussetzung des jetzt gestürzten Systems gewesen.

Dieß die Lage im Innern! Anders war es dagegen draußen an den Grenzen des Staates; ja, man kann sagen, der Eindruck der grauenhaften innern Zerrüttung vergißt sich beinahe bei dem Blick auf die Heere der Republik, wie sie jetzt in der ersten Hälfte 1794 dastanden. Hier lag die ganze ungebrochene Kraft der Nation, die Jugendblüthe der Revolution, der volle Schwung eines wirklich republikanischen Geistes. Es stellt sich die ganz merkwürdige Erscheinung dar, daß während die Revolution im Innern sich selber aufgezehrt, die republikanische Gesellschaft aus tausend Wunden blutete und alle ihre Ideale zertrümmert sah, dieselbe Revolution die ganze Fülle ihrer Kraft in gewaltiger Vereinigung an den Grenzen hatte, bereit, ihre unwiderstehliche Propaganda auf die Nachbarlande, auf ganz Europa zu werfen. Mitte 1794 waren die revolutionären Heere aller Orten nach außen siegreich, während der Bürgerkrieg der Vendée in den letzten Zuckungen lag; Belgien war erobert (Sieg bei Fleurus 26. Juni), der Koalitionskrieg in Belgien mit ewiger Schmach bedeckt, die Rheinlande bereits bedroht, im Herbst besetzt, Savoyen war in Besitz genommen. Kein fremder Soldat stand mehr auf französischem Boden und im französischen Heere hatte sich das Talent in seiner glücklichsten Entfaltung emporgearbeitet, die gebornen Soldaten waren am Ruder, an der Spitze aller Heere standen ausnahmslos fähige, zum Theil geniale Menschen, die alles in Schatten stellten, was das militärische Frankreich seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Das Verdienst dieses Erfolges darf man aber nicht, wie das von Seiten der Kommunistenpartei geschah, dem „Schrecken" zuschreiben! Der Mann, der das Meiste leitete, Carnot, hat gegen seine Neigung dem „Schrecken" gedient; er that es, umgeben von tausend Hindernissen, die ihm gerade die Macht des Schreckens planmäßig bereitete. Haben wir doch gesehen, daß die Schreckenspartei blos Heere ohne Schuhe, ohne Waffen und ohne Brot, und an Generalen nur die ausgesuchteste Unfähigkeit lieferte. Carnot kam allerdings ein Umstand zu Hülfe, nämlich die alte, militärisch reich begabte Natur des Volkes, das trotz seiner namenlosen politischen Zerrissenheit dem äußeren Feinde sich einig gegenüberstellte. Und dann half ihm das Ausland selbst, welches seit 1792 den Krieg matt und muthlos führte, im Augenblick wo der Kreuzzug für Thron und Altar ernst-

lich beginnen sollte, Pläne über die Theilung Polens und Belgiens entwarf und über dem Schielen nach eigenem Ländergewinn alle für Frankreich bedrohlichen Momente ungenützt verstreichen ließ.*)

Die große Frage war nun die: wie kann im Rücken dieser siegreichen Heere, Verfassung, Freiheit, bürgerliche Ordnung wieder aufgebaut werden, wo Alles in Trümmern lag, und jede Gewöhnung an Gesetz und bürgerlichen Frieden ausgestorben war? Es gab blos eine Antwort: nur eine gesetzgebende Diktatur kann einen erträglichen Zustand schaffen! Kant, der große Philosoph, hatte zwar Recht, wenn er sagte: „Eine Revolution von solcher Gewalt und Kraft vergißt sich nicht!" Die Ideen von 1789 waren nicht mehr auszurotten, sie lebten fort. Allein es war schwer, ihnen eine wirklich lebenskräftige Gestalt zu geben, und diese Schwierigkeit war es, was Frankreich von da an in schmerzlichen Zuckungen herüber- und hinüberwerfen mußte. Die alte Wirthschaft vor 1789 war nicht mehr aufzurichten, dafür hatte der „Schrecken" gesorgt; aber eine neue dauerhafte Ordnung aufzurichten, mochte sie Monarchie oder Republik heißen, war auch eine Riesenarbeit.

Hatte doch die furchtbare Zerstörung der letzten Jahre alle Werkzeuge und Kraftmittel des alten Regime zertrümmert; man konnte einen Adel und Klerus in alter Weise nicht mehr herstellen, die alten Stände und Korporationen nicht mehr pflanzen auf dem Boden, wo die blutige Pflugschar so unbarmherzig gehaust hatte wie hier. Der ehrliche Verzicht auf alle Gelüste solcher Wiederherstellung war die erste Bedingung jedes Neubaues. Das war der Lebensirrthum der Bourbonen, die sich nicht gewöhnen konnten, daß die alte Ordnung auch nicht in Zeichen, Bildern und Erinnerungen irgend welcher Art der Nation wieder vorgestellt werden dürfe. Jede solche Reminiscenz rief den Rachegeist des Volkes wach und manche Regierung ist schon daran gescheitert, die gleichwohl nicht tyrannisch gewaltet hat. Es bestand eben ein neues Volk, in dessen Jugendjahre die entsetzliche Zerstörung alles Alten, der unrühmliche Sturz der alten Monarchie fiel. Wer das erlebt, der konnte nicht mehr zu königlichem Sinne erzogen werden, wollte von den alten Zuständen nichts mehr wissen.

Es war jetzt zwar keine Freiheit, wohl aber eine gesellschaftliche Gleichheit da, wie sonst nirgend in der Welt. Was diese irgendwie gestört hätte, war zerschlagen. Wie eitel auch dies Volk in allen Schichten sein mochte, die alte Art ständischer Gliederung, aristokratischer Unterscheidung, wie sie im alten Frankreich nicht bloß die höheren, sondern alle Kreise gekennzeichnet, war todt für immer. Der Gedanke, daß jeder Zutritt habe zu allem, daß jeder Soldat den Marschallstab in seinem Tornister trage,

*) Zweimal war, wie wir früher gesehen, das Ausland in der Lage, einen entscheidenden militärischen Erfolg gegen Frankreich in seiner äußersten Auflösung zu erringen, zuerst nach der Einnahme von Longwy und Verdun (s. Kap. 12) und dann nach dem Fall von Condé und Valenciennes (s. Kap. 21).

wie Bonaparte später sagte, war durchgeführt selbst auf Kosten der Freiheit. Aber es war die Frage, was diesem Volke mehr entsprach, ob es seinem Wesen nach mehr zur Gleichheit oder zur Freiheit neige, ob es nicht auf diese verzichte, wenn jene auch nur in der Gleichheit des Gehorsams unter einem Despoten bestand, der dafür alle Kraft der Nation zum Schrecken Europas in seiner Hand vereinigte? Der Träger aller politischer Freiheit ist der bürgerliche Mittelstand. Der aber war in Frankreich nicht blos gezähmt, er war auf lange hinaus geknickt worden. Der Bürgerstolz, der sich seines Rechtes wehrt und jedes Recht als eine Pflicht betrachtet, war getödtet, der selbstthätige Gemeinsinn, der die Formen aller politischen Freiheit allein zu beleben vermag, war erstickt.

Dagegen hatten die Massen, weil sie in den Schreckensjahren Frankreich beherrscht und wie sie meinten gerettet hatten, das Gefühl ihrer Geltung, einen Stolz ihrer Macht erlangt, wie er sich in keinem andern Volke, in keiner Periode der Geschichte so wieder findet. Nahm man den einzelnen aus der Masse heraus und zergliederte seine Eigenschaften, so brauchte kein Fremder sich zu schämen; aber ein gewaltigeres Instrument gemeinsamer Aktion der ganzen Nationalkraft nach außen, als es in dieser Masse vorhanden war, existierte nirgends.

So erklärt sich das allmähliche Entblättern des Baumes der Freiheit, bis er endlich ganz dürre dasteht, und auch der Durst nach einer Gewalt, die die Nation einigte nach außen und wenn nicht Freiheit, so doch Macht, Eroberung, Ruhm versprach. Die neuen Lebensformen, welche durch die Revolution gewonnen worden waren, waren nicht alle verloren, die soziale Gleichheit vor allem blieb unangetastet, und der große Soldat, der den Durst nach einer die Nation einigenden Gewalt zu stillen verstand, Napoleon, war klug genug, die wirklichen Errungenschaften der Revolution in seine Gesetzgebung aufzunehmen.

Nach diesem Rück- und Ausblick nehmen wir den Faden unsrer Darstellung der Ereignisse wieder auf! Der Sturz Robespierres und seiner Freunde durch die Thermidorianer sollte der Anfang einer Rückkehr zur Ordnung und Verträglichkeit werden. Wie mit einem Schlage hörte die Schreckensherrschaft auf. Es war, als ob Frankreich aus einem wüsten Traume erwache; die geknechtete öffentliche Meinung erhob sich und verlangte so ungestüm das Ende des Mordens und Raubens, daß die Gemäßigten im Konvent sich ermannten und den Schreckensmännern die Gewalt zu entreißen begannen. Wir sagen: die öffentliche Meinung, das nationale Gewissen erhob sich. Denn im Konvent selbst hat irgend etwas, das einer sittlichen Wiedergeburt ähnlich gesehen hätte, seit dem 9. Thermidor keineswegs begonnen. Nicht aus sittlicher Entrüstung hatte man Robespierre gestürzt, sondern aus Todesangst hatten sich die Verschworenen gegen ihn gewandt. Das offenbarte sich deutlich, als der Konvent sechs Wochen

später am 12. September, in voller Freiheit, ohne jeden Druck von Außen, den Beschluß faßte, dem Volksfreund Marat, dem scheußlichen Mordprediger, eine „Apotheose“ zu bereiten und am 21. September auch wirklich mit allem Festprunk dem Triumphwagen folgte, welcher die „kostbaren Ueberreste“ des Volksfreundes nach dem Pantheon verbrachte. In dem Festbericht des Moniteur las man am 25. September: „Im Augenblick, da man den Sarg, der die Asche des Volksfreundes barg, vom Wagen hob, warf man aus dem Tempel der großen Männer durch eine Seitenthür die unreinen Reste des Royalisten Mirabeau hinaus.“ Marat war der Götze des noch immer herrschenden Jakobinerthums; seine Büste fand sich im Konvent, in allen Theatern, in allen Cafés, in allen Sektionslokalen. Daß der Marat-Götzendienst also auch in Zukunft die Staatsreligion der Republik bleiben solle, hatte der Konvent durch seine Apotheose ausgesprochen.

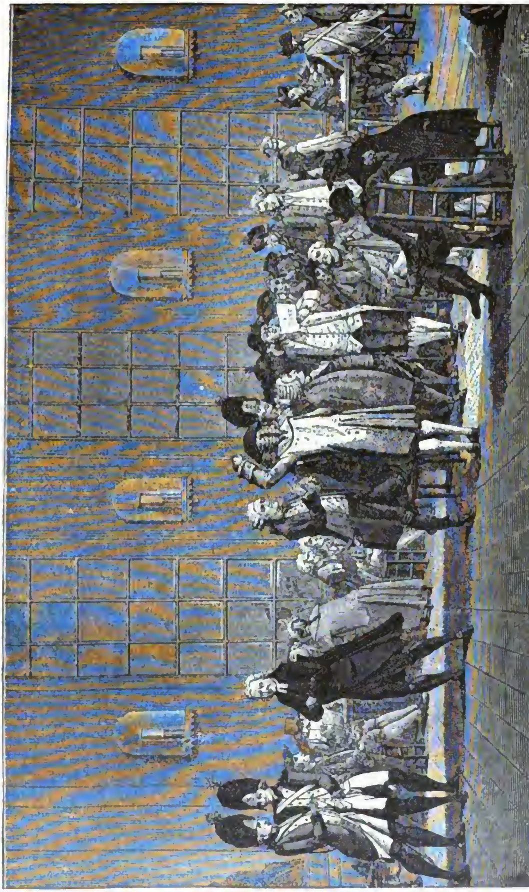
Erst der Umschlag in der öffentlichen Meinung gab den Gemäßigten im Konvent den Muth, den Männern des Bergs mit mehr Entschlossenheit entgegenzutreten. Dieser Umschlag trat am meisten zu Tage durch die Verbrüderung der „jungen Leute“. In der Zeit des Schreckens war nämlich ein junges Geschlecht herangewachsen, das in wenig Monaten mehr erlebt hatte als sonst ein Geschlecht in Jahren, ja in Jahrzehnten. Es hatte erlebt das Regiment der Blutvergießer, war Zeuge der furchtbaren Greuel und Mordthaten. Kein Wunder, daß in ihnen ein Geschlecht von Bluträchern erstand; wäre es doch wider die Natur gewesen, wenn in den Brüdern und Söhnen, den Neffen und Enkeln der Tausende und Abertausende, die von der Mörderrepublik geächtet und gehetzt, geplündert und erschlagen worden waren, der Gedanke an Recht und Pflicht der Blutrache nicht jeden anderen überwogen hätte. Zu der Kraft, die solches Empfinden einflößt, kam Eines hinzu, das in solchen Zeiten der Jugend beneidetster Vorzug ist: das Gefühl der Freiheit von politischer Befleckung. In der Männerwelt des Konvents, der Presse wie der Klubs war Alles gelähmt durch das böse Gewissen hier des begangenen, dort des zugelassenen oder gebilligten Verbrechens: wo immer in diesen Kreisen der Trieb der Ermannung und Aufrichtung des bessern Selbst sich regen wollte, da ward er niedergezogen durch die Scheu vor dem Spiegel der eigenen Vergangenheit. Die Jugend dagegen konnte sich rühmen im Heer bei der ruhmvollen Vertheidigung des Vaterlandes sich ausgezeichnet zu haben.

Wir machten früher darauf aufmerksam,*) daß nach dem Wehrgesetz von 1793 der Kern der Jugend des besitzenden Frankreichs, die beste Kraft des Bürger- und Bauernstandes gegen den Landesfeind kämpfen mußte, während die Nichtbesitzenden das große Heer des Klubs der Jakobiner bildeten, welches zu Hause blieb und in Revolutionsausschüssen, Revolutionsgerichten und Revolutionsarmeen durch Verfolgung von Priestern und Edel-

*) S. Kap. 15.

leuten, durch Einsperrung von Verdächtigen und Hinrichtung von Verräthern die eigentliche Rettung des Vaterlandes besorgte. Junge Leute von dem ersten Aufgebot (réquisition), das im August 1793 zur Waffe eingezogen worden war, und die seit August 1794 massenhaft zurückkehrten bildeten den Stamm des Machtkörpers, der jetzt aus der Jugend der Bürgerschaft von Paris erwuchs. An dieser Jugend hat später das Jakobinerthum, das unter ihren Faustschlägen, Stockprügeln und Peitschenhieben jammervoll verendete, durch Verbreitung von Schimpfnamen und Zerrbildern die in solchen Fällen übliche Rache genommen, und sie als jeunesse dorée, goldene Jugend verschrieen. Allein nach den gleichzeitigen Berichten unbefangener Beobachter verdiente sie namentlich in der ersten Zeit diese Bezeichnung durchaus nicht. Ein Deutscher schreibt über sie zu Anfang 1795 aus Paris: „Die französische Urbanität und der unüberwindliche Frohsinn zeigen sich überall wieder. Noch immer sind die Franzosen ein singendes Volk. Aber ihre Jünglinge haben sich unter dem Drang der Umstände früh zu Männern gebildet. Eine gewisse Simplicität im Aeußern, die entschiedenste Verachtung für Gegenstände kleinlicher Eitelkeit, Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen und Unterhaltungen, eine kernhafte Sprache, eine gewisse Behutsamkeit im Urtheilen und eine blühende Gesichtsfarbe, die natürliche Folge der jetzt ganz veränderten Lebensweise, sind lauter charakteristische Züge der meisten jungen Leute aus der gebildeten Klasse, die ich in den letzten Zeiten hier habe kennen gelernt. Dieses ist besonders auffallend bei denen, die von der Armee zurückkommen. Nach Allem, was ich von ihnen gesehen und aus ihrem Munde gehört habe, wird die Gegenwart ihrer Waffenbrüder im Innern von Frankreich nach geschlossenem Frieden der Ruhe mehr förderlich als hinderlich sein. An republikanische Zucht gewöhnt, werden sie auf vaterländischem Boden den edlen Charakter nicht verleugnen, den sie in feindlichen Landen behauptet haben. Es sind fast durchgehends Jünglinge von einiger Erziehung und einigem Vermögen; diejenigen aus einer abhängigen und in ihrer Kultur vernachlässigteren Klasse hatte man im Lande zurückbehalten, um sich ihrer bei der Revolutionsarmee, den Revolutionssektionen und Revolutionsausschüssen zu bedienen. Hieraus erklärt es sich auch, warum die Nachricht von Robespierres Sturz mit allgemeinem Jubel bei den Armeen aufgenommen wurde." Dieses Bild stimmt nicht zu den Vorstellungen, die in jedem Leser unwillkürlich erwachen bei den Spitznamen „Moschushelden" (muscadins), „Stutzer" (petits-maitres), welche die feindliche Parteipresse auf die "jeunes gens de Paris" (Die jungen Leute von Paris) anzuwenden pflegte.

Diese Spitznamen, deren der erste wahrscheinlich von Marat herrührte, paßten zu Anfang gar nicht und später auch nur auf einen sehr kleinen Theil der ganzen Genossenschaft; aber die Thatsache, die damit gebrandmarkt werden sollte, war richtig. Die „jungen Leute von Paris", die in jeder nur denkbaren Gestalt Krieg führten gegen das Jakobinerthum, hatten



„Café der Patrioten." (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

auch der Tracht desselben den Untergang geschworen. An Stelle der langen Hosen*) (pantalons) trugen sie wieder die Kniehosen (culottes) der alten Zeit, an Stelle der Mützen setzten sie Hüte auf, und wo der Jakobiner den Hals bloß trug, zierte sie das Halstuch, die Cravate. Weitere Merkmale waren der lange, handfeste Knotenstock, ohne den kein Muskadin sich sehen ließ, und der geflochtene Zopf mit Puder, der wieder an Stelle der rund geschnittenen Haare trat. Die Haartracht à la victime†) ließ diejenigen erkennen, die durch die Guillotine Familienangehörige verloren hatten.

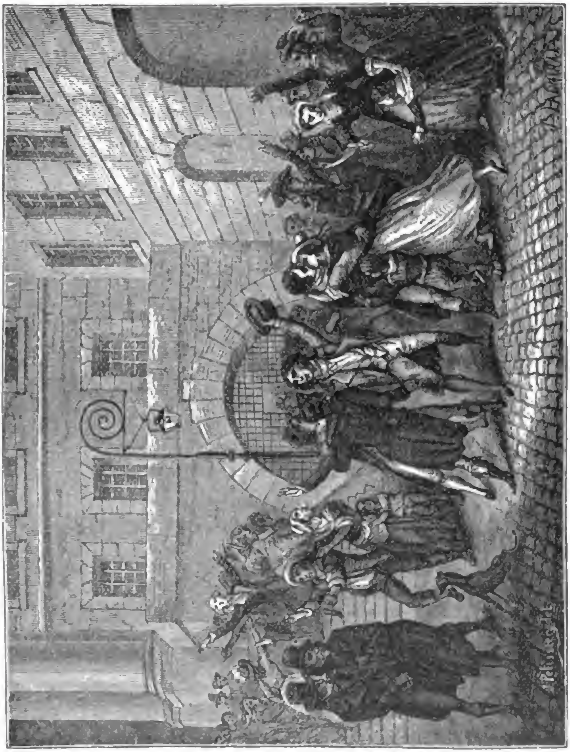
Versammlungsort der „jungen Leute von Paris" war dasselbe Palais Royal, in dem fünf Jahre früher die ersten Anarchisten sich zusammengefunden hatten. Jetzt hieß es „Palast der Gleichheit" und nahm in den Cafés der „Kanoniere" (früher de Chartres), de Foi, Valois und Italien ein Publikum von ganz anderer Farbe und Gesinnung auf. Das Geschäft des Klubs der „jungen Leute von Paris" war, überall zu erscheinen, zu reden und zu handeln, wo bisher nur Jakobiner erschienen waren, geredet und gehandelt hatten, und wo sie erschienen, auf Straßen und Plätzen, in Cafés und Theatern, in Sektionsversammlungen und vor Allem auf den Tribünen des Konvents, was die Jakobiner gethan, gleichfalls zu thun, nur im gerade entgegengesetzten Sinne. Die Verbrüderung bedurfte nur weniger Wochen entschlossenen und einmüthigen Auftretens, um zunächst ohne jede Gewaltanwendung, einfach dadurch, daß sie sich rührte, immer dreist und niemals schüchtern war, einen fast märchenhaften Einfluß zu gewinnen.

Auf ihre laute und stürmische Forderung hin bewilligte der Konvent, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Bergpartei eine Reihe von wichtigen inneren Umgestaltungen. Er brach nämlich die Macht des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, indem einige Männer von gemäßigter Gesinnung, wie Bréard, Treilhard u. a., zu Mitgliedern gewählt, ihnen andere Ausschüsse zur Seite gestellt und die Arbeit wie die Gewalt gleichmäßiger vertheilt wurde; er gab ferner der Bürgergarde eine neue Einrichtung, indem er die Würde eines Generalkommandanten abschaffte und den Oberbefehl in die Hände eines Generalstabs legte, der alle fünf Tage von den Sektionshauptleuten gewählt ward; dann verminderte er die Revolutionsausschüsse, beschränkte die Sektionsversammlungen auf die republikanischen Sonntage oder Dekaden und entzog den Besuchern die bisherigen Tagegelder von zwei Franks. Dadurch erlangte in diesen Versammlungen die wohlhabendere Bürgerklasse bald die Oberhand; Tumulte und anarchistische Bewegungen, wie die Demagogen des Jakobinerklubs sie früher zur Erreichung ihrer Zwecke in's Leben riefen, waren nun schwieriger zu bewerkstelligen; kamen

*) Wer das Wort sansculottes mit „Ohnehosen" übersetzt, erzeugt das größte Mißverständniß. Die Hose, welche die Jakobiner nicht trugen, war die Kniehose, die heute überhaupt nicht mehr getragen wird; was wir aber meinen, wenn wir kurzweg „Hose" sagen, gerade das haben die Jakobiner getragen und in Aufnahme gebracht.

†) Hinten kurz geschnitten, vorn struppig auf die Stirn, seitwärts lang über die Ohren herabhängend (aux oreilles des chiens).

sie dennoch vor, so gaben sie dem Konvent eine willkommene Gelegenheit, den unteren Volksklassen die Waffen zu entziehen. Die Pariser Kommune hatte durch die Katastrophe des neunten Thermidor ihre Häupter und einfluß-



Freilassung der Gefangenen.

reichsten Führer verloren; jetzt nahm man derselben die einheitliche Kraft, indem man für jede der zwölf Sektionen besondere Munizipalitäten einrichtete. Nach den Provinzen wurden neue Konventskommissäre abgeordnet,

welche auch dort die Gemeinderäthe und die Volksvereine von den terroristischen Elementen säuberten. Tausende von Gefangenen kehrten aus den geöffneten Kerkern nach Hause zurück; sie fanden meistens ihre Wohnungen verödet, ihren ehemaligen Wohlstand vernichtet, ihre konfiszierte Habe in anderen Händen, manches Familienglied war unter der Kommune gefallen. Grollend und auf Rache sinnend, traten sie nun den bisherigen Machthabern entgegen. Bald fühlte man die Luft einer rückläufigen Bewegung im ganzen Land; die Presse, nicht mehr durch die Macht des Schreckens gebändigt, gab der öffentlichen Meinung Ausdruck, daß man zurückkehren müsse zur Ordnung und Gesetzlichkeit.

Natürlich wurden durch diesen Umschlag die Thermidorianer des Berges unangenehm berührt: hatten sie sich auch zum Sturz der unerträglichen Diktatur Robespierres und seiner Genossen verschworen, so war doch das demokratisch-republikanische System ganz nach dem Sinn der Mehrheit. Der Jakobinerklub und das Revolutionstribunal sollten fortbestehen, wenn auch mehr überwacht durch den Sicherheitsausschuß. Nur insoweit lenkte man in gemäßigtere Bahnen ein, daß man dem Blutgericht die unerhörte Vollmacht und Willkürgewalt entzog, die ihm das Gesetz vom 22. Prairial beigelegt hatte, bis die Zeit zu einer Reorganisation des ganzen Rechtsinstituts herankam, und daß man die Uebelthäter, die durch ihre Unmenschlichkeiten eine allgemeine Entrüstung gegen sich hervorgerufen, wie Fouquier-Tinville und die Präsidenten und Richter des Pariser Tribunals, wie Lebon und Carrier, die Wütheriche der Schreckenszeit, in gerichtliche Untersuchung nahm. Aber die rückläufige Bewegung wurde durch die Thermidorianer nicht mehr gehemmt und der Konvent selbst mußte dem Strom folgen. Im Wohlfahrtsausschuß trat die Spaltung zwischen den Dantonisten Tallien, Fréron, Thuriot und den Hebertisten Collot d'Herbois und Billaud von Tag zu Tag schärfer hervor. Stützten sich die letztern auf den Jakobinerklub, so suchten die erstern ihren Halt in dem Volkswillen, der sich immer offener für Umkehr und politische Mäßigung aussprach. **Frérons** neue Zeitung „Der Volksredner" und **Talliens** „Bürgerfreund" gingen den Schreckensmännern scharf zu Leibe und traten für Menschlichkeit und unparteiliche Gerechtigkeit gegen Alle in die Schranken. Fréron, der ein Jahr zuvor in Toulon als Konventskommissär den blutigsten Terrorismus geübt hatte, lenkte mehr und mehr in die Bahn der Mäßigung und der antidemokratischen Gesinnung ein. Nicht minder energisch trat der ehemalige Montagnard und Terrorist Tallien seinen bisherigen Genossen entgegen. Frau von Fontenay-Cabarrus, die ihm von Bordeaux nach Paris gefolgt war, wurde durch den Thermidor aus dem Gefängniß befreit, in das sie der Argwohn Robespierres geliefert hatte, und dadurch dem sichern Tod entrissen. Gutmüthig und schön, wenn auch weder bedeutend von Geist noch streng von Sitten, gebrauchte sie ihren Einfluß bei ihrem zweiten Gatten, um im Sinn der Menschlichkeit auf sein Gemüth einzuwirken. Hunderte verdanken ihr Freiheit und Leben, die dann die „liebe Frau vom Thermidor" ebenso sehr priesen, wie die Jakobiner

sie mit Schmähungen überhäuften. Die Spaltung zwischen dem einst so mächtigen Verein und den Thermidorianern der milderen Richtung wurde mit jedem Tag größer und ging auf die ganze Bergpartei über. Fréron, Lecointre, Tallien und Fouché wurden vom Klub ausgeschlossen und verfolgten nun denselben mit tödtlichem Haß. Vergebens suchten die jakobinisch gesinnten Montagnards und die Vereinsmitglieder selbst durch eine Adresse an den Konvent die rückläufige Strömung einzudämmen, indem sie auf Wiederverhaftung der entlassenen Aristokraten, auf Beschränkung der Presse drangen und vor jeder Schwächung des revolutionären Regiments warnten; sie reizten die Thermidorianer nur zu neuen Angriffen.

Den ganzen August und September hindurch lagen die beiden Parteien miteinander im Kampf. Schon am 28. August stellte Lecointre, ein erregbarer, etwas phantastischer Mann, den Antrag, man solle sieben Mitglieder der beiden alten Ausschüsse in Anklagestand versetzen. Er vermochte jedoch nicht durchzudringen; soweit war die Reaktion noch nicht erstarkt. Collot d'Herbois trat mit fester Stirn und stolzer Ruhe der Anklage entgegen, und seine Worte, daß Alles, was der Wohlfahrtsausschuß gethan, auf den ganzen Konvent zurückfalle, der die Tyrannei Robespierres so lange geduldet habe, verfehlten ihres Eindrucks nicht. Nach dem Ausspruch des Präsidenten Thuriot, „daß die angeklagten Mitglieder stets nach dem Wunsch des Volks gehandelt hätten", ging die Versammlung zur Tagesordnung über. Es war jedoch nur ein kurzer Waffenstillstand, während dessen man neue Kräfte zum Kampf sammelte. Als Tallien eines Abends in seine Wohnung gehen wollte, wurde er von einem Unbekannten angefallen und durch einen Pistolenschuß in die Schulter verwundet. Man schrieb den Mordversuch den Jakobinern zu und immer lauter ward der Ruf, man müsse den „Schweif Robespierres" zerhauen. Die Wuth und der Abscheu gegen die Terroristen wurde furchtbar gesteigert durch den Prozeß, der um dieselbe Zeit vor dem Revolutionstribunal zur Verhandlung kam. Der Revolutionsausschuß von Nantes unter Carriers Leitung, nicht zufrieden mit den Hinrichtungen in der eignen Stadt, hatte nämlich über hundert Verhaftete zur Prozessirung nach Paris geschickt. Das gerichtliche Verhör, dem man sie hier vor einer zahllosen in fieberhafter Aufregung sich hinzudrängenden Zuschauermenge unterwarf, entrollte ein so entsetzliches Bild von den Scheußlichkeiten und unmenschlichen Unthaten, die an der Loire und in der Vendée von den republikanischen Terroristen begangen worden waren, daß ein Schrei der Entrüstung die ganze bürgerliche Gesellschaft durchdrang. Es waren die ersten sichern Nachrichten, die von dem Schauplatz des Bürgerkriegs und der Revolutionsgreuel in die Pariser Bürgerkreise drangen. Sie tönten wie Todtenglocken. Die Angeklagten wurden freigesprochen und gegen den Blutmenschen Carrier und einige seiner Genossen gerichtlich eingeschritten.

Die Jakobiner fühlten, daß der Boden unter ihren Füßen wanke. Sie versuchten es noch einmal mit den alten erprobten Mitteln der Einschüchterung. Von allen Seiten wurde der Konvent mit Adressen und Beschwerdeschriften bestürmt über die Bedrängnisse der Patrioten und die

Zunahme der aristokratischen Reaktion. In Marseille erhob der Terrorismus noch einmal sein blutiges Haupt: Neue Gefängnißmorde wurden verübt, die Konventskommissäre, die im Sinn der Versöhnung wirkten, am Leben bedroht, der Straßenaufruhr wiederholt, sodaß Linienmilitär die Ruhe wieder herstellen mußte. In den Pariser Sektionen suchte man den alten anarchistischen Geist wieder zu beleben, die Arbeiter der Vorstädte in Bewegung zu setzen. Aber auch Kundgebungen im entgegengesetzten Sinn machten sich bemerklich: einzelne Filialverbände sagten sich vom Jakobinerklub los; eine Deputation von Lyon erregte im Konvent Mitleid und Entsetzen durch die Schilderung der ausgestandenen Leiden und Schrecknisse; da und dort regten sich wieder die Anhänger der ermordeten Girondisten. Es war das letzte Aufleuchten der revolutionären Gluth, das letzte Ringen der Anarchisten und der Männer der Ordnung um die Herrschaft. Der Konvent war getheilt: die Mehrheit war den demokratisch-republikanischen Grundsätzen nach wie vor zugethan; aber die Schreckensregierung und ihre Gewalten sollten nicht länger über Staat und Gesellschaft ihre Geißel schwingen. Diese hatten aber ihre Hauptstützen in dem Pariser Jakobinerklub und den Tausenden von Filialvereinen, die über das ganze Reich verzweigt waren. Solange die Volksvereine mit ihren Schlagwörtern, mit ihrem ochlokratischen Terrorismus, mit ihrem Schlachtruf von „Patrioten" und „Aristokraten" die Gemüther in beständiger Aufregung erhalten, Mißtrauen, Groll und Feindschaft ausstreuen konnten, war an kein geordnetes Regiment, an keinen festen Ausbau einer republikanischen Staatsverfassung zu denken. Darum richtete sich der innere Krieg in erster Linie gegen die populäre Gewalt, die in den Jakobinerklubs ihren Vereinigungspunkt hatte. Die Straßentumulte, welche die fortwährenden Kämpfe der „goldenen Jugend" mit den Jakobinern im Palais Royal und anderwärts hervorriefen, gaben dem Konvent Veranlassung, sich mit der Frage einer Beschränkung der Volksvereine zu beschäftigen.

Bei Gelegenheit eines am 20. September erstatteten Berichts von Robert Lindet über die innere Lage der Republik, worin die Verdienste der „populären Gesellschaften" um die Befreiung des Volks von Despotismus und Tyrannei, um die Verbreitung von Licht, Aufklärung und patriotischer Tugend im ganzen Reich ruhmredig hervorgehoben waren, erging sich der Präsident Merlin von Thionville in so heftigen Ausdrücken gegen den Pariser Jakobinerklub, die „Räuberhöhle", wo man sich gegen Tugend und Gerechtigkeit verschworen, wo man die „Mörderbanden" von Marseilles zu neuen Greuelthaten aufgereizt, sich gegen die Nationalversammlung aufgelehnt habe, daß darin die Einleitung zu einem vernichtenden Schlag nicht zu verkennen war. Er verlangte, daß man den Klub reinige, das Korrespondenzbüreau versiegle und daß kein Abgeordneter ferner den Fuß in jene Versammlung setze. Selbst Männer wie Barras, Cambacérès, Merlin und Douai, die bisher zu den Montagnards gehalten und auch jetzt noch entschlossen waren, die Errungenschaften der Revolution energisch zu vertheidigen, fingen an einzulenken und Einzelnes preiszugeben, um das Ganze zu retten. Vergebens forderte der Vorstand des Klubs in einem Manifest an alle Volks-

gesellschaften die „Brüder und Freunde“ zur Einigkeit und zum Zusammenhalten auf gegen die Feinde der Freiheit und Gleichheit, die Aristokratie und den Moderantismus, die jetzt so kühn ihr Haupt erheben; die materielle Gewalt und die Macht der öffentlichen Meinung war auf Seiten ihrer Gegner; die Verminderung und Beschränkung der Revolutionsausschüsse hatte die Haupthebel ihrer Wirksamkeit zerbrochen. Nach einem von Cambacérès verfaßten, im Namen des Konvents am 9. Oktober 1794 erlassenen Aufruf „an das französische Volk“, worin die verderblichen Wirkungen geschildert waren, wenn Vereine sich eine Autorität anmaßen, die nur der Nation selbst zukomme, und das Volk fortwährend in fieberhafter Aufregung erhalten, wurde das „Dekret über die Organisation der populären Gesellschaften“ vom 16. Oktober angenommen, welches dem Jakobinerklub den Todesstoß gab. Darin hieß es: „Alle Affiliationen, Vereinigungen, Verbrüderungen, sowie alle Korrespondenzen zwischen Gesellschaften unter gemeinschaftlichem Namen sind verboten. Sie sind unvereinbar mit dem Bestehen einer jeden Regierung und widerstreben der Einheit der Republik.“ Dieses Gesetz, infolge dessen jeder einzelne Volksverein auf sich selbst gewiesen war, ein genaues Mitgliederverzeichniß einzureichen hatte und sich keiner Hadlnung im Namen der Gesammtheit anschließen durfte, zerschnitt den Lebensnerv der politischen Associationen und entzog dem Jakobinerklub die Wurzeln seiner Kraft. Es half nicht viel, daß die Konventsglieder, welche den Verein auch unter den beschränkenden Bedingungen noch forterhalten wollten, ein Romme, Duhem, Collot, die jakobinischen Grundsätze fort und fort zu vertheidigen suchten, die patriotischen Verdienste des Klubs um die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und um die Menschenrechte hervorhoben; die Zahl der Anhänger verminderte sich mehr und mehr; insbesondere seitdem die Gesellschaft sich des von allen anständigen Menschen verabscheuten Konventskommissärs Carrier annahm. Es half nicht viel, daß Billaud-Varennes mit der Rache der Patrioten drohte, wenn der Löwe wieder erwachen und seine Verfolger anfallen würde; die „Muscadins“ gingen den „Sansculottes“ immer kräftiger zu Leibe, sie drängten sich sogar in die Räume ihrer Gegner, nahmen die leeren Sitze ein und störten die Verhandlungen. Am 9. November kam es zu einem förmlichen Kampf und Handgemenge in den Sälen, Gängen und Vorhöfen, bis in die Straßen hinaus. Solche Szenen gaben dem Konvent Veranlassung, auf die Schließung des Klubs anzutragen. Noch immer waren einige Deputirte Vereinsmitglieder, obschon wiederholt ausgesprochen worden war, daß kein Volksvertreter in jener „Mördergrube“ verbleiben solle; aber ihre Stimme war nicht mehr mächtig genug, „die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit im ehemaligen Jakobinerkloster zu Paris“ vor dem Fall zu retten. Als sich nach der Nachtsitzung vom 11. November die Mitglieder mit ihren weiblichen Trabanten, die man die „Furien der Guillotine“ nannte, früh am Morgen getrennt hatten, um sich nie wieder in den Räumen zu versammeln, die über vier Jahre der lodernde Heerd der Revolution gewesen waren, erfolgte die Schließung des Sitzungssaales, ohne daß eine Hand sich zum Schutz der Pflanzstätte des republikanischen Demokratis-

mus geregt hätte. Das Klostergebäude wurde mit einer starken Wache umgeben, um jedes gewaltsame Eindringen abzuwehren. Als ein Konventsmitglied der Versammlung die Anzeige machte und die Maßregel mit den Worten rechtfertigte, die Jakobiner hätten es gewagt, mit der Nationalvertretung zu rivalisiren, daher müßten sie denn erfahren, daß es in der Republik nur eine nationale Gewalt gebe, wurde die Mittheilung mit Zeichen des Beifalls und der Freude aufgenommen. Im folgenden Jahr wurde das Haus niedergerissen und zu einem Marktplatz umgeschaffen. Der Fall des Klubs zog dessen Schützling Carrier nach sich. Die Worte eines Montagnard, die Revolution sei ein reißender Strom, der Alles überfluthe und mit sich führe, wer übrig bleibe solle dem Urheber des Naturereignisses nicht fluchen, sondern froh und dankbar sein, daß sein Leben erhalten worden, vermochten den Abschen nicht zu verwischen, den die Gerichtsverhandlungen erzeugt hatten. Noch vor Ende des Jahres bestieg der Schreckensmann von Nantes das Schaffot. Die verletzte Menschlichkeit verlangte eine Sühne.

Hatte denn aber Carrier nicht im Auftrag des Wohlfahrtsausschusses gehandelt? Soll das Werkzeug vernichtet, der Arm aber, der es gebraucht, verschont bleiben? Auf's Neue stellte daher Lecointre, unterstützt von Legendre, den Antrag, daß sieben Mitglieder der beiden Ausschüsse der Schreckenszeit in Anklagezustand gesetzt werden sollten. Es wurde eine Prüfungskommission ernannt, deren Urtheil dahin ging, daß bei Voland, Amar, David kein hinreichender Grund zur gerichtlichen Verfolgung vorläge, wohl aber bei Barère, Billaud, Collot und Vadier. Soweit war also die rückläufige Strömung schon vorangeschritten. Und welcher Ausgang den angeklagten Terroristen bevorstand, konnten sie leicht aus dem veränderten Charakter des Nationalkonvents schließen. Denn trotz der Einsprache der Montagnards hatte die Versammlung den Beschluß gefaßt, die 73 Konventsmitglieder, welche einst gegen die Ausschließung der Girondisten Protest eingelegt hatten und deshalb durch einen Machtstreich aus der Versammlung gestoßen und in Haft gehalten worden waren, auf ihre Sitze zurückzuberufen. Einige Zeit nachher wurden auch die noch vorhandenen Glieder der ehemaligen Gironde selbst, Lanjuinais, Louvet u. a. wieder in ihre Deputirtenrechte eingesetzt und ihrer bürgerlichen Ehre zurückgegeben. Mit diesen Beschlüssen war ausgesprochen, daß der Konvent die Gewaltthat vom 31. Mai und 2. Juni verdamme und für eine verbrecherische Handlung ansehe, daß er das ganze Schreckenssystem, dem doch Frankreich die Befreiung des Landes von den fremden Heeren zu verdanken hatte, austilgen wolle, die ganze Politik des Berges verwerfe und verurtheile. Es war daher begreiflich, daß die noch vorhandenen Montagnards, die an diesem System und bei dieser Politik mitgewirkt hatten, alle Kräfte anstrengten, um der immer mächtiger heranfluthenden Reaktion Einhalt zu thun. Der Schluß des ereignißvollen Jahres 1794 und die ersten Wochen des nächsten waren daher reich an aufregenden Szenen und tumultuarischen Auftritten. Je stärker die antirevolutionäre Opposition sich hervorwagte, desto entschlossener boten die Terroristen wie Romme, Duhem, Cambon den Gegnern die Stirn. Denn in der Sache ihrer Freunde verfochten

sie die eigene. Mit Recht konnten sie einem Fréron, Tallien und Genossen das eigene Zerrbild vorhalten und fragen, ob jene darum weniger schuldig seien, weil sie die Fahne verlassen und in das feindliche Heerlager übergelaufen seien? Mit Recht konnten sie den gemäßigten Konventsgliedern, die aus Furcht vor dem Wohlfahrtsausschuß und aus Servilität gegen Robespierre und seine Genossen bei allen Dekreten mitgewirkt hatten, zurufen, daß sie jetzt ihr eignes Werk zerstörten, die vergangene Gesetzgebung, die Berechtigung und die Errungenschaften der ganzen Revolution in Frage stellten. Man wollte sich rein waschen von der Mitschuld des Terrorismus und steuerte daher um so eifriger nach der entgegengesetzten Richtung.

Die stürmischen Redeschlachten im Versammlungssaal wurden geschärft und belebt durch die Adressen und Schriftstücke, die aus den Provinzen einliefen, theils von Seiten der mißhandelten und verfolgten Bürgerklassen, welche die von den jakobinischen Terroristen ihnen zugefügten Leiden und Drangsale schilderten, um Rückerstattung ihres eingezogenen Vermögens und um Abhilfe der hier und da noch fortdauernden Bedrückungen baten, theils von der demokratischen Patriotenpartei, welche Klage erhob, daß die ausgewanderten Landesverräther in Menge zurückzukehren wagten und ihr veräußertes Eigenthum wiederhaben wollten, daß Aristokraten und Royalisten von neuem übermüthig ihr Haupt hoch trügen. Alle diese Bitten, Vorstellungen und Beschwerden fanden den entsprechenden Nachhall im Konvent, doch waren die Sympathien für die Revolution in sichtbarer Abnahme. Noch vor Ende des Jahres wurden die Vendéer, welche für Thron und Altar in den Kampf gezogen waren, und nach Ludwig's XVI. Hinrichtung den jungen Dauphin als König anerkannten, durch eine weitgehende Amnestie für alle welche innerhalb vier Wochen die Waffen niederlegen würden, gegen revolutionäre Verfolgungen sicher gestellt und damit die Möglichkeit einer Pazifikation geschaffen. Die Rebellen in der Vendée und Bretagne, die man bisher nur als Räuber und Banditen bezeichnet hatte, wurden fast als eine selbstständige Kriegsmacht behandelt. Es kam auch wirklich zu der Uebereinkunft von La Jaunais, kraft welcher die Insurgenten die Republik anerkennen und dafür ihre Rechte und provinziellen Eigenthümlichkeiten bewahren sollten. Nur die Antipathie der Vendéer und Chouans, insbesondere der Führer Stofflet und Cormatin gegen die republikanischen Errungenschaften, sowie die Aufstachelungen der Priester und der in England weilenden Emigranten verlängerten den Krieg, bis das Land todtmatt am Boden lag. Dadurch wurde auch Charette, der gern die dargebotene Friedenshand angenommen hätte, ins Verderben geführt, wie wir später sehen werden.

Die Wintermonate, während welcher die Einundzwanziger-Kommission ihre Arbeiten über die gerichtliche Untersuchung der in Haft gesetzten Patrioten vom alten Wohlfahrtsausschuß ausführte, boten ein düsteres Bild dar von den Nothständen, von der gesellschaftlichen Zerrissenheit und von den aufgeregten Gemüths- und Seelenstimmungen, welche die jetzt im Verlaufen begriffene revolutionäre Sündfluth geschaffen. Allerwärts und absonderlich in Paris fehlte es an Lebensmitteln und Brennmaterial, da der

Ackerbau in Folge des allgemeinen Aufgebots vernachläßigt, die Wälder durch die Pöbelherrschaft in den Gemeinden verödet waren; das Papiergeld wurde immer werthloser, da die Assignaten, abgesehen von der großen Menge, welche die Regierung anfertigen ließ, durch massenhafte Fälschungen im Ausland zu einer unermeßlichen Höhe anwuchsen; der wirkliche Werth, zu welchem Bauer und Handwerker die Note als Zahlung für ihre Waaren annahmen, stand mit dem Nominalwerth im schreiendsten Mißverhältniß. Das Maximum oder der feste Preisansatz für das Getreide, der während der Schreckenszeit aus Furcht vor dem Fallbeil oder der Galeere einige Beachtung gefunden, ward jetzt, seitdem diese Furcht verschwunden war, zum leeren Schall, so daß die endliche Abschaffung des Zwangstarifs als eine Nothwendigkeit erschien, zugleich aber die Uebelstände mehrte. Die Kornmärkte wurden ungenügend beschickt, die Bäckerläden konnten dem Bedarf nicht nachkommen; von außen war die Zufuhr abgeschnitten; Hunger, Theurung, Kälte warf die untern Volksklassen, die nun der früher genossenen Unterstützungen von der Gemeinde und der Regierung entbehrten, in Elend und Verzweiflung. Man hörte Stimmen, die das „goldene Zeitalter" Robespierres zurückwünschten. Zu diesem Elend bildete der Luxus und Genuß, der wieder bei den Vornehmen und Reichen sich zeigte, einen grellen Kontrast. Man hatte so lange unter der Angst vor der Guillotine geschwebt, so oft dem bleichen Schreckgespenst des Todes ins Antlitz geschaut, daß man jetzt den Reiz des gewonnenen Daseins mit um so größerer Gier zu schlürfen bestrebt war. Theater, Bälle, Festlichkeiten aller Art drängten einander; die Freiheitsideen und die Nachahmung antiken Wesens und antiker Formen, die in das öffentliche Leben eingedrungen, machten sich auch in den Trachten, den Moden und dem geselligen Verkehr geltend. Die steife Eleganz und der gesellschaftliche Zwang der alten Zeit war mit dieser selbst verschwunden. In den Salons der viel bewunderten schönen Frau Tallien und der anmuthigen jungen Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, der späteren Gemahlin Napoleons I., trieb man hohe Politik unter Liebesintriguen und Tafelgenüssen. Gefallsucht, Sinnenreiz und die Künste der Galanterie zeigten sich wieder in neuem Gewande. Auch die geistreiche Tochter Neckers fand sich wieder in Paris ein mit ihrem Gemahl, dem Baron von Staël, der nach Anerkennung der Republik durch die schwedische Regierung als Gesandter seines Landes nach Frankreich geschickt war. Niemals traten die Gegensätze einer in Kampf und Krisis begriffenen Zeit greller hervor, als in den ersten Monaten 1795: im Konvent ein Ringen der Parteien auf Tod und Leben; in den Straßen hungernde und frierende Gestalten, die zu früher Morgenstunde die Bäckerläden umlagerten; in den Salons und Vergnügungsorten die leichtsinnige bürgerlich-aristokratische Gesellschaft, die sich des geretteten Lebens freute und den jakobinischen Terrorismus in seinen letzten Trägern auszurotten suchte, um auf seinen Trümmern selbst zu Macht und Einfluß emporzusteigen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ausrottung des Marat-Götzendienstes. — Tumultuarische Auftritte. — Der Aufstand vom 1. April. — Bruch des Konvents mit den Anarchisten. — Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes und der christlichen Zeitrechnung. — Der „weiße Schrecken“ in Lyon, Marseille, Tarascon und anderen südlichen Plätzen. — Volksaufstand vom 20. Mai. — Ende der jakobinischen Schreckensherrschaft.

Immer kühner wurden nun die „jungen Leute von Paris“, immer entschiedener, aber auch leidenschaftlicher gingen sie gegen die Bergparteileute vor. Nicht zufrieden mit der Zerstörung des Klublokals der Jakobiner, machten sie sich nun an die Ausrottung des Götzendienstes, der mit Marat getrieben wurde. Am 21. Januar 1795 feierte der Jugendklub in Verbindung mit einigen Hundert „Brüdern der Vorstadt Antoine“ ein großes Fest zum Zweck der öffentlichen Beschimpfung und Verhöhnung des „heiligen“ Marat. Ein Popanz, der ihn darstellen sollte, ward im Hofe der Jakobiner verbrannt, die Asche in einen Nachttopf gethan und in die „Cloake Montmartre“ geworfen, die zum „Pantheon“ aller Blutmenschen bestimmt ward. Am Tage darauf begann ein allgemeiner Sturm auf die Maratbüsten, ausgeführt durch Gruppen von je 100 jungen Leuten, die erst in allen Theatern, dann in allen Cafés und in den Sektionslokalen die Gipsbrustbilder des Volksfreundes in Stücke schlugen und die Scherben in der Cloake Montmartre begruben. Dies Vorgehen machte solchen Eindruck, daß sich endlich der „Moniteur“ ermannte, um am 5. Februar ganz offen darin den „rächenden Ausdruck der öffentlichen Meinung“ anzuerkennen und zu feiern, ja, daß am 6. Februar der Sicherheitsausschuß selber die Wegnahme der Maratbüsten aus den Theatern, wo sich deren noch vorfanden, anordnete, der Konvent aber streng nach den Forderungen des Jugendklubs die Maratbüste aus dem eigenen Sitzungssaal entfernte und die Schaustellung seiner Büsten überhaupt untersagte. Als dann unter dem Jubel der Pariser die Asche Marat's wieder aus dem Pantheon entfernt und am 9. Februar die Abtragung seines Denkmals auf dem Carrouselplatz begonnen ward, da konnte die Pest des scheußlichen Maratkultus endlich für bewältigt gelten. In diesen Tagen des Kampfes und Sieges erstand das berühmte Lied "Réveil du peuple" („Erwachen des Volkes“), das am 30. Januar 1795 im Theater der Republik von Mitgliedern des Jugend-

klubs als „Papier gegen die Jakobiner“ auf die Bühne geworfen und dann durch den Schauspieler Talma vorgelesen ward. Verfasser desselben war der junge Schriftsteller Souriguières, und die Weise, nach der es seit dem 10. Februar gesungen ward, hatte ein Künstler des Theaters Feydeau, Gaveaux mit Namen, gesetzt.*) Nach Worten und Weise kann man es die Marseillaise der Blutrache wider Terroristen und Massenmörder nennen, und der Eindruck, den es bei jeder Absingung machte, war denn auch ein ganz außerordentlicher. Ein anderer junger Schriftsteller, Martainville mit Namen, der sich an der Spitze des Jugendklubs insbesondere bei dem Bildersturm durch Unerschrockenheit und Rührigkeit hervorgethan, schrieb ein Vaudeville, um das Jakobinerthum auf der Bühne Spießruthen laufen zu lassen. Das Vaudeville hieß: „Das Konzert in der Feydeaustraße“ und enthielt Couplets voller Gift und Galle, voller Haß und Hohn wider Jakobiner und Jakobinerthum. Eines derselben machte besonderes Glück, darin war gesagt, um Ungeheuer der Verwüstung zu zeichnen, brauche man in Frankreich nicht mehr die lebhaften Farben der Rhetorik aufzubieten. Man habe ein Wort, mit dem Alles gesagt sei. „Tyrann, Räuber, Mörder — das Alles drückt sich in einem einzigen Wort aus: dies Wort ist — Jakobiner.“ Auf's Entschiedenste nahm jetzt der „Moniteur“ für den Jugendklub Partei und vertheidigte ihn gegen das Schimpfwort „Muscadins“: die jungen Leute des ersten Aufgebots seien keine Stutzer, ihre große Mehrheit bestehe aus „kräftigen Schlossern, schwarzen Schmieden, starken Handwerkern“; draußen und daheim hätten sie Alles für das Vaterland gethan. Die Anarchisten aber, die sie jetzt beschimpften, thäten das nur in dem richtigen Gefühl, daß sie niemals Alles zerrütten könnten, so lange sie die jungen Franzosen gegen sich hätten. Erst nach dem Abmarsch dieser jungen Leute zur Armee hätte das Niederkartätschen, das Tödten und

---

*) Der Text des Liedes lautet:

Le Réveil du peuple contre les Terroristes.

Peuple français, peuple de frères,
Le crime arborer les bannières
Tu souffres qu'une horde atroce
Souille par son souffle féroce

Quelle est cette lenteur barbare?
De rendre aux monstres du Ténare
Guerre à tous les agents du crime!
Partagez l'horreur qui m'anime,

Ah! qu'ils périssent ces infâmes
Qui portent au fond de leurs âmes
Mânes plaintifs de l'innocence,
Le jour tardif de la vengeance

Voyez déjà comme ils frémissent;
Les traces du sang qu'ils vomissent
Oui, nous jurons sur votre tombe,
De ne faire qu'une hécatombe

Représentants d'un peuple juste,
De qui la contenance auguste
Suivez le cours de votre gloire;
Volent au temple de mémoire,

Peux-tu voir sans frémir d'horreur
Du carnage et de la terreur?
Et d'assassins et de brigands
Le territoire des Vivants.

Hâte-toi Peuple souverain,
Tous ces buveurs de sang humain:
Poursuivons — les jusqu'au trépas;
Ils ne nous échapperont pas.

Et ces égorgeurs dévorants,
Le crime et l'amour des tyrans!
Appaisez-vous dans vos tombeaux;
Fait enfin pâlir vos bourreaux:

Ils n'osent fuir, les scélérats . . .
Décéleroient bientôt leurs pas:
Par notre pays malheureux
De ces cannibales affreux.

O vous Législateurs humains!
Fait trembler nos vils assassins,
Vos noms chers à l'humanité,
Au sein de l'Immortalité.

Würgen in Massen begonnen; der Erfolg habe bewiesen, daß die Aushebung des ersten Aufgebots weit weniger der Vertheidigung des Vaterlandes, als der Hinopferung der französischen Jugend gegolten habe, „Möget Ihr jungen Leute ohne Aufhören wachen! Noch einige Anstrengung und das Vaterland ist gerettet." Auch Fréron, früher fanatischer Maratist, fand jetzt angezeigt, sich energisch um die Gunst und Gefolgschaft der Vernichter des Maratkultus zu bemühen. Im Konvent hielt er am 1. März eine feurige Lobrede auf den Jugendklub, in welchem er den klarsten Ausdruck der öffentlichen Meinung des französischen Volkes erkennen wollte; seitdem galt er für das Haupt der Jugendpartei und sie bekam den Spitznamen armée de Fréron. In Wahrheit war sie weniger die Armee dieses Journalisten als die Leibwache des Konvents, der sie durch umfassende Rückberufungen von der Armee um mehrere Tausend Mann verstärkte und dem sie dann auch gegen wiederholte Aufstände der Jakobiner ganz wesentliche, ja rettende Dienste leisten sollte.

Im Vertrauen auf diese Stütze wagte der Konvent im Frühjahr 1795 den offenen Bruch mit den Anarchisten. Er bereitete ihn vor durch die bereits erwähnte Wiederberufung der 73 Girondisten, welche durch die Sieger des 31. Mai 1793 geächtet worden waren (9. März). Dann stellte die Einundzwanziger-Kommission in einem Bericht, worin in einer Reihe von Zügen die ganze Tyrannei der revolutionären Ausschüsse auf das Grellste dargestellt war, den Antrag, daß die vier Abgeordneten Barère, Collot, Billaud und Vadier vor das Revolutionsgericht gestellt und bis zur Entscheidung in Haft gehalten werden sollten. Die Gefahr, welche diesen „großen Schuldigen" drohte, schreckte die ganze Bergpartei auf; wenn diese bestraft waren, konnte die Reihe an die andern kommen. Darum rafften die Terroristen und Jakobiner alle ihre Kräfte zusammen, um den Strom der Reaktion aufzuhalten. Während im Konvent die Anhänger des alten Systems mit aller Kraft für die angeklagten Patrioten in die Schranken traten, die ehemaligen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die sich von den Verbrechen der Häupter freigehalten, wie Carnot, Lindet, Prieur, in großmüthigem Trotz das Schicksal ihrer Kollegen zu theilen verlangten, waren ihre jakobinischen Gesinnungsgenossen in den Ausschüssen und Dekadenversammlungen der demokratischen Sektionen thätig, eine neue Volkserhebung im Geist der alten Kommune zu bewirken.

Die Verzweiflung der untern Volksklasse über die Theuerung der Lebensmittel, über die zunehmende Entwerthung der Assignaten, über die mangelhafte Zufuhr von Getreide und Mehl, kam den politischen Wühlereien zu statten. Denn wie sehr auch Boissy d'Anglas, dem man das schwere Werk der Ernährung der Hauptstadt übertragen hatte, seinen Amtspflichten nachzukommen bemüht war, die Aufgabe ging über seine Kräfte, der Aufschrei der hungernden Proletarier, insbesondere der Weiber, erfüllte die Straßen und ärmeren Stadtviertel. Um die Mitte des März fing es an

belebter zu werden. Ein Volkshaufen aus zwei demokratischen Vorstädten erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, um im Namen ihrer Sektionen Linderung der Hungersnoth zu begehren. Davon nahm Lecointre von Versailles, der aus Verdruß, daß man den Girondisten wieder die Pforten des Konvents geöffnet, zu der Bergpartei zurückgekehrt war, Veranlassung zu dem Antrag, daß man die Verfassung vom Jahr 1793 in Wirksamkeit setze. Wir wissen, daß die Montagnards zur Zeit ihres Uebergewichts auf Betreiben Robespierre's selbst diese demokratisch-republikanische Verfassung suspendiert hatten, um mit diktatorischer Gewalt regieren zu können; jetzt aber, da das Regiment in andre Hände übergegangen war, drangen sie auf deren Geltung. Wie sollte aber die Versammlung in ihren anti-demokratischen Bestrebungen ein Staatsgrundgesetz für rechtsgültig erklären, welches die Kommune wieder hergestellt, dem Volk das unbegrenzte Vereinsrecht und in gewissen Fällen ein Insurrektionsrecht eingeräumt, den Proletariern den Anspruch auf Ernährung durch den Staat verliehen hätte? Um Zeit zu gewinnen, übertrug man die Begutachtung des Antrags einer Kommission.

Einige Tage nachher erschien eine Deputation aus der Antonsvorstadt mit dem Ansuchen um reichlichere Brotzufuhr und Einführung der Konstitution von 1793. Ein unermeßlicher Pöbelhaufen von Männern und Weibern bildete ihr Gefolge. Während jene ihr Begehren vortrug und von dem Präsidenten Thibaudeau die Antwort empfing, „er hätte von so kraftvollen und aufrichtigen Vertheidigern der Freiheit nie erwartet, daß sie ihm eine so hinterlistig eingegebene Petition überreichen würden", gerieth außen im Tuileriengarten, in den Hofräumen und angrenzenden Straßen die jakobinische Volksmenge und die goldgeschmückte Jugend hart aneinander. Wildes Geschrei, Schläge und Mißhandlungen erfüllten die Luft. Davon nahm Sieyès*) Veranlassung, ein „Gesetz hoher Polizei" vorzuschlagen, welches den Konvent und seine Behörden gegen jede Vergewaltigung sicher stellte, alle Aufrührer mit Verbannung bedrohte und der Versammlung das Recht einräumte, im Falle einer Gefährdung der Sicherheit ihre Sitzungen nach Chalons zu verlegen. Und wie sehr immer die Revolutionsmänner sich gegen das neue „Martialgesetz" ereiferten, es erlangte die Mehrheit. Die Forderung auf Inkraftsetzung der Verfassung von 1793 aber wurde durch einen Antrag Legendres abgewendet, man solle einer Kommission die Ausarbeitung der zur Einführung erforderlichen Vollzugsgesetze übertragen, was einer um-

*) Abbé Sieyès, den wir am Anfang der Revolution als Verfasser der epochemachenden Schrift „Was ist der dritte Stand?" kennen gelernt, hatte während der ganzen Schreckenszeit feige geschwiegen. Erst im Februar 1795 ließ er eine Notice sur la vie de M. Sieyès im Druck erscheinen, die sofort von der Tagespresse eifrigst aufgegriffen ward; am 8. März sprach er mit großem Nachdruck für die Rückkehr der Geächteten in den Konvent und am 21. März schleuderte er als Ausschußberichterstatter über das Aufruhrgesetz die schärfsten Worte wider das Verbrechergezüchte, das Lumpengesindel der Anarchisten, deren ruchloses Treiben nur allzu lange geduldet worden sei. Aber weder in jener Schrift noch in diesen Reden fand sich eine zureichende Antwort auf die Frage, die mit Recht Richer-Serisy in seinem Accusateur public an den Verfasser der Notice gerichtet hatte: „Was thatest du denn in den Tagen des Blutes und der Thränen, was dich berechtigte, dich jetzt so zu spreizen vor der Welt?"

gestaltenden Revision gleichkam. Die Versicherung des Präsidenten, er werde nie einer Verfassung zustimmen, welche die Nationalversammlung auf's Neue der Macht der Jakobiner und des Pariser Stadtraths überliefern würde, war ganz im Sinne der Mehrheit.

Von der Zeit an war Paris in einer Gährung und Bewegung, wie sie seit dem 9. Thermidor nicht mehr erlebt worden. Die Sitzungen des Konvents, wo über das Schicksal der Angeklagten verhandelt ward, wurden durch tumultuarische Szenen von außen, durch Toben von Parteigeschrei auf den Galerien, durch heftige Ausbrüche der Faktionen im Saale selbst zu einem Tummelplatz wilder Leidenschaft. Die Montagnards widersetzten sich aus allen Kräften der Bestrafung der „großen Verbrecher", wie die Royalisten und Gemäßigten die Angeklagten nannten, und verlangten, daß alle Mitglieder des ehemaligen Wohlfahrtsausschusses mit gleichem Maß behandelt würden; vor den Schranken der Versammlung erschienen täglich Deputationen von den Vorstädten und demokratischen Sektionen, welche die Freilassung der verhafteten Patrioten, Beseitigung der Hungersnoth und Verkündigung der Verfassung vom Jahre 1793 verlangten, begleitet von dem tobenden Geschrei der Männer und Weiber auf den Gängen und Galerien nach Brot. Eine ganze Woche lang hielten die tumultuarischen Kundgebungen die Tuilerien und die Hauptstadt in der heftigsten Aufregung. Auch in andern Städten traten ähnliche Erscheinungen zu Tage, ein Beweis, daß der Jakobinerklub immer noch seine geheimen Verbindungen hatte. Ihre höchste Höhe erreichten die revolutionären Auftritte am letzten März und ersten April, oder nach dem republikanischen Kalender am 11. und 12. Germinal. Aber die Tage der Schreckensherrschaft und der Pöbeltyrannei waren vorüber, seitdem die kühnen Demagogen vom Schauplatz abgetreten. Ohne Plan und energische Führung, waren die zuchtlosen Volkshaufen nicht länger eine Gefahr oder ein Gegenstand ernster Befürchtung. Als der Konvent auf Grund des neuen Polizeigesetzes die Nationalgarden der von wohlhabenderen Bürgerklassen bewohnten Stadtviertel zu den Waffen rief und den Oberbefehl über die Streitmacht der Hauptstadt dem gerade in Paris anwesenden General Pichegru übertrug, wurden die tumultuirenden Rotten bald zu Paaren getrieben. Schon am folgenden Tag konnte Pichegru der Versammlung verkünden, daß Ordnung und Ruhe hergestellt sei. Der Konvent, der mehrere Stunden lang dem Sturm Trotz geboten und sich durch keine Drohungen hatte bewegen lassen die Forderung der Patrioten zur Abstimmung zu bringen, konnte nun ohne Störung seine Arbeiten zu Ende führen. Die vier angeklagten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, einst der Schrecken der Nation, Barère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Vadier, wurden zur Deportation verurtheilt. Barère und Vadier entkamen jedoch; Collot starb im nächsten Jahr an einem hitzigen Fieber; Billaud-Varennes schloß nach vielen Jahren sein Leben auf San Domingo, bis in den Tod seinen jakobinischen Grundsätzen getreu. Da während der Verhandlungen mehrere Montagnards durch ihre Haltung und ihre Reden den Präsidenten und die Majorität beleidigt hatten, so wurden die heftigsten Glieder der Partei, der

leidenschaftliche Duhem, den das Volk der Vorstädte als „Schild der Sansculotterie" bezeichnete, Leonard Bourdon, Ruamps, Amar, Huguet, Maignet und Andere als Mitschuldige des Aufruhrs in Haft genommen und ihre Abführung nach dem Schloß Ham angeordnet. An den nächsten Tagen, als die Nachrichten von gleichzeitigen Aufständen in andern Städten auf ein jakobinisches Komplott zu deuten schienen, wurde die Bergpartei als Heerd und Mittelpunkt der konspiratorischen Umtriebe erklärt und noch mehrere Mitglieder wie Thuriot, Cambon, Levasseur, Moyse, Bayle, Granet, Heuß, der furchtbare Prokonsul der Vendee, in Haft gebracht. Auch Lecointre, der sich wieder ganz den Montagnards zugewandt hatte, war in ihrer Zahl.

Der Ausgang des Aufstandes vom 12. Germinal war eine schwere Niederlage für die Bergpartei; doch gab sie darum ihren oppositionellen Standpunkt nicht auf. Die rückläufige Bewegung, die sich im ganzen Land kund gab und die weit über die Absichten der republikanischen Konventsregierung hinausging, verlieh ihr neue Stärke. Seit dem Aufhören der Schreckensherrschaft setzte sich das Volk mehr und mehr über die in der Robespierreschen Zeit ergangenen Anordnungen und Gesetze hinweg und kehrte zu den Sitten, Gewohnheiten, Lebensformen der alten Zeit zurück. In sehr vielen Gemeinden wurde der katholische Gottesdienst eigenmächtig hergestellt, wurden die Kirchen wieder ihrem ursprünglichen Gebrauch zugewendet, unbeeidigte Priester zur Verrichtung religiöser Handlungen herangezogen. Widersetzten sich die republikanischen Beamten und Kommissarien, so beriefen sich die Bürger auf den Grundsatz der Volkssouveränetät und der Menschenrechte, wonach der Widerstand gegen jede Tyrannei Pflicht und Recht sei; bis endlich der Konvent insoweit nachgab, daß er den Gebrauch der Kirchen zum öffentlichen Gottesdienst gestattete und jeden Priester zuließ, der einfach seine Unterwerfung unter die Staatsgesetze erklären würde. Der republikanische Kalender mit seinen Dekaden und Sansculottenfesten fand wenig Beachtung; wie sollten sich auch Bauern und Bürger den Sonntag, die Erinnerungen und häuslichen Sitten der Jugendzeit aus dem Herzen reißen lassen? Die wilden Gesänge und Tänze der Revolutionszeit, die Carmagnole,*) das Ça ira, ja selbst die Marseilleise kamen in Abnahme, wurden mitunter verhöhnt; die goldgeschmückte Jugend und der bürgerliche Mittelstand traten immer zuversichtlicher auf; man wagte sogar von der Restauration des Königthums zu sprechen; denn der junge Dauphin lebte ja noch, und die Insurgenten der Vendee, wie die Chouans in der Bretagne kämpften unter royalistischem Banner. Die heimgekehrten Emigranten vermittelten zahlreiche Anknüpfungen mit den ausgewanderten Prinzen. Wie sehr immer der Konvent seit dem Thermidor seinen Charakter geändert hatte, es klebten zu viele blutige Erinnerungen an seinem Namen, als daß er nicht fort und fort ein Gegenstand des Hasses und der stillen Verwünschungen hätte sein sollen. Man verlangte

*) Carmagnole war ursprünglich ein Tanzlied, das 1792 aufkam und wahrscheinlich zu Ehren der Eroberung der Stadt Carmagnola in Piemont benannt wurde. Später wurde der Name auch auf eine Art Kamisol mit kurzen Schößen und niedrigen Kragen, wie es die niederen Volksklassen trugen, übertragen.

laut, daß das konfiszirte Vermögen der Emigranten, sofern sie nicht die Waffen gegen Frankreich geführt, sondern nur vor dem Schrecken und der politischen und religiösen Verfolgung geflohen, zurückerstattet werde, daß das Vermögen der Hingerichteten den Angehörigen eingehändigt, daß selbst von den Kirchengütern soviel herausgegeben werden solle, als für die Bedürfnisse des Kultus und der Seelsorge erforderlich sei. Aber bildeten denn nicht die eingezogenen Güter den Hauptstock des Nationalvermögens, der hypothekarischen Unterlage der Assignaten? Mußte nicht der Staatskredit durch eine solche Maßregel gänzlich schwinden, die ohnedies so drückende Finanznoth unerträglich werden? Die republikanische Regierung wehrte sich daher aus allen Kräften gegen derartige Anträge. Ein Dekret verfügte, daß nur durch einen Konventsbeschluß ein Name von der Emigrantenliste gestrichen werden dürfe. Aber man mußte dennoch daran denken, die ärgsten Wunden der Schreckenszeit zu schließen. Hatte schon im Januar der Staat die Schulden der Emigranten, deren Güter er eingezogen, auf sich genommen, so sah der Konvent bereits im Mai sich genöthigt, die Konfiskation auf wenige landesverrätherische Fälle zu beschränken und das Vermögen der aus politischen Gründen während der Schreckenszeit Hingerichteten den Familien zurückzuerstatten. Seitdem wurde die Unsittlichkeit der Konfiskation von dem öffentlichen Gewissen in ganz Europa anerkannt. Aber gerade durch diese Abweichung vom System des Terrorismus wurde Frankreich mehr und mehr dem finanziellen Ruin entgegengeführt. Die Assignaten sanken im täglichen Verkehr auf einen geringen Prozentsatz herab, und dennoch mußte der Staat sie bei der Steuererhebung um den Nennwerth annehmen, da er ja auch selbst die Beamten und Staatsgläubiger auf diese Weise bezahlte. Bauer und Bürger bereicherten sich; ihre Früchte und Arbeiten konnten sie um hohe Preise an den Mann bringen, die eingezogenen Emigranten- und Kirchengüter kauften sie um niedrige Summen an und entrichteten den Kaufschilling in Assignaten. Schulden, Pachtzins, Privatverpflichtungen wurden mit Papiergeld getilgt.

Wie sehr indessen die Konventregierung die Härten des früheren Terrorismus zu beseitigen und auszugleichen bemüht war, sie vermochte die immer drohender sich erhebende Gegenrevolution nicht zu beschwichtigen oder niederzuhalten. Die Angehörigen der von den Schreckensmännern und deren Schergen ermordeten und beraubten „Rebellen" in den südlichen und westlichen Provinzen, die offenen und versteckten Royalisten, die heimgekehrten Emigranten, die unbeeidigten Priester, die Agenten der im Ausland weilenden Prinzen und Adelshäupter, die zahllosen Gegner des republikanischen Regiments bildeten ein Heer widerstrebender Elemente, das an vielen Orten der Regierung und den Konventskommissären über den Kopf wuchs und einen „weißen Schrecken" (so genannt, weil im Dienste der bourbonischen weißen Lilie-Farbe arbeitend) organisirte.

Dieser „weiße Schrecken" trat besonders an den Stätten auf, wo früher die revolutionären Wütheriche und ihre Helfershelfer ihre blutigen Greuelthaten*)

*) S. Kapitel 19.

verübt hatten, also in Lyon, Avignon, Marseille, Toulon, und schritt zu Thaten der Rache und Vergeltung, welche denen der republikanischen Fanatiker an Schrecklichkeit nicht nachstanden. Vielleicht hat man nie und nirgends die gesetzliche Autorität so lange außer Kraft und die Willkür der Rachelust so keck die Stelle des Gesetzes usurpieren gesehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn sie etwas dagegen hätten sagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Gesellschaftsklassen gedrungen und in den Salons wurden Geheimnisse des Menchelns gelehrt, vor denen die Insassen der Bagnos sich entsetzt hätten. Es wurden sog. „Bälle der Opfer“ gegeben, auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur solche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Am Whisttisch wurden förmliche Mordpartien gespielt, und wenn dann einer der Spieler aufstand, gab er sich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er jetzt ginge, jemand zu tödten. Die Frauen, sonst die sanften Vermittlerinnen zwischen den Leidenschaften der Männer, betheiligten sich eifrig an diesen Morddebatten und Blutspielpartien. Die Megären des „rothen Schreckens“, die „Guillotinefurien“, hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien“ des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Busennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer im kurzschößigen Rock, in einer Weste von gemsfarbigem Pelzsammet, mit seinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Gestalt von „Hundsohren“ auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit seinen aufgebundenen Zöpfchen und seiner wulstigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der schönen Insassin langen sehen. Dieser blutbefleckte Finger, der einzige Theil seiner zarten Hand, welchen mit englischer Seife in Berührung zu bringen er sich sorgfältig gehütet hatte, sollte der Dame stummberedt sagen: Der zwischen uns vereinbarte Mord ist vollbracht und ich komme, den Mordminnesold einzukassiren.

Es ist überhaupt zu betonen, daß und wie sehr im „weißen Schrecken“ mit der vornehmen Mordlust die vornehme Lüderlichkeit sich verband. Zu Montbrisson schleppte eine Bande von „weißen“ Schreckensmännern eine Schaar von Frauen, deren Gatten als Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenschein die Erbarmungswürdigen splitternackt aus und peitschte sie mit Ochsensehnen, um sich an den Zuckungen der grausam Mißhandelten zu ergötzen. Der „rothe“ Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldischen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schwester die Mordfaust gesenkt. Die Septembermörder von 1792 hatten inmitten des sie umnebelnden Blutdampfes ein menschliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil sich schützend vor ihren

Vater stellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greises geschenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieselben „Schwielenfäuste“ auch der Tochter Cazotte's bewilligt. Selbst die rasende Horde Marat's war in ein Gemurre der Entrüstung ausgebrochen, als der Henker die Ruchlosigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeschlagenem Haupt durch einen Backenstreich zu beschimpfen. Der „weiße“ Schrecken aber in seinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann, noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetwesten und seidenen Strümpfen waren über alle menschlichen Regungen hinweg. Sonst hätten sie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches sich schluchzend auf den Leichnam seines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggerissen, nackt ausgezogen und durchgepeitscht. Sonst auch hätten sie nicht zu Isle, in der Nachbarschaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen sie ausstreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zusammensinkenden Gatten zu stützen und zu schützen.

Die Rächer organisirten sich geradezu in Form von Mörderbanden. Diese führten die Namen „Kinder der Sonne“ oder „Gesellen der Sonne“ (enfants ou compagnons du soleil) und „Genossenschaften Jesu“ (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jesuitenorden liegen sollte, ist nicht klar, kann aber doch nicht so ganz unwahrscheinlich erscheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Restauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenössischen Berichten wird jedoch sehr bestimmt hervorgehoben, daß die Benamsung „Genossenschaften Jesu“ nur irrthümlicher Weise zu einer gäng und gäben geworden sei. Denn der eigentliche und ursprüngliche Name der zu Banden geschaarten Rückschrittler habe „Gesellen Jehu's“ gelautet, in Erinnerung an jenen König in Israel, welchen der Prophet Elisa gesalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Balspriester ausrotten müßte.

Die Gesellen der Sonne nun und die Gesellen Jehu's traten ganz besonders in Lyon auf. Sie trugen daselbst als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutschnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen Fahne. Am schlimmsten hausten sie in den letzten Tagen des April und in den ersten Tagen des Mai 1795. Ungehindert stürmten sie durch die Straßen und machten jeden und jede nieder, die ihnen mißfielen; nämlich die „Mathevons“ und „Mathevonnes“, welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man sah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser liegen. Mitunter ließen sich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräusch, welches die in's Wasser fallenden Leichen verursachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Mathevon weniger!“ Royalistische Damen waren

eifrig dabei, die „goldene Jugend“ zum Mordgeschäft anzueifern, und in Folge davon waren die royalistischen Stutzer gegen jede Regung von Erbarmen gestählt. Als die Sonnengesellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine siebzigjährige Frau die harmlose Bemerkung fallen: „Die Muscadins (Stutzer) haben eine flotte Tournüre“ — und sogleich packten sechs „Muscadins“ die arme Greisin, schleppten sie zur Saonebrücke, schlugen ihr den Schädel ein und warfen sie in den Fluß. Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jehuiten ordneten sich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroristen und Terroristinnen angefüllte Gefängnisse, des Recluses, Saint-Joseph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Die Gefängnisse wurden erstürmt und sechsundachtzig Gefangene abgeschlachtet, worunter sechs Frauen. Eine siebente warf sich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um etwaigen Widerstand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Brust von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Die Mörder wurden zwar der Form halber zu Roanne vor Gericht gestellt, aber mit Glanz freigesprochen. Sie hielten dann einen Triumpheinzug in Lyon, wobei schöne Damen ihren Weg mit Blumen bestreuten, und am Abend wurden sie im Theater förmlich bekränzt.

Die thermidorianischen Konventskommissäre aber ermunterten sogar zu diesen Mordthaten. Einer derselben, Chambon, schrieb am 10. Mai aus Marseille an den Konvent: „Wie seufze ich über die Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeit! Die Verschleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angestrengten) Prozesse verwirrt die bestgesinnten Leute. Thut doch einen Generalschlag!“ Dieser Generalschlag ließ nicht auf sich warten. Am selben 10. Mai brach ein Haufe „Muscadins“ aus Marseille nach dem fünf Stunden entfernten Aix auf, mit dem laut ausgesprochenen Entschluß, die dortigen mit „Jakobinern“ angefüllten Gefängnisse zu säubern. Die Mörder marschirten zu Fuß, weshalb es den Herren Chambon, Cadroy und Isnard leicht gewesen wäre, dieselben mittels Inmarschsetzung von Reiterei, welche sie in Marseille zur Hand hatten, zu überholen. Allein sie dachten gar nicht daran, Leuten, welche die „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ etwas beschleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „säuberten“ denn die Gesellschaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Aix tüchtig darauf los. Das mörderische Trauerspiel zerfiel in zwei Akte. Im ersten wurden 29 Gefangene abgeschlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derselben, Madame Fassy, stillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, streckt sie mit einem Pistolenschuß nieder, zerstampft das Kind vor den Augen der sterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangst den gescheidten Einfall ein, den

Mördern zuzuschreien: „Ich bin kein Republikaner, sondern ein Falschmünzer!“ Er wurde geschont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieser



Terrorismus in Tarascon.

Unternehmung, ein gewisser Rolland, erfreute sich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommissäre Chambon, speiste an dessen Tafel und fuhr in in dessen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Aix fanden statt in Avignon, in Nimes, in Ile, in Sisteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbrisson, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Grausam war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Tarascon. Nachdem sie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelsen der Rhone stand, der gefangenen Republikaner sich bemächtigt hatten, wollten sie sich mit der bloßen Abschlachtung derselben nicht begnügen, sondern noch dazu ein Schauspiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuschauer waren längs der Straße, welche von Tarascon nach Beaucaire führt, Stühle und Bänke hingestellt und bald besetzt. Dies geschehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felsen am Stromufer herabgestürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerrissen und zerschellten, brachen die Zuschauer in kannibalische Beifallsbezeugungen aus. Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrießlichen Vorgang, bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen seien. Einige Tage darnach, am 20. Juni, wurden weitere 23 Gefangene, darunter 2 Frauen, gemordet.

Am 5. Juni wüthete der „weiße Schrecken" in Marseille. Die Gefangenen waren im dortigen Fort Saint-Jean. Unter ihnen befanden sich noch von der Schreckenszeit her zwei Prinzen, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orléans-Egalité. Sie waren vom Fenster ihres Gefängnisses aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpensier hat in seinen Memoiren schaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jehuiten lauter gut und modisch gekleidete junge Männer gewesen seien, und er konnte sich dieselben aus nächster Nähe ansehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daselbst den Kommandanten und dessen Sekretär zu verwahren, die sich zum Scheine hatten gefangen nehmen lassen. Die gefangenen und zum Tode bestimmten Republikaner waren in verschiedenen Abtheilungen in die Kasematten des Fort eingepfercht. „Wir hörten", erzählt der Sohn Egalité's, „die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einschlagen und sofort vernahmen wir Rufe des Entsetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, so daß uns das Blut in den Adern erstarrte." In der ersten Kasematte, welche sie erbrochen hatten, schlachteten die Mordgesellen 25 Gefangene ab. Das beklagenswertheste Opfer darunter war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Grenze für sein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marseille geeilt war, um seinen gefangenen Vater zu besuchen, und sich nun zu dieser Unglücksstunde gerade bei diesem befand. Die Mörder erschlugen den Greis erst, nachdem sie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten. Zwei volle Stunden wirthschaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean, ohne daß der Konventskommissar Cadroy

Einhalt geboten hätte. Um 7 Uhr Abends ertönten in Saint-Jean Kanonen. Die Jehuiten waren daran, mit Kartätschen durch die Thoröffnung eines der Gefängnisse zu feuern. Auch warfen und schoben sie, wie der Herzog von Montpensier meldet, Packete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kasematten, um die unglücklichen Insassen zu ersticken. Endlich, um 8½ Uhr, erschien Cadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelassen hatte, mit seinen beiden soeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Isnard im Fort, d. h. zunächst vor der Zugbrücke, welche die Jehuiten aufgezogen hatten. Als sie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadieren und Husaren gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelassen werden sollte, und der Ruf: „Da sind die Volksrepräsentanten!" erscholl, schrie einer der Sonnenburschen: „Ich kümmere mich den T.... um sie! Kommt, Kameraden, an's Geschäft! Wir werden bald damit zu Rande sein." Dann wurde doch die Zugbrücke niedergelassen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordstätte. Dem Berichte von Montpensier zufolge hätten sie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Gesetzes, laßt ab von dieser gräßlichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehässigen Rachegefühl hinzugeben!" Allein es ist mit Betonung anzumerken, daß der Prinz diesen Umstand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, sondern nur vom Hörensagen meldet. Dagegen ist durch aktenmäßig festgestellte Zeugenaussagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Cadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidorianische Konventskommissär den innern Hof des Fort betrat, wo die Kantine sich befand und das Würgegeschäft noch immer fortging, rief er den Mördern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuschlos thun? Hört auf, zu schießen! Das verursacht Aufsehen und bringt die Stadt in Alarm." Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es sein muß, mit euch sterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es ist genug." Die Jehuiten umringten ihn, wilde Proteste hervorschreiend. Da sagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!"

Die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean aber sind unbelästigt und unbestraft geblieben. Der mit den Konventskommissären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß seine Grenadiere, empört über das Gräßliche, was sie mitansehen mußten, verschiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Cadroy dieselben sofort eigenhändig befreite. Am Schlusse der Blutorgie wurden dann freilich 14 Jehuiten gefangengenommen, aber schon zwei Tage darauf wieder freigelassen. Das am 6. Juni aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Gesammtzahl derselben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterschied zwischen Männern

und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei sagte ein Jesuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Dose. Willst du es sehen?“

Aehnlich wütheten die Mordbanden des „weißen Schreckens“ an anderen Orten. In Sisteron marterten sie den Bürger Bryssand eine ganze Nacht hindurch, bevor sie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greise der Schädel mittels Kieselsteinen langsam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne schlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. Den Bürger Brassean begruben sie lebendig. Und so könnten wir noch viele Einzelnheiten mittheilen, doch das Mitgetheilte zeigt zur Genüge, wie entsetzlich dieser „weiße Schrecken“*) wüthete. Die Gesammtsumme der Ermordeten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, ist unmöglich. In der Provence allein belief sie sich in die Tausende.

Trotzdem aber war der Jakobinismus nicht so sehr niedergeworfen oder entmuthigt, daß er nicht abermals einen Versuch hätte wagen sollen, der reaktionären Fluth einen Damm entgegenzuwerfen, der dahinschwindenden Macht der Revolution noch einmal Leben und Odem einzuhauchen. Noch immer bestand ja der Konvent seiner Mehrheit nach aus Republikanern, wenngleich von verschiedener Färbung. Sollten diese ruhig geschehen lassen, daß ihre Feinde sie aus der Gewalt und Herrschaft drängten? Selbst Thibaudeau, der seinen frühern demokratischen Grundsätzen entsagt hatte und ein hervorragender Führer der gemäßigten Partei geworden war, trug darauf an, daß man zur Unterdrückung der von neuem hervorbrechenden Anarchie die volle Regierungsgewalt wieder im Wohlfahrtsausschuß zusammenfasse und der zügellosen Presse Schranken setze. Noch immer war die Bergpartei und die gesammte Linke ein namhafter Bestandtheil der Nationalversammlung. Wenn es gelang, diesen Elementen wieder das Uebergewicht zu verschaffen, konnte unter den obwaltenden Umständen die Demokratie noch einmal in die Höhe kommen. Die Friedensverhandlungen in Basel, die wir im nächsten Kapitel kennen lernen werden, wurden von den Jakobinern zu ihrem Vortheil ausgebeutet. Sie sahen in der Handreichung der Republik an die monarchischen Mächte des Auslandes eine Verleugnung der Prinzipien der Revolution, einen Verrath gegen die völkerbefreienden Ideen. Vor allem aber kam den demagogischen Wühlereien in der Hauptstadt die fortwährende Theuerung der Lebensmittel, die mangelhafte Zufuhr von Getreide und Mehl aus dem Ausland zu statten, wodurch die ärmere Bevölkerung zur Verzweiflung gebracht wurde. Begierig lauschten die Einwohner der Vorstädte den aufreizenden Worten der Jakobiner, die ihnen die Rückkehr der Robespierre'schen Zeit als die einzige Rettung aus der

*) Louis Blanc vergleicht das ganze Auftreten des „weißen Schreckens“ mit Holbein's Todtentanz!

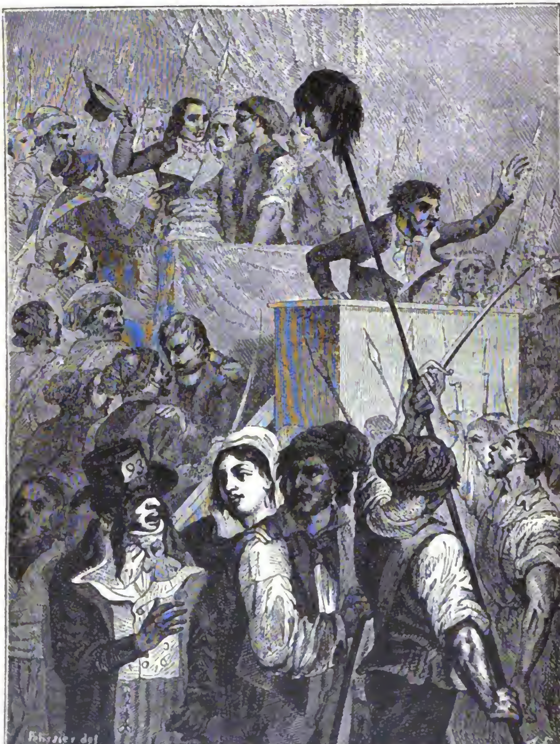
gegenwärtigen Noth und der bevorstehenden Unterdrückung durch die Feinde der Republik darstellten. Am thätigsten zeigten sich die Abgeordneten Goujon und Bourbotte, denen sich die ihrer Haft entsprungenen Montagnards Thuriot und Cambon anschlossen.

So kam es denn zu einem großen Volksaufstand vom 1. Prairial, d. h. 20. Mai 1795, der letzten demokratischen Erhebung im Geist der Schreckenszeit. In früher Morgenstunde rotteten sich die Pöbelhaufen der Vorstädte, durch den Generalmarsch und das Heulen der Sturmglocken aufgerufen, zusammen und zogen mit Piken und andern Waffen versehen nach dem Versammlungssaal, wo die Gallerien und Eingänge bereits von tobenden Weibern und Gesindel gefüllt waren, welches die Verhandlungen der Konventsglieder durch Lärmen und wildes Geschrei unterbrach und fast unmöglich machte. Wie am 12. Germinal bildete eine Sturmpetition, worin die Freigebung der Patrioten, Brod und die Konstitution vom Jahr dreiundneunzig begehrt ward, die Einleitung zu dem beabsichtigten Staatsstreich. Unter dem Druck der eindringenden Volksmassen hofften die Montagnards die Annahme der Forderungen zu erzwingen und sich auf Grund der angeblichen Konventsdekrete des Regiments zu bemächtigen. Der alte schwache Präsident Vernier konnte nicht verhindern, daß durch tumultnarische Abstimmung unter dem Toben des Pöbels wirklich einige Beschlüsse im Sinn der Petition gefaßt wurden, kraft deren die Montagnards rasch einen Vollziehungsausschuß aus ihrer Mitte wählten. Nun erhob aber die Majorität auf den Präsidentenstuhl den standhaften, muthigen und energischen Boissy d'Anglas, der allen Stürmen und Drohungen entgegenzutreten entschlossen war. Am folgenden Morgen heulten schon früh um 5 Uhr die Sturmglocken von den Thürmen und die Massen sammelten sich bewaffnet auf den Straßen und zogen gegen den Konvent. Die Jakobiner der inneren Stadt verbanden sich mit den Arbeitern von Saint-Antoine und Saint-Marceau. Wie zu Henriot's Zeiten ward die Lärmkanone abgefeuert. Als der Konvent den nahenden Sturm verspürte, wurden die Sektionen aufgefordert, ihre bewaffnete Macht dem Konvent zur Verfügung zu stellen. Die Sektionen kamen nur langsam zusammen und die goldene Jugend, welcher der Konvent nicht



Alexander Goujon.

royalistisch genug war, zeigte erst auch keinen besonderen Eifer. Die Gallerien des Konvents, die meist von Frauen, den sogenannten Strickerinnen Robespierre's, jetzt auch mit bösartigem Witz die Wittwen Robes-



Aufstand vom 20. Mai 1795.

pierre's genannt, besetzt waren, wurden von der Wache des Konvents mit Hetzpeitschen geräumt. Aber bald langte die Masse der Aufständischen an und brach in den Sitzungssaal ein, während draußen überall die Sturmglocken

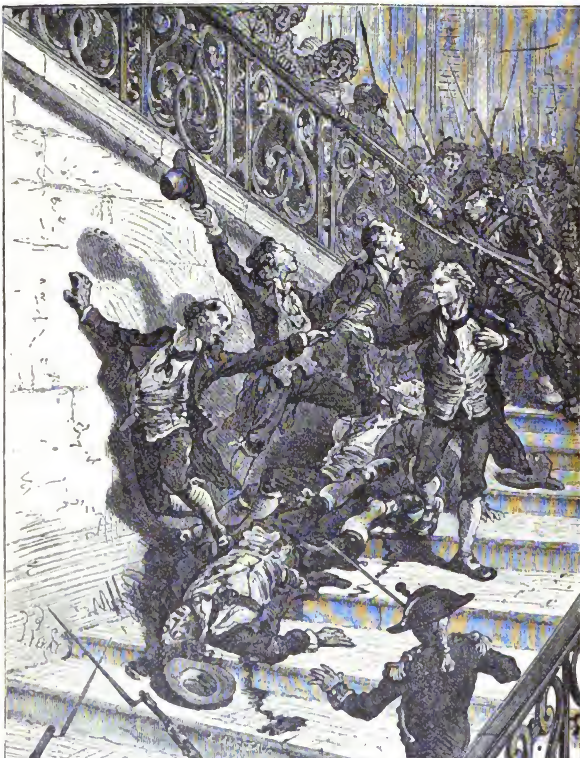
ertönten. Es befanden sich viele Frauen unter den Patrioten; die Männer hatten auf ihre Hüte mit Kreide geschrieben: „Brod und die Verfassung von 1793!“ Die Thüren wurden zertrümmert, die Bedeckung des Konvents wurde unter heftigem Gewehrfeuer, während dessen die Kugeln in die Wände des Sitzungssaales schlugen, bewältigt und die Masse drang gegen das Bureau des Konvents vor. Der Abgeordnete Féraud, ein junger Mann, warf sich den Eindringenden entgegen. Er ward verwundet, zu Boden geworfen und die Menge strömte über ihn hinweg. Man verwechselte ihn mit Fréron und der Metzgergeselle Tinel, ein blutdürstiger Mensch, schnitt dem Verwundeten den Kopf ab und steckte ihn auf eine Pike, wobei ihm ein Neger behülflich war.

Im Präsidentenstuhl saß Boissy d'Anglas, bleich, aber unbeweglich während des furchtbaren Tumultes und während rings um ihn die Waffen der Aufständischen blitzten. Man hielt ihm den Kopf Féraud's auf der Pike vor und er verneigte sich vor demselben. Der Tumult ward immer schrecklicher; die Masse strömte ab und zu und lange konnte Niemand eine Verhandlung zu Stande bringen. Eine entsetzliche Stunde um die andere verrann, ehe die aufgebotene Nationalgarde heranrückte. Die Bürger und die Jeunesse dorée, meistens royalistisch gesinnt, zeigten immer noch keinen besondern Eifer für den republikanischen Konvent. Erst spät am Abend kamen so viele Bataillone zusammen, daß sie der Insurgenten Meister wurden und die bedrängte Versammlung aus der fürchterlichen Lage befreiten. Es war Mitternacht vorüber, als die Stürmenden von der eindringenden Bürgerwehr zur Flucht gebracht wurden. Die Versammlung erklärte darauf die gefaßten Beschlüsse für ungültig und ließ dreizehn Montagnards, die sich während des Getümmels der Sansculotten besonders hervorgethan hatten, darunter Bourbotte, Romme, Goujon, Prieur von der Marne, Soubrany, Fayan, Ruhl, in Haft nehmen. Damit war indessen die Gefahr noch keineswegs vorüber. Die Insurgenten hatten sich des Rathhauses bemächtigt und Cambon und Thuriot an die Spitze der neuen Kommune gestellt. Als nun die Bürgerwehr unter der Anführung von Delmas nach dem Greveplatz rückte, rotteten sich die Aufständischen abermals in der Antonsvorstadt zusammen, drängten die Nationalgarde bis an die Tuilerien zurück und richteten einige Kanonen wider das Schloß und die Vertheidiger. Wiederum stand ein Kampf zwischen Bürgern und Revolutionsmännern in Aussicht. Doch kam es nicht zum Blutvergießen. Dem Konvent, der auf den mahnenden Zuruf von Legendre auf dem Posten zu bleiben beschloß, gelang es durch Verheißungen und versöhnende Worte die Aufständischen zu beruhigen und vom Abfeuern der Kanonen abzuhalten.



Féraud.

Man versprach, rasch Vorkehrungen zur Herbeischaffung reichlicherer Lebens- mittel zu treffen und der Verfassungskommission aufzugeben die organischen



Selbstmord der verurtheilten Demokraten.

Gesetze binnen vier Tagen vorzulegen. Die Insurgenten gaben sich zufrieden und zogen nach einem Versöhnungsakt nach Hause.

Aber die Strafe folgte diesen Vorgängen auf dem Fuß. Der Konvent hatte vom Nordheer Truppen herbeigezogen, die mit den hauptstädtischen Streitkräften vereinigt, die Vorstädte zur Auslieferung der Kanonen und der Mörder Féraud's zwangen, und die Regierung in Stand setzten, eine Entwaffnung der Terroristen in allen Sektionen vorzunehmen, und die Nationalgarde einer neuen Organisation zu unterwerfen, kraft welcher Arbeiter, Dienstboten, Heimath- und Besitzlose von der Wehrpflicht ausgeschlossen waren. Nun konnte man es wagen, der jakobinischen Schreckensherrschaft für immer ein Ende zu machen und den ganzen revolutionären Organismus in seinen Häuptern zu treffen. Schon seit mehreren Monaten schwebte über den Richtern des Revolutionstribunals und dem Staatsankläger Fouquier-Tinville ein Kriminalprozeß, der durch die Enthüllung des gräßlichen Justizverfahrens, das die terroristischen Vollzieher des Rechts eingehalten, allgemeine Wuth und Entrüstung hervorrief. Die Angeklagten wurden für schuldig erkannt und Fouquier-Tinville nebst fünfzehn Richtern, unter ihnen der Präsident Herman, zum Tod verurtheilt und unter den Verwünschungen des Volks unter die Guillotine gebracht. Das Revolutionstribunal wurde aufgehoben; an seine Stelle traten Militärkommissionen. Denn zur vollständigen Bewältigung des Terrorismus, die jetzt ins Werk gesetzt werden sollte, bedurfte man noch immer außerordentlicher Gerichtsanstalten. Und nun wurde mit rastloser Eile eine Reihe von Prozessen eingeleitet gegen alle Rädelsführer des Schreckenssystems, gegen Pache und seine Genossen vom Kriegsministerium, gegen mehrere Konventskommissäre, gegen die Mitglieder der alten Regierungsausschüsse der Sicherheit und des öffentlichen Wohls, wobei man nur bei Carnot, dem „Organisator des Sieges“, wegen seiner militärischen Verdienste und zwei andern eine Ausnahme machte; gegen alle Montagnards, die bei dem Aufstand des 1. Prairial sich durch revolutionären Eifer hervorgethan. Und rasch genug erfolgte das Urtheil. Schon am 17. Juni wurden sechs Mitglieder des Berges, Goujon, Romme, Soubrany, Duquesnoy, Bourbotte und Duroy zum Tod, zwei andere zur Deportation verurtheilt. Romme, Duquesnoy und Goujon tödteten sich im Gefängniß mit einem Messer, das Romme verborgen hatte und sterbend den andern reichte; ihre drei Schicksalsgenossen, die sich gleichfalls verwundeten, aber nicht auf den Tod trafen, starben unter dem Fallbeil. Dasselbe Schicksal erlitt auch einige Zeit nachher der Schreckenskommissär Lebon von Arras. Und so widerwärtig waren den Zeitgenossen die Erinnerungen an die Revolution, daß durch ein Konventsdekret alle Namen und symbolischen Zeichen aus den Tagen der Pöbelherrschaft verboten und beseitigt wurden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der neue Wohlfahrtsausschuß. — Preußen's Austritt aus dem Krieg. Eroberung Hollands durch Pichegru. — Verhandlungen und Friede von Basel 5. April 1795.

Nicht nur in der inneren Politik hatte sich, wie wir im vorigen Kapitel sahen, der Bruch mit dem Jakobinerthum vollzogen, sondern auch, wenn freilich unter weniger Aufruhr und Geräusch, in der äußeren Politik. Der Wohlfahrtsausschuß nämlich, in dessen Hand die äußern Angelegenheiten gelegt waren, war seinem Körper wie seinem Geiste nach ein völlig anderer geworden. Bei seiner Neubildung am 1. September 1794 hatte ihn der Konvent aus zwölf auf vier Monate gewählten Mitgliedern zusammengesetzt, von denen ein Drittel am 15. jedes Monats auszuscheiden hatte und erst nach Ablauf eines Monats wieder wählbar ward. Unter den Mitgliedern, die jetzt eintraten, war Merlin (von Douai) unstreitig der begabteste Diplomat und gerade dieser hatte, mit einer kurzen Unterbrechung, die Verhandlungen mit Preußen vom Beginne an bis zu ihrem Abschluß, unter Mitarbeit von Cambacérès und dann von Rewbell in Händen. Die Anschauung, die jetzt für die Führung der auswärtigen Geschäfte überhaupt, für die deutsche Politik insbesondere maßgebend wurde, lernen wir aus einem Vortrag kennen, in dem offen eingestanden war, die Republik könne nichts Besseres thun, als die Diplomatie der Könige so wieder aufzunehmen, wie dieselbe bis 1756, d. h. vor dem Einlenken in das wahnwitzige Bündniß mit Oesterreich gegen Preußen betrieben worden war. In diesem über die Gliederung der Bureaus des Ausschusses erstatteten Bericht aus dem September 1794 finden sich die merkwürdigen Sätze: „Die Abtheilung für auswärtige Geschäfte war unter der alten Monarchie das einzige Amt, das gut verwaltet ward. Von Heinrich IV. bis zum Jahr 1756 haben die Bourbonen keinen einzigen unheilbaren Fehler gemacht. Von Heinrich IV. bis auf den Regenten haben die Könige oder ein erster Minister die Geschäfte selbst geleitet, die Depeschen selbst gelesen und eigenhändig gezeichnet. Der Minister war nur ein Schreiber, ein Staatssekretär der Befehle des Herrn. Dieser Herr war der Erbe gewisser Ueberlieferungen seines Hauses, gewisser Grundsätze, die Ausgangspunkte der ehrgeizigen Absichten des Hauses Bourbon zum Schaden der rivalisirenden Mächte waren. Von diesen Grundsätzen entfernten sich unsere Tyrannen nie und stark durch den nationalen Gewerbfleiß gelangten sie dahin, Frankreich jene Ausdehnung zu verleihen, die es nach Außen zur furchtbarsten Großmacht

erhoben hat. In all unseren Kriegen war eine neue Provinz die Belohnung unserer Politik und des Gebrauches unserer Kraft!" In dieser Weise hat wie der ganze Ausschuß, so insbesondere Merlin seine Amtspflicht aufgefaßt. Für die Bearbeitung der Korrespondenz mit Preußen hatte er einen sachkundigen Bureauchef in Reinhard, einem geborenen Würtemberger, von dem Talleyrand später sagte: „Das Studium der Theologie hatte ihm eine Kraft und zugleich eine Geschmeidigkeit verliehen, die man in allen Schriftstücken aus seiner Feder wieder findet." Aber wichtiger als alle Ueberlieferungen der alten Kabinetspolitik auf der einen und aller sachkundige Beirath auf der andern Seite war das blendende Waffenglück, das die vollständige Ueberlegenheit der Kriegsmacht Frankreichs über all seine Gegner dargethan. Einem französischen Patrioten mochte der Kopf schwindeln, wenn er im Herbst 1794 zurückschaute auf den August 1793 und mit der glanzvollen Lage, die jetzt seit der Wiedereroberung Belgiens bestand, diejenige verglich, die im Jahre vorher nach den Niederlagen Dumouriez', nach dem Fall von Condé, Mainz und Valenciennes, während des Bruderkrieges in der Vendee und des Kampfes um Marseille, Lyon, Toulon obgewaltet hatte. Das Machtbewußtsein ist's, das der Diplomatie Schwung und Schwingen leiht. In dem Wohlfahrtsausschuß des Jahres III war dasselbe — trotz aller Anarchie im Innern des Landes — im höchsten Maße vorhanden. Was ihm oblag, war ja die dankbarste aller Aufgaben: die Früchte einer langen, noch nicht abgeschlossenen Kette von Waffenerfolgen in Verträgen festzulegen, bei deren Verhandlung und Abschluß alle Vortheile auf Seiten Frankreichs lagen. Und das ist's, was man namentlich bei der Geschichte des vielverschrieenen Friedenswerkes von Basel stets vor Augen haben muß. Es war ein Abschluß zwischen Macht und Ohnmacht: die Macht war Frankreich, die Ohnmacht Preußen.



Barthélemy.

Es war kein Zufall, daß auf Schweizerboden wie die erste Anknüpfung so auch der Abschluß dieses Geschäftes stattfand. Die Gesandtschaft, welche die Republik in der Schweiz unterhielt, war die einzige, durch die sie ihren „Wiedereintritt in Europa" bewirken konnte; hier flossen alle Nachrichten aus dem Lager der Koalition zusammen und hier konnten auf neutralem Grund und Boden zwanglos und unbelauscht geheime Besprechungen gepflogen werden, die anderwärts unmöglich gewesen wären. Der Gesandte Frankreichs in der Schweiz, Franz Barthélemy, war persönlich wie dazu geschaffen, wieder einzurenken, was der Schrecken ausgerenkt. Geboren zu Aubusson am 20. Oktober 1747, stand er jetzt im 47. Lebensjahre; Neffe des

berühmten Verfassers der „Reisen des jungen Anacharsis", war er durch dessen Freundschaft mit dem Herzog von Choiseul in die diplomatische Laufbahn gekommen, hatte seit 1768 Frankreich in Schweden, in Wien, zuletzt in London vertreten und war seit dem 2. Februar 1792 erst als Minister, danach als Gesandter in der Schweiz. Ein Mann, der für seinen Dienst alles das in sehr reichem Maße besaß, was der Wohlfahrtsausschuß unschätzbar fand, als er Männer brauchte, um zwischen dem neuen Frankreich und dem alten Europa zu vermitteln: gründliche Kenntniß der Höfe und der Kabinete, vollkommene Herrschaft über die Formen des geselligen wie des dienstlichen Verkehrs und warme Begeisterung für eine nationale Politik seines Landes, die er freilich weder in den Umsturzkriegen der Jakobiner noch in den Ueberlieferungen von 1756 vorgezeichnet fand. Barthélemy hatte seinen Wohnsitz in Baden im Aargau und führte dort ein sehr behagliches Stillleben, das er zwischen fleißiger Arbeit am Tag und anmuthiger Geselligkeit am Abend reizvoll zu theilen wußte.

Einen weitern Agenten hatte Frankreich in dem Elsäßer Bacher, der im Jahr 1748 zu Thann geboren, in Berlin seine Jugend verlebt und seine Schule als Offizier gemacht hatte. Von dort her stammte seine Begeisterung für Friedrich den Großen, seine Bekanntschaft mit Prinz Heinrich und vielen andern hervorragenden Männern, die ihm später so vortheilhaft werden sollte. Von 1777 bis zur Ankunft Barthélemys war er Geschäftsträger in der Schweiz und 1793 ward er als erster Sekretär und Dolmetsch der Republik in Basel angestellt, mit dem Auftrag, die Neutralität der Schweiz zu überwachen, die Bewegungen der feindlichen Heere zu beobachten, die französischen Generäle mit Nachrichten zu versehen und die sehr lebhafte Korrespondenz mit den geheimen Agenten zu unterhalten, die der Republik in Deutschland dienten. Durch diesen Bacher erhielt der Wohlfahrtsausschuß die unmittelbarsten Aufschlüsse über die Vorgänge im Innern der Koalition und die beständige Reibung ihrer polnischen mit ihrer französischen Politik, über den Kampf der Friedensstimmung der preußischen Minister und Generäle mit der Kriegsstimmung des Königs Friedrich Wilhelm und das immer klarer werdende Unvermögen des Letzteren, einem Friedensschlusse auszuweichen, der ihn aus unerträglicher Doppelbedrängniß herausriß.

Bei diesem Bacher wagte nun der siebzigjährige preußische Feldmarschall Möllendorf hinter dem Rücken seines Königs mit unerhörter Eigenmacht mit England zu brechen und im Geheimen mit Frankreich anzuknüpfen. In seinem Auftrag begab sich ein Weinhändler aus Kreuznach Namens Schmerz Ende Juli 1794 zu Barthélemy nach Baden, Anfang August zu Bacher nach Basel, um den Erstern schriftlich, den Letztern mündlich wissen zu lassen, „die Preußen" seien bereit, eine Friedensunterhandlung mit Frankreich anzuknüpfen, sobald sie bei dem letztern auf Entgegenkommen rechnen könnten. An der Unterredung zu Basel hatte der dortige Bürgermeister Ochs Theil genommen, der von da ab die Rolle eines Mittelmannes übernahm. Und schon am 16. September 1784 konnte Bacher nach Paris berichten: „Der Feldmarschall Möllendorf hat mir eben seinen Vertrauens-

mann geschickt, um mir mitzutheilen, in einem Kriegsrath hätten die Oesterreicher beschlossen, sich am 1. Vendémiaire (22. September) auf Trier zu werfen, um diesen Platz mit stürmender Hand zurückzuerobern. Die preußischen Generäle sind eingeladen worden, bei diesem Unternehmen mitzuwirken. Sie haben diese Einladung nicht ganz ablehnen können: aber ihr Reisender ist beauftragt worden, mich zu ersuchen, daß ich dem General Michaud, Oberbefehlshaber der Rheinarmee, mittheilen solle, daß die Rolle der Preußen sich auf's Beobachten beschränken wird. Der Angriff auf Trier wird nach Ansicht der Preußen vollständig scheitern, wenn die Franzosen nur stark genug sind, um die wichtigen Posten zu besetzen, die sie zu vertheidigen haben.... Was die Preußen angeht, so werden sie sich nicht rühren, darauf kann man zählen; aber sie hoffen, daß man sie nicht zwingen wird, sich zu wehren.... Die Preußen werden nur fechten, um sich zu vertheidigen, wenn man sie angreift." Der schneidige Antheil, den das Corps des Prinzen Hohenlohe am 20. September an dem siegreichen Kampf bei Kaiserslautern nahm, war ganz und gar gegen das Programm Möllendorf's, der den Zwischenfall denn auch mit großem Aufwand von Redensarten zu entschuldigen wußte.

Im Oktober hörte der Zwiespalt auf, der bisher zwischen dem König und seiner ganzen Umgebung bestanden hatte. England und Oesterreich eilten um die Wette, den Vorhersagungen der Friedenspartei am Hofe Recht zu geben. Für jenes ward, wie wir schon im Kapitel 20 sahen, am 11. Oktober durch Lord Malmesbury erklärt, die fälligen Subsidien würden nicht gezahlt, für letzteres erklärte Fürst Reuß, das Hilfscorps von 20,000 Mann, das der König für den Krieg in Polen gefordert, werde nicht gestellt werden. Der Sprache dieser Thatsachen war mit keiner Selbsttäuschung zu widerstehen. Am 16. Oktober sandte Friedrich Wilhelm an Feldmarschall Möllendorf den Befehl, die Armee nach Preußen zurückzuführen, insbesondere auch die 20,000 Mann, die kraft des Bundesvertrags vom 7. Februar 1792 am Rhein standen. Gleichzeitig ward den Engländern der Subsidienvertrag aufgekündigt und mit dem Abmarsch Möllendorfs nach dem rechten Rheinufer vollzog sich der Austritt Preußens aus dem Krieg.

Am 4. Dezember 1794 hielt Merlin (von Douai) im Konvent eine Rede, in der er von Preußen sagte, es sei unzweifelhaft von allen Staaten der einzige, der im eigenen Interesse eine große Republik willkommen heißen müsse auf den Trümmern der Monarchie, aus der „der schmähliche Vertrag" von 1756 einen so mächtigen Rückhalt des hinterlistigen Hauses Oesterreich gemacht hatte; zweifelsohne werde Preußen bald einsehen, daß es gegen den Alles verschlingenden Ehrgeiz Rußlands ein gediegenes Gegengewicht nur finden könne „in einem dauerhaften Frieden mit Frankreich und in einem engen Bündniß mit den ihm benachbarten Nordmächten". Ueber das Verfahren gegenüber den Staaten, die zum Frieden neigten, sagte er wörtlich:

„Indem das französische Volk mit triumphirender aber edelmüthiger Hand die Grenzen zieht, in die es ihm gefallen wird, sich einzuschließen, wird es keine der Erbietungen zurückweisen, die vereinbar sind mit seinen Interessen und seiner Würde, mit seiner Ruhe und seiner Sicherheit. So ist seine Politik; sie schreitet schleierlos einher. Es wird mit seinen Feinden unterhandeln, ebenso wie es sie bekämpft hat, im Angesicht der Welt, die es zum Zeugen seines Rechtsinns nimmt, wie es sie zum Zeugen seiner Siege gehabt hat. Um mit einem Wort Alles zu sagen: da wo das französische Volk den Krieg nicht mehr nöthig finden wird, um Beleidigungen seiner Würde zu rächen oder sich vor neuen Anfällen der Arglist zu wehren: dort allein wird es den Sieg an die Kette legen, dort allein wird es den Frieden gebieten." Schwülstig war diese Sprache, aber auch deutlich, entsprechend der Machtstellung, die Frankreich unleugbar besaß. Die Einladung an Preußen war so verständlich wie möglich, aber auch die Ankündigung, daß Opfer an Besitzstand nicht erwartet werden dürften von einer Großmacht, der Niemand verwehren konnte, laut zu sagen, daß für sie ein Friedensschluß nichts sei als ein freiwilliger Verzicht auf neue Siege und Eroberungen.

Demgemäß war für Preußen, wenn es sich entschloß, bei dieser Macht auf Frieden anzutragen, die Grund- und Kernfrage einfach die: was zu thun sei, wenn Frankreich die deutschen Lande links vom Rhein, die es mit seinen Truppen besetzt hielt, nicht herausgeben, sondern behalten wollte? Und gerade von dieser Frage sagte das preußische Ministerium kein Wort, als es am 8. Dezember die Weisungen entwarf, mit denen der frühere Gesandte zu Paris, Generalmajor Graf Goltz, zur Eröffnung der Friedensunterhandlung abgehen sollte. Erst als sie festgestellt waren, brachte der Kabinetsminister von Alvensleben am 9. Dezember diese Frage zur Sprache, indem er vorschlug, als Entgelt für die unvermeidliche Bewilligung dieser unvermeidlichen Forderung Frankreichs von vornherein zweierlei ins Auge zu fassen: Erstens Gewährleistung der in Besitz genommenen polnischen Lande und zweitens Entschädigung für die linksrheinischen Lande Preußens durch Einziehung geistlicher Stifte. Darauf aber antwortete der Minister Graf Finkenstein: „Das würde unfehlbar den König empören und vielleicht dahin bringen, daß er von der Absendung des Grafen Goltz nichts mehr würde wissen wollen." Und dieser Einwand schlug durch, wie er denn auch durchschlagen mußte. Das ganze Schriftstück vom 8. Dezember war augenscheinlich weniger für Graf Goltz, als für den König selbst bestimmt, der für die ganze seinem persönlichen Empfinden unendlich widerwärtige Sache nur gewonnen werden konnte, wenn er wenigstens zu Anfang in dem Glauben war, er könne den Frieden haben nicht bloß ohne Opfer, sondern sogar mit einem großen Gewinn an Ehre und Ansehen: in der Glorie eines von ihm vermittelten Friedenswerkes, in dem Gebiet und Verfassung des Reichs ihm ihre Unversehrtheit dankten, sollte dem Fürstenbund seines Oheims eine ruhmvolle Auferstehung werden.

Bevor Goltz in Basel ankam, hatte das Ministerium durch den Gesandtschaftssekretär Harnier von eben daher die Kunde erhalten, daß der Wohlfahrtsausschuß über die Gesinnungen des Königs unmittelbaren Aufschluß haben wollte, und beschlossen, diese durch Harnier selbst sofort nach Paris gelangen zu lassen. Noch am 18. Dezember, dem Tage seiner Ankunft in Berlin, ward er mit den Weisungen für Paris versehen, am 6. Januar 1795 kam er in Paris an und gleich bei den ersten Unterredungen im Ausschuß trat ihm als unerschütterliche Forderung der Mehrheit des Ausschusses entgegen: Das ganze linksrheinische Land mit Mainz.

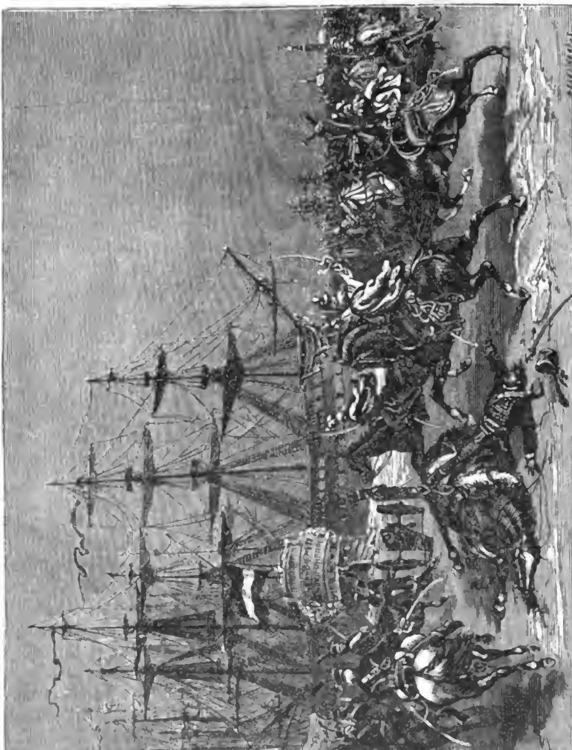
Diese Forderung rief natürlich in Berlin große Erregung hervor, allein sie wurde niedergeschlagen durch die Alles zerschmetternde Kunde, daß der französische General Pichegru Holland erobert habe. Wir wissen von früher, daß Belgien und das ganze linke Rheinland bereits in die Hände der republikanischen Generäle gefallen waren; nur an der Grenze von Geldern erschien noch einmal ein österreichisches Armeekorps unter Alvinzy, um den unteren Rhein zu decken. In den Herbstmonaten wurde dann die ganze Festungslinie in Nordbrabant von Pichegru und Moreau erobert. Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch, Grave, Venloo unterwarfen sich fast ohne Widerstand mit einer Eilfertigkeit, welche Zeugniß gab von der gänzlichen Muth- und Rathlosigkeit der Verbündeten, von dem Mangel an allem Selbstvertrauen in der Armee. Schon im Dezember verließ daher der Herzog von York das Heer und kehrte nach London zurück, den Oberbefehl über die englisch-hannoverschen Truppen den Generälen Hartcourt und Wallmoden übertragend; in der Umgegend des Erbstatthalters von Holland gab sich solche Niedergeschlagenheit kund, daß bereits zwei Agenten nach Paris geschickt wurden, um mit dem Wohlfahrtsausschuß über einen Separatfrieden zu unterhandeln. Die Lage des Landes war auch in der That derart, daß ähnliche Erscheinungen zu erwarten standen, wie ehedem in Mainz und in den Rheinlanden. Die ausgewanderten Patrioten, an ihrer Spitze der unternehmende Daendels, hatten sich den Revolutionsheeren angeschlossen und brannten vor Begierde, die oranische Herrschaft niederzuwerfen: seit Dumouriez diente eine eigene batavische Legion unter französischer Fahne; in Paris bestand ein patriotisches Revolutionskomite, welches die Ideen von republikanischer Freiheit und Gleichheit durch Flugschriften und Agenten in Stadt und Land zu verbreiten bestrebt war; allerorten bildeten sich Volksgesellschaften nach Art der Jakobiner; der Versuch der Regierung, eine freiwillige Landwehr zu errichten, scheiterte an der geringen Zahl der Kriegslustigen: sollten sie sich dem zuchtlosen, untüchtigen Heer der Verbündeten anschließen und die Franzosen, mit denen sie ohnedies in den Lebensansichten übereinstimmten, zu künftiger Rache herausfordern? Nur die Schwierigkeit eines Feldzugs in einem von Flüssen und Kanälen so vielfach durchschnittenen Boden und der elende Zustand der eigenen Armee, die an Kleidung, Nahrung und allen Lebensbedürfnissen

bitteren Mangel litt, mit Geschütz und Kriegsbedarf auf's dürftigste versorgt war, hielten die französischen Feldherren ab, den Waal und die Maas zu überschreiten. Aber die Natur selbst begünstigte die Unternehmungen und räumte alle Hindernisse aus dem Weg. Im Dezember und Januar trat eine so heftige Winterkälte ein, daß alle Gewässer, Flüsse, Seen, Kanäle mit einer starken Eisdecke überzogen wurden, so daß Heere, Geschütz und Gepäckwagen wie auf festem Land sich fortbewegen konnten. Sollten Pichegru und die trefflichen Generäle, die unter ihm dienten, ein Moreau, Souham, Macdonald, Vandamme u. a. diese Gelegenheit nicht zur Unterwerfung eines Landes benutzen, das ihnen reiche Hilfsmittel versprach, wo eine weitverbreitete patriotische Partei ihnen mit offenen Armen entgegenkam und ein muthloser, kriegsmüder Feind nur geringen Widerstand zu leisten vermochte? So setzte sich denn Pichegru um Weihnachten über die Eisfläche des Waal in Bewegung und unterwarf in zwei Wochen alles Land im Süden des Leck. Bald wurde auch dieser Fluß überschritten, und nun sahen sich die Generäle Hartcourt und Wallmoden mit ihren zusammengeschmolzenen, durch Entbehrung, Strapazen und mangelhafte Disziplin erschöpften und entmuthigten Truppen mitten im Winter zu einem Rückzug über die Yssel und das dünn bevölkerte, ärmliche und feindlich gesinnte Land bis zur Ems gezwungen, einem Rückzug, der an Kriegsleiden und Mühseligkeiten, an Beschwerden und Gefahren reich und denkwürdig war. Von Emden aus bewerkstelligten die Engländer die Einschiffung in die Heimath und überließen die holländischen Generalstaaten ihrem Schicksal. Auch der Erbstatthalter Wilhelm V., seit seiner Einsetzung durch die preußischen Armeen und der mit ihrer Hilfe bewirkten Vermehrung seiner Hoheitsrechte im Lande wenig beliebt, schiffte sich mit seiner Familie auf einer Fischerbarke nach dem befreundeten Inselreich ein und gab das Land seiner Väter den Franzosen preis, die noch im Laufe des Januar ihren siegreichen Einzug in die Hauptstädte Amsterdam und Haag hielten.

Durch die heimkehrenden Flüchtlinge verstärkt und ermuthigt, bemächtigten sich die Ausschüsse und Klubs der Patrioten des Regiments und trafen Vorbereitungen zur Begründung einer Batavischen Republik*) unter der Mithilfe und nach dem Vorbild Frankreichs. Dank der klugen Mäßigung der französischen Führer und der neuen Machthaber in Paris, unterwarf sich das ganze Land fast ohne Schwertstreich und erkannte die neue Ordnung der Dinge an; selbst die sonst so gut oranisch gesinnte Provinz Zeeland schloß sich nach einigem Bedenken an, und die Kriegsflotte wurde, was selten vorkommt, von französischer Kavallerie eingenommen. Im Februar vollzogen die Generäle Moreau und Souham die Besetzung der friesischen Landschaften zwischen Yssel und Ems. So wurde das reiche Land

*) Die Bataver waren die Bewohner Hollands zur Römerzeit. Die Revolutionszeit liebte es, in Worten, Namen und Trachten die Erinnerung an die römische Republik aufzufrischen.

mit seinen Schätzen, Schiffen, Seehäfen und Kolonien an das republikanische Frankreich geknüpft. Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Menschenrechte und die anderen Errungenschaften der Revolution verkündigt, republikanische



Eroberung der holländischen Flotte.

Gesellschaften gegründet, die Regierung überall der patriotischen Partei übergeben und nach französischem Zuschnitt eingerichtet. Die Statthalterwürde und das Amt eines Rathspensionars wurden abgeschafft, die souve-

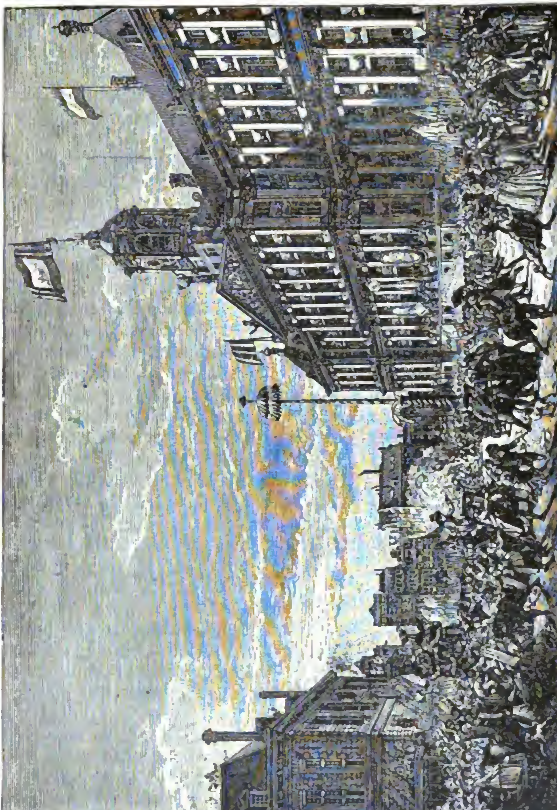
räne Gewalt einer von sämmtlichen Provinzen gewählten Volksvertretung übertragen, Verwaltung und Rechtspflege im Sinne nationaler Selbstbestimmung durch Munizipalitäten, Rathskörper und Justizausschüsse besorgt, die alte Landeseintheilung durch ein Departementssystem verdrängt. Aber nur zu bald empfanden die Holländer die Nachtheile dieses Löwenbundes. Die ausgehungerten und zerlumpten Truppen mußten genährt, gekleidet und besoldet werden; ein am 16. Mai im Haag mit Frankreich abgeschlossener Bundesvertrag sicherte diesem Staat nicht nur freie Schifffahrt auf den Gewässern und Benutzung der Seehäfen, sondern erwarb ihm auch hundert Millionen Gulden als Entschädigung für die Kriegskosten, das holländische Flandern mit Mastricht und das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen, und während unter dem neuen republikanischen Regiment und seinen französischen, vom Mark des Landes zehrenden Beschützern die Staatskasse erschöpft ward und die Finanzverwaltung in Verwirrung kam, bemächtigten sich die Engländer, welche nunmehr die mit Frankreich befreundete und verbündete „Batavische Republik"*) als einen feindlichen Staat ansahen und behandelten, nicht nur der Handelsschiffe der Holländer und beschränkten oder vernichteten ihre Fischereien, sondern sie brachten auch die meisten Ansiedelungen derselben in der Ferne an sich. Durch die Verbindung mit Frankreich und die Errichtung der untheilbaren Batavischen Republik ging der holländische Freistaat seiner Selbständigkeit und seiner bisherigen geschichtlichen Stellung verlustig.

Dieser Anschluß Hollands an die französische Republik versetzte der europäischen Koalition den Todesstoß, und seine Rückwirkung zeigte sich auf der Stelle. Am 30. Januar erstattete der Abg. Boissy d'Anglas dem Konvent Bericht über die Friedensabsichten des Wohlfahrtsausschusses und gab dem Programm, das Merlin am 4. Dezember entwickelt hatte, noch schärferen Ausdruck, indem er sagte: „Unsere früheren Gefahren, die Nothwendigkeit, ihre Wiederkehr unmöglich zu machen, das Beispiel der drohenden Liga, die uns überfluthen wollte und einen Augenblick wirklich die Verzweiflung in das Herz Frankreichs getragen hatte, die Pflicht, unsere Mitbürger für ihre Opfer zu entschädigen, der aufrichtige Wunsch, den Frieden gediegen und dauerhaft zu machen — das Alles nöthigt uns, unsere Grenzen auszudehnen, uns große Flüsse, Berge und den Ozean zu Grenzen zu geben, um uns so zum Voraus und auf eine lange Folge von Jahrhunderten gegen jede Ueberziehung und jeden Angriff zu sichern."

Diese Sprache konnte für Niemand überraschend sein: sachlich enthielt sie nichts Neues und die schärfere Betonung, mit der sie längst Bekanntes wiederholte, erklärte sich leicht aus dem Triumph in Holland. Die preußischen Minister waren sich denn auch vollständig klar über die Opfer, die gebracht werden mußten, wenn man nicht auf einen Frieden verzichten wollte,

*) Die Bataver waren die Bewohner Hollands zur Römerzeit. Die Revolutionszeit liebte es, in Worten, Namen und Trachten die Erinnerung an die römische Republik aufzufrischen.

den Preußen schlechterdings weder entbehren noch gebieten konnte. Sie suchten daher nur nach dem glimpflichsten Mittel den König dafür zu gewin-



Bundesfest der französischen und batavischen Republik auf dem Revolutionsplatz in Amsterdam. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

nen und von der Ehre des Staates so viel zu retten als sich eben noch retten ließ. Ueber zwei Gedanken kam man in Potsdam noch vor Ende Januar

überein: erstens kein Abbruch der Verhandlungen um der Rheinlande willen und zweitens keine Abtretung vor dem allgemeinen Frieden und auch dann nur gegen Zusage einer Entschädigung.

Zum Verhandlungsort ward Basel ausersehen, wo Goltz am 28. Dezember und Barthélemy am 12. Januar eintraf. Die Unterhandlung, die erst am 22. Januar in amtlicher Form eröffnet ward, erlitt eine unerwartete Unterbrechung durch die Erkrankung des Grafen Goltz, der am 6. Februar starb und an dessen Stelle Harnier die Besprechungen weiter führte. Diesem ging unter dem 15. Februar 1795 ein Schreiben des Königs zu, in welchem er aufgefordert ward, Barthélemy um Vorlage eines Vertragsentwurfs zu bitten, dem er, falls er ihn unannehmbar finde, alsbald einen Gegenentwurf werde folgen lassen. Verhehlt ward sein Erstaunen nicht über den Widerspruch, der darin liege, daß der Wohlfahrtsausschuß unter Betheuerung seines Wohlwollens für die Autorität des Königs ihm gleichzeitig Zumuthungen stelle, die er nicht erfüllen könne, ohne seine Autorität zu verlieren; das werde aber geschehen, wenn er der Erste wäre, der durch Preisgebung eines Theils seiner Provinzen das Beispiel einer Verstümmelung des Reichsgebietes gäbe. Die linksrheinischen Lande Preußens könnten für Frankreich keinen Werth haben, wenn dieses seine Grenzen nicht überhaupt bis an den Rhein ausdehnte. Da diese allgemeine Frage aber erst im allgemeinen Frieden entschieden werden könne, so müsse bis dahin auch über die Sonderfrage wegen der preußischen Lande die Entscheidung ausgesetzt bleiben. Diesem Wunsche, dem preußischerseits immer von Neuem das größte Gewicht beigelegt ward, bequemte sich der Wohlfahrtsausschuß an, als er in einem Vertragsentwurf, der am 11. März an Barthélemy abging, eine Lösung der Schwierigkeit in folgender Fassung versuchte: „Art. 6. Die französische Republik wird fortfahren, die linksrheinischen Lande Mörs, Cleve, Geldern besetzt zu halten und diese Lande werden bei dem allgemeinen Friedensschluß zwischen der französischen Republik und dem Rest von Deutschland dem Loose der anderen linksrheinischen Staaten des Reiches endgiltig folgen. Um sodann dem Verlangen des Königs nach den Ehren eines Friedensvermittlers entgegenzukommen, war in einem 9. Artikel hinzugefügt: „Die französische Republik wird die guten Dienste des Königs von Preußen zu Gunsten der Fürsten und Stände des Reichs entgegennehmen, welche Verlangen tragen sollten, unmittelbar mit ihr in Verhandlung zu treten."

Wortfassung und Inhalt dieser beiden Artikel bildete nun den Hauptgegenstand der entscheidenden Verhandlungen, mit welchen seit dem 28. Februar der Freiherr Karl August von Hardenberg beauftragt war, die aber in Folge der auffallenden Verspätung seiner Ankunft in Basel nicht vor dem 19. März ihren Anfang nahmen. Die Verzögerung, die der Abschluß auch jetzt noch erlitt, trotzdem Hardenberg seitens des Ministeriums angewiesen war, in allen wichtigen Punkten dem Wohlfahrtsausschusse nachzu-

geben, hatte darin ihren Grund, daß Hardenberg glaubte, durch kluges Zögern auf der einen und festes Auftreten auf der andern Seite könne er dem ganzen Geschäft eine für Preußen günstigere Wendung geben. Durch dies Verfahren hat er allerdings in Nebendingen einige Vortheile erreicht, in der Hauptsache aber nur durch eigene Erfahrung bestätigt gesehen, daß Preußen eben der Theil war, der einen Bruch nicht wagen durfte, weil er zwischen zwei Feuern sich befand und durch keinerlei Diplomatenkünste über die Nothwendigkeit hinaus kam, mindestens das eine derselben schleunigst zu löschen.

In der Vertragsurkunde, die am 5. April 1795 von beiden Bevollmächtigten unterzeichnet ward, war die Hauptstreitfrage wegen der Rheinlande dadurch gelöst, daß der oben mitgetheilte Satz als fünfter Artikel des öffentlichen Vertrags eine andere Fassung und in einem geheimen Nebenartikel einen bedeutungsvollen Zusatz erhielt. In dem ersten Satzglied war statt der Worte „die französische Republik wird" — gesagt: „die Truppen der französischen Republik werden — besetzt halten" und diese Abänderung bedeutete, daß diese Besetzung, die bisher eine rein militärische gewesen war, auch ferner den militärischen Charakter beibehalten sollte bis zum Reichsfrieden. Ferner war an Stelle des zweiten Satzgliedes ein besonderer Satz gestellt, welcher lautete: „Jede endgiltige Bestimmung über die Provinzen wird vertagt bis zum allgemeinen Friedensschluß zwischen Frankreich und dem deutschen Reich." Dazu kam aber in dem zweiten von sechs geheimen Nebenartikeln folgende Bestimmung: „Wenn bei dem allgemeinen Friedensschluß mit dem Reich Frankreich das linke Rheinufer behält, so wird der König sich mit der Republik verständigen über die Entschädigung, die er empfangen soll, und wird die Bürgschaft annehmen, welche die Republik ihm für diese Entschädigung bietet."

Das war's, was der Vertrag vom linken Rheinufer besagte; von der Stellung des Königs von Preußen zu den Reichsständen, die allerwärts um Frieden wimmerten, handelte ein öffentlicher und ein geheimer Artikel. Jener — es war der zehnte — versprach, nachdem er in der oben angeführten Fassung die guten Dienste des Königs willkommen geheißen „dreimonatlichen Waffenstillstand denjenigen rechtsrheinischen Staaten, für welche der König von Preußen sich verwenden werde". Und der dritte unter den geheimen Nebenartikeln sprach „die Neutralität Norddeutschlands aus unter Gewährleistung des Königs von Preußen und unter dem Vorbehalt, daß die innerhalb der Demarkationslinie gelegenen Staaten ihre Contingente zurückziehen und keinerlei Verpflichtung gegen Frankreich Truppen zu stellen eingehen würden". Beide Staaten versprachen, zum Schutze dieser Neutralität hinreichende Streitkräfte zu unterhalten.

Eine Frage war noch offen geblieben, an welche der Wohlfahrtsausschuß gleich nach Empfang der Vertragsurkunde erinnerte, es war die: was sollte geschehen, wenn der König von England in seiner Eigenschaft als

Kurfürst von Hannover sich weigerte, der für Norddeutschland ausgemachten Neutralität beizutreten? Auf diese Frage antwortete Hardenberg nachträglich durch eine Note vom 15. April, durch die er erklärte, in diesem Falle „verpflichte sich der König von Preußen das Kurfürstenthum in Verwahrung zu nehmen, um die Ausführung der bevorstehenden Bedingungen zu bewirken".

Schon am 14. April hatte der Konvent den öffentlichen Vertrag mit jubelnden Hochrufen auf die Republik angenommen; am 15. genehmigte der Ausschuß die geheimen Artikel; nicht geringer war die Befriedigung auf preußischer Seite, insbesondere Hardenberg bezeichnete in seinem Bericht an den König das Friedenswerk als „sicher, ehrenvoll und vortheilhaft".

Sicher war aber: dieser Friedensvertrag trennte das Deutsche Reich fortan in eine nördliche Hälfte, die unter der Aegide Preußens die Vortheile eines neutralen Friedenszustandes genießen sollte, und in eine südliche, welche unter der Vorherrschaft Oesterreichs im Kriegsverhältnis mit Frankreich verblieb. Es war der Todesschnitt in den gelähmten Reichskörper, der erste vernichtende Schlag in den tausendjährigen morsch gewordenen Bau. In Wien empfand man die ganze Schwere und Bedeutung des Baseler Friedenstraktats, welcher die Einheit des Reichs auflöste und einen großen Theil der Reichsfürsten dem Einfluß des Kaisers entzog. Denn die im Norden der Demarkationslinie gelegenen Staaten, selbst Hessen und Hannover beeilten sich, die Verwendung Preußens nachzusuchen und die Vortheile der Neutralität für sich einzuthun, und blieben fortan theilnahmlose Zuschauer des Kriegs zwischen Frankreich und den Mächten, die noch bei der Koalition ausharrten. Selbst Georg III., der als König von England mit der Republik im Krieg war, schloß als Kurfürst von Hannover Frieden, aus Furcht vor einer militärischen Okkupation seines deutschen Landes durch Preußen. Er entging dadurch dem Schicksal des Erbstatthalters Wilhelm von Oranien, dem das Berliner Kabinett weder die Wiederherstellung in Holland, noch eine anderweitige Entschädigung zu erwirken vermochte. Dem König Friedrich Wilhelm ging es nahe und machte ihm in der Folge manche Beklemmung, daß man seine Schwester, die Prinzessin von Oranien, zu der Stellung einer „einfachen Privatperson" herabgebracht habe und daß die französische Verwaltung die Klevischen Lande so unbarmherzig aussog; allein sein Geist war gebrochen und sein Körper siechte infolge sinnlicher Reizmittel mehr und mehr dahin. Er ließ geschehen, was zu ändern er nicht die Kraft hatte.

Auch außerhalb Deutschlands traten jetzt Friedenswünsche zu Tage. Schon im Februar hatte sich Toscana mit der Republik vertragen, im Juli ahmte Spanien das Beispiel Preußens nach und schloß gleichfalls in Basel Frieden mit der Republik, und in Sardinien wurde König Viktor Amadeus von vielen Seiten gedrängt, sich mit den Pariser Machthabern zu vergleichen. Für die Abtretung von Savoyen und Nizza könnte ja leicht

im Mailändischen ein genügender Ersatz gefunden werden. So ging die Koalition mehr und mehr ihrer Auflösung entgegen, und der Grundsatz der solidarischen Interessen sämmtlicher monarchischer Staaten gegenüber der Revolution fand nur noch getheilte Geltung. „Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war frühe in einen selbstsüchtigen Kampf um Sonderinteressen umgeschlagen, und keiner von den Theilnehmern konnte vor dem anderen sich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundsatz bewährt, um dessenwillen der Krieg unternommen war."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Anarchie und Geldnoth der Republik. — Royalistisch-priesterliche Umtriebe. — Die Royalisten auf Quibéron. — Manifest Ludwigs XVIII. — Ausgang des Vendéer Bürgerkriegs. — Der Feldzug am Rhein.

Während so dem Ausland gegenüber Frankreich, gestützt auf seine allerwärts siegreichen Heere, das was man eine Regierung nennt, besaß, hatte es eine solche für das Inland nicht. Hier herrschte vielmehr unter Theuerung und Massenelend, allgemeine Gesetzlosigkeit und wilde Selbsthilfe, Anarchie und Bürgerkrieg. Der ganz eigenthümliche Zustand, den die Knüppelgarde „der jungen Leute von Paris" auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, in den Cafés und in den Sektionen hergestellt, erzeugte wenigstens in der Hauptstadt des Landes einen trügerischen Anschein von öffentlicher Ruhe und Ordnung, der freilich alle Augenblicke durch Meutereien von unten und Ausschreitungen von oben her durchbrochen ward. In der Provinz aber, wo keine Truppen standen, gab es nicht einmal einen solchen Schleier, hinter dem man Staatsgewalt vermuthen konnte. Die royalistischen Massenmorde, welche die militärisch organisirten Mörderbanden, die Sonnen- und Jehubanden wie wir oben gesehen, seit Anfang Mai 1795 in Lyon, in Aix, in Tarascon, Marseille und anderen Orten im Süden am hellen Tag vor allem Volk begehen konnten, bildeten eine himmelschreiende Anklage gegen ein Regiment, das solche Greuel nicht zu verhüten, nicht zu hemmen, nicht zu strafen vermochte. Eine ganze Reihe tyrannischer Gesetze hatte der Konvent theils aufgehoben, theils fallen lassen; aber wie das nicht die freie That gesetzgeberischer Weisheit war, so ward es auch nicht als befreiende Reform empfunden, denn fast jedes Heilmittel

erzeugte ein neues Uebel, wenn es das alte nicht verschlimmerte. Nächst dem Gesetz über die Verdächtigungen war mit keinem ein ärgerer Mißbrauch getrieben worden, als mit dem Dekret vom 29. September 1793, welches für eine ganze Reihe von Gegenständen des täglichen Bedarfs (Fleisch, Speck, Butter, Oel, Salzfische, Wein, Branntwein, Essig, Obstwein, Bier, Brennholz, Kohle, Talglichte, Salz, Seife, Zucker, Leinen, Wolle, Schuhe, Tabak u. s. w.) die Preise von 1790 bis zum September 1794 als Zwangspreise (Maximum) festsetzte. Das Gesetz, das später erweitert und vervollständigt ward, stand und fiel mit dem Terrorismus, ohne den es weder einzuführen noch aufrecht zu erhalten war. Am 23. Dezember 1794 wurden die Dekrete über das Maximum abgeschafft und augenblicklich trat ein rasendes Emporschnellen aller Preise und eine ebenso fürchterliche Entwerthung der Assignaten ein, d. h. des Papiergeldes, in welchem der Staat seine Steuern, der Krieger seinen Sold, der Beamte seinen Gehalt, der Hauseigenthümer seine Miethe, der Grundbesitzer seine Pacht, der Arbeiter seinen Tagelohn erhielt. Gegen die entsetzlichen Verluste, die das unaufhaltsame Sinken der Assignaten herbeiführte, fand der Konvent nur ein Mittel: nämlich die Ausgabe neuer Assignaten. Am 3. November 1794 waren ihrer im Umlauf 6 Milliarden 400 Millionen und am 13. Juli 1795, noch nicht neun Monate später, waren es 12 Milliarden, beinahe das Dopelte geworden.

Es lag auf der Hand, daß eine Republik solcher Art keines ernstlichen Widerstandes fähig gewesen sein würde, wenn es eine monarchische Partei gegeben, die stark war durch ein populäres Haupt und durch bedeutenden einheimischen Anhang. Aber solch eine monarchische Partei gab es in Frankreich nicht, und den Royalisten, die es innerhalb und außerhalb Frankreichs gab, fehlte für einen aussichtsvollen Kampf selbst gegen diese Republik nicht weniger als Alles; es fehlte ihnen der Held, der sie begeisterte, es fehlte das Heer, das militärisch geschult war; und für diesen doppelten Mangel entschädigten, wie wir gleich sehen werden, weder die Schätze des reichen England noch die Rauflust der Landstürmer in der Bretagne und Vendée.

Die Royalisten glaubten das freilich nicht. Sie rüsteten zu einem Schlage. Ermuthigt wurden sie dazu durch die Thatsache, daß der Baseler Friede durchaus nicht, wie man geglaubt und erwartet, die Einleitung und Grundlage eines allgemeinen Weltfriedens abgab. Zwar war es kein Geheimniß, daß zwischen den Agenten des österreichischen Ministers Thugut und einigen Konventsmitgliedern, besonders Sieyès, diplomatische Besprechungen stattgefunden, daß auch der Wiener Kaiserhof einem Frieden nicht abgeneigt sich zeigte, wenn für die Abtretung der ehemaligen österreichischen Niederlande ihm das Kurfürstenthum Bayern als Ersatz zugesichert würde; allein der Plan kam nicht zur Ausführung, weil England jetzt einen neuen Subsidienvertrag anbot und die russische Kaiserin Katharina

die Koalition gegen Frankreich mit einer Flotte und einer Landarmee zu unterstützen versprach. Der Krieg hatte also seinen Fortgang und zwar sowohl in Deutschland, das nunmehr in zwei Heerlager getheilt war, als zur See und an den westlichen Küsten Frankreichs. Dadurch ermuthigt, waren die royalistischen Emigranten, vor allen der in Verona weilende Graf von Provence, der sich jetzt nach dem wirklichen oder angenommenen Tode des unglücklichen Sohnes Ludwigs XVI. im Temple (s. Kap. 23) „König Ludwig XVIII." nannte, und der Graf von Artois, der um diese Zeit von Petersburg nach England übersiedelte, auf's Eifrigste bemüht, im Innern Frankreichs die Royalisten zum Widerstand und zur Empörung zu reizen. Ihre Agenten, besonders der intrigante Abbé Brottier und der rastlose Chouan Graf La Puisaye, der bei den englischen Ministern Pitt und Windham unbedingtes Vertrauen genoß und durch sie für Bekämpfung der Revolution über Kriegs- und Geldmittel Englands fast uneingeschränkte Verfügung hatte, setzten Alles in Bewegung, um das republikanische Regiment zu Fall zu bringen. England und Oesterreich gaben sich von Neuem den Einflüssen der Emigranten hin und leisteten ihren konspiratorischen Umtrieben Vorschub; die royalistischen Parteigänger suchten die Unternehmungen des Auslandes durch Aufwiegelungen und royalistische Umtriebe zu fördern. So sehr auch Hoche und die Konventskommissarien sich bemühten, seit den Friedensverträgen von La Jaunais und La Mabilais dem greuelvollen Bürgerkrieg in der Vendée und Bretagne ein Ende zu machen, die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen und zur Anerkennung der republikanischen Ordnung zu bewegen: die Aufreizungen der Emissäre und Zwischenträger der Ausgewanderten, die agitatorischen Umtriebe der priesterlichen und royalistischen Fanatiker ließen es zu keiner aufrichtigen Versöhnung, zu keinem gegenseitigen Vertrauen kommen. Die Fortschritte der Reaktion im südlichen Frankreich warfen neuen Zündstoff in die aufgeregten Gemüther der Chouans und Vendéer. Es war umsonst, daß die neuen Konventskommissarien im Einverständniß mit Hoche in einer Proklamation vom Mai 1795 allen Bewaffneten strengste Bestrafung, allen ruhigen Einwohnern Schutz, Sicherheit und freien Gottesdienst ankündigten, und daß der Oberbefehlshaber acht Bandenführer, darunter Cormatin, in Haft nehmen ließ; die royalistisch-priesterliche Verhetzung und das Vertrauen auf die Hilfe des Auslandes führten zu neuen Schilderhebungen.

Nie waren die Emigranten so thätig und hoffnungsreich als im Frühling und Sommer des Jahres 1795. Aus ganz Europa strömten ausgewanderte Royalisten nach England, um unter der Führung von Puisaye und d'Hervilly an dem Kriegszug gegen die Westküste Frankreichs theilzunehmen, zu dem die englische Regierung ein Landungsgeschwader und eine reichliche Menge von Kriegsbedarf aller Art, von Waffen, Pulver und Geschütz, von Lebensmitteln und Uniformen lieferte. Mit acht Fregatten und zehn kleineren Fahrzeugen führte am 10. Juni Sir John Warren die

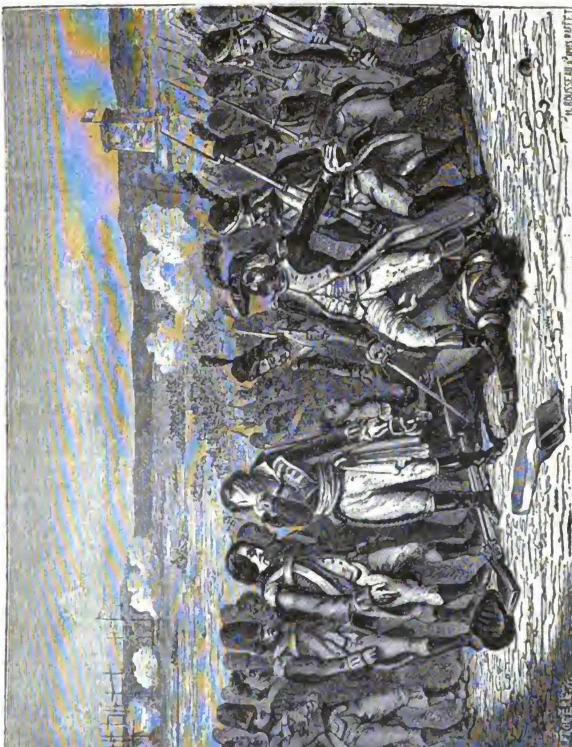
Kriegsmannschaften und Vorräthe an der Landspitze Quibéron vorbei in die Bucht von Morbihan, die unfern von der Seestadt Vannes in die südliche Bretagne sich hineinzieht, geleitet von 15 Linienschiffen. Die Expedition sollte den Royalisten Frankreichs das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den Konvent geben und zugleich den Operationen der österreichischen Rheinarmee Vorschub leisten. Eine republikanische Flotte, welche das Unternehmen verhindern wollte, wurde durchbrochen und in die Flucht geschlagen, so daß Warren bei Carnac zwischen der Halbinsel Quibéron und dem Golf von Morbihan landen und in den nächsten Tagen die Ausschiffung bewerkstelligen konnte. Es mochten gegen 4000 Emigranten sein, die Graf Puisaye an's Land führte; mit ihnen verbanden sich etwa 10,000 Chouans unter dem Befehl des uns von früher bekannten Georges Cadoudal; bald waren sie im Besitz des umliegenden Landes von Auray bis Vannes. In ganz Frankreich geriethen die Royalisten und Klerikalen in Bewegung; in Paris und in anderen Städten bildeten sich Bourbon'sche Komites, welche im Interesse der Prinzen wirkten; die Abneigung des Landes gegen den Konvent kam den Aufwieglern zu statten; es schien, als ob die Tage der Republik zu Ende gingen und die Monarchie wieder im Triumph einziehen würde.



Puisaye.

Da trat es aber rasch zu Tage, wie wenig noch die Dinge zu einer royalistisch-klerikalen Restauration angethan waren, wie weit die Ziele und Tendenzen der Führer auseinander gingen. Während Puisaye, einst Mitglied der verfassunggebenden Nationalversammlung und mit den Girondisten befreundet, als Agent Ludwigs XVIII. für eine Versöhnung der Parteien unter der Fahne einer konstitutionellen Monarchie und mit Anerkennung der durch die Revolution geschaffenen Staatsordnung wirkte, steuerte Brottier, der Vertraute des Grafen von Artois, auf eine Rückführung des monarchisch-feudalen Zustandes von ehedem los. Ludwig XVIII. verfehlte nicht in öffentlichen Kundgebungen mit großem Nachdruck auf den Abgrund hinzuweisen, der zwischen dem gewordenen und dem gewesenen Frankreich klaffte. In einem aus Verona vom 24. Juni 1795 datirten Schreiben hatte er dem Papst mitgetheilt, daß er, nunmehr allerchristlichster König geworden, es als seine erste Sorge betrachten werde, die katholische und römische Religion in seinem Königreich zur Blüthe zu bringen. Dann erschien ein Manifest,

welches mit den Worten begann: „Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, an all Unsere Unterthanen Gruß“ und endete mit den Worten: „Gegeben im Monat Juli des Jahres der Gnade 1795, dem



Auf Quiberon.

ersten Jahre unserer Regierung.“ Die Sprache des neuen Frankreichs hatte nun zwar ihren Zauber längst verloren, keines ihrer Schlagwörter zündete mehr; aber geblieben war der Abscheu vor dem alten Regime, und gewachsen war die Angst vor der fürchterlichsten aller Revolutionen,

welche jeder Versuch einer Wiederherstellung desselben bedeutet haben würde. An ein Wiederaufleben der feudalen Vorrechte dachte man dabei viel weniger als an eine Zurückforderung der Kirchen- und Adelsgüter, welche inzwischen als Nationalgüter verkauft worden waren. In diesem ungeheuren Eigenthumswechsel lag die unerbittlichste all der Thatsachen, die eine Monarchie nicht bloß unbedroht lassen, nein, rückhaltlos anerkennen mußte, wenn sie diesem Lande in irgend einer Gestalt möglich erscheinen sollte, und gerade dazu waren die Bourbonen damals noch nicht im Stande. Das erste Manifest Ludwigs XVIII. sagte von dieser ganzen Frage kein Wort: es pries die „alte monarchische Verfassung" und versprach sie wiederherzustellen in ihrer ursprünglichen, von Mißbräuchen nicht entstellten Reinheit; es verhieß Gnade den Verführern des Volks und drohte fürchterliche Rache denen, welche für den Tod des Königs gestimmt oder die Königin auf's Blutgerüst gebracht, und sagte schließlich: nie würden vergessen werden die Dienste der „unbesiegbaren Helden, welche Gott zur Vertheidigung von Thron und Altar berufen"; „Herrliche katholische und königliche Armeen, würdig allen Franzosen zum Vorbild zu dienen, empfangt dieses Zeichen der Befriedigung eures Souverains". Dieses Königthum gehörte also den Emigranten, den Chouans, den Vendeern, d. h. dem Fanatismus der Gegenrevolution, der sich eben in den royalistischen Massenmorden in der Provence so grausig enthüllt hatte, und damit war Alles gesagt für die Nation, noch mehr für die Armee. Was für jene die Frage der Nationalgüter, das war für diese die Frage der Offiziersstellen. Wenn Ludwig XVIII. eine andre Armee als die der Emigranten, der Chouans und der Vendeer nicht kannte noch kennen konnte, so bedeutete sein Gelangen auf den Thron die sofortige Absetzung Aller, die im Dienst gegen die Vertheidiger von Thron und Altar Lieutenants, Hauptleute, Oberste und Generäle geworden waren, und die Wiederunterwerfung aller Mannschaften unter denselben Adel, der an dem Abfall der Armee vom Königthum die meiste Schuld getragen hatte. So erschien das Manifest Ludwigs XVIII., auch abgesehen von den rasenden Ausfällen der Presse der Royalisten,*) wie eine Kriegserklärung gleichzeitig an den Konvent und an die Armee. Die Antwort beider war, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, ihr Zusammenwirken bei einem Verfassungswerk, dessen Begründung schon eine politische Achtung der Royalisten war. Dazu kam, daß auch die einflußreichsten Insurgentenführer in der Vendée uneinig waren. Aus Neid auf Charette, den Ludwig XVIII. zum Generallieutenant erhoben, hielt sein

---

*) In seinen **Observations sur la conduite des puissances coalisées** erklärte derselbe Graf d'Entraigues, der 1788 in seinem **Mémoire sur les états généraux** gegen Despotismus und Erbadel gewüthet hatte wie verrückt, inzwischen aber ausgewandert und bekehrt worden war, als „Königsmörder" schon die Abgeordneten in Acht, die den Eid im Ballhaus geleistet. Aehnlich maßlos äußerten sich andre Flugschriften derselben Farbe, so daß Mallet du Pan einem Freunde ganz verzweifelt schrieb: „Ich überlasse Ihnen den Eindruck zu ermessen, den diese Greuel in Paris gemacht haben. Jeder hat darin sein Schicksal gelesen. Jeder hat sich gesagt: bei der Wahl zwischen so unversöhnlichen Feinden und den Republikanern, die uns die Arme öffnen, kann man nicht schwanken." Und im Konvent sagte Doulcet de Pontécoulant Namens des Wohlfahrtsausschusses: „Bis hierher haben die Republikaner um den Ruhm gekämpft: heute werden alle Franzosen um ihr Leben fechten. Republikanische Anglomanen von 1789, Konstitutionelle von 1791, dasselbe Schicksal ist euch vorbehalten. Marschirt deßhalb alle, marschirt zusammen, um Henker auszurotten, die nichts denken als Rache."

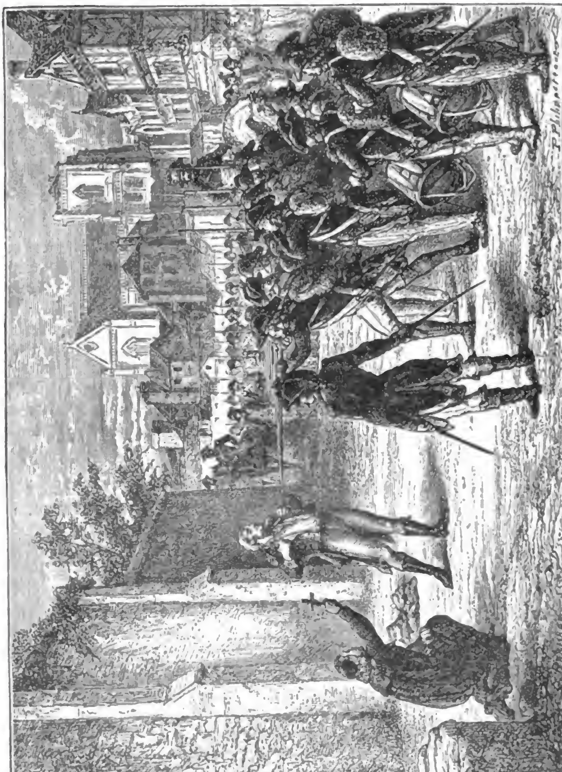
Nebenbuhler Stofflet seine Schaaren von der Theilnahme am Kampfe zurück; und Graf d'Hervilly, ein eigensinniger und fanatischer Emigrant der unversöhnlichsten Art, wollte sich nicht dem Grafen Puisaye unterordnen, den er ebenso bitter haßte, wie die Republikaner. Anstatt daß Beide mit vereinigten Streitkräften in das Innere der Halbinsel vorgedrungen wären und die Chouans an sich herangezogen hätten, richtete d'Hervilly sein ganzes Augenmerk auf die Besetzung der schmalen, sandigen, nur von einigen Fischern bewohnten Landzunge Quibéron und die Bewältigung des Forts Penthèvre am nördlichen Ende derselben, ließ aber Puisaye und die aufständischen Bauern in der Gegend von Auray ohne allen Beistand. Dadurch fand der umsichtige General Hoche Zeit, seine geringe Mannschaft durch Herbeiziehung der Generäle Dubayet und Canclaux zu verstärken und den Feind vom weiteren Vordringen abzuhalten. Umsonst versuchten die Insurgenten das befestigte Lager von St. Barbe zu erstürmen; von den Wällen zurückgeschlagen, zerstreuten sie sich in kleinen Abtheilungen über das Land oder zogen sich nach Quibéron, wo bald eine Volkszahl von 20,000 zusammengedrängt war, ohne Obdach und genügende Nahrungsmittel. Die im Lande umherziehenden Haufen wurden in kleinen Gefechten aufgerieben, wobei der Ritter von Tinteniac den Tod fand; und als d'Hervilly mit 3500 Emigranten über die Bucht setzte und am 18. Juli bei Carnac in ein Treffen sich einließ, erlitt er eine Niederlage durch den überlegenen Feind und wurde selbst im tapfern Kampf auf den Tod verwundet. Was nicht umkam, rettete sich nach der Halbinsel unter den Schutz des Forts Penthèvre und der englischen Kriegsschiffe.

Dort landete um dieselbe Zeit eine zweite Abtheilung von 1500 Emigranten unter dem jungen Grafen von Sombreuil. Die Engländer hatten die Reihen der Emigranten mit etlichen Tausend französischen Kriegsgefangenen verstärkt, die im Herzen republikanisch gesinnt waren; auch unter den Besatzungstruppen des Forts, die nach der Uebergabe in d'Hervilly's Dienste getreten, theilten viele diese Ansichten. Hoche und die Konventskommissäre Tallien und Blad, die auf die Kunde von der Landung auf den Kriegsschauplatz gesandt worden waren, erhielten durch einen Ueberläufer genaue Kunde über die Lage der Dinge. Darauf baute der General einen kühnen Kriegsplan. Während er selbst von der Vorderseite das Fort belagerte, schlichen in einer stürmischen Nacht zur Zeit der Ebbe zwei Heerhaufen auf den beiden schmalen von den Wellen gepeitschten Seiten zwischen dem Fuß des Festungswerks und dem Atlantischen Meer nach der andern Seite, wo sie von ihren Gesinnungsgenossen freudig empfangen wurden. Im Rücken und in der Fronte zu gleicher Zeit angegriffen, vermochte das Fort keinen dauernden Widerstand zu leisten. Am Morgen des 20. Juli waren die Republikaner Meister des festen Ortes und damit der ganzen Landzunge. Und nun drängten die Royalisten und die Tausende von Flüchtigen jedes Alters und Geschlechts, die sich dahin gerettet hatten, nach dem südlichen Theil, um dort von den englischen Fahrzeugen aufgenommen zu werden. Aber es dauerte mehrere Stunden, ehe man auf den Schiffen die Nothzeichen vernahm

und verstand und sich dem Lande näherte. Unterdessen rückten die Republikaner, verstärkt durch die Ueberläufer, immer drohender heran. Hoche verzögerte absichtlich den Marsch aus Menschlichkeit; aber Tallien, bei dem wieder der alte Jakobiner erwachte, drängte vorwärts. Bald fielen feindliche Kartätschen und Flintenkugeln in die dichte Menschenschaar, welche sich in Todesangst in die Boote stürzte, um auf die Flotte gerettet zu werden. Die Einschiffung ging in wilder Unordnung und unter Szenen des Entsetzens vor sich. Im Rücken der heranstürmende Feind, von der See her das Kanonenfeuer der Engländer, welche den Marsch der republikanischen Truppen zu hemmen suchten. Puisaye brachte frühzeitig seine Person und seine Briefschaften in Sicherheit, indem er sich unter den Ersten auf die Flotte rettete; er sehnte sich nicht nach der royalistischen Märtyrerkrone. Der junge hochherzige Sombreuil dagegen, dessen greiser Vater unter der Guillotine gefallen war, verschmähte die Flucht und suchte mit seinen tapfersten Kampfgenossen die Abfahrt zu decken. Aber während noch die Einschiffung im Gange war, stürmten die republikanischen Truppen unter den Generälen Humbert und Menage heran. Man hörte den Ruf: „Ergebt Euch, es soll Euch nichts geschehen!“ Aber wie sollte im Getümmel und im Eifer des Kampfes der Ausruf Beachtung finden? Erst als noch die letzten der Londoner Kriegsgefangenen zum Feind übergingen und für die Emigranten Alles verloren war, legten Sombreuil und seine Gefährten die Waffen ab. Hoche begegnete ihm mit Achtung, aber ihre Berufung auf die angebliche Kapitulation wies er als unbegründet zurück. Er habe keine Ermächtigung dazu ertheilt. Er hemmte die weitere Einschiffung und gebot, daß man alle Gefangenen, über 6000 Menschen, nach Vannes und Auray schaffe. Dort setzte man die Weiber, Kinder und diejenigen, welche zur Theilnahme gezwungen worden, in Freiheit; die Emigranten aber, etwa 1000 an Zahl, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Gern hätte Hoche den Grafen Sombreuil gerettet, aber der tapfere Edelmann wies den Vorschlag standhaft zurück; ja, er erbot sich zum Sühnopfer für die Gefährten. Der republikanische General zog darauf mit seinen Truppen in das innere Land, um an der Blutarbeit keinen Antheil zu nehmen. Im Konvent beschloß man auf Talliens Antrag, dem Gesetz seinen Lauf zu lassen. Der alte Montagnard wollte nicht der Verdächtigung seiner Gegner, als ob er Sympathien für die Royalisten hege, Raum geben. Und so wurden denn sechs- bis siebenhundert Emigranten, Offiziere und Mannschaften, an ihrer Spitze der ritterliche Sombreuil, der eine junge schöne Braut in England zurückgelassen hatte, zum Tode verurtheilt und erschossen. Noch jetzt bezeichnet man den Ort der Hinrichtung in Auray als die Opferwiese. Zur Vergeltung ließ darauf Charette eine gleiche Anzahl gefangener Republikaner niedermachen. Mit solchen Blutszenen weihte man die Wiederkehr des 9. Thermidor ein.*)

*) In England zog der unglückliche Ausgang der Expedition der Regierung schwere Vorwürfe zu. Man beschuldigte sie, daß sie das Unternehmen nicht ausreichend unterstützt habe. Diese Beschuldigung war wenigstens in Betreff der Anschaffungen und Ausrüstungen unbegründet. An Geldaufwand hatte es das Ministerium nicht fehlen lassen. Pitt tröstete sich, daß bei der Expedition wenigstens kein Blut geflossen, erhielt aber von Sheridan die Entgegnung, dafür sei englische Ehre aus allen Poren geströmt.

In der **Vendée** aber hatte die Landung der Emigranten auf Quibéron neue Hoffnung und Kriegslust geweckt. Diese wurde noch erhöht, als einige



Charette's Tod.

Wochen später eine neue Sendung von Waffen, Munition und Uniformen eintraf zugleich mit der Nachricht, der Graf von Artois werde mit einer Anzahl französischer Offiziere auf englischen Schiffen an der Küste landen und

sich an die Spitze der Insurgenten stellen. Wirklich ging auch der Prinz mit einigen tausend Emigranten und Engländern in Portsmouth unter Segel. Eine neue kriegerische Begeisterung erfüllte die Herzen der Aufständischen im Süden und Norden der Loiremündung. Charette und Stofflet erwarteten eine allgemeine Schilderhebung der klerikal-royalistischen Bevölkerung in ganz Frankreich unter Bourbonscher Fahne. Allein wie wenig gingen auch diese Erwartungen in Erfüllung! Nach längerem zwecklosem Aufenthalt in derselben Unglücksbai von Quibéron und an der Insel Noirmontiers und nach vielem Berathen über den Landungsplatz, legte sich endlich die Flotte bei der kleinen Felseninsel d'Yeu vor Anker. Von dort aus erhielt Charette eine Botschaft, er möge seine Truppen nach der Küste führen, wo sich der Prinz und seine Begleiter mit ihm vereinigen würden. Als aber der Insurgentenführer mit seinen Royalistenhaufen am Strande erschien, brachte ihm am 10. Oktober ein zweiter Adjutant einen Ehrendegen und die Nachricht, der Prinz habe die Landung auf eine günstigere Zeit verschoben. Zornig ließ der Feldherr dem Bourbon melden, diese Nachricht sei sein eigenes Todesurtheil. Er wußte, daß das Scheitern dieser letzten Hoffnung die ermüdete und friedenbedürftige Vendée dem republikanischen General, der Menschlichkeit mit Kraft und militärischer Erfahrung verband und mit diktatorischer Gewalt über eine beträchtliche Streitmacht gebot, in die Arme führen würde. Das ganze Unternehmen hatte nur die Folge, daß unermeßliche Kriegsbeute in die Hände der Republikaner fiel, und daß die Nation die Ueberzeugung gewann, die Emigration sei unfähig, die Fahne des Royalismus wieder aufzupflanzen. Ohne irgend eine Waffenthat unternommen zu haben, segelte der Bourbon wieder ab. „Mir bleibt nun nichts mehr übrig," sagte Charette, „als zu fliehen oder zu sterben, ich werde sterben." Der Tod ließ nicht lange auf sich warten. Nach tapferem Kampf in der Feldschlacht besiegt und mit Wunden bedeckt, gerieth der Insurgentenführer in Gefangenschaft und wurde durch kriegsgerichtlichen Spruch in Angers zum Tode verurtheilt. Es wurde schon früher gemeldet, daß die beiden kühnen Rebellenführer Charette und Stofflet am 24. und 26. Februar 1796 erschossen wurden.

Wenn die Engländer bei der Unterstützung des Emigrantenzuges nach dem westlichen Küstenland Frankreichs die Absicht hatten, den österreichisch-deutschen Heeren am Rhein eine Erleichterung zu verschaffen und eine Theilung und Schwächung der französischen Streitkräfte herbeizuführen, so wurde dieser Zweck nicht verfehlt. Mit den Erfolgen im Westen hielten die Waffen der Republikaner im Osten nicht gleichen Schritt. Ermuthigt durch den Sieg über die Emigranten und Engländer ertheilte nämlich der Wohlfahrtsausschuß den beiden Feldherrn Pichegru am Oberrhein und Jourdan am Niederrhein die Weisung, mit höchstem Nachdruck über den Strom vorzugehen, ihre Heere auf feindlichem Gebiet zu erfrischen und die deutschen Staaten zum Frieden auf Gnade und Ungnade zu zwingen. Oesterreich sollte dadurch genöthigt werden, die Niederlande, deren Einverleibung in die französische Republik der Konvent am 1. Oktober verfügte, sowie alle linksrheinischen Besitzungen abzutreten. Die Franzosen überschätzten aber ihre

Kräfte und stießen auf heftigeren Widerstand als sie erwartet hatten, sie erlitten Niederlagen an denselben Orten, in die sie vorher als Sieger eingezogen waren, wenngleich die bayrisch-pfälzische Regierung sich wieder ebenso kleinmüthig und zweideutig benahm, wie im Jahre 1792. Noch einmal fiel ein letzter Sonnenblick auf die österreichisch-deutschen Waffen. Unter der Anführung der wackern Feldherrn Clerfait und Wurmser widerstanden die österreichischen und süddeutschen Armeen mit Erfolg den französischen Heeren, die, im Vertrauen auf die Zwietracht der deutschen Fürsten, auf die Feigheit und Verrätherei vieler Beamten und Befehlshaber, den Rhein überschritten und, nachdem ihnen der pfälzische Minister Hompesch feigherzig die Stadt Düsseldorf übergeben, am Main und Neckar Eroberungen zu machen suchten. Erschreckt flüchteten sich, wie drei Jahre früher, die geistlichen und weltlichen Höfe am Rhein in das Innere des Reichs, hinter den Schutz der Neutralitätslinie; alle Straßen waren mit Auswanderern und Fliehenden gefüllt. Heidelberg und das Neckarthal fielen in die Hände des Feindes. Aber bald führten die österreichischen Waffen eine Wendung herbei. Nach Clerfaits Sieg bei Handschuchsheim über Pichegru und nach den glücklichen Gefechten der Oesterreicher an der Nidda mit Jourdan zogen sich die Franzosen über den Rhein zurück, ihre Flucht mit Raub, Verwüstung und thierischen Ausschweifungen bezeichnend. Nun gedachten die Franzosen die Festung Mainz, die sie mit starken Belagerungswerken umgeben hatten, wieder in ihre Gewalt zu bringen. Aber auch dieses Vorhaben wurde vereitelt. In einer stürmischen Oktobernacht drang Clerfait in die Schanzen ein und am nächsten Morgen (29. Oktober) war der Feind hinausgeworfen. Der glorreiche Sieg bei Mainz, der 138 Geschütze und 1700 Gefangene in Clerfaits Hände brachte und die deutsche Waffenehre glänzend herstellte, verschaffte dem österreichischen Oberfeldherrn den Besitz des überrheinischen Landes und setzte ihn in den Stand, den Franzosen am 22. November Heidelberg wieder zu entreißen und nach einem furchtbaren mehrtägigen Bombardement die feste Hauptstadt Mannheim zu erobern, die der pfalzgräfliche Befehlshaber Oberndorf auf geheime Weisung von München bei der ersten Aufforderung mit den reichen Vorräthen an Kriegsbedarf schmachvoll dem Feind übergeben hatte, wie vorher Hompesch die andere Hauptstadt Düsseldorf. Ein Theil der Stadt lag in Trümmern, als die Deutschen wieder einzogen. Hunger und Kriegsnoth drückten mit schwerem Gewicht auf die gesegneten Fluren am Rhein, als der siegreiche Feldherr, verstimmt über die ränkevolle Regierung Thuguts und die ungerechten Vorwürfe des Kriegsraths, zum allgemeinen Erstaunen seine Entlassung begehrte und auch wirklich erlangte. Sein Nachfolger wurde Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, der bald glänzende Proben eines ausgezeichneten Feldherrntalents ablegte. Nur der Abschluß eines Waffenstillstands, zu dem sich die österreichischen Generäle im Winter von 1795—96 durch die Nothstände ihrer Armeen gezwungen sahen, schützte die Franzosen vor weitern Unfällen. In Wien betrieb man aber den Krieg am Rhein sehr lässig, weil Minister Thugut, dessen Haß und Mißtrauen gegen Preußen, auch nachdem die polnischen Theilungsverträge endlich abgeschlossen

waren, ungeschwächt fortdauerten, sich nicht entschließen konnte, das gegen jene Macht aufgestellte Beobachtungsheer für den französischen Krieg zu verwenden. In den Augen des österreichischen Ministers war Preußen „die leibhafte Verkörperung politischer Verworfenheit". Als sich Rußland und England bemühten, ihm eine günstigere Meinung beizubringen, sagte er voll Aerger: „Preußen will wie immer alle Parteien betrügen, sich zwischen den kriegführenden Mächten halten, deren Erschöpfung benutzen, endlich allen den Frieden nach seinen Wünschen vorschreiben und dabei für sich selbst greifbaren Vortheil ernten." In diesem Gegensatz lag der Hauptgrund des Unglücks, das bald genug über Deutschland hereinbrechen sollte.

II. Das Direktorium.

(1795—1799).

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Verfassung vom Jahre III. — Die Fructidorbeschlüsse. — Die Pariser Sektionen im Aufstand. — Napoleon Bonaparte am 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795). — Das Direktorium. — Napoleon's Lebenslauf. — Resultate der gesetzgeberischen Thätigkeit des Konvents.

Mittlerweile waren in Paris Ereignisse eingetreten, welche der Weltlage bald eine neue Gestalt geben sollten. Um die Zeit, da der Konvent die letzten anarchistischen Zuckungen siegreich niederwarf und da die republikanischen Heere die klerikal-royalistische Schilderhebung erfolgreich bekämpften und die Trikolore auf dem rechten Rheinufer entfalteten, hatte der Konvent gleichsam als Antwort auf Ludwigs XVIII. im vorigen Kapitel erwähntes Manifest den Neubau der Verfassung Frankreichs unternommen und vollendet. Die Aufgabe war, wie der Berichterstatter an den Konvent, Boissy d'Anglas, sich am 23. Juni ausgedrückt, zu lernen „aus den Verbrechen der Monarchie, aus den Irrthümern der Konstituante (verfassunggebenden Nationalversammlung), den Widersprüchen der Legislative, den Verbrechen der Decemvirntyrannei, dem Elend der Anarchie, den Leiden des Konvents, den Greueln des Bürgerkriegs." Der Kerngedanke des Ganzen aber war die Verbürgung der neuen Gesellschaftsordnung und Eigenthumsvertheilung durch die Republik und die Bewaffnung derselben gegen Emigranten und Royalisten. Dieß geht aus den Hauptbestimmungen der Verfassung, welche hauptsächlich das Werk Daunou's war, klar und deutlich hervor. In der neuen Staatsform bleiben zwar die Prinzipien und Errungenschaften der Revolution unangetastet, die Volkssouveränetät anerkannt, aber ihre Ausübung ist in feste Linien eingeschlossen und auf gewisse gesetzlich bestimmte Willensakte beschränkt, die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten sind genau begrenzt,

die bürgerlichen Rechte und Pflichten in ein Gleichgewicht gesetzt. Vor allem wurde gegenüber den utopischen Gleichheitsträumereien der Kommunisten und den Doktrinen von einem angeblichen Naturrecht der Schwerpunkt des Staats auf Besitz und Eigenthum gelegt. „Ein Land, das durch die Besitzenden regiert wird," sagt Boissy d'Anglas, „ist in der richtigen sozialen Ordnung; die Regierung der Besitzlosen ist der rohe Naturzustand." Demgemäß wurde in dem Verfassungsentwurf das bürgerliche Wahlrecht und der Eintritt in die Nationalversammlung an eine aktive Steuer und einen festen Wohnort geknüpft. Der besitzenden Klasse, die durch Ankauf von mit Assignaten bezahlten Nationalgütern reich geworden war, wurde jede nur erwünschte Sicherheit gegeben. Neue Begnadigungen von Emigranten wurden ausdrücklich untersagt, die Einziehung von Emigrantengütern für unwiderruflich erklärt und für ebenso unwiderruflich der rechtmäßige Erwerb derselben durch die neuen Besitzer; erforderliche Entschädigungen Dritter hatte der Staatsschatz zu leisten. Ferner wurde die Regierungsform in der Art eingerichtet, daß die Gesetzgebung und Vollzugsgewalt getrennt war. Der gesetzgebende Körper, von Urversammlungen in kleinen Wahlkreisen gewählt, sollte in den Rath der Fünfhundert zerfallen, wozu ein bestimmter Zensus und ein Alter von dreißig Jahren erforderlich war, und in den Rath der Alten, halb so stark an Zahl, aber mit einem Alter von mindestens vierzig Jahren. Ueber die vollziehende Gewalt einigte sich die Kommission nach längern Verhandlungen dahin, daß die Fünfhundert eine Kandidatenliste aufstellen, aus welcher der Rath der Alten fünf Direktoren als höchste Regierungsbehörde zu wählen haben sollte. Mit den politischen Rechten des französischen Bürgers wurde ziemlich mitleidlos umgesprungen. Von Preßfreiheit, Vereins-, Versammlungs- und Petitionsrecht war in den Grundrechten nichts zu finden; die allgemeinen Bestimmungen aber legten der Bildung und Thätigkeit politischer Vereine solche Schwierigkeiten in den Weg, daß man wohl sagen konnte, sie seien dadurch zum Tode verurtheilt. Es hieß da: Keine Gesellschaft, welche sich mit politischen Fragen beschäftigt, kann mit einer andern Briefe wechseln, noch sich mit ihr verbinden, noch öffentliche Sitzungen halten; die Bürger können ihre politischen Rechte nur in den Urversammlungen und den Gemeindeversammlungen ausüben. Petitionen können nur von einzelnen Bürgern, niemals von Vereinigungen übergeben werden. Zusammenrottungen mit und ohne Waffen sind verboten; die ersteren sind sofort, die letzteren nach mündlicher Aufforderung mit Waffengewalt zu zerstreuen.



Daunou.

Ihrem Wortlaut nach trafen diese Bestimmungen allerdings nach allen Seiten; gemünzt aber waren sie, der Lage entsprechend, auf eine ganz bestimmte Richtung und das offenbarte sich in einem Beschluß, welcher unmittelbar nach Annahme des Entwurfs durch den Konvent als Hauptmittel „die Revolution zu schließen" ein ganz rechtloses und willkürliches Ausnahmegesetz verfügte. Es war das Dekret vom 5. Fructidor (22. Aug.), wonach zwei Drittel der Mitglieder des künftigen gesetzgebenden Körpers, also von den zusammen 750 Abgeordneten zum Rath der Alten und zum Rath der Fünfhundert, volle 500 aus den gegenwärtigen Mitgliedern des Konvents gewählt werden sollten: also ein offenes Eingeständniß der in der ganzen Versammlung lebenden Ueberzeugung, daß bei freien Wahlen, wie sie doch das republikanische Staatsrecht gefordert hätte, der ganze Konvent vom Erdboden hinweggefegt werden würde.

Der schäumende Unwille, den dieser Uebergriff bei dem Bürgerthum von Paris erregte, legte sich nicht, als der Konvent in einem weiteren Beschlusse am 13. Fructidor (30. August) die Auswahl dieser zwei Drittel den Wählern überließ, statt sie, wie der Ausschuß beantragt, selber vorzunehmen. Er wuchs, als der Konvent offener und offener den Beistand der Armee in Anspruch und in Aussicht nahm, indem er außer den Wählerschaften auch die Armee zur Abstimmung über die Verfassung berief und in der Nähe von Paris einige Tausend Mann Linientruppen für den Fall des Konflikts aufmarschiren ließ.

Das Bürgerthum, das sich jetzt in fast allen Sektionen von Paris gegen den Konvent mit steigender Leidenschaft vernehmen ließ, bestand durchaus nicht aus Royalisten, aber es ließ sich von den Fanatikern dieser Partei, deren Presse und Agentur eine überaus rührige Agitation unterhielt, vorwärts schieben und weiter und weiter in's Feuer treiben; insbesondere der Jugendklub, den wir kennen, richtete dieselben Batterieen, die er erst gegen die Jakobiner hatte spielen lassen, nunmehr gegen den Konvent. Das ganze Treiben, das sich nun entwickelte, erklärt sich nur aus der fast souveränen Stellung, die der Klub auf Kosten des Konvents seit Jahr und Tag inne gehabt und jetzt nicht aufgeben wollte, bloß weil es diesem von ihm auf's Tiefste verachteten Parlament von Verbrechern und Feiglingen gefiel, sich mit Hilfe des bewaffneten Jakobinerthums mit einem Mal wieder als Tyrann aufzuspielen.

Gegen die Zusammenziehung von Truppen bei Paris führten die Sektionen ganz dieselbe Sprache, wie Mirabeau am 8. Juli 1789 gegen die gleichen Maßregeln des Hofs. An der Spitze einer Abordnung der Sektionen der Champs-Elysées sagte einer der Führer des Jugendklubs, der nachmals berühmte Historiker Lacretelle, unter dem lauten Murren des Konvents: „Denkt daran, wie sehr der Militärdespotismus in Republiken zu fürchten ist. Rom fand darin das Grab seiner Freiheit, als es noch vertheidigt ward durch die Tugend Catos und die Beredsamkeit Ciceros. Die Laufbahn, die Ihr noch vor Euch habt, ist sehr kurz für die Wohlthaten, die man noch von Euch erwartet, verliert keinen einzigen Augenblick, dann könnt Ihr Euch vertrauensvoll vor die Abstimmung des Volkes stellen. Verdienet

seine Wahl und befehlet sie nicht." Unter Hinweis auf die Metzeleien, welche von Linientruppen unter jungen Bürgern von Nantes begangen worden waren, sagte die Abordnung einer andern Sektion: „In Nantes ist schon Blut geflossen. Wehe denen, die das Ansehen einer Stunde mißbrauchen, um so ihre Mitbürger zu prellen. Das ist die Frucht Eurer revolutionären Hinterlist. Dies unschuldige Blut komme auf Euer Haupt." Die Abordnung, die so sprach, gehörte dem Stadttheile an, welcher früher Sektion des Filles-Saint-Thomas geheißen hatte, und jetzt Sektion Lepelletier hieß; dieselbe, deren Grenadiere am 20. Juni 1792 so ritterlich bei der Königin Wache gehalten hatten.

Diese Sektion war's, die politisch und am Ende auch militärisch die Führung der ganzen Bewegung übernahm. Ihr erstes Ziel, die Dekrete vom 5. und 13. Fructidor bei der Volksabstimmung zu Fall zu bringen, verfehlte sie. Bei der am 6. September stattgefundenen Abstimmung der Urversammlungen wurde nicht bloß die Verfassung mit 914,835 gegen 41,892, sondern auch die beiden Dekrete mit 167,755 gegen 95,373 Stimmen angenommen. So wenigstens lautete die Berechnung, welche dem Konvent am 23. September als amtliche Wahrheit vorgelegt ward. Nachdem hiernach der Konvent die neue Verfassung sammt dem neuen Wahlgesetz als giltiges Staatsrecht ausgesprochen hatte, gab es für die Partei der Bewegung nur die Wahl zwischen Unterwerfung und bewaffnetem Aufstand. Für den letztern gab offenbar der Gedanke den Ausschlag, daß bei dem anscheinend vollständigen



Menou.

Uebergewicht der Sektionen der Konvent es zu einem ernsten Kampf gar nicht kommen lassen, sondern durch Widerruf seiner Dekrete den Sturm beschwören werde. Die 4000 Linientruppen, über die der Konvent verfügte, konnten vielleicht durch die Jakobiner der Vorstädte um 1500 Mann vermehrt werden. Dagegen stand die Nationalgarde von mehr als 20,000 Mann, die nach dem 9. Thermidor als bewaffnete Bourgeoisie neu organisiert worden war und in der die Armee des Jugendklub den Kern der Mannschaft und des Stabes bildete, wie eine wahre Großmacht da und am Abend des 4. Oktober (12. Vendémiaire) hatte es wirklich den Anschein, als sollte der Konflikt mit der kampflosen Niederlage des Konvents beendigt werden. General Menou kam mit drei Kolonnen vor die Sektion Lepelletier gerückt, um sie zu entwaffnen. Diese aber widerstand mit 800 Bajonetten und Menou schloß, um Blutvergießen zu vermeiden, eine Art von Waffenruhe, angeblich auf Grund beiderseitigen Abzugs. Thatsächlich aber zogen nur die Truppen ab,



Straßenkampf am 5. Oktober 1795.

während die Grenadiere der Sektion unter Waffen stehen blieben, wo sie waren, und sich laut des Sieges rühmten. Darüber große Entrüstung in dem übrigens sehr geängstigten Konvent und endlich um halb vier Uhr Morgens auf Antrag von Merlin (Douai) der Beschluß: „Der Brigadegeneral Barras ist zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht von Paris und der Armee des Innern ernannt. Alle Zivil- und Militärbehörden sind gehalten, ihm zu gehorchen. Die Abgeordneten Delmas, Goupilleau und Laporte sind seine Adjutanten."

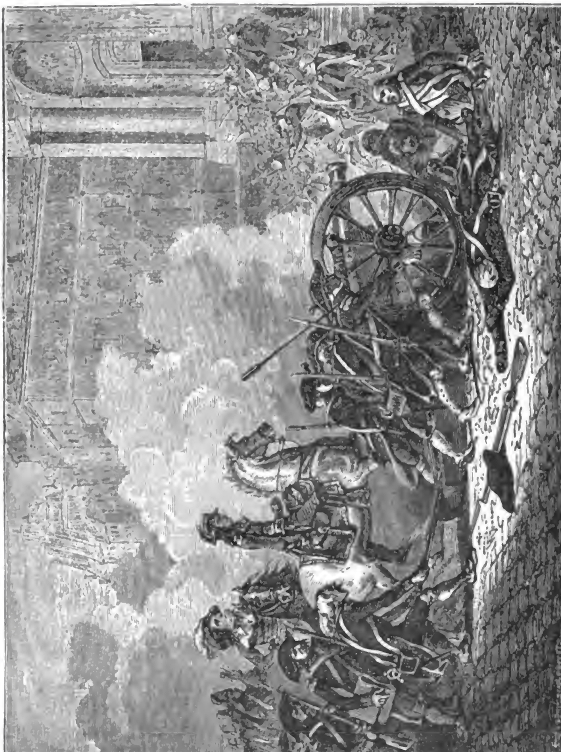
Der neu ernannte Oberbefehlshaber hatte den glücklichen Gedanken, den jungen Artilleriegeneral als Unterbefehlshaber anzunehmen, der vor Toulon sich zuerst glänzend hervorgethan, danach das „Topographische Bureau" im Wohlfahrtsausschuß geleitet hatte und seit dem 15. September ohne Stelle war. Es war der Bürger Bonaparte. Der sandte auf der Stelle einen Schwadronschef (Murat) mit 300 Reitern in das Lager von Sablons, um den dort stehenden Artilleriepark von 40 Geschützen eiligst nach der Stadt zu holen. Als Murat ankam, war dort auch eine Kolonne der Sektion Lepelletier mit derselben Absicht. Aber die Reiterei griff zu, das Fußvolk hatte das Nachsehen und die vierzig Geschütze fuhren in den Hof der Tuilerien ein, wo sie sofort an allen Ausgängen den Mündungen der Brücken und Straßen gegenüber aufgestellt wurden, so daß das alte Königsschloß sich binnen wenig Stunden in eine von Feuerschlünden und Bajonetten starrende Festung verwandelte.



Bonaparte.

Der Befehlshaber der Sektionen, General Danican, an sich ein Mann ohne alle Schneide, glaubte, die Stellung des Konvents sei in Folge dieser Rüstung unbezwinglich geworden. Nachdem der Morgen und Mittag des 13. Vendémiaire ohne Schwertstreich verstrichen war, schickte er am Nachmittag einen Parlamentär in die Tuilerien mit einem Schreiben, worin er erklärte, die Sektionen hätten die Waffen nur ergriffen, weil sie gefürchtet hätten, von den Terroristen, die der Konvent aufgeboten, abgeschlachtet zu werden. Er sei bereit, Alles auszugleichen, wenn man ihm eine Botschaft zuschicke, welche die Einwohner von Paris hierüber beruhige. Die „Terroristen", die Danican meinte, waren die 1500 Vorstädter, aus denen der Konvent drei Bataillone der "patriotes de 89" gebildet und deren Bewaffnung die einstigen Besieger eben dieser Leute ganz besonders empört hatte. Die Verhandlung der Ausschüsse über den Vorschlag Danican's

nahm einen Umfang und einen Charakter an, der dem General Bonaparte sehr unerwünscht war. Ein Mitglied, Bailleul, schlug vor, jene Patrioten auf der Stelle zu entwaffnen, und wenn das angenommen worden wäre,



Bonaparte läßt die Bataillone der Sektionen niederkartätschen.

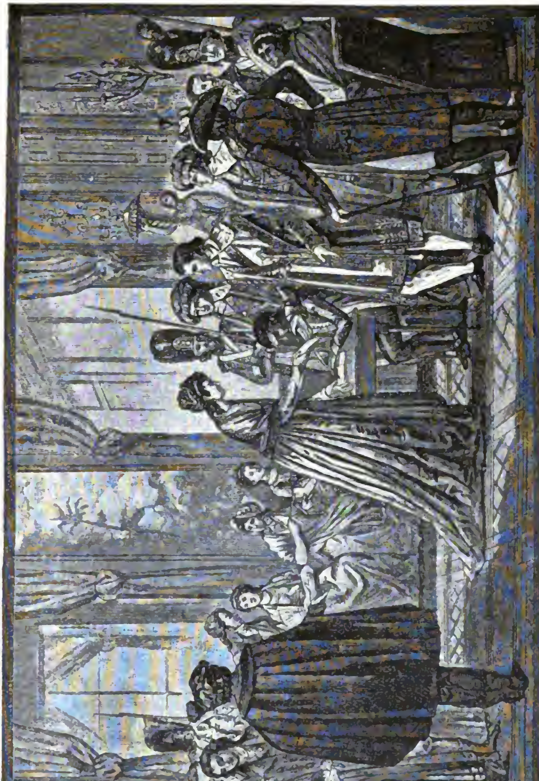
so hätte der Tag ohne jeden Kampf geendet. Am Ende ward beschlossen, gar keinen sachlichen Bescheid zu geben, sondern nur zu verheißen, daß 24 Abgeordnete ausgesandt werden würden, um die Bürger aufzuklären.

Als aber der Parlamentär um 4 Uhr mit dieser Antwort entlassen ward, hatte in der Straße Saint-Honoré das Gefecht bereits begonnen. Wer die ersten Flintenschüsse abgefeuert hat, wissen wir nicht, gewiß ist nur, daß die Wirkung der Kartätschen Napoleons in den Straßen Saint-Honoré (wo der Hauptkampf bei der Kirche Saint-Roch stattgefunden hatte) und Saint-Florentin eine überwältigende war, und daß, als das Bataillon der Sektion Lepelletier, welches ein ehemaliger Gardeducorps Namens Lafond befehligte, beim Pont Royal durch ein Kreuzfeuer zersprengt worden war, der ganze Kampf ein Ende hatte. Um 6 Uhr Abends war Alles vorüber, mit einem Verlust von je 200 Todten auf beiden Seiten, die Niederlage der Sektionen, der vollständige Sieg des Konvents entschieden. Am nächsten Tage wurden ohne Widerstand alle wichtigen Punkte der Stadt besetzt und einige Verhaftungen vorgenommen. Aber auch der Konvent dürstete nicht nach Bürgerblut. Die meisten Anstifter und Rädelsführer des Aufstandes kamen mit dem Leben davon; nur zwei, die sich als royalistische Agenten besonders thätig erwiesen, wurden kriegsgerichtlich verurtheilt und erschossen. Als dann wenige Tage später die Nachricht kam, daß die neue Erhebung Charette's in der Vendée, wie wir im vorigen Kapitel sahen, gescheitert war, weil der Graf Artois, den ein englisches Geschwader nach der Insel d'Yeu gebracht, zu feige gewesen, um an's Land zu steigen, da war vom Himmel dieser Republik die letzte Wolke verschwunden, ihre endgiltige Begründung war gesichert.



Rewbell.

Aus Anlaß der massenhaften Siege, welche Royalisten und gemäßigte Republikaner bei den Wahlen zu dem neuen gesetzgebenden Körper davontrugen, kam es zu einem letzten Parteienkampf über die Frage, wie der Konvent sich doch noch, der Verfassung und den Wahlen zum Trotz, mit Hilfe der neubelebten Terroristenpartei in Permanenz erklären könne. Tallien trug am 22. Oktober auf einen Staatsstreich mittels Massenvernichtung der Wahlen an, als das einzige Mittel, um die Republik vor den Royalisten zu retten. Thibaudeau war es, der dieses Vorgehen vereitelte, indem er den ganzen Plan öffentlich enthüllte, von Tallien persönlich aber eine vernichtende Charakteristik gab. Am 26. Oktober hielt der Konvent seine letzte Sitzung; am 27. traten die neugewählten Abgeordneten,



Eine öffentliche Audienz unter dem Direktorium. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

soweit sie schon in Paris sein konnten, zusammen, um den Rath der Alten und den Rath der Fünfhundert zu bilden; das erstere geschah dadurch, daß unter den vierzigjährigen Ehemännern oder Wittwern das Loos gezogen ward. Der Rath der Alten bezog den Saal der Tuilerien, in welchem der Konvent vom 8. Mai 1793 bis zum 26. Oktober 1795 getagt; der Rath der Fünfhundert den Reithaussaal (salle du Manège), wo die Konstituante und die Legislative ihre Sitzungen gehalten hatten. Nach Bildung des gesetzgebenden Körpers erfolgte die Wahl der Direktoren. Unter der Mehrheit der wiedergewählten Konventsmitglieder war ausgemacht, nur solche Abgeordnete zu wählen, deren Gesinnungstüchtigkeit dadurch erprobt war, daß sie für den Tod des Königs gestimmt hatten. Die Wahl ergab die fünf Namen: La Réveillère, Le Tourneur, Rewbell, Sieyès und Barras. An Stelle von Sieyès, der die Wahl ablehnte, wurde Carnot gewählt.

Während diese Dinge geschahen, hatte General Bonaparte noch einen überaus folgenreichen Auftrag ausgerichtet: er hatte die 140 Bataillone der Nationalgarde, die Garde des Direktoriums und die Garde des gesetzgebenden Körpers neu organisirt, und diese drei Körper betrachteten ihn seitdem als ihren Befehlshaber, dem zu gehorchen sich für sie fast von selbst verstand. Als er später aus Egypten zurückkehrte, verbot zwar das Direktorium seiner Garde, ihm die militärischen Ehren zu erweisen; allein umsonst, wenn er kam, trat die Wache dennoch unter Trommelschlag für ihn unter das Gewehr, und diese Stimmung unter den Mannschaften von Paris war eine seiner stärksten Stützen an dem denkwürdigen Tage des 18. Brumaire, d. h. 9. November 1799, da er, wie wir sehen werden, sich zum ersten Konsul und damit zum Alleinherrscher in Frankreich machte.

Der 13. Vendémiaire (5. Okt.) war somit ein Tag von hoher Bedeutung, nicht nur für die französische Nation, indem er den Sieg und Fortbestand der Republik entschied. Sondern er war es auch für Napoleon Bonaparte, für den er die erste Staffel zur Herrschaft wurde. In Anerkennung seiner energischen und umsichtigen Anordnungen, womit er die widerstrebenden Elemente niedergehalten und das Staatsleben in geordneten Gang gebracht, ernannte ihn nämlich die Direktorialregierung zum Befehlshaber der italienischen Armee, derselben Armee, in der er seinen ersten Feldzug mitgemacht und sich Lorbeeren und Freunde erworben. Von der Zeit an war das Schicksal Frankreichs und Europas an den Namen eines Mannes geknüpft, der den Sieg an seine Fahne fesselte und durch die wunderbaren Erfolge seiner militärischen Unternehmungen den Grund zu einer beispiellosen Herrscherlaufbahn legte. Niemand ahnte die künftige Größe in dem jungen Offizier von kleiner unscheinbarer Gestalt mit dem olivenfarbigen scharf geschnittenen Gesicht und dem tief über die Stirn herabhängenden dunklen Haar, der schweigsam und in sich verschlossen, aber glühend von innerem Feuer und Leben, voll Eifers für ernste Arbeiten und Studien seine eigenen Wege ging; wer jedoch ihm näher kam, erkannte

bald in dem klaren sicheren Urtheil über Menschen und Dinge und in dem bestimmten mit instinktiver Kraft seine Zwecke erfassenden Willen die geniale Anlage seiner Natur und den angeborenen Beruf zum Herrscher. Werfen wir einen kurzen Blick auf sein Leben bis zum 13. Vendémiaire! Napoleon Bonaparte, Sohn eines korsischen Edelmannes, der sich in den Kriegen, die der Besitznahme der Insel durch die Franzosen vorangingen, ausgezeichnet hatte, und der Lätitia Ramolino, einer Korsin von geringer Herkunft und ohne Vermögen, aber von hoher Schönheit, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren, zwei Monate nach der Unterwerfung der Insel unter Frankreich. „Ich wurde geboren als mein Vaterland starb", schrieb er 1789, „das Geschrei der Sterbenden, die Wehklagen der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit der Stunde meiner Geburt." Der Vater Karl Bonaparte, ein gebildeter vermögender Mann von einem alten aus Toscana stammenden Adelsgeschlecht, schloß sich der neuen Herrschaft an und kam daher bei der französischen Regierung in Gunst, von der auch seine zahlreiche Familie, insbesondere sein zweitältester Sohn Napoleon, Vortheil zog. Als zehnjähriger Knabe, der noch wenig französisch verstand und noch jahrelang durch einen fremdartigen Accent die italienische Abkunft verrieth, wurde Napoleon in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen, wo er fünf Jahre verblieb (1779—1784) und dann in die Pariser Militärschule überging. An beiden Orten widmete er sich besonders den mathematischen und geschichtlichen Studien, an denen er auch in der Folge fortwährend das meiste Gefallen fand, und erwarb sich viele Kenntnisse im Geniewesen. Nach seinem Eintritt in die französische Armee machte er sich als Artillerielieutenant im südlichen Frankreich und auf der Insel Korsika, wo infolge der Revolution eine furchtbare Faktionsspaltung mit verschiedenartigen Zwecken eingetreten war, durch Muth und militärisches Geschick bald bemerklich, so daß er schon im Februar 1792 zum Artilleriehauptmann befördert ward. Den Revolutionsideen und den demokratischen Freiheitsbestrebungen mit Eifer zugethan, und mit dem jüngern Robespierre befreundet, war er den neuen Machthabern Frankreichs ein willkommener Gehilfe und auch seine von Ehrgeiz erfüllte Seele erkannte schnell die Vortheile, die ihm die Verbindung mit den Männern des Berges bringen konnte. Als Paoli, der aus England zurückgekehrte korsische Nationalheld, für die Unabhängigkeit und die Lostrennung Korsikas von Frankreich wirkte, trat er dem alten Freund, den er früher so sehr bewundert hatte, scharf entgegen, und in einer kleinen Gelegenheitsschrift aus jener Zeit, „das Souper de Beaucaire", machte er den Schutzredner des Staatsstreichs gegen die Gironde. Der Bürgerkrieg auf Korsika, worin er mit seinem Bruder Joseph und mit den Landsleuten Salicetti und Arena gegen die Häupter der nationalen und reaktionären Partei Paoli und Pozzo di Borgo in die Schranken trat, endigte mit dem Anschluß der Insel an England und nöthigte die Familie Bonaparte, welche durch die gegnerische

Partei geächtet und beraubt worden, zur Flucht nach dem südlichen Frankreich, wo Napoleon in der republikanischen Armee ein neues Feld militärischer Thätigkeit fand. Wir wissen, wie sehr er sich bei der Belagerung von Toulon hervorthat. Die Eroberung der rebellischen Seestadt war hauptsächlich sein Werk. Doch an den Revolutionsgreueln, die dort in Szene gesetzt wurden, hat er sich nicht betheiligt.

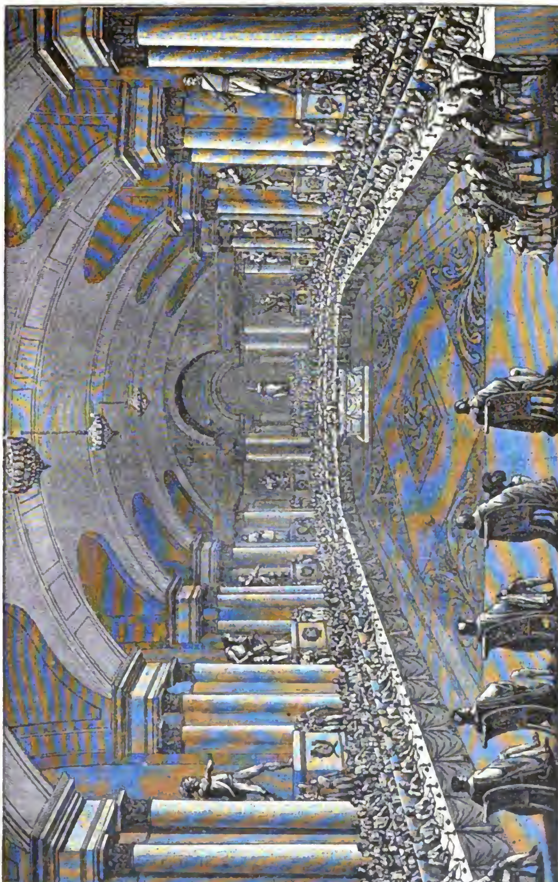
Zum Brigadegeneral ernannt erhielt er die Aufgabe, die Südküste bis nach Mentone zu befestigen, um die Annäherung der feindlichen Flotte zu verhindern. Diesen Auftrag erfüllte er mit großem Geschick. Seine bezüglichen Berichte und Anordnungen sind nach ihrer Klarheit, Umsicht und Genauigkeit geradezu klassisch zu nennen: sie zeigen den vollendeten Meister in der Artilleriekunst und seine unvergleichliche Organisationsgabe, der sich alles gebieterisch zur zweckmäßigsten Ordnung fügen mußte. Auch wurde ihm eine diplomatisch-militärische Mission nach Genua übertragen. Vor Toulon lernte er zwei junge Männer kennen, die in der Folge zu hohen Ehren emporstiegen, den Unteroffizier Junot, der sich ihm durch seine Unerschrockenheit wie auch durch seine deutliche Handschrift empfahl, und den Artillerieleutenant Marmont. Die freundschaftliche Stellung zu den Robespierres brachte Napoleon nach dem 9. Thermidor in Gefahr. Die Konventskommissarien, die sich den neuen Machthabern durch Eifer empfehlen wollten, ließen den korsischen Republikaner in Haft nehmen und seine Papiere mit Beschlag belegen. Er wurde jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt, aber sein Plan einer Landung auf Korsika zur Rückeroberung der Insel wurde durch das Uebergewicht Englands zur See vereitelt. Und bald traf ihn ein sehr empfindlicher Schlag; die Reaktion gegen die Terroristen wurde auch auf Napoleon ausgedehnt; der Abgeordnete Aubry, der an Stelle Carnots als Delegierter für die Kriegsangelegenheiten im Wohlfahrtsausschuß saß, nahm eine „Reinigung" in der Armee vor, die zur Folge hatte, daß der junge General aus der Artillerie und von der italienischen Armee gestrichen und als Brigadegeneral der Infanterie dem Heer in der Vendée zugetheilt ward. Er begab sich sofort nach Paris, um den Beschluß rückgängig zu machen. Als Aubry, der es selbst, obwohl bei Jahren, nicht weiter als zum Hauptmann gebracht hatte, dem General seine allzu große Jugend vorhielt, erwiderte Napoleon schneidig: „Man altert schnell auf dem Schlachtfeld, und ich komme daher!" Vielleicht hatte er Kunde von dem beabsichtigten Terroristenaufstand am 1. Prairial, wenn er gleich um diese Zeit nach der Provinz reiste. Als jedoch die Hoffnung auf einen Sturz der Thermidorianer nicht in Erfüllung ging, nahm Napoleon Urlaub, um nicht nach der Vendée ziehen zu müssen. Mit kärglicher Besoldung und ohne Verwendung, verbrachte er einige Monate unthätig in Paris, mit allerlei Plänen beschäftigt, ein fleißiger Besucher der Salons der Frau Tallien, aber den Gästen wegen seines eckigen sonderbaren Wesens wenig sympathisch. So fand ihn der 13. Vendémiaire.

Ehe wir nun zur Schilderung seiner weiteren militärischen Thätigkeit und der sturmbewegten Zeit des Direktoriums übergehen, sei ein kurzer Blick auf die Resultate der gesetzgeberischen Thätigkeit des nun aufgelösten Konventes geworfen. Durch den Konvent, der ja den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit ins ganze nationale Leben einzuführen mit schonungsloser Strenge sich bemühte, haben vor Allem die Boden- und Grundeigenthumsverhältnisse eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Wir wissen, daß die Kirchen- und Emigrantengüter vom Staat eingezogen und in größern oder kleinern Losen verkauft, daß das Vermögen der Hingerichteten erst nach dem Aufhören des Schreckenssystems von der gleichen Gesetzestyrannei ausgenommen worden. Ja selbst ein großer Theil des Gemeindevermögens war in Privathände übergegangen. Auf den Emigrantenlisten, die von jakobinischen Kommunalbehörden oft mit unerhörtem Leichtsinn aus persönlicher Bosheit und Feindschaft aufgestellt waren, standen ungefähr 170,000 Namen, von denen etwa 10,000 die Waffen gegen ihr Vaterland geführt haben mochten. Alle diese galten als verfehmt und rechtlos, ihre Habe als verfallen, ja in der Schreckenszeit traf diese Strafe sogar die Eltern und die Verwandten bis ins dritte Glied. Die ehemaligen Gutshörigen und Pächter waren freie Eigenthümer geworden, der Bauer und Bürger mit geringen Kosten in den Besitz von Herrschafts- und Kirchengütern, von Höfen und Schlössern, von Wäldern und Landhäusern gelangt. Und welche Wirkungen haben erst die Bürgerkriege im Westen und Süden auf Besitzstand und Vermögen der bürgerlichen Bevölkerung geübt!

Aber nicht bloß in das materielle Gut hatte der Konvent tiefe Einschnitte gemacht, auch das Rechtsleben und die Bildungsanstalten waren durch den republikanischen Rationalismus umgewandelt worden. Die Auflösung der alten Kirchenverfassung und hierarchischen Ordnung machte eine Menge neuer Einrichtungen nothwendig. Da der Klerus in seinen herrschenden Organen bei der Verurtheilung aller seit 1790 vollzogenen kirchlichen Neuerungen verharrte und nicht nur die eidweigernden Priester, sondern selbst diejenigen, die sich, um aus Noth und Armuth zu kommen, zum Versprechen des bürgerlichen Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit herbeiließen, stets in offener oder geheimer Opposition zu der republikanischen Regierung verblieben, so mußte der Konvent darauf bedacht sein, Kirche und Staat möglichst auseinander zu halten, den Einfluß des Klerus auf das bürgerliche und Familienleben möglichst zu beschränken. Wir wissen, wie sehr in dem katholischen Frankreich der monarchischen Zeit das eheliche Leben, Erziehung und Unterricht, selbst die Rechtsstellung der Kinder in klerikalen Anschauungen wurzelte. Dies konnte nur dadurch eingreifend geändert werden, daß man den Kreis der priesterlichen Amtsbefugnisse und Rechtsgewalten kleiner zog. Den Grundsätzen der Freiheit, der Gleichheit und der Menschenrechte hätte es am meisten entsprochen, wenn man wie in Amerika, Kirche und Staat in völliger Trennung gehalten, das

religiöse Leben dem Gefühl und Gewissen jedes Einzelnen anheimgegeben hätte. Aber war dann nicht zu befürchten, daß bei der romanisch-keltischen Bevölkerung des Südens und Westens sich auf der fanatisch-abergläubischen Naturanlage eine neue theokratisch-klerikale Macht in Opposition zu den jungen republikanischen Ordnungen aufbaue? oder daß bei dem großen Einfluß von Paris auf die Geistesrichtung des ganzen Reichs die atheistische kirchenfeindliche Denkweise der Kommune in den untern Volksklassen der großen Städte Wurzel fasse und den terroristischen und anarchistischen Ausschreitungen Vorschub leiste? Beiden Uebeln suchte die rationalistische Demokratie der Nationalversammlung dadurch zu begegnen, daß sie der Ausübung der christlichen Religion keine Hindernisse in den Weg legte, aber sowohl den klerikalen Uebergriffen als der religiösen und sittlichen Frivolität Einhalt gebot. Das letzte Ziel verfolgte sie durch die Unterdrückung der Volksvereine und Volksaufstände, die seit dem 9. Thermidor mit fester Konsequenz durchgeführt wurde; das erstere auf dem Weg der Gesetzgebung, indem sie das Familienleben und die Schule für den Staat zu erobern suchte. Zu dem Ende nahm man der Ehe den sakramentalisch-sacerdotalen Charakter, indem man durch Einführung der Zivilehe die Eheschließung zu einem bürgerlichen Vertrag erhob, und die Scheidung unter gewissen Voraussetzungen als zulässig erklärte mit dem Recht der Wiederverheirathung; zu dem Ende schuf der Konvent ein neues Familien-Erbrecht, indem er im Gegensatz zu dem alten Staat, der die Familiengüter unzerreißbar zusammenzuhalten suchte, die gleiche Vertheilung der Hinterlassenschaft der Eltern unter sämmtliche Kinder als Erbrecht aufstellte, die Rechtsstellung unehelicher Kinder ordnete, alle gesetzlichen Bevorzugungen durch den Zufall der Geburt aufhob, die korporative Familiengemeinde zerbröckelte.

In analoger Weise wurden auch die alten Bildungs- und Unterrichtsanstalten, die größtentheils unter geistlicher Aufsicht und Leitung standen, von der Republik aufgelöst, ihre Stiftungen und Vermögensstücke dem Staat zugewiesen und von diesem zu neuen Gründungen verwendet. Wenn Verherrlicher der Revolution, wie Louis Blanc, rühmend der neuen Volksbildungsanstalten gedenken, die durch den Konvent ins Leben gerufen worden, so sind diese Lobsprüche nicht ganz unverdient. Allerdings hatte die Republik nicht die nöthige Kraft und Zeit, die neuen Schöpfungen, die unabhängig von Kirche und Religion nur den Zwecken der Volksaufklärung, der Geistesbildung, des wissenschaftlichen und technischen Unterrichts dienen sollten, zu einer gedeihlichen fruchtbaren Wirksamkeit zu führen; dazu fehlte die äußere und innere Ruhe. Aber es wurden Fundamente gelegt, auf denen ein neues geistiges Leben, gestützt auf die reichen Erfahrungen, Ideen, Lehrmittel und Beispiele der Aufklärungszeit, nach und nach emporwuchs. Mitten in der Schreckenszeit war ein Organisationsgesetz für den Elementarunterricht zustandegekommen, kraft dessen in jeder Gemeinde eine Volksschule eingerichtet und auf Kosten des Staates unterhalten werden sollte.



Erste Sitzung des National-Instituts für Wissenschaften und Künste im Jahre IV der Republik (1796). (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Ein andres Gesetz vom 25. Februar 1795 verfügte, daß in jedem Departement eine Zentralschule für wissenschaftliche Ausbildung mit sechs Jahreskursen einzurichten sei. Für die Heranbildung geschickter Lehrer sorgte die „Normalschule“ in Paris, an welcher ausgezeichnete Gelehrte wissenschaftliche Vorträge in allen Fächern hielten, in einer Vollendung, wie sie kaum ein andrer Ort der Welt aufzuweisen hatte. In Paris, Montpellier und Straßburg wurden Schulen der Medicin gegründet, die sich in der ganzen Folgezeit eines bedeutenden Rufes erfreuten. Vor allem aber dankten zwei Anstalten, welche bis auf den heutigen Tag der Stolz des gebildeten Frankreichs sind, der Republik ihre Entstehung, das National-Institut, in welches die alten Akademien übergingen, vom 25. Oktober 1795, und die polytechnische Schule vom 12. Dezember 1794 für alle dem Ingenieurwesen dienlichen Wissenschaften.

Dreißigstes Kapitel.

Bonaparte's Heirath. — Sein Kriegsplan. — Auftreten bei der italienischen Armee. — Schlachten bei Montenotte und Millesimo. — Entwaffnung Piemonts und Eroberung der Lombardei. — Kampf um die Etschlinie. — Sieg bei Castiglione. — Schlacht bei Bassano. — Jourdan und Moreau in Süddeutschland. — Schlacht von Arcole und Rivoli. — Frieden von Leoben. — Vernichtung der Republik Venedig. — Genua. — Die cisalpinische Republik. — Bonaparte's Traum vom Einheitsstaat Italien.

Mit seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee war Napoleon ein heißersehnter Wunsch erfüllt worden. Während er vorher einer unter den vielen damaligen Strebern war, der von den Machthabern noch nicht verstanden wurde und mehr als eine problematische Existenz galt, hatte er nun einen anerkannten Rang, eine Stellung. Und jene zweite Großmacht, die in dem Paris der Thermidorianer neben der Macht des Jugendklubs sich geltend machte, nämlich die Großmacht der Salons und der schönen Frauen, die sie beherrschten,*) begann sich für

*) „Dies große Volk“, schrieb Napoleon im Juli 1795, „ergibt sich dem Vergnügen: die Tänze, die Schauspiele, die Weiber, die hier die schönsten der Welt sind, beherrschen Alles. Wohlstand, Luxus, guter Ton, Alles ist wieder aufgelebt. An den Schrecken denkt man nur noch wie an einen Traum zurück.“ .... „Alles ist hier zu Lande aufgehäuft, um zu zerstreuen und das Leben angenehm zu machen. Man reißt sich gewaltsam vom Nachdenken los; und wie

ihn zu interessieren. Das aber wollte sehr viel sagen, denn diese Frauen bildeten eine Art von Hof der damaligen Staatsgewalt (des Direktoriums). Der Direktor Barras, ein Mensch, der den Kelch des Sinnengenusses bis zur Hefe geleert, eröffnete diesen Hof, und ein Hofadel neuer Art erstand über Nacht. Marmont traf diese Gesellschaft im Jahre 1795 in ihrer Blüthe an; er sagt darüber später in seinen Denkwürdigkeiten: „Das Direktorium vereinigte mit einer Art von Prunk die allergrößte Sittenlosigkeit. Barras, eines seiner Glieder, galt mit Recht für einen Wüstling und sein Hof war die Lüderlichkeit selbst. Einige Weltdamen von mehr als zweideutigem Ruf bildeten seinen Schmuck und weihten sich seinen Freuden; die Königin an diesem Hof war die schöne Frau Tallien. Was die Einbildungskraft nur ersinnen kann, wird kaum der Wirklichkeit nahe kommen; jung, schön à la manière antique, gekleidet mit wunderbarem Geschmack, zeigte sie gleichzeitig Anmuth und Würde; ihr Geist war nicht überlegener Art, aber sie verstand die Kunst, ihn geltend zu machen, und bestrickte durch unendliches Wohlwollen.“ Unter den Freundinnen der Frau Tallien befand sich die zweiunddreißigjährige Wittwe des Generals Beauharnais, der als eines der letzten Opfer der Schreckensherrschaft wenige Tage vor Robespierres Sturz mit 44 Anderen verurtheilt und hingerichtet worden war. Josephine Tascher de la Pagerie war am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren und hatte aus ihrer Ehe mit dem Vicomte Beauharnais einen Sohn Eugen (geb. 2. Sept. 1780) und eine Tochter Hortense (geb. 10. April 1783). Barras und Frau Tallien unterstützten sie und gaben ihr eine Stellung in der Gesellschaft; glänzend konnte diese freilich nicht sein, denn sie lebte von den Gutthaten ihrer Beschützer und war mit Frau Tallien weder an Geist noch an Schönheit zu vergleichen.

Diese Wittwe Beauharnais nun fesselte den jungen Bonaparte, und er ließ ihr durch den Direktor Barras einen Heirathsantrag machen. Sie bat sich Bedenkzeit aus, und während derselben schrieb sie einer Freundin, sie wisse sich gar nicht zu helfen und ein Entschluß falle ihr sehr schwer. „Ich bewundere“, heißt es in dem Brief, „den Muth des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse in allen Dingen, von denen er mit gleicher Sicherheit spricht, die Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn den Gedanken Anderer errathen läßt, fast bevor er ausgesprochen ist; aber ich gestehe, daß ich erschrecke vor der Herrschaft, die er über Alles, was ihn umgiebt, scheint ausüben zu wollen. Sein forschender Blick hat etwas Seltsames, das sich nicht erklärt, aber selbst unseren Direktoren imponirt; urtheilen Sie, ob er

---

sollte man schwarz sehen können, mitten in dieser Anspannung des Geistes und diesem beständigen Wirbel? Die Weiber sind überall, in dem Theater, auf den Spaziergängen, in den Bibliotheken. Im Kabinet des Gelehrten sieht man ganz liebreizende Personen. Hier allein auf der ganzen Erde verdienen sie das Ruder zu führen; darum sind die Männer von ihnen voll bis zur Narrheit, sie denken nur noch an sie, leben nur durch sie und für sie. Sechs Monate braucht eine Frau in Paris, um zu erfahren, was ihr zukommt und welche Macht sie hat.“



Eine Zusammenkunft bei der Frau Tallien.

eine Frau einschüchtern muß! Schließlich ist, was mir eigentlich gefallen sollte, die Gewalt einer Leidenschaft, von der er mit einer Kraft spricht, die an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln läßt, gerade dasjenige, was das Jawort zurückhält, das ich oft zu geben im Begriff stehe. Kann ich, nachdem ich die erste Jugend hinter mir habe, hoffen, diese stürmische Zärtlichkeit warm zu halten, die bei dem General einem Anfall von Raserei (délire) gleichkommt? Hört er, wenn wir vereinigt sind, auf, mich zu lieben, wird er mir dann nicht zum Vorwurf machen, was er für mich gethan hat? Wird er nicht mit Bedauern an eine glänzendere Ehe denken, die er hätte schließen können? Was werde ich dann antworten? Was dann thun? Ich werde weinen. — Barras versichert, daß er dem General, wenn ich ihn heirathe, den Oberbefehl über die italienische Armee verschaffen wird. Als mir Bonaparte gestern von dieser Vergünstigung sprach, die, obgleich sie noch nicht bewilligt ist, schon das Murren seiner Waffenbrüder erregt hat, sagte er zu mir: „Glauben Sie, daß ich der Gönner bedarf, um emporzukommen? Sie werden eines Tages überglücklich sein, wenn ich ihr Gönner sein will. Ich habe meinen Degen an der Seite und mit dem werde ich weit kommen.“ Was sagen Sie zu dieser Gewißheit des Erfolgs? Beweist das nicht ein Vertrauen, das einer maßlosen Selbstsucht entspringt? Ein Brigadegeneral der Gönner der Häupter der Regierung! Ich weiß nicht, aber manchmal bestrickt mich diese lächerliche Zuversicht derart, daß ich Alles für möglich halte, was dieser sonderbare Mensch mir in den Kopf setzen würde zu thun, und wer kann bei seiner Einbildung berechnen, was er unternehmen würde?“



Josephine Beauharnais, die Gattin Bonapartes.

Unheimlich also und nichts weniger als Gegenliebe weckend war der Eindruck, den Bonaparte als Verliebter machte; aber wie einleuchtend und richtig Josephine von diesem Eindruck sich auch Rechenschaft zu geben wußte, daß sie widerstehen würde, hat sie offenbar selber nicht geglaubt, und gerade das hat sie gefoltert. Am 9. Februar 1796 erfolgte das Aufgebot. Am 2. März beschloß das Direktorium: „Der Divisionsgeneral Bonaparte, Oberbefehlshaber der Armee des Innern, ist zum Général en chef der

italienischen Armee ernannt." Am 7. März hatte er sein Dienstschreiben in der Hand, am 9. März fand die Hochzeit statt und achtundvierzig Stunden später war Bonaparte auf der Reise nach dem Hauptquartier seiner Armee.

Diese Armee stand, die eine Abtheilung unter General Scherer in der genuesischen Riviera, die andere unter General Kellermann in Savoyen, und befand sich damals im Herbst 1795 in elender Lage. Die Soldaten litten an Allem Mangel; sie hungerten und ihre Kleidung war im jämmerlichsten Zustand; seitdem der „Schrecken" sie nicht mehr vorwärts trieb, schien ihre Kraft gewichen. Da erschien Napoleon in Nizza und wußte alsbald die muthlosen Truppen, bei denen sich talentvolle Offiziere befanden, so zu begeistern und an sich zu fesseln, daß sie unter seiner Leitung jeder Gefahr trotzten und ihm von Sieg zu Sieg folgten. Der erste Aufruf, womit er sein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuosität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbstgefühl des Soldaten geschmeichelt, die Zuversicht des Sieges in ihm geweckt und die blühende Ebene Italiens ihm als Siegesfeld gezeigt, wo statt Noth und Entbehrung nur Genuß und Ruhm seiner warte. „Soldaten", so lautete der berühmte Aufruf, „Ihr seid nackt, schlecht gekleidet; die Regierung schuldet Euch viel, geben kann sie Euch nichts. Eure Geduld, der Muth, den Ihr zeigt mitten in diesen Felsen, sind bewunderungswürdig; aber sie bringen Euch keinen Ruhm, kein Glanz strahlt auf Euch zurück. Ich führe Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt. Reiche Provinzen, große Städte werden in Eurer Gewalt sein; dort werdet Ihr Ehre, Ruhm, Reichthümer finden. Soldaten Italiens, solltet Ihr's an Muth und Ausdauer fehlen lassen?" Sprühend von Kraft des Willens und der That wie sein ganzes Wesen, war auch seine Art, die Truppen anzureden, und zauberisch mußte hier der Eindruck sein, weil seine Persönlichkeit bürgte für den Erfolg und Jedermann wußte, daß der Nothlage der Armee, eingeklemmt, wie sie war, zwischen dem Gebirge, das die Austrosarden (d. h. die verbündeten Oesterreicher und Sardinier), und dem Meer, das die Engländer versperrten, nur abgeholfen werden konnte durch ein Vorwärtsstürmen, das dieser General endlich mit Sicherheit verhieß. „War es möglich", sagt ein ausgezeichneter Militärschriftsteller, „daß eine solche Anrede bei solchen Soldaten ihre Wirkung verfehlte? und das aus dem Munde eines jungen, talentvollen, entschlossenen Mannes. Mußte nicht ein wahrer Enthusiasmus erwachen und er auf der Stelle der Abgott des Heeres werden? Bonaparte hat nie etwas Besseres geschrieben und nie etwas Besseres gethan als diesen Aufruf."

Sofort begann er dann die Maßregeln zur Ausführung des von ihm längst gefaßten Planes. Diesen Feldzugsplan hatte er schon vor dem 13. Vendémiaire in Paris im Bureau des Wohlfahrtsausschusses den erstaunten Mitgliedern des letztern entwickelt. Danach sollte durch einen raschen Einzug in Piemont der König von Sardinien zur Trennung

von Oesterreich gebracht werden und zu der Einsicht gelangen, „daß er nach all den glänzenden Siegen der Französischen Republik Nizza und Savoyen mit Waffengewalt nicht wieder erlangen könne, und daher am besten thue, im Bund mit Frankreich, auf Kosten von Oesterreich eine Entschädigung für diese Gebiete in der Lombardei zu suchen". Alsdann sollte in schnellem Siegeslauf die Lombardei erobert werden, indes ein andres französisches Heer durch Süddeutschland gegen das Donaureich vordringe. Nach Durchführung dieses Planes sollte die französische Armee aus der Lombardei in das Tiroler Bergland einrücken, sich mit dem durch Deutschland herankommenden Heer vor Wien vereinigen und den Kaiser zu einem Friedensschluß zwingen, wie ihn Frankreich vorschreibe. Dieser ebenso kühne als geniale Entwurf eines Doppelfeldzugs in Italien und Deutschland wurde von dem Direktorium angenommen und soweit die Ausführung von Napoleon abhing, sofort ins Werk gesetzt und vollzogen.



Masséna.

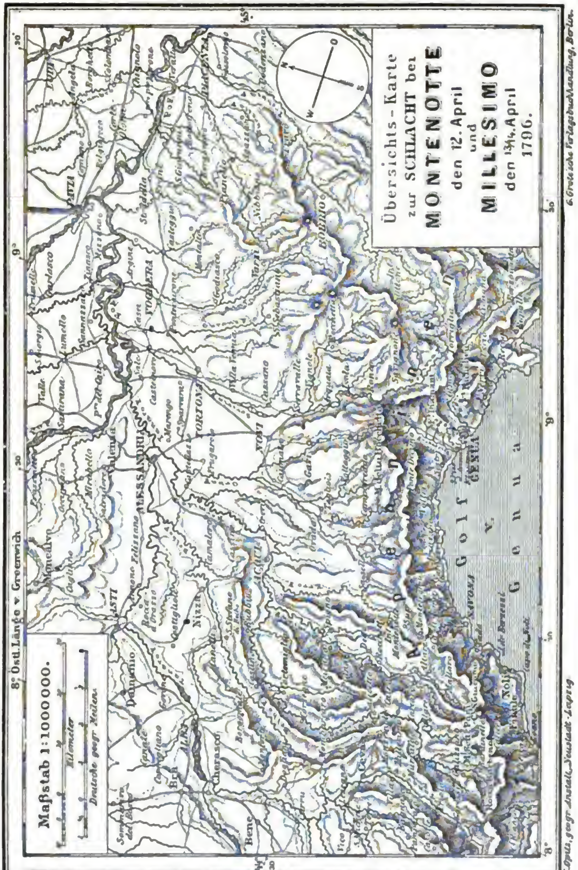
Der Napoleon zur Verfügung stehende, für den Felddienst bestimmte Theil der italienischen Armee bestand aus vier Divisionen Fußvolk, zwei Divisionen Reiterei und dreißig Geschützen: Alles in Allem nach amtlichen Akten etwa 38,000 Mann Streiter. Von dieser Gesammtzahl kamen auf die vier Infanteriedivisionen 28,820 Mann. Das waren lauter Kerntruppen, abgehärtete Veteranen, Sieger von Cairo und Loano, verstärkt durch Mannschaften der Armee, die in den Pyrenäen gegen die Spanier gefochten hatte. An der Spitze der Infanteriedivisionen standen die erprobten Generale Masséna, Augereau, Laharpe, Serurier, unter denen der erstgenannte ein unvergleichlich schneidiger Degen war; an der Spitze des Stabes General Berthier, als Adjutanten dienten Junot und Marmont, bald auch Murat: schon diese Namen zeigen, daß in diesem Hauptquartier der Stamm der künftigen Marschälle des künftigen Kaiserreichs vorhanden war.

Die Aufstellung, die Bonaparte mit dreien seiner Divisionen längs der Küste über Finale, Loano, Savona hin bis nach Voltri, in der Nähe Genuas, nahm, verleitete nun den Oberbefehlshaber Beaulieu der verbündeten Armee zu einem Mißgriff, der für ihn unheilbare Folgen haben sollte.

Der zweiundsiebzigjährige General Beaulieu verfügte über eine Kriegsmacht, die man nach Abzug der Kranken auf 26,000 Oesterreicher und 20,000 Piemontesen, zusammen also 46,000 Streiter veranschlagen durfte. Die Piemontesen standen unter Oberbefehl des Generals Colli in dem verschanzten Lager zu Ceva, der rechte Flügel der österreichischen Armee unter General Argenteau hatte, auf eine Entfernung von 10 Stunden hin verzettelt, seinen Mittelpunkt in Sassello, zur Verbindung beider Heertheile stand der General Provera in Millesimo, als die Vorhut des linken Flügels unter General Sebottendorf theils auf Campo Freddo theils auf das Bocchettagebirge — nördlich von Genua — vorgeschoben ward. Ehe der linke Flügel der Oesterreicher diese seitliche Richtung einschlug, hatte Colli dem General Beaulieu den sehr zweckmäßigen Rath gegeben, die beiden Flügel unmittelbar zu einer Angriffskolonne zu vereinigen, während die Piemontesen die andere bildeten: jene sollte über Cairo, diese von Ceva aus in der Richtung auf Loano vordringen und hier das vom rechten Flügel abgeschnittene Centrum Bonapartes mit gewaltiger Uebermacht aufs Haupt treffen. Aber Beaulieu, der nichts als die unmittelbare Rettung des bedrohten Genua im Auge hatte und als ein Mann der alten Schule nicht verstand, daß wenn die französische Hauptmacht zu Loana geschlagen, auch Genua außer Gefahr war, — Beaulieu verwarf diesen Plan und stürmte mit 8000 Mann über die Bocchetta, bevor seine ganze Armee versammelt war und so kam es zwischen dem 10. und 15. April zu einer Reihe von Gefechten, welche unter dem Sammelnamen der Schlachten von Montenotte und Millesimo bekannt sind, und deren Gesammtwirkung der einer großen Entscheidungsschlacht gleichkam.

Der Verstoß Beaulieus führte am 10. April zu einem Gefecht bei Voltri, welches die Vorhut der Division Laharpe zum Rückzug nach Savona zwang und Beaulieu ermöglichte, in Voltri sich mit Nelson zu besprechen. Am 11. April rückte auch Argenteau vor, nahm die schwach besetzten Höhen von Montenotte, wurde dann aber durch die äußerst tapfer vertheidigte Schanze der Franzosen auf dem Montelegino festgehalten und vom Morgen des nächsten Tages ab entwickelte sich nun mit reißendem Ungestüm in zermalmenden Schlägen der Angriff Bonapartes.

Am frühen Morgen des 12. April wurde Argenteau in der Front von Laharpe, in der rechten Flanke durch Masséna, bei dem sich Bonaparte selbst befand, von Altare her angegriffen; er stand mit höchstens 3—4000 Oesterreichern gegen 14—15,000 Franzosen und wurde vollständig geschlagen. Dasselbe Schicksal erlitt am 13. der General Provera bei Millesimo durch die Division Augereau. Am 14. erstürmte Bonaparte die österreichischen Schanzen bei Dego und eroberte sie am 15. ein zweites Mal, nachdem sie durch einen tollkühnen Angriff der Grenadiere des Obersten Wukassowitsch vorübergehend wieder verloren gegangen waren. Auch in diesen Gefechten hatten gegen 15—20,000 Franzosen jeweilen höchstens


Übersichts-Karte
zur SCHLACHT bei
MONTENOTTE
den 12. April
und
MILLESIMO
den 13/14. April
1796.
Maßstab 1:1000000.
Kilometer
Deutsche geogr. Meilen
8° Östl. Länge v. Greenwich
Golf v. Genua
GENUA
ALESSANDRIA
TORTONA
NOVI
ASTI
SAVONA
Cherasco
Dogliani
Nizza
C. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.
Lith. geogr. Anstalt, Jenstadt, Leipzig

3—4000 Oesterreicher gefochten. Ihr Gesammtverlust in den sechs Gefechtstagen kann auf 10,000 Mann veranschlagt werden, aber wichtiger war ihre Trennung von den Piemontesen und die gänzliche Vernichtung ihres Selbstvertrauens.

Sofort wendete nun Bonaparte seine ganze Macht gegen die Piemontesen. Nach kurzem, vergeblichem Widerstand gab Colli das verschanzte Lager von Ceva auf (17. April) und zog mit Hinterlassung seiner Feldgeschütze bis hinter die Corsaglia zurück und auf der Höhe von Montezemolo schaute die italienische Armee zum ersten Mal das ihr verheißene Land. Den Eindruck dieses Anblicks hat Bonaparte nie vergessen. „Es war", schrieb er mehr als zwanzig Jahre später, „ein erhabenes Schauspiel, die Ankunft der Armee auf der Höhe von Montezemolo: von da aus entdeckte sie die endlösen Fruchtgefilde der Ebene von Piemont. Der Po, der Tanaro und viele andere Flüsse schlängelten sich in der Ferne hin. Jener gewaltig in die Höhe steigende Gürtel von Schnee und Eis begrenzte am Horizont dies reiche Becken des gelobten Landes. Jene riesenhaften Sperrgitter, die die Grenzen einer andern Welt zu sein schienen, die die Natur so furchtbar gemacht und an denen auch die Kunst nichts gespart, sie waren wie durch einen Zauberschlag gefällt." „Hannibal hat die Alpen erzwungen", sagte Napoleon mit einem Blick auf diese Berge, „wir haben sie umgangen."

Nach einem letzten Widerstandsversuch bei Mondovi (22. April) trug General Colli auf Waffenstillstand an. Bonaparte beschloß, die entmuthigte Stimmung des Königs Viktor Amadeus rasch zu seinem Vortheil zu benutzen. Er gewährte den von Colli begehrten Waffenstillstand, aber nur gegen die Ueberlassung zweier Festungen als Pfand ehrlicher Friedensliebe; und als man darauf einzugehen bereit war, steigerte er seine Forderungen. Der König, erschreckt durch die raschen Siegeszüge des Feindes, sowie durch die Anzeichen revolutionärer Bewegungen in Turin und mit Beaulieu entzweit, willigte in den Waffenstillstand von Cherasco, um Zeit zu Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Das Direktorium zeigte wohl einige Empfindlichkeit über das eigenmächtige Auftreten des Generals; Rewbell und Barras meinten, man solle in Piemont die Revolution erwecken, das Volk zur Republik ermuthigen; aber die Begeisterung über die Siege der italienischen Armee war so allgemein in der Nation, daß man den jungen Helden gewähren lassen mußte. Zudem wußte Bonaparte die Regenten zu Paris und ihre Kommissäre bei der Armee mit solcher klugen Feinheit zu behandeln, daß seine Vorschläge durchgingen und ihnen doch der Schein blieb, als ob ihre Befehle und Weisungen vollzogen würden. Dabei ließ er durchblicken, welche Geldsummen man den besiegten und bedrohten Ländern und Fürsten abpressen könne, ein Wink, der auf die von Finanznöthen so schwer bedrängten Direktoren von besonderer Wirkung war. So kam denn der Friede mit dem König von Sardinien auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen am 15. Mai zum Abschluß. Viktor Amadeus trat darin die Grafschaft Savoyen und Nizza an die Republik ab, verpflichtete sich zur Lieferung von Kriegsbedürf-

nissen, und machte, indem er den französischen Heerführern drei Festungen, darunter Alessandria, und mehrere Kriegsstraßen öffnete, die eignen Truppen



Schlacht von Montenotte.

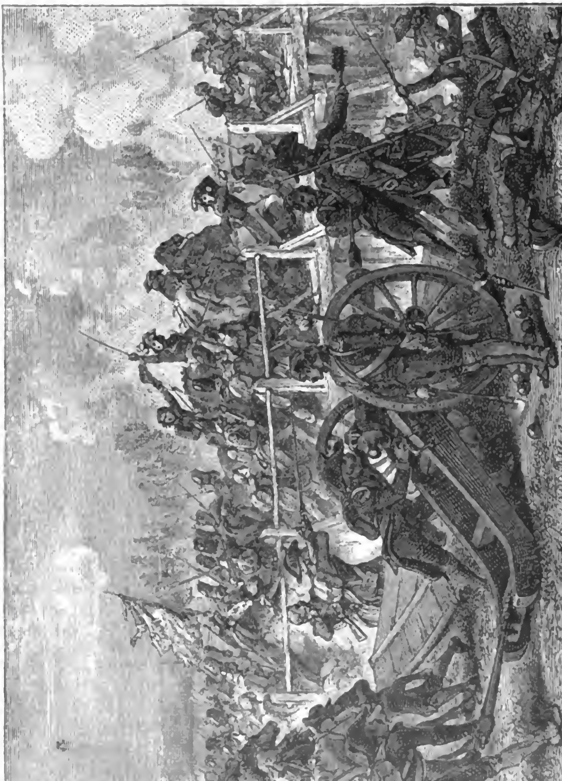
verlegte und die Landwehr auflöste, die siegreichen Nachbarn zu den eigentlichen Gebietern seines Königreichs. Der republikanischen Regierung zu Gefallen wurden die Emigranten ausgewiesen, die politischen Prozesse gegen die

Freunde der Revolution niedergeschlagen. Piemont war nunmehr eine vorgeschobene Operationsbasis gegen die Lombardei. Napoleons Ansehen stieg durch diese glänzenden Erfolge so sehr, daß in Kurzem sein Willen mehr galt als die Anordnungen des Direktoriums, ja daß dieses bald in ein abhängiges Verhältniß zu seinem Feldherrn gerieth.

Die französischen Soldaten hatten sich für die ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen durch Plünderungen und Gewaltthätigkeiten in den eroberten Ortschaften entschädigt. Napoleon war darüber sehr unwillig; er fürchtete, die Kunde von den Mißhandlungen der piemontesischen Bevölkerung möchte einen schlimmen Eindruck auf das übrige Italien machen und die Eroberungen erschweren. Denn die Sympathien der Völker für Revolution und Republik kamen den Franzosen ebenso zu Statten, wie sie die Regierungen in Furcht setzten und zu Friedensabkommen geneigt machten. Napoleon strafte daher die Zuchtlosigkeiten und suchte den Soldaten ihre größere Aufgabe zum Bewußtsein zu bringen. An demselben Tag, da der Waffenstillstand zum Abschluß gekommen, erließ er eine zweite Proklamation an das Heer des Inhalts: „Soldaten, Ihr habt binnen 14 Tagen 6 Siege erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feste Plätze erobert und den reichsten Theil von Piemont in Besitz genommen; Ihr habt 15,000 Gefangene gemacht, über 10,000 Feinde getödtet oder verwundet. Bisher schlugt Ihr Euch um kahle Felsen mit glänzendem Muth, aber ohne Nutzen für das Vaterland; jetzt seid Ihr ebenbürtig den Heeren von Holland und vom Rhein. Ihr waret entblößt von Allem, jetzt habt Ihr Euch Alles erfochten. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, habt Ströme überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, und unter freiem Himmel übernachtet ohne Branntwein und oft ohne Brot. Die feindlichen Armeen, die Ihr mit solcher Kühnheit angegriffen, fliehen erschrocken und staunend. Aber Ihr habt noch nichts gethan; noch ist Mailand nicht in Euren Händen; noch wird die Asche der Besieger Tarquins von den Mördern Bassevilles mit Füßen getreten. Ihr dürft nicht erschlaffen; es gilt Italien zu befreien, die Ketten des befreundeten Volks zu zerbrechen, den französischen Namen zu verherrlichen." Man sieht, daß damals schon des Feldherrn Blicke vom Po nach dem Tiber gerichtet waren.

Nach dem Waffenstillstand mit Piemont setzte Napoleon rasch seinen Siegeszug gegen die Lombardei fort. Am Agogna, einem der von den Alpen herabströmenden Nebenflüsse des Po, hatte Beaulieu eine durch Lage und Schanzwerke feste Stellung bezogen; Napoleon umging sie, indem er in Eilmärschen auf dem rechten Ufer stromabwärts zog und am 7. Mai unweit Piacenza auf einer Schiffbrücke den Fluß überschritt. Mit der Kriegsbewegung hielten die diplomatischen Unterhandlungen gleichen Schritt. Anstatt in die revolutionäre Politik von ehedem einzulenken, die Völker zum Kampf gegen ihre Tyrannen aufzureizen, zog man es in Paris und im Bonaparte'schen Lager vor, den geängstigten und überraschten Regierungen, Fürsten und Städten Kontributionen aufzulegen, der eignen Geldnoth durch fremden Raub abzuhelfen und der Eitelkeit der Franzosen zu schmeicheln. „Weder

Geld noch Proviant," lautet das scharfe Urtheil Lanfreys, „noch Werke der Kunst und Wissenschaft, noch Erzeugnisse der Industrie und des Ackerbaues,



Die Brücke von Lodi.

nichts entging einem Plünderungssystem, das bisher in der modernen Völkergeschichte ohnegleichen war." Der erste, der unter dieser Kriegspolitik zu leiden hatte, war der Herzog Ferdinand von P a r m a, ein spanischer Infant.

Er war der allgemeinen Koalition beigetreten und gab dadurch dem Direktorium und dem General Anlaß zu feindseliger Behandlung. Nur aus Rücksicht für Spanien, mit dem die Republik in Frieden war, bewilligte Bonaparte dem Bourbon'schen Fürsten die erbetene Waffenruhe. Doch mußte er sie mit zwei Millionen Franken, mit 1700 Pferden, mit Getreide, Schlachtvieh und mit 20 Gemälden berühmter Meister erkaufen. Bei der Plünderung und Entführung von Kunstschätzen, Bildern und Manuskripten ahmte Bonaparte die römischen Feldherrn und Prokonsuln nach, die er aus Plutarch's Lebensbeschreibungen kannte. Er bereicherte die französische Hauptstadt mit den Werken des Genius, um das schaulustige und eitle Volk zu ergötzen. Und das Direktorium gab nicht nur seine Zustimmung, sondern munterte dazu auf, befahl die Erpressungen.

Wenige Tage nachher kamen die französischen Heersäulen an der Adda an, wo Beaulieu mit bedeutenden Streitkräften die Brücke von Lodi hütete. Diesmal wählte Napoleon nicht den Weg des Umgehens und Durchschleichens, den er so meisterhaft verstand, sondern er beschloß, „den Stier bei den Hörnern zu fassen", um mit einer imponirenden Waffenthat seinen Einzug in die Lombardei zu feiern. Und in der That wird die Erstürmung der Brücke von Lodi am 10. Mai 1796, die von 9000 Kaiserlichen und mit einer Batterie von 30 Geschützen vertheidigt ward, zu den glänzendsten Erfolgen des korsischen Kriegshelden gerechnet. Der Angriff wurde hartnäckig zurückgeschlagen, bis die Kavallerie weiter aufwärts über den Fluß setzte und den Kaiserlichen in die Flanke fiel. Mit den Trümmern seines Heeres zog sich Beaulieu hinter den Oglio und Mincio zurück, um in Mantua neue Streitkräfte zu sammeln, während der französische Obergeneral am 14. Mai seinen glänzenden Einzug in Mailand hielt, von dem den Revolutionsideen geneigten lebhaften Volk mit Jubel empfangen. Zugleich wurden die Städte Cremona, Pavia, Como u. a. besetzt. Wie schwoll in diesen Tagen dem republikanischen General das stolze Herz im Gefühl der Freude über die errungenen Lorbeeren und der Vorahnung künftiger Größe! Als Marmont am Abend ihn versicherte, daß die Bewunderung in Paris keine Grenzen mehr kennen werde, entrollte er vor den Blicken des erstaunten Adjutanten Bilder, die seine Phantasie ihm vorgaukelte. „Die Pariser haben noch nichts gesehen," sagte er mit erregtem Selbstgefühl, „ich hoffe noch ganz andere Dinge von der Glücksgöttin zu erlangen; in wenigen Tagen werden wir an der Etsch sein und ganz Italien in unsern Händen haben. Wird man mir dann die nöthigen Mittel gewähren, so brechen wir sofort zu größeren Unternehmungen auf. In unsern Tagen hat noch Niemand große Thaten gesehen, an mir ist es, das Beispiel zu geben." Noch immer schwebte ihm der Feldzugsplan durch Tirol nach der Donau vor der Seele. Und waren denn nicht die Erfolge so wunderbar, daß er Alles für möglich halten konnte? Drei Tage nach seinem Einzug in Mailand ahmte Herkules Rinaldo III. von Modena, dessen Erbtochter Marie Beatrix mit dem Erzherzog Ferdinand, einem Oheim des Kaisers, vermählt war, das Beispiel seines Nachbars von Parma nach, indem er einen Waffenstillstand um den Preis von 10 Millionen

Franken und 20 Gemälden erkaufte, welche Pariser Kunstkenner auswählten. Ebenso mußten Mailand und die Lombardei für die Befreiung vom österreichischen Joch 20 Millionen und eine Anzahl werthvoller Kunstgegenstände, Handschriften u. dgl. nach Paris liefern.

Um dieselbe Zeit erhielt Napoleon ein Schreiben vom Direktorium, er sollte seine Armee theilen: mit der einen Hälfte sollte Kellermann in Oberitalien bleiben, mit der andern sollte er selbst nach Livorno, Rom und Neapel ziehen. Der General war entschlossen, eher seinen Abschied zu nehmen, als diesem Befehl zu gehorchen. Doch verfuhr er mit der gewohnten politischen Klugheit. In einem Brief an Carnot voll Ehrerbietung und Ergebenheit meldete er die Unterwerfung der Lombardei und suchte darzuthun, daß zu weitern Erfolgen gegen Oesterreich nicht bloß Einheit des Oberbefehls, sondern unbeschränkte Vollmacht für den Feldherrn erforderlich sei. Er bat, daß ihm die Regierung volles Vertrauen schenke, da er nur das wahre Interesse Frankreichs im Auge habe. „Dem Vaterland dienen, einen Platz in der Geschichte erringen, der Regierung meine Ergebenheit bethätigen, das ist mein ganzer Ehrgeiz.“ Wie hätte das Direktorium, das sich mühsam gegen die feindlichen Faktionen zu behaupten vermochte, das bei der heillosen Finanzwirthschaft der italienischen Kontributionen durchaus nicht entbehren konnte, sich mit dem Feldherrn überwerfen können, dessen Namen in Aller Mund war, dem der gesetzgebende Körper den Dank des Vaterlandes aussprach, dem Offiziere und Soldaten mit der größten Begeisterung anhingen? Die Theilung des Oberbefehls wurde zurückgenommen, Kellermann in Savoyen gelassen und Napoleon mit solchen Vollmachten ausgerüstet, daß er sich thatsächlich als souveränen Kriegsherrn der italienischen Armee betrachten konnte. Seit dem 21. Mai verfügte er über militärische und diplomatische Fragen, beherrschte die Verwaltung und die Finanzen der unterworfenen Lande, bestimmte das Geschick der italienischen Staaten nach seinem Gutbefinden.

Da Napoleon stets beflissen sein mußte, die Bedürfnisse des Direktoriums und der Armee zu befriedigen, so wurde das System der Erpressung und Aussaugung immer weiter ausgedehnt. Nicht nur, daß fort und fort Geldsummen und Schätze aus Kirchen und Palästen über die Alpen wanderten, die Requisitionen der Kommissäre, der Lieferanten, der Offiziere, die Plünderungen der Soldaten nahmen kein Ende. In vielen Fällen drückte der Oberfeldherr ein Auge zu; je mehr sich die Untergebenen schuldbewußt fühlten, desto abhängiger waren sie von ihm; nur wenn die Ausschreitungen zu arg wurden oder die Disziplin zu lockern drohten, fuhr er mit starker Hand dazwischen. Dies wirkte dann um so mehr, als er selbst seine Hände rein hielt. Als Befreier der Völker hatten sich die Franzosen angekündigt; als Peiniger und Bedrücker fielen sie jetzt über Länder und Städte her. Hier und da erhob sich das mißhandelte Volk, aber die blutige Züchtigung, die am 25. und 26. Mai das aufrührerische Pavia erfuhr, schreckte die andern ab. Uebrigens suchte Napoleon seine Herrschaft nicht allein auf die Schärfe des Schwerts zu gründen, seine ganze Haltung war derart, daß er zugleich Ehrfurcht und Vertrauen erweckte. Selbst gegnerische Historiker, wie Langfrey, rühmen

seine Selbstbeherrschung, seine Sittenstrenge, die Einfachheit seines Lebens. Er ragte nicht bloß durch die Ueberlegenheit seines Genius, sondern auch durch ein moralisches Uebergewicht vor Allen hervor. Sein Sinn stand nicht auf Reichthum, sondern auf Ruhm, Macht und Ehre, sein ganzes Denken und Handeln war nur auf die eigene Größe, auf Befriedigung seines glühenden Ehrgeizes und seiner unbegrenzten Herrschsucht gerichtet. In der Tiefe seiner Seele schlummerte der Gedanke von einem Weltregiment.

Als die Bewegungen und Aufstände in der Lombardei unterdrückt waren und die provisorische Verwaltung in sichere Hände gelegt, setzte der Oberfeldherr seinen Zug nach Osten fort. Beaulieu hatte, ohne die Neutralität der Markusrepublik Venedig zu achten, die venetianische Festung Peschiera besetzt, in der Absicht, die Thallinie des Mincio bis nach Mantua zu behaupten. Als aber Napoleon, der nun ebenso rücksichtslos sich der Stadt Brescia bemächtigte, plötzlich bei Borghetto erschien, räumten die Oesterreicher die Flußlinie. Einige Abtheilungen warfen sich nach Mantua, dessen Besatzungsmannschaft dadurch auf etwa 14,000 stieg, die andern zogen die Etsch hinauf nach Tirol. Anfangs Juni war das ganze österreichische Oberitalien bis auf die genannte Festung in den Händen der Franzosen. Auch Peschiera wurde nach dem Abzug der Oesterreicher besetzt, und wenige Tage nachher rückte Massena vor die Stadt Verona, welche längere Zeit den Prätendenten Ludwig XVIII. und mehrere Häupter der Emigration in ihren Mauern beherbergt hatte, und erzwang die Uebergabe. Der Proveditore Foscarini hatte vergeblich die Anerkennung der Neutralität der Markusrepublik zu erwirken gesucht; die mit erkünsteltem Zorn ertheilte Antwort des siegreichen Feldherrn war berechnet, den regierenden Herren Furcht einzuflößen und sie zu Allem willfährig zu machen.



Papst Pius VI.

Nach der Etschlinie hatte Bonaparte sein Heer vorgeschoben, weil er der Ansicht war, daß hier der Kampf um Italien sich politisch und militärisch entscheiden werde. Wie richtig das war, sollte sich sofort offenbaren. Am 1. Juni meldete sich Fürst Belmonte-Pignatelli bei Napoleon, um für den König beider Sicilien einen Waffenstillstand zu erwirken. Derselbe wurde ihm am 5. Juni gewährt unter der doppelten Bedingung, daß die neapolitanische Reiterei sich von der kaiserlichen Armee und die neapolitanische Kriegsflotte sich von dem englischen Geschwader zu trennen habe. Ferner

wurde über den Papst Pius VI. ein Waffenstillstand verhängt. Die Division Augereau rückte nämlich in die Legationen Ferrara und Bologna ein, entwaffnete die Schlüsselsoldaten, die sie antraf, ließ alle Geschütze, die sich vorfanden, zur Belagerung von Mantua fortschaffen und in Bologna diktirte Bonaparte dem Bevollmächtigten des Papstes am 23. Juni einen Waffenstillstandsvertrag, der den heiligen Stuhl verpflichtete, die Legationen Bologna und Ferrara im Besitz der Franzosen zu lassen, die Zitadelle von Ancona sammt Geschützen und allen Vorräthen zu übergeben, hundert Gemälde, Büsten, Vasen oder Statuen und 500 Handschriften, nach Auswahl der französischen Kommissäre, herauszugeben und 21 Millionen Livres zu zahlen. An demselben 23. Juni kündigte Bonaparte dem Großherzog von Toscana an, daß, unbeschadet seiner Neutralität, eine französische Division den Hafen von Livorno in Besitz nehmen werde, um der Herrschaft der englischen Flotte über diesen Hafen ein Ende zu machen, ein Anschlag, der unter seiner persönlichen Führung alsbald zur Ausführung gelangte. Von Florenz, wo ihm der Großherzog ein glänzendes Festmahl gegeben, eilte Bonaparte vor Mantua und um diesen Platz entspann sich von Ende Juli 1796 an eine lange Reihe blutiger Kämpfe, die dem jungen General Bonaparte die schwersten Aufgaben auch des großen Krieges stellten.

Vom Oberrhein war nämlich General Wurmser, dem vom Wiener Kabinett an Stelle Beaulieu's der Oberbefehl übergeben worden, mit 25,000 Mann nach Tirol befehligt worden, von wo er, bis auf 50,000 Mann verstärkt, Ende Juli zum Entsatze Mantuas heranrückte. Der Anmarsch erfolgte in zwei Kolonnen von ungleicher Stärke: die Hauptkolonne (32,000 Mann) führte Wurmser durch das Etschthal, die Nebenkolonne (18,000) führte Quosdanowitsch westlich vom Gardasee über Riva und Salo. Beide Kolonnen drangen, unter beständig glücklichen Gefechten mit solcher Wucht nach Süden vor, daß Bonaparte, wenn er vor Mantua blieb, dort der Vereinigung einer erdrückenden Uebermacht entgegensehen mußte und so faßte er in seinem Hauptquartier Castelnovo am 30. Juli den Entschluß, die Belagerung von Mantua aufzuheben, die 120 Geschütze, die er dort, freilich aus lauter italienischen Festungen, aufgehäuft, im Stich zu lassen und sich mit der ganzen Armee auf den schwächern der beiden Angreifer zu werfen, in der tollkühnen Hoffnung, daß ihn dabei der stärkere nicht stören werde. Und dieser Entschluß und seine schleunige Ausführung hat ihn gerettet. Die Division Serurier verbrannte die Lafetten, warf das Pulver ins Wasser, vergrub die Geschosse, vernagelte die Kanonen und rückte in der Nacht des 31. Juli von Mantua ab. Am nächsten Tage schon rückte Wurmser in die Stadt ein und da er hier überall die Spuren eines in höchster Eile angetretenen Abzugs sah, mochte er glauben, der Feind sei vollständig geschlagen in Folge seiner letzten unglücklichen Gefechte; er blieb auch am 2. August ruhig in Mantua stehen und erst am 3. brach er über Goito nach Castiglione auf. Bevor er aber dort ankam, hatte Bonaparte den General Quosdanowitsch durch Vernichtung seiner Brigade Ocskai bei Lonato zum Rückzug über Salo nach Tirol gezwungen und war so in die Lage gekommen, am 5. August Wurmser selbst bei

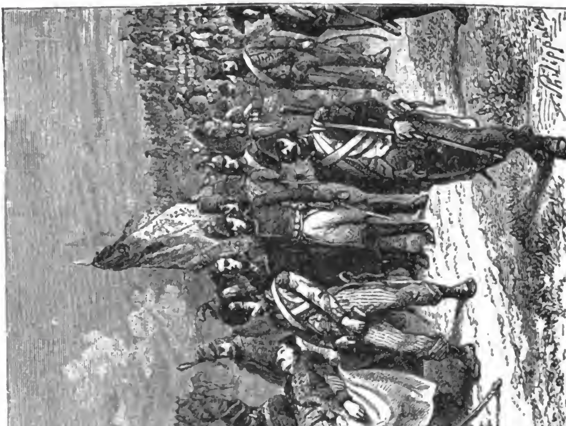
Castiglione mit Uebermacht anzugreifen und nachdem er ihn von allen Seiten umgangen, durch einen Angriff Augereau's auf sein Centrum bei Solferino in eine Klemme zu bringen, in der ihn nur sofortiger Abmarsch vor der Vernichtung retten konnte. Als auch er nach Tirol zurückgekehrt war, hatte sich mit einem Gesammtverlust von 9000 Mann auf französischer und 10,000 Mann auf österreichischer Seite die Lage wiederhergestellt, die vor Wurmser's Angriff bestanden hatte, nur mit dem Unterschied, daß der Fall Mantuas verhindert und die Belagerung desselben nicht bloß aufgehoben, sondern auch in Folge des Verlustes aller Geschütze aufgegeben war. Entschieden aber ward der Feldzug erst, als Wurmser, der mit 26,000 Mann von Neuem auf dem Kampfplatz erschien, im Thal der Brenta von den Divisionen Masséna und Augereau im Rücken angefallen und in der Schlacht bei Bassano am 8. September von Bonaparte derart geschlagen ward, daß er mit dem Rest seines Heeres hinter den Wällen von Mantua Schutz suchen mußte. Italien war zum zweiten Mal durch Bonaparte erobert.



Moreau.

In denselben Tagen, da Wurmser's zweiter Anlauf so in vollständigem Schiffbruch endete, erlebten die Waffen Oesterreichs auf dem Kriegsschauplatz in Deutschland einen rettenden Umschwung, der „ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß militärischer Sünden einigermaßen sühnte, die gleichzeitig erlittenen politischen und moralischen Niederlagen aber nicht wieder wett machen konnte." Seit im Oktober 1795 General Clerfayt die französischen Schanzen vor Mainz erstürmt und General Wurmser im November Mannheim erobert, hatten die beiden österreichischen Rheinheere links vom Rhein vom Speierbach bis zur Nahe hin eine Bogenstellung inne, die bei der fürchterlichen Zerrüttung und Entblößung der gegenüberstehenden französischen Heere jedem Angriff, insbesondere einem Vorstoß nach dem Elsaß auf Straßburg zu glänzende Aussichten eröffnete. Diesen Vorstoß aber, den man in Wien mit Recht verlangte und auf französischer Seite mit wahrer Seelenangst befürchtete, wagte der neue Oberbefehlshaber Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, nicht zu unternehmen, weil er der Ansicht war, daß im Krieg „der Besitz strategischer Punkte entscheidet" und er im vorliegenden Fall auf französischer Seite weit mehr und weit stärkere strategische Punkte entdeckte als auf der eigenen. Im Augenblick, da der Erzherzog auf den Angriff verzichtete, den er anfangs mit überlegenen, nach

dem Abzug Wurmser's mit immer noch ausreichenden Streitkräften hätte unternehmen können, gab er den ganzen Feldzug sozusagen aus der Hand:



Begräbniß des Generals Marceau.

der Feind ertheilte ihm fortan das Gesetz. Nach Ablauf des Waffenstillstandes am 1. Juli überschritt Jourdan mit der Maas-Sambre-Armee bei Düsseldorf den Rhein und zwang dadurch den Erzherzog, gleichfalls auf das

rechte Rheinufer überzugehen. Während dieser nun zwischen Lahn und Sieg sich mit ihm herumschlug, ging **Moreau** mit der Rhein-Mosel-Armee bei Straßburg über den Rhein und nöthigte dadurch den Erzherzog schleunigst von Jourdan abzulassen, der nun von Neuem vordrang und nur noch den zurückgelassenen Heertheil des Generals von Wartensleben vor sich hatte. Moreau drang in den Schwarzwald ein, lieferte dem Erzherzog, der in Eilmärschen herangekommen war, bei **Malsch** (9. Juli) ein hitziges Gefecht, das mit dem Rückzug des Letzteren endete, und rückte nun siegreich über den Schwarzwald in Schwaben ein. Augenblicklich begann der Abfall Süddeutschlands vom römischen Reich. Die Kreistruppen lösten sich auf, Würtemberg, Baden und die Stände des schwäbischen Kreises schlossen Waffenstillstandsverträge mit den Franzosen ab und erkauften „Sicherheit von Personen und Eigenthum“ durch kolossale Lieferungen an Geld, Pferden, Ochsen, Früchten, Heu, Schuhen u. s. w. Die Gewaltthaten, mit denen die Oesterreicher solchen Frevel rächen wollten, steigerten nur die tiefe Entfremdung, die längst zwischen den Kaiserlichen und den Schwaben bestand. Ganz unbeschreiblich aber waren die Gräuel, welche die Banditen der Armee Jourdan's in Franken mit Rauben, Plündern und Schänden verübten. Eine Reichsgewalt, die trotz ihrer hunderttausend Bajonette vor solchem Verderben nicht zu schützen verstand, hatte keinen Anspruch auf Glauben und Vertrauen mehr. Was hier im Süden von Reichs- und Staatsgesinnung noch vorhanden sein mochte — das ging unter in den Flüchen und Verwünschungen schutz- und straflos gemarterter Menschen. Erst am 24. August ward Jourdan bei **Amberg** von den vereinigten Heeren des Erzherzogs und Wartensleben's mit Wucht angegriffen und zum Rückzug gezwungen, nachdem er vorher schon bei Altenkirchen geschlagen worden, in welcher Schlacht der ritterliche französische General **Marceau**, bei Freund und Feind wegen seiner Menschlichkeit bekannt, den Heldentod starb. Die Niederlage, die er dann am 3. September bei **Würzburg** erlitt, entschied die Flucht seines ganzen Heeres durch den Spessart und die Rhön nach dem Rhein. Das Verschwinden Jourdan's zwang auch Moreau, aus Bayern abzuziehen, nachdem ihm die Regierung am 7. September zu **Pfaffenhofen** in einem ganz kopflos abgeschlossenen Vertrag außer 10 Millionen Livres riesige Lieferungen aller Art gewissermaßen an den Kopf geworfen hatte. Mit seinem durch die Oesterreicher nur wenig erschwerten Rückzug*)

*) Moreau's Rückzug über den Lech und die Thäler des Schwarzwaldes an den Rhein, beunruhigt durch den Feind im Rücken und auf den Flanken, erschwert durch die Aufstände des racheburstigen Landvolks in Schwaben galt als Meisterstück der Strategie. Sein gefahrvolles Unternehmen wurde allerdings durch die Fehler der Oesterreicher erleichtert, die ihm nirgends mit ausreichenden Kräften begegneten, da der Erzherzog nach dem Kinzigthal vorausgeeilt war und die zurückgelassenen Führer sich nicht verständigen konnten. So vermochte Moreau, nachdem er am 2. Okt. bei Biberach den General Latour nach dem Bodensee zurückgeworfen hatte, sein Heer ohne erhebliche Verluste durch das Höllenthal und das Breisgau in das Rheinthal zu führen, nach einigen kleinen Gefechten bei Emmendingen, Waldkirch und Schliengen bei Hüningen das heimathliche Ufer zu erreichen und am 25. Oktober im Elsaß Winterquartiere zu beziehen. Gegenüber den glänzenden Waffenthaten Napoleons trat dieser vielbewunderte Rückzug Moreau's in Schatten; denn mochte man den Feldherrn selbst mit Xenophon vergleichen, ein Rückzug war

an den Rhein und schließlich über den Rhein endete der Feldzug in Deutschland. Erzherzog Karl belagerte **Kehl**, als im Thal der Etsch die letzten blutigen Kämpfe um Mantua ausgefochten wurden.

Hier hatten die bisherigen Unfälle die Oesterreicher noch immer nicht zu der Einsicht geführt, daß das System, mit getheilten Heerkörpern im offenen Schlachtfeld den Franzosen entgegenzutreten, fehlerhaft sei; den Herbstfeldzug, den Feldzeugmeister **Alvinzy**, ein bejahrter aber noch rüstiger und tapferer General, im November durch die Thäler der Etsch und der Brenta unternahm, war nach derselben Methode wie die frühern entworfen und hatte denselben Ausgang, obwohl die in allen Provinzen des großen Reichs ausgehobenen Truppen den französischen an Zahl überlegen waren. Freilich war es fast lauter junge Mannschaft und der Mangel an Offizieren sehr empfindlich. Dennoch hielt sich der „Haufen von Flüchtlingen und den letzten Rekruten des Reichs", wie Napoleon das österreichische Heer in einem übermüthigen Tagesbefehl bezeichnete, beim ersten Zusammentreffen sehr tüchtig. Als General Vaubois durch das Etschthal nach Tirol vordrang, wurde er von Davidowitsch zurückgeschlagen und zum Abzug nach Caliano und von da nach Rivoli gezwungen. Und auch in dem Treffen an der Brenta, das Augereau und Massena um dieselbe Zeit dem Oberfeldherrn Alvinzy und dem General Quosdanowitsch lieferten, erlangten die Franzosen keine Vortheile. Vielmehr mußten sie sich mit namhaften Verlusten nach Verona zurückziehen. Die Lage war höchst bedenklich, aber Napoleons Scharfblick führte bald eine Aenderung herbei. Im Vertrauen auf die methodische Kriegsweise der Gegner, die keine raschen Bewegungen zuließ, zog er von dem Belagerungsheer Mantuas und von der Division Vaubois bei Rivoli Verstärkungen an sich, und rückte dann auf einem nächtlichen Marsch stromabwärts bis Zevio, um die bei Caldiero und S. Bonifacio aufgestellten Feinde unerwartet anzugreifen. Aber bei dem Dorf **Arcole**, wo der Gießbach Alpone langsam der Etsch zuströmt, ringsum die Gegend bewässernd und strichweise in Sumpf verwandelnd, leisteten am 15. November die Kroaten unter General Brigido, durch einen Damm gedeckt, so kräftigen Widerstand, daß der Vormarsch nicht fortgesetzt werden konnte, wie sehr auch Massena, Augereau, Bonaparte selbst mit heroischem Muth und großer Lebensgefahr die wankenden und weichenden Kolonnen dem Kugelregen entgegentrieben. Napoleon wurde, als er die Fahne in der Hand den Uebergang erzwingen wollte, vom Damm herab in den Sumpf gestürzt und mühsam emporgezogen. Als die Dämmerung anbrach, wurde der Abzug nach Ronco angeordnet und dank der frühen Dunkelheit glücklich bewerkstelligt. Nach Entfernung des Heeres langte General Guyeur in

---

doch immer kein Sieg. Es war daher begreiflich, daß in der Folge, als die Wege der beiden Feldherrn auseinandergingen, der italienische Sieger geringschätzig über die militärischen Verdienste des Nebenbuhlers in Süddeutschland urtheilte. Der Erzherzog Karl wurde dagegen allenthalben in deutschen Landen als Retter und Rächer gepriesen; denn an ihm war der Plan des großen Doppelfeldzugs gegen Oestreich gescheitert.

Arcole an, als er aber aus dem Hauptquartier keine Nachrichten empfing, räumte er das fast leerstehende Dorf wieder. Am Morgen war dasselbe



Brücke von Arcole.

wieder im Besitz der Oesterreicher. Es lag jedoch nicht in der Natur Bonapartes von einem kühnen Vorhaben abzustehen, solange noch die Möglichkeit des Gelingens nicht völlig abgeschnitten war; und auf einem solchen Ge-

lingen beruhte auch die Sicherheit des Heeres inmitten feindlicher Streitkräfte. Auch ließen ihm die Oesterreicher selbst keinen andern Ausweg als eine Schlacht, indem Alvinzy nun seinerseits zum Angriff überging. Und so wurde denn im Laufe des Tages zwischen Ronco und den Dörfern Arcole und Porcile eine Reihe blutiger Gefechte geliefert, die auf beiden Seiten viele tapfere Krieger auf die kalte Erde streckten, ohne jedoch eine Entscheidung herbeizuführen. Diese ergab sich erst am Abend des folgenden Tages, nachdem es während der Nacht den Franzosen gelungen war, über den untern Alpone eine Brücke zu schlagen und dann auf beiden Ufern des Bergstromes gegen Arcole vorzurücken. Noch einmal strengten beide Heere alle ihre Kräfte an; aber nach langem heißen Ringen erlangten die geübten abgehärteten Soldaten unter den Fahnen Bonapartes, Augereaus und Massenas die Oberhand über die jungen Mannschaften Oesterreichs. Alvinzy ordnete den Rückzug nach S. Bonifacio an und die Franzosen rückten als Sieger in das vielumstrittene Dorf Arcole ein. Der Rückzug artete bald in tumultuarische Flucht aus, als Alvinzy durch Eilmärsche die von Verona nach Bassano führende Hauptstraße zu gewinnen suchte, um nicht von dem verfolgenden Feind überholt und abgeschnitten zu werden.

Es waren blutige Lorbeeren im Siegeskranze Napoleons, und die „Brücke von Arcole“ erweckte bei der französischen Nation nicht bloß stolze Ruhmesgefühle, sondern auch schmerzliche Trauer. Aber der Ausgang entschied über das Schicksal Mantuas und Italiens. Um den Sieg zu vervollständigen, sandte Bonaparte alsbald die Divisionen Augereau und Massena gegen Davidowitsch, dessen Zögern hauptsächlich die schlimme Wendung für Alvinzy herbeigeführt hatte. Diese schlugen vier Tage nach dem letzten Kampf von Arcole am 21. November die Oesterreicher bei Rivoli und warfen den General Davidowitsch mit einem Verlust von 2000 Mann nach Tirol zurück. Alvinzy führte seine Truppen hinter die Brenta. Eine Fortsetzung des Kriegs schien nun nicht mehr möglich. Auch Bonapartes Heere waren erschöpft und bedurften der Erholung sowie einer Ersetzung der großen Verluste an Offizieren und Gemeinen. Aber wenn das Direktorium meinte, daß man jetzt mit Oesterreich sich verständigen sollte, so stimmte dies gar nicht mit Napoleons Plänen überein. Gerade um diese Zeit legte er den ersten Stein zu einer „Cispadanischen Republik“, indem er die Einwohner des Herzogthums Modena und der Legationen veranlaßte, in Reggio einen konstituierenden Landtag zu versammeln, der eine Verfassung auf Grund der Selbstverwaltung und Selbstvertheidigung schaffen sollte, und den Lombarden die Erlaubnis gab, durch freiwillige Abgeordnete sich an den Berathungen zu betheiligen. Als im November General Clarke, der Vertraute Carnots, in Italien erschien, um den Oberfeldherrn mit den Absichten des Direktoriums bekannt zu machen, konnte er bald wahrnehmen, daß beider Wege weit auseinander gingen. Der Kommissär erkannte schnell,

daß der geniale Heerführer eine große Zukunft habe; er gab sich ihm ganz hin und theilte ihm seine Berichte vor der Absendung mit. Napo=



Schlacht von Rivoli.

leon verlangte eine Verstärkung von 30,000 Mann, dann wolle er in das Herz des Kaiserstaats vordringen und einen vortheilhaften Frieden erzwingen. Auf diesen ursprünglichen Feldzugsplan kam er immer wieder zurück.

Napoleon hatte nicht zu besorgen, daß man ihm von Paris aus einen Waffenstillstand aufnöthigen werde; in Wien selbst trug man keine Neigung dazu. Noch war ja Mantua nicht gefallen. Um dieses Kleinod zu retten, sollten noch einmal energische Anstrengungen gemacht werden. Mitten im Winter, als vier Fuß tiefer Schnee die Erde bedeckte, mußte Alvinzy einen neuen Feldzug antreten: wiederum sah man verschiedene Heersäulen von Norden und Osten nach dem Etschthal vorrücken, um die Festung zu entsetzen. Napoleon war zu ihrem Empfang bereit; seine Truppen hatten sich wieder erholt und waren durch 8000 Mann unter dem jungen feurigen General Joubert verstärkt worden. Diesem fiel denn auch die schwierige Aufgabe zu, den mit Uebermacht andrängenden Feind auf der Hochfläche des Montebaldo, in der Nähe von Rivoli, von wo aus drei Monate zuvor Davidowitsch nach Tirol zurückgeworfen worden war, solange aufzuhalten, bis Bonaparte selbst mit den Divisionen Augereau und Massena herbeikam und die österreichischen Truppen am 14. Januar 1797 nach heftigen Kämpfen in die Flucht schlug. Noch war der Streit nicht ausgefochten, als Napoleon die Nachricht erhielt, der österreichische General Provera sei bei Legnago, sechzehn Meilen stromabwärts über die Etsch gesetzt, um vereint mit dem aus Mantua ausbrechenden Wurmser von Süden her die Franzosen anzugreifen. Da überließ er die weitere Verfolgung des gegen Trient abziehenden und fliehenden Hauptheeres unter Alvinzy dem General Joubert und rückte mit einem Theil der Truppen südwärts. Er traf noch zu rechter Zeit ein, um die Vereinigung zu verhindern. Provera sah sich nach einem kurzen Gefecht bei dem Lustschloß Favorite zur Waffenstreckung gezwungen. Nun war auch für Wurmser die Zeit des Widerstands vorüber. Die Besatzungsmannschaft von Mantua war durch Mangel an Nahrung, durch Elend und Krankheit tief heruntergekommen, so daß sie den Belagerungskrieg nicht länger fortsetzen konnte. Der österreichische General übergab daher am 3. Februar die Festung vertragsweise dem glorreichen Sieger. Bonaparte, des Feindes Tapferkeit ehrend, gewährte dem greisen Feldherrn mit seinem Generalstab und einem Theil der muthvollen Garnison, Offizieren und Gemeinen nach seiner eignen Auswahl, freien Abzug. Damit war die Unterwerfung Oberitaliens vollendet, und der korsische Eroberer wartete nur noch die vom Direktorium verlangten Verstärkungen ab, um den Kaiser in seinen Erblanden aufzusuchen und seinen ursprünglichen Kriegsplan ins Werk zu setzen. Die Verluste an der Etsch und am Mincio hatten Oesterreichs militärische Kräfte so geschwächt, daß der Kaiserstaat nicht wagen konnte, den Doppelkrieg in Deutschland und Italien fortzusetzen.

Nach dem Falle Mantuas kämpfte Oesterreich nicht mehr um Sieg und Herrschaft, sondern nur noch um eigene Sicherheit und Rettung vor einem in's Herz der Monarchie unwiderstehlich vordringenden Feind, und zur Leitung dieses letzten Kampfes ward Erzherzog Karl vom Rhein

herbeigerufen. Bevor er kam, unternahm Bonaparte einen kleinen Krieg, um Papst Pius VI. dafür zu züchtigen, daß er in der Hoffnung auf den Sieg Alvinzy's, statt den Waffenstillstand auszuführen, Kriegsrüstungen vorgenommen hatte. Ein noch nicht einstündiges Gefecht am Senio, in dem General Lannes am 3. Juni 4—500 Schlüsselsoldaten niedermachte und den Rest gefangennahm, nachdem der Kardinal-General sammt den Bettelmönchen entflohen war — eröffnete und entschied zugleich den Krieg. Den gefangenen Schlüsselsoldaten, die in Faenza um ihr Leben flehten, sagte Bonaparte: „Ich bin der Freund aller Völker von Italien und namentlich der von Rom. Ich komme zu Eurem Heil. Ihr seid frei. Kehrt in Eure Familien zurück: sagt ihnen, die Franzosen sind Freunde der Religion, der Ordnung und des armen Volks.“ Dasselbe sagte er den gefangenen Offizieren, unter denen einige den besten Familien Roms angehörten. Ein militärischer Spaziergang führte Bonaparte längs der Küste nach Ancona und Loreto, von da rechtsab nach Tolentino und hier — noch drei Tagemärsche von Rom entfernt — empfing er die Friedensboten des Papstes, denen er am 19. Februar 1797 einen fertigen Friedensvertrag zur unverzüglichen Unterzeichnung vorlegte. Darin verzichtete der Papst endgiltig auf Avignon und Venaissin, trat die drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna ab, verpflichtete sich, außer den nach dem Vertrag von Bologna schon gezahlten 16 Millionen, noch 30 Millionen zu zahlen und insbesondere die dort bedungenen Handschriften und Kunstwerke nunmehr schleunigst abzuführen. Für dieses Geschäft hatte Bonaparte einen besonderen „Ausschuß der Gelehrten“ gebildet, an dessen Spitze Monge stand und zu dessen Mitgliedern drei Maler, ein Bildhauer und ein Musiker, Namens Kreutzer, gehörten. Von der Thätigkeit dieser Leute schrieb Bonaparte am 19. Februar dem Direktorium: „Der Ausschuß der Gelehrten hat eine gute Ernte gemacht in Ravenna, Rimini, Pesaro, Ancona, Loreto und Perugia. Das wird sofort nach Paris geschickt. Kommt hinzu, was aus Rom gesendet werden wird, so werden wir Alles beisammen haben, was es in Italien Schönes giebt, ausgenommen eine kleine Anzahl Gegenstände, die in Turin und Neapel sind.“

Nachdem Erzherzog Karl sein neues Kommando mit großem Widerstreben endlich angenommen, beging er sofort einen Mißgriff, der im Voraus über seinen ganzen Feldzug entschied. Was er thun mußte, um Bonaparte von seinem Marsch auf Wien abzuhalten, hat dieser später mit für jeden Laien einleuchtenden Betrachtungen dargelegt. Um Wien und Triest zu decken, sagte er auf St. Helena, mußte er alle seine Streitkräfte in Tirol versammeln, wo er in den Gebirgen wie in dem Geist der Bewohner natürliche Vortheile fand. Hier konnte er seine Verstärkungen von der Rheinarmee rasch heranziehen, und so lange er sich hier behauptete, konnte die französische Armee nicht nach dem Isonzo marschiren. „Bei der ersten Bewegung, die sie über die Piave machte, hätte er sie zurückgerufen, indem er

über den Avicia ging und sich des Trentino bemächtigte. Das hätte dann den französischen General gezwungen, mit seiner ganzen Armee den Krieg



Murat überreicht dem Direktorium in Paris die erbeuteten Standarten Bonaparte's.

nach Tirol zu tragen, was eine sehr schwierige und gefahrvolle Operation gewesen wäre. Wäre das Hauptquartier des Erzherzogs in Bolzano, statt

in Conegliano gewesen, hätte er die 40,000 Mann, die er an der Piave und am Tagliamento hatte, vielmehr am Avicio gehabt, so waren Wien und Triest vollständig gedeckt."

Trotzdem Bonaparte nur eine geringe Streitmacht zur Verfügung stand und es galt, den Feind, der ihm an Truppenmacht überlegen war und durch Aushebung junger Mannschaften täglich verstärkt werden konnte, vor sich herzutreiben in einem fernen Land, das ihm ebenso viele Hindernisse bereitete als dem Gegner Vorschub leistete, ging der kühne Mann an's Werk, gegen Wien vorzurücken. Er setzte Alles ein, um den höchsten Preis zu gewinnen. Denn wer im heißen Kampf den streitbarsten Feind im eigenen Land überwand und zum Frieden zwang, der war Herr der Lage, der konnte in Frankreich das gebieterische Wort sprechen, dem winkte die Palme des Ruhmes, der Ehre, der Herrschaft, nach der Napoleons ehrsüchtige Seele so sehr verlangte. In seinem rastlos arbeitenden Geist waren Politik und Krieg mit einander verschlungen, der Krieg sollte ihm den Weg bahnen, um den Staat nach seinem Willen zu lenken; und er hatte bisher die Erfahrung gemacht, wie viel durch Kühnheit und rasche Entschlossenheit erreicht werden könne.

Die Friedensunterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl waren hauptsächlich durch die Vermittelung des Königs von Neapel und des Großherzogs von Toscana, zweier nahen Verwandten des Kaiserhauses, gefördert worden. Konnten diese nicht zu ähnlichen Dienstleistungen in Wien bewogen werden? Freilich mußte man dem habsburgischen Hof einen entsprechenden Ersatz für Belgien und die Lombardei bieten; denn jenes wollte das Direktorium, diese Bonaparte nicht mehr fahren lassen. Und da hatte sich denn Napoleon bereits einen Plan zurecht gelegt. Die **Republik Venedig** sollte der Preis sein. Er beurtheilte Thugut ganz richtig, wenn er voraussetzte, daß dieser österreichische Minister, den die Kaiserin Katharina einst als Jakobiner bezeichnet hatte, nicht aus Rücksichten des Rechts und der Moral irgend ein Abkommen, das ihm vortheilhaft schien, von der Hand weisen würde. Und auch das Direktorium konnte er hoffen, zufrieden zu stellen. Denn das reiche Venedig stellte ihm eine Beute in Aussicht, welche die habgierigste Seele sättigen konnte. Von solchen Gedanken getragen unternahm im März der französische General und Staatsmann den Feldzug gegen den Erzherzog Karl, um einen Frieden zu erzielen, dessen Grundlinien er bereits entworfen hatte, aber in schweigsamer Seele verborgen hielt.

Zu dem Allen bedurfte Napoleon neuer kriegerischer Erfolge, die nur dann zu hoffen waren, wenn der Erzherzog zur Schlacht genöthigt war, ehe die neuen Zuzüge, die bereits auf dem Weg waren, bei ihm eintrafen. Daher trieb Napoleon zur größten Eile. In Bassano, wo am 10. März das Hauptquartier sich befand, erließ er eine jener schwunghaften Proklamationen, deren rhetorisches Pathos so mächtig auf die Phantasie der Sol-

daten wirkte, ihre Ruhmbegierde anspornte, ihrem Nationalstolz durch die Hinweisung auf den Heldengeist des Alterthums schmeichelte, die Gesinnung und den Charakter der Feinde in ein gehässiges Licht stellte, alles Recht in der eigenen Sache, alles Unrecht auf seiten der Gegner sah. Zwei Tage nachher wurde der Oberst Lussignan, der mit etlichen Tausend Mann an der Piave zwischen Feltre und Belluno stand, von Massena stromaufwärts gejagt und seine Truppe in dem felsigen Thal von Longaro zum Theil zersprengt, zum Theil mit dem Führer gefangen. Darauf machte Napoleon selbst mit dem Hauptheer einen Sturmangriff auf die in langgestreckter Linie hinter dem Tagliamento aufgestellten Oesterreicher, wobei er die Soldaten den seichten Fluß durchwaten ließ, und nöthigte den Erzherzog zum weiteren Rückzug nach dem Isonzo. Als aber Massena im Norden nach heftigen Kämpfen auf öden eisbedeckten Höhen Tarvis besetzte und 600 Gefangene einbrachte, Serrurier und Bernadotte im Süden Gradisca berannten und den Anführer mit seiner ganzen Abtheilung, 2700 Mann, zur Waffenstreckung zwangen; als der österreichische General Bajalich von zwei Feuern bedroht am Predil nach kurzer Gegenwehr sich mit mehr als 3000 Mann in Kriegsgefangenschaft ergeben mußte; als um dieselbe Zeit General Joubert im südlichen Tirol den Feind in einer Reihe siegreicher Gefechte mit großen Verlusten zurückschlug und sich durch das Pusterthal den Weg zur Vereinigung mit dem Hauptheer in Kärnten öffnete: da schien der Feldzug entschieden zu sein. „Ich habe die Julischen und Norischen Alpen auf drei Fuß hohem Eise überschritten“, schrieb der General an das Direktorium, „ich habe meine Artillerie auf Wegen hinübergeführt, auf denen bisher kein Karren gefahren war.“ Erzherzog Karl zog sich nach Klagenfurt zurück, nur darauf bedacht, den Feind vom weiteren Vorrücken gegen Innerösterreich und Wien abzuhalten. Aber noch vor Ende des Monats sah er sich genöthigt, mit den Trümmern seines Heeres weiter nach St. Veit zu ziehen, worauf Bonaparte selbst am 30. März von der Hauptstadt Kärntens Besitz nahm.



Joubert.

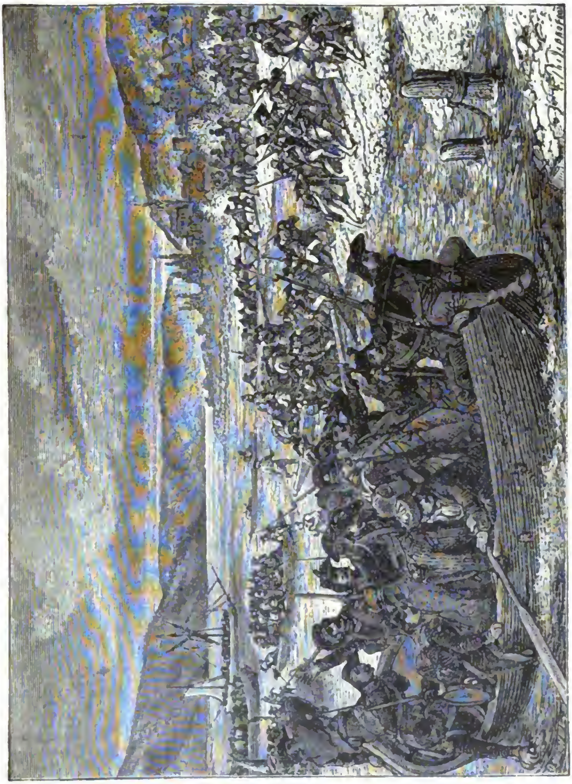
Bonaparte hatte große Erfolge erzielt; dennoch war seine Lage in dem fernen Land unter einer feindselig gesinnten Bevölkerung mit erheblichen Schwierigkeiten in Betreff der Heeresverpflegung, mit beunruhigenden

Volksbewegungen im Rücken, von großen Gefahren umgeben. Die erwarteten Zuzüge von der Rheinarmee waren nicht eingetroffen: Napoleon selbst hatte den Abmarsch Moreau's lässig betrieben, weil er keinen Rivalen seines Ruhmes wünschte. Seit Joubert's Abgang aus dem oberen Etschthal waren die Tiroler Truppen und Landschützen wieder im Vormarsch begriffen; in den österreichischen Gebirgsländern trat eine kriegerische Stimmung zu Tage, zeigten sich Symptome der Volkserhebung; in der venetianischen Terra firma herrschte bei der Dorf- und Gebirgsbevölkerung eine bedenkliche Gährung; allerlei Gerüchte von Unfällen der Franzosen, durch österreichische Emissäre genährt, mehrten die Kampflust. Wenn der Kaiser entschlossen war, sagt Lanfery, den Krieg bis zum Aeußersten zu treiben, wenn er Wien verließ, nach Ungarn flüchtete und dies Land zu den Waffen rief, gerieth das Heer inmitten seiner Siege in die bedenklichste Lage, und Bonaparte mußte vor seinen eigenen Erfolgen zurückweichen. Ein finsterer Verdacht beschlich seine Seele, das Direktorium möchte ihn absichtlich im Stich gelassen haben, um ihn dem sicheren Verderben preiszugeben.

Da faßte der Obergeneral mit dem ihm eigenen Scharfblick den Entschluß, zu einer raschen Lösung zu kommen. Er richtete am 31. März von Klagenfurt aus ein eigenhändiges Schreiben an den Erzherzog, worin er ihn mit rhetorischem Pathos aufforderte, dem unheilvollen blutigen Krieg ein Ende zu machen, der beiden Völkern Verderben bringe, sich den Ehrennamen eines Wohlthäters der Menschheit zu verdienen, indem er so vielen tapferen Männern das Leben erhalte und Deutschland vor weiteren Verheerungen bewahre. „Wenn mein Vorschlag", so schloß er den merkwürdigen Brief, „nur einem einzigen Menschen das Leben zu retten vermöchte, so würde ich auf die dadurch verdiente Bürgerkrone stolzer sein, als auf den traurigen Ruhm kriegerischer Erfolge." Es waren nur künstlich erzeugte Gefühle einer Humanität, die seiner Seele ganz fremd war, Beweise seiner wunderbaren Geschicklichkeit, „alle Rollen zu spielen und alle Tonarten anzuschlagen." Aber es waren Worte der Versöhnung eines Siegers gegen den Besiegten, die ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Napoleon nahm es übel auf, daß der Erzherzog nicht eben so eigenmächtig vorging, wie der republikanische General, daß er zur Antwort gab, er müsse zum Abschluß eines Friedens von der Regierung bevollmächtigt sein, und den Brief nach Wien schickte. Die Stimmung des französischen Generals bezeichnet die Stelle eines Schreibens an Clarke in Turin: „Ich habe dem Erzherzog einen philosophischen Brief geschrieben, worauf er mir geantwortet hat wie ein Kind, welches fürchtet, von Thugut Schelte zu bekommen, oder vielmehr wie alle diese Menschen, die um so mehr Sklaven sind, je näher sie dem Thron stehen."

Doch ließ Bonaparte die Hoffnung nicht sinken. Und um seinem Antrag mehr Nachdruck zu geben, beschleunigte er seinen Vormarsch aus

allen Kräften. Er drängte den Erzherzog durch neue glückliche Treffen bei Neumarkt und Unzmarkt immer weiter in nordöstlicher Richtung, so



Rheinübergang des General Hoche bei Neuwied.

daß er bereits am 7. April mit seiner Vorhut in **Leoben** an der Mur einrückte, fünfundzwanzig Wegstunden von Wien entfernt, am Fuß des

gewaltigen steirischen Hochgebirges mit seinen Felsenmassen und Gletschern, die jeden Zuzug von Hilfstruppen aus Deutschland fast unmöglich machten.

In Wien erzeugte die Annäherung des feindlichen Heeres natürlich große Aufregung und ängstliche Gemüther fürchteten in einigen Tagen die schrecklichen Franzosen vor den Thoren der Hauptstadt zu sehen. Man bestürmte darum den Kaiser von allen Seiten, auf Bonapartes Friedensvorschläge einzugehen, und derselbe sandte denn auch am 9. April den Grafen Merfeldt zu Bonaparte nach Leoben, mit der Vollmacht, die Abtretung der österreichischen Niederlande gegen eine entsprechende Entschädigung in Italien zuzugestehen. Am 15. April fand die erste Konferenz statt auf dem Schlößchen Göß, in der Mitte eines für neutral erklärten Gartens, und schon nach drei Tagen kam der Präliminarfrieden von Leoben zum Abschluß. Denn um dieselbe Zeit überschritt General Hoche den Rhein, um auch in Deutschland einen neuen Waffengang gegen Oesterreich zu beginnen. Konnte nicht nach dem ersten siegreichen Gefecht bei Neuwied sein weiteres Vorgehen Verhältnisse schaffen, durch welche das Friedenswerk leicht erschwert werden dürfte, zumal zu gleicher Zeit auch Moreau Anstalten zur Wiederholung seines frühern Zuges traf? Darum beeilte man sich in Wien, eine feste Basis für eine endgültige Pazifikation zu gewinnen. Und in diesem Bestreben stimmte Bonaparte mit Thugut überein. Der französische General wollte den Ruhm des Friedensstifters für sich allein einernten. Die in Leoben festgesetzten Grundbedingungen sicherten den Franzosen den Besitz von Belgien und der Lombardei, der österreichischen Monarchie eine entsprechende Landentschädigung im Gebiet der Republik Venedig; sie stellten für Frankreich die Ueberlassung der österreichischen Lande auf der linken Rheinseite in Aussicht und damit die Erfüllung des Lieblingsgedankens „der natürlichen Grenzen“, wennugleich dabei noch der „Integrität des Reichs“ Erwähnung geschah, „weil der Kaiser in seinem Krönungseid die Erhaltung des bisherigen Bestandes gelobt habe“.

So wurden auf einem einsamen Schloß des Kärtner Landes Zustände geschaffen oder angebahnt, die eine gänzliche Veränderung des politischen Systems ankündigten. Der Kaiser, bisher der Vorkämpfer des alten Europa gegen die Revolution, trat vollkommen in den Kreis der Bonaparteschen Bestrebungen ein. Er theilte sich mit den Franzosen in die Beherrschung Italiens und gedachte die Integrität Deutschlands fortan nur soweit zu behaupten, wie es sich mit jenem höchsten Zweck vertragen möchte. Für die Erhaltung monarchischer Rechtsordnungen gegen Revolution und Anarchie war man einst ausgezogen, und bei der brutalen Gewalt war man jetzt angelangt. Fortan konnte von historischem Recht keine Rede mehr sein. Nur das Recht des Stärkern fand Geltung. In diesem Bewußtsein ließ Napoleon den Artikel, welcher die Anerkennung der französischen Republik durch den Kaiser festsetzte, aus dem Text der Friedensgrundlagen streichen mit den

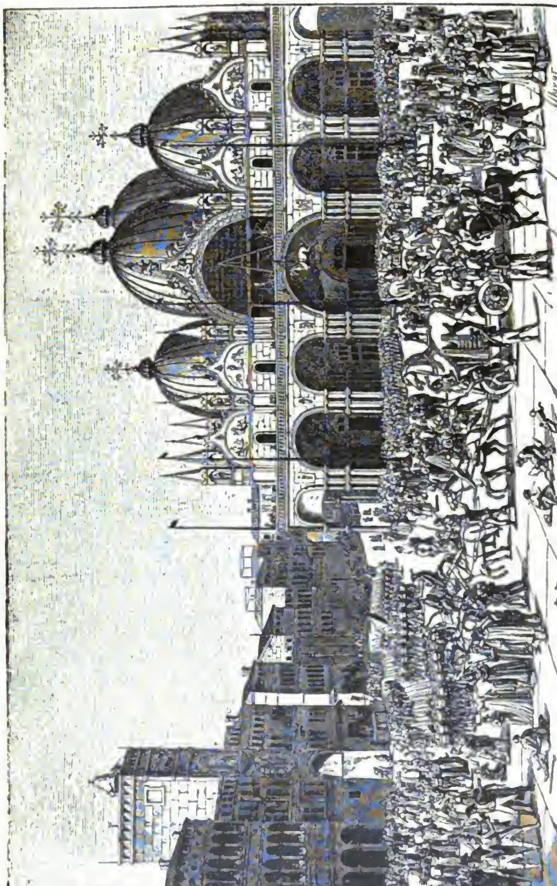
stolzen Worten: „Die Republik Frankreich ist wie die Sonne am Himmel; schlimm für die, welche sie nicht sehen wollen.“

Daß das Recht des Stärkeren allein noch Geltung hatte, zeigte sich sofort an dem Untergang der Patrizierherrschaft in Venedig. Bekanntlich war Venedig zur Zeit da es den Welthandel beherrschte, eine Weltmacht gewesen; seitdem dieser Handel aber die alten Straßen endgiltig verlassen, war es nur noch eine große Winkelrepublik. Der Kern seines Machtgebietes war freilich noch unvermindert. Außer dem eigentlichen Venetien, das vom Po, der Adda, den Julischen Alpen und dem Isonzo begrenzt war, gehörten dazu Dalmatien, Istrien, die Bocche di Cattaro und die Jonischen Inseln. Die Bevölkerung zählte etwa 3 Millionen Seelen, die jährliche Staatseinnahme betrug 9 Millionen Dukaten, Gewerbefleiß und Ackerbau waren im blühendsten Stande, dazu kamen eine stattliche Flotte, ein tapferes und ergebenes Heer, starke und wohlversorgte Festungen. Dies Alles bot den äußeren Anschein gediegener Macht und Rüstung, leider steckte in dem blinkenden Harnisch kein Ritter mehr. Der Souverain der Republik war der Stadtadel von Venedig, der alle Aemter und Behörden aus der eigenen Mitte besetzte, während der Landadel der Provinzen von allen Vorrechten und Vortheilen des Regiments ausgeschlossen war. Die zum Stadtadel gehörigen Familien waren verzeichnet im „Goldenen Buch“, sie stellten 1200 stimmberechtigte Mitglieder zum „Großen Rath“; aus ihrer Mitte gingen der Senat, der „Rath der Zehn“, die Staatsinquisitoren, der lebenslängliche Doge und sein Geheimer Rath, überhaupt sämmtliche Behörden und Amtsinhaber hervor und bei ihrer Verwaltung und Regierung, Kriegführung und Diplomatie hatte sich das Gemeinwesen Jahrhundertelang sehr wohl befunden. Stand auch dem allmächtigen Stadtadel der entrechtete Adel der Provinzen feindlich gegenüber, so war dies bei Bürgern und Bauern keineswegs der Fall; denn was diese an Rechtsschutz, an Freiheit der Person, der Arbeit, des Handels und Wandels besaßen, das hatte ihnen der Stadtadel auf Kosten des Landadels geschaffen, der früh schon aller gutsherrlichen und feudalen Vorrechte beraubt worden war. Die Fortdauer des behaglichen Stilllebens, das diese Adelsrepublik bisher geführt, hing einzig von der Frage ab, wie lange die Gunst des Schicksals sie vor dem Wirbelsturm des Krieges und der Revolution bewahrte, vor dem, wenn er einmal da war, weder die Erbweisheit der Väter, noch die Kunst der Diplomaten, noch die Bajonette der gemietheten „Slavonier“ sie schützen konnten. In dem Kampf zwischen Beaulieu und Bonaparte ward, wie wir bereits sahen, gleichzeitig ihre Neutralität vernichtet und ihre militärische Ohnmacht offenbar.

Das Festland der Republik wurde recht eigentlich der Schauplatz des großen Krieges um Italien. Gegen das Treiben der Patriotenklubs, mit denen Bonaparte die Städte der „Terraferma“ unterwühlte, war sie so ohnmächtig wie gegen die beiden Heere, die das Land um die Wette aussogen

und mißhandelten. Sie konnte den Aufständen nicht wehren, die von Franzosen angezettelt im März 1797 in **Bergamo** und **Brescio** zum Ausbruch kamen. Ebenso konnte sie auch die Volkswuth nicht zügeln, die im April zu **Verona** gegen die Franzosen in fürchterlichen Massenmorden sich entlud.

Am Abend des Ostermontags (17. April 1797), als die festliche Zeit viel Landvolk herbeigelockt hatte, ereignete sich nämlich in Verona ein furchtbarer Aufstand. Der französische Kommandant Balland zog seine geringe Besatzungsmannschaft, um sie gegen die Volkswuth zu schützen, in das alte Schloß und ließ, als die bewaffneten Banden auf die Eingänge losstürzten, Feuer auf die Stürmenden geben. Der Anblick der Todten und Verwundeten reizte die erbitterte und heißblütige Volksmasse zur höchsten Wuth und trieb sie zu Bluttthaten, welche an die sizilianische Vesper erinnerten. Racheschnaubend stürzten sich die wilden Volkshaufen über die in der Stadt befindlichen oder in den Häusern verborgenen Franzosen her, ermordeten Alle, Männer, Weiber und Kinder, und schonten nicht einmal der Kranken und Verwundeten in den Hospitälern. Auch am folgenden Tag dauerte die blutige Arbeit fort. Alle Franzosen, die sich nicht in das Kastell zu retten vermochten, über 300 fielen der Volkswuth zum Opfer. Die Slawonier schlossen sich den Aufständischen an, um, wie sie sagten, die Nester zu stürmen, worin sich die Tyrannen Italiens geflüchtet hätten. Der Graf Francesco degli Emilii eilte mit venetianischen Truppen und Freischaaren herbei und besetzte die Thore. Dadurch wurde die Empörung unter obrigkeitliche Autorität gestellt und die Belagerung des Kastells erhielt den Charakter eines Kriegs der venetianischen Regierung gegen Frankreich. Der Versuch des Proveditore Giovanelli, den Kommandanten Balland zu einer vertragsmäßigen Uebereinkunft zu bringen, scheiterte theils an den hohen Forderungen des Generals, die einer Unterwerfung der Stadt auf Gnade und Ungnade gleich kamen, theils an der Wuth der wilden Volksmassen, die zu den blutigen Greueln nun auch noch Plünderung und Zerstörung fügten und von fanatischen Mönchen fort und fort zum Haß und zur Vertreibung der Fremdlinge angefeuert wurden. Zu gleicher Zeit überfiel in Venedig selbst die zur Bewachung des Hafens aufgestellte Slawoniermannschaft ein französisches Schiff, das von Ankona aus ohne Erlaubniß sich der Lagunenstadt genähert hatte, und tödtete den Hauptmann Laugier und einen Theil der Seeleute. Doch der Tag der Vergeltung nahte schnell. Von allen Seiten rückten französische Truppen herbei; Verona mußte sich fast bedingungslos ergeben und ein schweres Strafgericht über sich ergehen lassen. Nachdem die Slawonier zu Kriegsgefangenen gemacht, Land und Stadt entwaffnet worden, wurde ein Militärgericht aufgestellt, welches mehrere am Aufstand Betheiligte, darunter den Grafen Emilii und einen Kapuziner, der sich als patriotischer Volksredner hervorgethan, zum Tod verurtheilte und der Stadt große Lieferungen an Geld, Armeebedürfnissen, Schätzen der Kunst und Wissenschaft, Kirchensilber u. dgl. m. zum Ersatz für die Beschädigung der Franzosen am Leben und Gut auferlegte. Darauf wurde durch den General Lahoz, den Befehlshaber



Wegführung der Rosse von Korinth von der Markus-Kirche zu Venedig. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

der lombardischen und polnischen Truppenkorps, auch in Vicenza und Padua eine Entwaffnung angeordnet und ein demokratischer Gemeinderath eingesetzt.

Das Ende der venetianischen Herrlichkeit war da. Nur Eines brachte die einst stolze Republik noch fertig: die Selbstabdankung auf Befehl des Generals Bonaparte. Am 12. Mai trat der Große Rath der Republik zum letzten Mal zusammen, um, während die Slawonier zu Schiffe stiegen, die Aufhebung der bisherigen Verfassung zu beschließen und dann sofort sich selber aufzulösen. Am 16. rückte General Baraguey d'Hilliers in die Stadt, besetzte die Forts, die Batterien und pflanzte die französische Tricolore auf dem Platze von San Marco auf. Der Löwe von San Marco und die Rosse von Korinth wurden nach Paris verbracht.

An demselben 16. Mai 1797 unterzeichneten drei Venetianer, Franz Donato, Leonhard Giustiniani und Ludwig Moncenigo zu Mailand einen „Friedensvertrag zwischen der französischen Republik und der Republik Venedig", in dessen Artikel 2 es hieß: „Der Große Rath von Venedig — verzichtet auf seine Souveränetätsrechte, befiehlt die Abdankung des Erbadels und anerkennt die Souveränetät des Staates in der Vereinigung aller Bürger." Damit war die bisherige Verfassung und Regierung Venedigs entwurzelt, aber eine neue war weder geschaffen noch in Aussicht genommen, denn „die Vereinigung aller Bürger" war ja nichts als eine leere Redensart. Gleich nach der Kriegserklärung Bonapartes waren die Städte Bergamo, Brescia, Pavia, Vicenza, Bassano, Udine in Waffen aufgestanden und hatten sich als unabhängige Republiken eigene Obrigkeiten gewählt und eigene Bürgergarden gebildet. Das bedeutete die Auflösung des venetianischen Staates und daß dieser weiter bestehen sollte, sagte jener Artikel, der von einer künftigen Staatsregierung der Republik nichts wußte. Da zur Ratifikation des Vertrags eine Staatsgewalt nicht vorhanden war, so erbot sich dazu der Stadtrath von Venedig, was Bonaparte mit großer Zuvorkommenheit annahm. Dem Direktorium aber schrieb er am 12. Juli, er könne den ganzen Vertrag einfach als ungiltig betrachten, denn zur Zeit des Abschlusses hätte der Große Rath, von dem die drei Gesandten ihre Vollmacht hatten, schon gar nicht mehr bestanden. Geschlossen hatte er den Vertrag nur, wie er am 19. Mai schrieb, um ohne Schwierigkeit in die Stadt zu gelangen, das Arsenal zu bekommen und unter dem Vorwand der Ausführung der geheimen Artikel Alles mitzunehmen, was er sich an Geld, Kriegsschiffen, Kunstwerken und Handschriften ausbedungen hatte.

Wie in der Lagunenstadt, so hatte sich auch in Genua unter dem Vorsitz des Apothekers Morando ein Volksverein gebildet, dem außer den einheimischen Demokraten radikale Elemente aus der Lombardei, aus Piemont, aus Südfrankreich, Flüchtlinge aus Rom und Neapel angehörten, und der sich an den französischen Gesandten Faypoult anlehnte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Vorgänge von Venetien auch auf diese Ligurische Seerepublik zurückwirkten, daß die beiden Geschlechterstaaten, die trotz ihrer Rivalität und Feindschaft in allen Lebens- und Verfassungsformen so viele ähnliche Züge zeigten, auch in ihrem Untergang durch die revolutionäre Sündfluth das

gleiche Los hatten. Die Verhaftung einiger Ruhestörer, welche Mitglieder des Klubs waren, gab Veranlassung zu einem Auflauf und Tumult. Faypoult verlangte ihre Freilassung. Als man seine Forderung zurückwies, erregten die einheimischen und fremden Gesinnungsgenossen Morando's einen Aufstand. Ein bewaffneter Volkshaufen, die dreifarbige Kokarde am Hut, stürzte mit dem Ruf: „Es lebe das Volk! es lebe die Freiheit!" auf die Straßen, befreite die Gefangenen, bemächtigte sich des innern Hafens, der Darsena, und verstärkte seine Reihen mit Galeerensträflingen. Darauf rief Morando die Herstellung der Volkssouveränetät und die Abschaffung der aristokratischen Verfassung aus und ließ die Thore des Arsenals sowie einige die Stadt beherrschende Punkte besetzen. Der Senat versammelte sich und rief rathlos und muthlos die Vermittelung des französischen Gesandten an. Ehe jedoch Faypoult etwas auszurichten vermochte, erhob sich die städtische Volksmenge, voran die Hafen- und Schiffsarbeiter, zu einer Gegenrevolution. Bald kamen die Dreifarbigen in's Gedränge, Faypoult selbst wurde insultirt und bedroht, mehrere Demokraten, darunter auch Franzosen, ermordet; das Landvolk gerieth in Bewegung, man wollte Gesetz, Obrigkeit und Religion gegen die kirchenfeindlichen Jakobiner beschützen. Es war eine ähnliche Erscheinung wie in Verona und Venedig und hatte dieselben Folgen. Auf die Kunde davon entsandte Bonaparte seinen Adjutanten Lavalette nach Genua, der dem zitternden Senat ein zorniges Schreiben des Generals vorlas, worin mit Krieg gedroht ward, wenn nicht sofort die Urheber des Aufstandes und des Franzosenmordes gestraft, das Volk entwaffnet und vollständige Sühne gewährt würde. Der Doge Giacomo Brignole und die Rathsherren benahmen sich ebenso feig und muthlos wie die Venetianer. Sie bewilligten die Forderungen, setzten auf Faypoults Verlangen drei der angesehensten Patrizier in Haft und schickten Bevollmächtigte an Bonaparte mit dem Erbieten, eine Verfassungsreform vorzunehmen, wie er sie wünsche. Der General empfing die Gesandten in Montebello; und schon am 6. Juni kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Republik Genua eine Verfassung nach dem Vorbild Frankreichs auf Grund der Volkssouveränetät erhalten und bis zu deren Vollendung eine provisorische Regierung die öffentliche Gewalt ausüben sollte. Die Mitglieder ernannte Napoleon selbst und übertrug zugleich den Oberbefehl über die genuesischen Truppen seinen Generälen Casabianca und Duphot. Dem Direktorium schrieb er: „Genua verlangt mit lautem Ungestüm die Volksherrschaft." So nahm auch der alte Geschlechterstaat Genua sein Ende; eine Ligurische Republik auf demokratischer Grundlage trat an die Stelle.

Während all dieser Vorgänge befand sich Napoleon auf dem Lustschloß Montebello bei Mailand, wo sein Hauptquartier das Ansehen eines königlichen Hoflagers angenommen hatte. Aus Mailand kamen die ersten Familien der Stadt, um Josephine den Hof zu machen; es wimmelte von Generälen, Diplomaten und Deputationen. Anwesend waren Minister Oesterreichs, Roms, Neapels, Sardiniens, Genuas, Venedigs, Parmas, der Schweizer Kantone und mehrerer deutscher Fürsten; stündlich kamen und

gingen die Kouriere aus und nach Paris, Rom, Neapel, Wien, Florenz, Venedig, Turin, Genua. Der „Hof von Montebello" machte auch Reisen in die Umgegend, nach dem Lago Maggiore, den Borromeischen Inseln, dem Comer See und Städte und Dörfer wetteiferten „dem Befreier Italiens" zu huldigen.

Auf Schloß Montebello schuf nun Bonaparte die Cisalpinische Republik, die er sich dachte als den Anfang und Kern eines künftigen Einheitsstaats Italien, „dieses geheime Sehnsuchtsziel aller Italiener, die eine einzige und große Nation bilden wollen." Er sagt, es habe ihm unendliche Mühe gekostet, die beiden Republiken, die er schon diesseits und jenseits des Po gebildet, unter einen Hut zu bringen, die Bevölkerungen von Reggio, Modena, Bologna, Ferrara zum Anschluß an die Lombarden zu bestimmen, am Ende sei das wirklich nur dem Durchbruch des allgewaltigen nationalen Einheitsdrangs gelungen, der nur mit Mühe von der Uebereilung habe zurückgehalten werden können, sogleich den Namen „Italienische Republik" anzunehmen. Die neue Republik bekam die Verfassung der französischen mit Direktorium und beiden Räthen. Die ersten Direktoren waren Serbelloni, Paradisi, Moscati, Alessandri, Feneroli. Am 30. Juni 1797 bezogen sie den Palast in Mailand, und schon am 14. Juli feierten 30,000 Nationalgarden die "Renaissance de la liberté et de la patrie italienne" („Die Wiederherstellung der Freiheit und des italienischen Vaterlandes").

„Von diesem Augenblicke an," sagte Napoleon auf St. Helena, „veränderten sich die Sitten der Italiener; ein paar Jahre später waren sie nicht mehr dieselbe Nation. An Stelle des Priesterrocks, der bisher das Modekleid der Jugend gewesen war, trat der Waffenrock. Statt zu den Füßen der Weiber ihr Leben zu vertändeln, suchten die jungen Italiener die Reitbahn, den Fechtboden und den Exerzirplatz auf. Die Kinder spielten nicht mehr ‚Kapelle', sie hatten Regimenter von Blechsoldaten und machten im Spiel die Ereignisse des Krieges nach. In den Lustspielen, in den Straßenpossen waren stehende Figuren gewesen: ein geistreicher aber sehr feiger Italiener und ein dicker Bramarbas, manchmal französischer, meist deutscher Herkunft, sehr stark, sehr tapfer, sehr brutal, der schließlich unter großem Jubel der Zuschauer den Italiener mit Stockprügeln bediente; solche Anspielungen duldete das Volk nicht mehr; auf der Bühne erschienen jetzt unter dem Beifall des Publikums tapfre Italiener, die die Fremden davon jagten, um ihre Ehre und ihre Rechte zu behaupten. Der nationale Geist hatte sich gebildet. Italien hatte seine Vaterlands- und Kriegslieder, die Weiber wiesen mit Ekel die Werbungen von Männern zurück, die, um ihnen zu gefallen, sich weibischen Gebahrens beflissen."

Wie kam nun aber dieser feurige italienische Patriot Bonaparte dazu, sein großes Werk, den Neubau der italienischen Nation, selber zu verpfuschen durch Abtretung Venedigs an Oesterreich? Auch darüber hat er sich auf St. Helena ausgesprochen. Venedig sollte nur vorübergehend Oesterreich angehören, niemals österreichisch werden, sondern nur durch

die Fremdherrschaft um so gründlicher italienisch empfinden lernen. Bonaparte erwartete, daß die verschiedenen Parteien, welche Venedig spalteten, sich versöhnen würden unter einem fremden Druck, den sie alle fühlten. „Es war nicht zu fürchten, daß ein Volk von so milden Sitten jemals Neigung gewinnen würde für ein deutsches Regiment, daß eine große Handelsstadt, die seit Jahrhunderten Seemacht war, sich anschließen würde an eine Monarchie, die dem Meer und den Kolonien fremd war. Kam eines Tages der Augenblick, die italienische Nation zu schaffen, so war diese Abtretung kein Hinderniß. Die Jahre, welche die Venetianer unter dem Joch des Hauses Oesterreich verlebt, mußten sie bestimmen, mit Begeisterung eine nationale Regierung aufzunehmen, einerlei, ob sie mehr oder weniger aristokratisch war, ob die Hauptstadt nach Venedig kam oder nicht. Die Venetianer, Lombarden, Piemontesen, Genuesen, Parmesaner, Bolognesen, Bergamasken, Ferraresen, Toscaner, Römer, Neapolitaner mußten, um Italiener zu werden, erst zersetzt und in ihre Urbestandtheile auseinandergelegt werden; man mußte sie umgießen, sozusagen. In der That waren, fünfzehn Jahre später, im Jahre 1812, die österreichische Macht in Italien, der Thron von Sardinien, die Throne der Herzöge von Parma, Modena, Toscana, selbst der von Neapel, die Oligarchie von Genua, die von Venedig verschwunden. Die weltliche Macht des Papstes, die zu allen Zeiten die Ursache der Zerstückelung Italiens gewesen, sollte kein Hinderniß mehr sein: das Großherzogthum Berg war unbesetzt geblieben: es erwartete den Hof des Königs Joachim. „Ich brauche," hatte Napoleon 1805 zur Consulta in Lyon gesagt, „zwanzig Jahre, um die italienische Nation zu schaffen." Fünfzehn Jahre hatten ausgereicht: Alles war bereit; er wartete nur auf die Geburt eines zweiten Sohnes, um ihn nach Rom zu führen, ihn zum König der Italiener zu krönen, die Regentschaft dem Prinzen Eugen zu geben und die Unabhängigkeit der Halbinsel auszurufen von den Alpen bis zum Jonischen Meere, vom Mittelmeer bis zur Adria."

Einunddreißigstes Kapitel.

Bonaparte und das Direktorium. — Staatsbankerott. — Babeuf's Verschwörung. — Der neue Rath der Fünfhundert. — Der Royalismus im Wachsen. — Der Klub von Clichy und Bonaparte. — Der Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797). — Napoleon's Stellung zu den Beschlüssen vom 19. Fructidor. — Das wiederhergestellte Jakobinerregiment.

Es ist Zeit, daß wir sehen, was unterdessen in Paris sich ereignete und wie sich das Verhältniß Bonaparte's zum Direktorium gestaltete. Die neue Regierung des Direktoriums war, weil sie der Erbe des Konvents war, von Anfang an der Mehrheit der Nation ein Gegenstand des Hasses und wurde dadurch zu einer Politik gedrängt, die dem nach Ruhe, Frieden und Sicherheit sich sehnenden Volke widerstrebte. In einem Rundschreiben vom 9. Dezember 1795 wurde klar und offen verkündet, daß die Regierung ihre ganze Kraft für die Republik einsetzen werde, daß sie es als höchste Pflicht für sich selbst und alle ihre Diener betrachte, das Volk wieder mit der heiligen Freiheitsliebe zu erfüllen, „welche einst die Morgenröthe der Revolution verklärte," die schlechten Priester, „die geborenen Lügner, Intriganten und Verschwörer," und die Emigranten, „die gebrandmarkten Brudermörder, die wie Kain ruhelos umherschweifen," nach wie vor aufs Blut zu bekämpfen. Diesem Manifest entsprachen die Handlungen. Als zu Anfang des nächsten Jahres im Rath der Alten, wo durch das neugewählte Drittel die Gemäßigten, Konservativen und Royalisten die Mehrheit bildeten, der Versuch gemacht wurde, die harten Bestimmungen gegen die Emigranten zu mildern, die mit unerhörter Willkür aufgestellten Listen den Gerichten zur Prüfung zuzuweisen und das mit Sequester belegte Vermögen der Eltern und Angehörigen auszuscheiden, widersetzte sich die demokratisch-republikanische Partei bei den Fünfhundert und im Direktorium diesem Versuch aus allen Kräften; sie erblickte darin einen Hochverrath gegen die Revolution. Und in der That erreichte die Directorialpartei, daß das Vermögen der Emigranten und ihr künftiges Erbtheil der Regierung zur Verfügung gestellt und die Streichung von den Emigrantenlisten nicht den Gerichten, sondern dem Direktorium und den Administrativbehörden zugewendet ward, die dann die Löschung so lässig, so willkürlich, so eigennützig betrieben, daß die Gesuche der Ausgewanderten nur wenig Berücksichtigung fanden. Man fürchtete den Einfluß der Rückkehrenden auf die öffentliche Stimmung.

So dauerte der Terrorismus gegen Priester und Emigranten ungeschwächt fort. Da aus den Volkswahlen eine Menge Beamte und Richter von antirepublikanischer Gesinnung hervorgingen, so wurde das Recht der Absetzungen und willkürlichen Ernennungen in solchem Umfang geübt, daß die Wahlfreiheit zu einem Schein herabsank. Die Presse, nicht mehr durch den Schrecken in Furcht gehalten und durch ein Prohibitiv- oder Repressivgesetz gezügelt, nahm einen feindseligen oppositionellen Charakter an, dem die Direktoren, „die fünf Tyrannen des Luxembourg", wie sie bezeichnet wurden, durch gerichtliche Verfolgungen vergebens zu steuern suchten. Auch die politischen Vereine und Gesellschaften, die unter andern Namen und Formen wieder ins Leben traten, standen meistens zu dem herrschenden System in Gegensatz. Ihre Bestrebungen waren auf den Umsturz der Direktorialverfassung gerichtet, sei es im Sinn des alten Terrorismus oder mit monarchischen Restaurationstendenzen. Ein Regiment, das so wenig Wurzeln und Sympathien im Volk hatte, konnte sich nur behaupten, wenn die Masse nicht zur Ruhe kam, wenn die Revolution fortdauerte und die Sorge um die Rettung und Wohlfahrt des Reichs die Geister in Aufregung hielt. Während also weitaus die Mehrzahl der französischen Bevölkerung nach Frieden und geordneten Zuständen verlangte, sah sich die Regierung zur Erhaltung des eigenen Daseins auf die Fortsetzung und Verschärfung des Krieges gegen England und Oesterreich gewiesen. Ohne zulängliche Hilfsmittel und mit einer Staatsschuld von siebenundzwanzig Milliarden Assignaten warfen sich die Direktoren und die republikanischen Heißsporne in den beiden Räthen aufs neue in den Weltkampf. Und das Glück war ihnen wenigstens an einer Stelle günstig: Napoleon erwarb die im vorigen Kapitel geschilderten kriegerischen Erfolge in Oberitalien. Freilich unterwarf er sich damit auch zugleich Frankreich und das Direktorium.

Das Mittel, mit dem er diese Unterwerfung bewirkte, war, daß er dem Staate und dem Direktorium das Geld lieferte zur Führung des Krieges. In einem Tagesbefehl, den er später, am 10. März 1797, von Bassano aus, als er im Begriff war in's Herz der Erbstaaten Oesterreichs einzudringen, an die Soldaten seiner italienischen Armee richtete, konnte er darum nicht nur dieses Heer loben, das sich rühmen durfte, 14 Feldschlachten und 70 Gefechte gewonnen, mehr als 100,000 Gefangene gemacht, 500 Feldkanonen und 2000 schwere Geschütze erbeutet und nebenbei das Museum von Paris mit mehr als 300 Meisterwerken alter und neuerer Kunst bereichert zu haben. Sondern er durfte auch sagen: „Die Kriegsschatzungen, die Ihr den eroberten Ländern auferlegt, haben die Armee während des ganzen Feldzugs ernährt, unterhalten, besoldet; Ihr habt außerdem dem Minister der Finanzen zur Erleichterung des öffentlichen Schatzes 30 Millionen eingeschickt."

Ein Blick auf die Finanzlage Frankreichs macht die Bedeutung der Thatsache klar, die sich in diesen Worten malte. Die Finanzgeschichte der Revolution wird bekanntlich erzählt durch die Leidensgeschichte der Assignaten, jenes auf die Nationalgüter gegründeten Papiergeldes, das einst von Mirabeau mit überschwänglichen Hoffnungen begrüßt worden war und in dessen unauf-

haltsamer Entwerthung das neue Frankreich die schmerzliche, aber unzweifelhafte Thatsache eingestand, daß es an sich selber keinen Glauben hatte. Das Gewohnheitslaster der alten Monarchie hatte darin bestanden, daß sie zur Deckung alter Schulden kein anderes Mittel fand, als die Aufnahme immer neuer Schulden. Demselben Laster ergab sich die Revolution, als sie gegen das Sinken der alten Assignaten außer dem Maximum keine andere Hilfe wußte, als die Ausgabe immer neuer Assignaten, mit einem großen Unterschiede freilich, der sehr zum Nachtheil des neuen Frankreich sprach. Die Anleihen der alten Monarchie wurden öffentlich aufgelegt und öffentlich begeben, und so konnte die Vermehrung der Schuldenlast des Staates wenigstens nicht unbemerkt von statten gehen; die ungeheure Ueberschuldung des Staatsvermögens dagegen, welche durch maßlose Vermehrung des Papiergeldes erfolgte, entzog sich der Oeffentlichkeit und war das Werk einer Willkür, die durch Niemand überwacht, durch kein Gesetz eingeschränkt, durch peinliche Geldnoth noch schärfer gestachelt ward, als durch bösen Willen oder Durst nach Bereicherung. Das war die unheilvolle Neuerung, die sich unter dem Konvent einbürgerte, daß während bis dahin jede neue Papiergeldausgabe in öffentlicher Sitzung wie ein Gesetz beantragt, berathen und beschlossen werden mußte, der Finanzausschuß und der Wohlfahrtsausschuß sich angewöhnten, die Assignatenfabrik durch kurzer Hand erlassenen Befehl gleich einer Handmühle in Bewegung zu setzen. Als der Konvent zusammentrat, war der Cours der Assignaten bereits auf 72 % gesunken; während seiner Tagung sank er auf 51 % (Januar 1793), 40 % (Januar 1794), 18 % (Januar 1795), 2,97 % (Juli 1795). In diesen haarsträubenden Ziffern malt sich der unverzeihliche Mißbrauch, den die Ausschüsse des Konvents mit der Assignatenpresse trieben.

Aber er war noch kindlich harmlos im Vergleich mit dem, den das Direktorium sich gestattete. Die Assignatenfabrik des Konvents hatte 400 Arbeiter beschäftigt, das Direktorium brachte die Zahl derselben auf 800, und diese lieferten in den zwei letzten Monaten des Jahres 1795 die artige Ziffer von 35 Milliarden und 603 Millionen Assignaten, so daß mit den 12 Milliarden, die wir schon kennen, die Gesammtsumme des Papiergeldes auf mehr als 47½ Milliarden stieg. Natürlich entsprach dieser raschen Vermehrung durchaus auch die Raschheit der immer tieferen Entwerthung. Vom 3. November 1795 an bekam man für 100 Livres Papier nicht einmal mehr 1 Livre in baar, sondern nur 0,87; am 1. Januar 1796: 0,54; am 1. Februar 0,44; am 22. Februar 0,29. Und mit solchem Papier, für das man, obwohl 100 Livres darauf zu lesen war, nicht einmal mehr 1 Livre, sondern am Ende nur noch 6 Sous bekam, bezahlte der Staat seine Gläubiger, seine Lieferer und seine Beamten ganz so, als ob der Nennwerth an allen Kassen baar ausgezahlt würde. Jeder Beschreibung spottet daher das grenzenlose Elend, das dieser Zustand verbreiten mußte, in den Kreisen der Beamten, die von ihrem Gehalt, der Wittwen,

die von ihrer Pension, der Waisen, die von ihren Zinsen leben mußten. Daß eine Regierung, die solch unerträglichen Zustand thatlos mit ansehe, den unnatürlichsten aller Frevel begehe, hat auch das Direktorium eingesehen, aber welch sonderbare Mittel hat es zum Zweck der Abhilfe ergriffen. Am 23. Dezember 1795 faßte es den heldenhaften Entschluß, die Assignatenplatte zu zerbrechen, als ob diese Platte an allem Unheil die Schuld trüge und wirklich wurde am 19. Februar 1796 auf dem Vendômeplatz die öffentliche Hinrichtung dieser schändlichen Verbrecherin mit großer Feierlichkeit ausgeführt. Aber die Galgenfrist zwischen dem Beschluß und seiner Ausführung hatte man weise benutzt, um von den zum Tode verurtheilten Platten noch ein letztes Loos von — 12 Milliarden Assignaten abzuziehen und in Umlauf zu setzen.

Dies war die eine Rettungsthat des Direktoriums: die andere war die Erfindung eines neuen Papiergeldes, welches den Namen Mandats territoriaux führte und zur Einwechselung der alten Assignaten dienen sollte. Bei der Einwechselung wurden die letzteren nur zu 1% angenommen und genau auf demselben Cours langten schließlich auch die neuen Mandats territoriaux an, nachdem sie mit 18% eingesetzt hatten. Dies Alles waren nur Vorbereitungen zu dem Staatsbankerott, der sich erstens in der Vernichtung alles Papiergeldes und zweitens in der Streichung von zwei Dritteln der ganzen Staatsschuld ausdrückte. Jene ward verfügt durch das Gesetz vom 16. Pluviôse des Jahres V (4. Februar 1797), welches den sämmtlichen Milliarden von Assignaten und Landmandaten mit einem Federstrich auch den letzten Scheinwerth entzog und dafür keinen weiteren Grund anzuführen nöthig fand, als die Erwägung, daß „der geringe Werth der im Umlauf befindlichen Mandate sie unbrauchbar mache für den Geschäftsverkehr der Bürger, während sie als Gegenstand von Spekulation und als Hinderniß jeder regelrechten Abrechnung geradezu schädlich seien". Die Streichung von zwei Dritteln der Staatsschuld aber erfolgte durch das Gesetz vom 9. Vendémiaire des Jahres VI. (30. Sept. 1797), von dem wir noch hören werden. Eine Geldnoth, die derart stumpf machte gegen jedes Gebot der Ehre und taub gegen jede Einsprache des Gewissens, war genau das, was Bonaparte brauchte, um dieses Direktorium sich unterthan zu machen bis zur Sklaverei.

Welch ein Jubel mußte bei den fünf ausgebeutelten Bewohnern des Luxemburg-Palastes, d. h. den Direktoren, herrschen, wenn von Bonaparte Schreiben einliefen, wie das aus Peschiera vom 1. Juni 1796, welches besagte: „Zwei Millionen in Gold sind mit der Post unterwegs nach Paris; gebt Befehle, sie von Lyon an geleiten zu lassen. Der Finanzminister kann für 4 oder 5 Millionen Wechsel ziehen, die pünktlich bezahlt werden sollen. Morgen gehen von Mailand aus hundert Wagenpferde ab, die schönsten, die man in der Lombardei auftreiben konnte: sie werden die schlechten Klepper ersetzen, die vor eure Wagen gespannt sind." Die Macht-

haber Frankreichs wußten kaum mehr, wie Metallgeld eigentlich aussah: inmitten der Papierfluth, die sie umgab, plagte sie ein wahrer Durst nach Gold und Silber; alle Scheinwerthe hatten so gründlich abgewirthschaftet, daß keine Klügelei mehr über die Unentbehrlichkeit der Metallwerthe zu täuschen vermochte und der Hexenmeister, der mit seinem Zauberstab dem kahlen Felsen den Strom flüssigen Goldes entlockte, war derselbe General Bonaparte, der am 13. Vendémiaire die Feinde des Direktoriums niederkartätscht hatte. Der General war ein sehr selbstwilliger Herr, militärisch und politisch ging er durchaus seine eignen Wege und fragte dabei nur zum Schein nach den Wünschen und der Empfindlichkeit seiner Vorgesetzten. Das erregte in Paris sehr viel Verdruß, aber sowie sich dieser zeigte, brauchte er nur um seine Entlassung zu bitten, und die Wolken verschwanden schneller als sie aufgestiegen waren. Wer hätte auch der Sprache widerstanden, die diesem General zu Gebote stand, wenn er, z. B. am 2. Juli 1796 aus Bologna meldete: „Gestern sind 80 Wagen mit Hanf und Seide von hier abgegangen; sie sollen nach Nizza gebracht werden, wo der Hanf zur Verfügung des Marine-Ministers stehen wird. Was man mit der Seide anfangen soll, werdet ihr befehlen. In Tortona lasse ich alles Silberzeug und die Juwelen sammeln, die ich euch über Chambéry nach Paris senden werde, ich hoffe, daß diese Sendung allein 5—6 Millionen Livres abwerfen wird; ich werde in gleichem Betrage gemünztes Geld hinzufügen und unmittelbar Alles folgen lassen, was man zusammenbringen kann. Außer dem Hanf, der schon abgegangen ist, wird solcher weiterhin im Werth einer Million folgen, den ich auf die 2 Millionen von Bologna, und auf die 3 Millionen von Ferrara eingefordert habe. Von den 5,500,000 Livres, die uns der Pabst geben soll, lasse ich 4 Millionen dem Minister der Marine. — Die Kunstkommissäre, die ihr mir geschickt habt, führen sich gut auf und sind fleißig im Geschäft. Sie haben genommen:

	15	Gemälde in	Parma,
	20	„ „	Modena,
	25	„ „	Mailand,
	40	„ „	Bologna,
	10	„ „	Ferrara.
Zusammen	110	Gemälde.	

Diese Gelehrten haben außerdem in Pavia eine überreiche Ernte gemacht."

Das Direktorium war mitten im Bankerott seiner Finanzen, als es sich auch von einer sehr ernsten politischen Krisis überfallen sah. Trotz seines republikanischen Charakters that nämlich das Direktorium den Demokraten und Revolutionsmännern alten Schlages keineswegs Genüge, sondern erfuhr von ihnen schwere Angriffe. Diese Anarchisten gingen in ihrem Fanatismus der Verzweiflung sogar noch weiter als ein Marat, Robespierre oder Saint-Just; sie machten die Abschaffung des Eigen-

thums, dessen Recht die Genannten immer noch respektirten, zum Programm einer neuen Revolution. Es erschien plötzlich folgender Brandruf: „Das persönliche Eigenthum ist der Quell aller Uebel, die auf der Gesellschaft lasten. Die Gesellschaft ist eine Höhle: die Harmonie, die darin herrscht, ein Verbrechen. Was redet man von Gesetz und Eigenthum? Die Eigenthümer sind im Besitz von Räubern: die Gesetze sind das Werk des Stärkeren. Die Sonne leuchtet für Jedermann und die Erde ist Niemandes Eigenthum. Auf denn, meine Freunde! Entwurzelt, stürzt, wälzt diese Gesellschaft um, die Euch nicht paßt. Nehmt an Euch, was Euch gefällt; reißt ohne Gewissensbisse Grenzpfähle und Verfassungen zu Boden; erwürgt ohne Erbarmen die Tyrannen, die Patrizier, die vergoldete Million, alle die unzüchtigen Geschöpfe, die sich der öffentlichen Wohlfahrt entgegenstellen. Ihr seid das Volk, das wahre Volk, das allein würdig ist, alle Güter dieser Erde zu genießen. Die Gerechtigkeit des Volkes ist majestätisch wie dieses selbst. Was es thut, ist gesetzlich; was es befiehlt, ist geheiligt." Das Blatt, in dem dieser und dann ähnliche Brandartikel Tag für Tag erschienen, hieß Le Tribun du peuple; der Verfasser hieß Camille Babeuf und hatte sich statt des Taufnamens den Vornamen Gracchus beigelegt, weil er sich einbildete, die beiden Römer Gracchen seien Kommunisten gewesen. Und diesem höchst verwegenen, durch jahrelange Verfolgung und Kerkerhaft auf's Aeußerste verbitterten Demagogen schloß sich ein Schwarm wilder Fanatiker an, die die goldene Zeit nicht vergessen konnten, da



Babeuf.

ihnen im Dienst der Revolution Alles, aber auch Alles erlaubt gewesen war. Mit dem Geheimklub der „Gleichen", den Babeuf mit seinen Freunden Darthé und Buonarotti im Panthéon gestiftet, machte eine andere Gruppe gemeinsame Sache, an deren Spitze sich Amar, Rossignol und andere Massenmörder außer Dienst befanden. Ein Komplott zum Umsturz der Verfassung wurde geschmiedet, und Alles war vorbereitet, als die Direktoren Wind davon erhielten und den Befehl gaben, die Rädelsführer zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Babeuf entkam jedoch und setzte aus sicherem Versteck bei einem Kaffeewirth neben der alten Genovevakirche sein wühlerisches Treiben und seine agitatorische Publizistik fort. Die Noth der ärmeren Volksklasse, als Regierung und Stände bei der traurigen Finanzlage des Reichs die Zuschüsse an die Stadt für Beschaffung billiger Lebensmittel einstellten, vermehrte die Zahl der Unzufriedenen; nur in der Rückführung der Demokratenherrschaft vom Jahre 1793 mit dem Terrorismus, dem Mari-

mum, dem Domänenverkauf, der progressiven Einkommensteuer im Gefolge, erblickten sie Rettung vor Mangel und Hunger, und Babeuf's verlockende Gütertheilung eröffnete ihnen eine noch glänzendere Zukunft. Die Symptome neuer Umsturzpläne und Komplotte wuchsen in beängstigender Weise, so daß endlich am 27. Februar 1796 das Direktorium mit Militärgewalt einschritt, sowohl den Klub der Gleichen am Panthéon, als auch die anderen politischen Gesellschaften von oppositionellem Charakter schließen ließ und eine strenge Fremdenpolizei einführte. Zwei Monate nachher wurde eine Verordnung erlassen, die mit Todesstrafe Jeden bedrohte, welcher durch Reden oder Schriften zur Auflösung des gesetzgebenden Körpers oder des Direktoriums, zum Umsturz der Verfassung oder zum Erlaß eines Ackergesetzes aufforderte, eine Verordnung, deren Schärfe sowohl gegen die rothe Demokratie als gegen die royalistische Reaktion gerichtet war. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die Freunde der Gleichheit ihre heimlichen Zusammenkünfte fortsetzten, einen demokratischen Vorstand von sieben Revolutionsmännern bildeten, unter denen wiederum Babeuf, der italienische Terrorist Buonarotti, der Genosse Lebon's Darthé und der Litterat Felix Lepelletier am thätigsten waren, und auf Mittel sannen, eine republikanische Diktatur im Geiste Robespierre's und Saint-Just's herzustellen, unter der das System der Gütergleichheit allmälig zur Einführung zu bringen wäre. Die Zusammenlegung aller Staats- und Gemeindegüter zu einer großen „Nationalgemeinschaft" sollte den Anfang ihres kommunistischen Sozialstaats bilden, dem dann die Abschaffung jedes Erbrechts nach und nach alles Privateigenthum zuführen würde. In diesem Sinn wurden aufrührerische Druckschriften abgefaßt und in die Quartiere der Arbeiter, in die Kasernen der Liniensoldaten, in die Wohnungen der Proletarier verbreitet. Der alte Traum einer Staatsgemeinschaft von Bauern, Kriegern und Handwerkern mit spartanischer Erziehung und Gütergemeinschaft erfüllte noch einmal die Seele einiger demokratischen Schwärmer und betrogener Betrüger. Eine kommunistische Revolution sollte dazu die Bahn brechen. Zu dem Zweck wurden geheime Listen angelegt mit den Namen aller Derer, welche bei dem Aufstand mitzuhelfen bereit waren. Ende April war der Verschwörungsplan soweit vorbereitet, daß der Empörungsausschuß auf 17,000 Theilnehmer rechnen zu dürfen glaubte. Wenn das Signal gegeben würde, sollten zuerst die Waffenmagazine und Vorrathshäuser überfallen werden; denn außer den gewonnenen Soldaten waren die meisten Verschworenen infolge der Entwaffnung ohne Gewehre. Mit der Leitung des Unternehmens wurde ein Militärausschuß betraut, an dessen Spitze der Hauptmann Grisel stand, ein Offizier, der sich durch seine demokratisch-patriotischen Reden und Zeitungsartikel das Vertrauen des Empörungsvorstandes in hohem Grade gewonnen hatte. Auch einige aus der Robespierre'schen Schreckenszeit bekannte Männer waren in das Geheimniß eingeweiht, wie der bereits genannte Sansculottengeneral Rossignol und der aus der Entweichungsgeschichte der

Königsfamilie bekannte Postmeister Drouet, der aus dem Konvent in den Rath der Fünfhundert übergegangen war.

Die Direktorialregierung hatte von den konspiratorischen Umtrieben Wind bekommen, und wie sehr auch einzelne Mitglieder, insbesondere Barras, der demokratisch-republikanischen Politik des alten Konvents zugethan waren, zu einem neuen terroristischen Aufstand wollten sie es doch nicht kommen lassen. Merlin von Douay, der durch seine Vergangenheit mit der ehemaligen Bergpartei zu eng verflochten war, wurde bewogen, das Polizeipräsidium niederzulegen. Sein Nachfolger wurde Cochon Lapparent, ein ehemaliges Mitglied des Konvents, ein Mann von gemäßigter Gesinnung, großer Geschäftsgewandtheit und entschlossener Feindseligkeit gegen die Umsturzpartei. Ein Gesetz, welches jeden Angriff auf die bestehende Verfassung mit der Todesstrafe bedrohte, war das erste Zeichen, daß die Regierung auf ihrer Hut sei; bald folgte die Auflösung der Polizeilegion, deren Gesinnung nicht zuverlässig schien. Die meisten wurden zu den Grenzregimentern entsandt. Die Verschwörer sahen sich dadurch zur Eile gedrängt. Die Sieben und ihre Vertrauensmänner hielten geheime Berathungen und setzten den Tag des Aufstandes fest. Aber bereits war Carnot durch Grisel von dem ganzen Komplott unterrichtet worden. Auf Grund seiner Mittheilungen trafen die Direktoren und der Polizeiminister die nöthigen Anstalten, um sich der Personen und der Papiere des Empörungsausschusses zu bemächtigen. Am Morgen des 10. Mai wurden Babeuf und Buonarotti in der abgelegenen Wohnung des erstern, im Laufe des Tages die übrigen Führer Drouet, Darthé, Germain, Didier u. a. verhaftet und ins Gefängnis geführt. Felix Lepelletier war schon vorher der Polizei in die Hände gefallen.

Und nun wurde mit Ernst gegen das anarchistische Unwesen der Hauptstadt eingeschritten. Die ehemaligen Konventsglieder, die nicht wieder in die Räthe gewählt waren, mußten Paris verlassen; die Polizei wurde verstärkt, ihre Befugnisse ausgedehnt und nach vielen erregten Debatten im gesetzgebenden Körper der Beschluß gefaßt, daß die Häupter der Babeufschen Verschwörung vor einen Staatsgerichtshof außerhalb Paris gestellt und der Prozeß ohne Kassationsverfahren gegen sie eingeleitet werden sollte. Vergebens suchte Babeuf die Ausführung dieses Beschlusses zu verhindern, indem er aus dem Gefängnis ein stolzes Schreiben an das Direktorium richtete, worin er sich das Ansehen gab, als stehe er noch immer an der Spitze einer patriotischen Volksgewalt und könne verlangen, daß die Regierung als Macht gegen Macht mit ihm verhandle; vergebens führte er aus, daß es im Interesse der republikanischen Regierung und der künftigen Sicherheit ihrer Herrschaft liege, wenn man von einer gerichtlichen Verfolgung abstehe und die Verhafteten in Freiheit setze, da das patriotische Volk sie stets als Märtyrer verehren und sie zu rächen trachten werde; vergebens versuchten ihre Freunde und Genossen die Befreiung der Gefangenen und den Umsturz der

Regierung zu bewirken, indem ein Haufen von etwa sechshundert Anarchisten, mit Säbeln, Stoßdegen und Pistolen bewaffnet, sich in der Nacht auf das in der Ebene von Grenelle befindliche Lager stürzte, wo sie konspiratorische Verbindungen angeknüpft hatten, unter dem Ruf: „Es lebe die Verfassung von 1793, nieder mit den neuen Tyrannen"; die Aufständischen wurden durch herbeieilende Truppen niedergeworfen, die Rädelsführer gefangen und durch ein Militärgericht zum Tod oder zur Deportation verurtheilt. Die Anstifter der Verschwörung, einunddreißig an Zahl, darunter mehrere Terroristen der Schreckenszeit, wurden erschossen, und dann sämmtliche Gefangene, mit Ausnahme Drouets, dem die Flucht gelang, vielleicht unter Beihilfe von Barras, nach Vendome geführt, wohin man den Staatsgerichtshof verlegt hatte. Und nun erfolgte ein Kommunistenprozeß, der mehrere Monate dauerte, da die Angeklagten alle Mittel zu ihrer Vertheidigung, Leugnen der Schuld, Verdächtigungen und Schmähungen der Kläger und Zeugen, Ausreden u. dgl. soviel nur immer möglich zur Hinausziehung der Verhandlungen ausnutzten, der aber schließlich doch mit ihrer Verurtheilung endigte. Gegen Babeuf und Darthé wurde auf Todesstrafe, gegen sieben andre auf Deportation erkannt. Nach der Verkündigung des Spruches stießen sich die beiden Hauptanstifter des Komplotts vor den Augen der Richter den Dolch in die Brust. Doch war die Verwundung nicht tödtlich, so daß sie noch lebend unter die Guillotine gebracht werden konnten.

Kaum war so das kommunistische Komplott unterdrückt, so wurde die Regierung durch r o y a l i s t i s c h e Umtriebe bedroht. Der Wühlereien, welche die Agenten Ludwigs XVIII., insonderheit der Abbé Brottier in Paris und der Herzog von La Vauguyon, der Minister des länderlosen Königs Ludwigs XVIII., in Gang setzten, wurden die Direktoren zwar bald Meister. Durch die Verrätherei eines Mitwissers kamen sie in den Besitz von Schriftstücken, die den auf Verführung der Truppen und Umsturz des bestehenden Regiments gerichteten Plan erkennen ließen und Gründe an die Hand gaben, die Schuldigen vor ein Militärgericht zu stellen, welches die drei Haupturheber der Bourbon'schen Verschwörung zu zehnjähriger Einsperrung verdammte. Aber bedenklicher waren die gegenrevolutionären Symptome, die sich in der ganzen Nation kund gaben, die nicht durch monarchistische Komplotte, sondern durch gesetzliche Opposition auf Grund der Verfassung den republikanischen Machthabern, den Männern des Vendémiaire, entgegentraten. Dieser Opposition konnte man um so weniger beikommen, als die Volkssouveränetät, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Freiheit der Presse Schutzwehren darboten, die nur durch Gewalt und Verletzung der Verfassung unwirksam gemacht werden konnten. „Es ist nur zu gewiß," sagte Dubois-Crancé bei den Fünfhundert, „es gibt wirkliche Royalisten, bittere Feinde der Freiheit, welche alle Republikaner ächten, die Nationalgüter zurückfordern, die Rechte des Adels, des Klerus, der Parlamente herstellen möchten, Volksverderber, deren Gesinnung in dem Brief La Vauguyons an Brottier zu Tage tritt." Er fand, daß die Presse die Hauptschuld an dieser Entartung der öffentlichen Meinung

trage, und verlangte, daß man Zeitungen und Flugschriften schärfer überwache und bestrafe. Aber selbst in dem gesetzgebenden Körper befanden sich viele Mitglieder, welche einer Umkehr zu einer Politik der Ruhe, des Friedens, der gesicherten Rechtsordnung zustrebten, wenn auch nicht in dem von Dubois-Crancé angegebenen Umfang, und daher jede Bedrohung der Preßfreiheit durch Zwangsmittel und Ausnahmegesetze zu hintertreiben suchten; und daß weitaus der größere Theil der Nation diese Gesinnung theilte, ergaben die Wahlen zu Aemtern und Richterstellen. Wo das Volk zum freien Ausdruck seines Willens kam, fielen die Stimmen auf Royalisten, auf Gemäßigte, auf Gegner der republikanischen Gewaltherrschaft, auf Verwandte von Emigranten. Diese Wahrnehmung wurde für die damaligen Machthaber um so beunruhigender, als der Zeitpunkt nahte, da nach der Verfassung ein Drittel der Räthe austreten und die Zahl durch neue Wahlen ergänzt werden sollte. Wie die Mehrheit der Nation damals gesinnt war, ließ sich gar nicht zweifeln, daß die Wahlen gegnerisch ausfallen, und daß die neuen Glieder mit den ältern Gleichgesinnten verbunden, die Majorität in den Räthen bilden würden. Denn die Nation war müde und ruhebedürftig und trug den Erben des Konvents bittern Groll. Vergebens machten die Direktoren und ihre Freunde in der Gesetzgebung den Versuch, die Wahlfreiheit dadurch zu beschränken, daß die auf der Emigrantenliste eingeschriebenen Bürger als unfähig zur Ausübung des Wahlrechts erklärt, oder daß die Wähler gleich den Beamten vor der Abstimmung einen Eid auf die Verfassung vom Jahr III ablegen und sich zum Widerstand gegen royalistische und anarchische Umtriebe verpflichten sollten; auch diese Versuche scheiterten an dem Widerstand in den beiden Räthen. Die freie Wahl wurde nur insoweit eingeschränkt, daß jedem Wähler die Erklärung des Gehorsams und die Anhänglichkeit an die Republik abverlangt ward.

Was die Direktoren und ihre Gesinnungsgenossen vorausgesehen, trat ein: wie sehr sie sich Mühe gaben, durch Verbreitung von Wahllisten und andre Einwirkungen Männer ihrer Farbe in die Räthe zu bringen, die neuen Abgeordneten, welche der 9. April in die Gesetzgebung sandte, sowohl die der Hauptstadt als die der Provinzen, gehörten fast alle der gemäßigten Richtung an, so daß das Direktorium sich einer geschlossenen und zahlreichen Majorität gegenübergestellt sah und erwarten mußte, daß in die eigne Mitte ein Mann andrer Färbung eintrat; und wirklich wurde von den Räthen an Letourneurs Stelle am 19. Mai Barthélemy in die Exekutivbehörde gewählt, derselbe Staatsmann von gemäßigt liberalen Grundsätzen, der den Frieden von Basel geschlossen. Aber die ehemaligen Konventsglieder wollten sich nicht vom Platz drängen lassen. Sie waren entschlossen, „zur Rettung der Republik die Bajonette gegen das souveräne Volk zu gebrauchen“, den Staatsstreich des Vendémiaire als Akt der Nothwehr zu wiederholen. Die Wahl des Generals Pichegru, der im Verdacht konspiratorischer Verbindungen mit den Bourbonen stand, zum Präsidenten der Fünfhundert war ein deutliches Zeichen, daß die Majorität im gesetzgebenden Körper nach Rechts geschoben sei. Damit war die Losung zum Kampf gegeben. Die

Verhandlungen in den beiden Häusern nahmen mehr und mehr einen den Tendenzen der Revolution widerstrebenden Charakter an. Die Emigrantengesetze sollten gemildert, den Geistlichen der Unterwerfungseid erlassen, der christliche Kultus mit Glockengeläute hergestellt werden. Der gesetzgebende Körper legte der Direktorialregierung die Unordnungen in den Kolonien, die Zerrüttungen des Staatshaushaltes zur Last, und diese beschuldigten die Abgeordneten, daß sie die Steuervorschläge zurückwiesen, um die republikanische Regierung unmöglich zu machen, und eigenmächtig in die Verwaltung eingreifen wollten. Auch in der auswärtigen Politik gingen die Wege auseinander. Während die Räthe einer Politik des Friedens das Wort redeten, beharrte das Direktorium bei dem System des Kriegs und der fortschreitenden Revolutionierung Europas. Das eigenmächtige Auftreten Bonapartes gegenüber Venetien vergrößerte die Spaltung, und obwohl auch das Direktorium nicht alle Schritte seines Generals billigte, so wurde doch durch den Vorwurf, der von dem Abgeordneten Dumolard im Rath der 500 der Regierung entgegengeschleudert ward, daß sie die Ueberschreitungen Bonapartes verschuldet habe, eine enge Verbindung der Interessen zwischen der Direktorialregierung und dem Befehlshaber der italienischen Armee begründet. Napoleon erkannte, daß das Wachsthum der gemäßigten und royalistischen Partei mit den „ehrgeizigen Machtbildern seiner Seele“ unverträglich sei, daß er nur durch die demokratisch-republikanische Politik, der er am Vendémiaire zum Sieg verholfen, seine Ziele erreichen könne. Und er zauderte nicht, den Männern des Konvents, so wenig innere Zuneigung er für sie hegte, abermals seinen Arm zu leihen.



Letourneur.

Bei der Jahresfeier des Bastillesturmes, am 14. Juli 1797, die Bonaparte mit rauschendem Pomp begehen ließ, schleuderte er dem Rath der Fünfhundert in öffentlichen, dröhnenden Kundgebungen den Fehdehandschuh ins Gesicht. An sein Heer richtete er nämlich folgenden festlichen Tagesbefehl: „Soldaten, heute ist die Jahresfeier des 14. Juli. Ihr sehet vor euch die Namen eurer auf dem Feld der Ehre für die Freiheit des Vaterlandes gefallenen Waffenbrüder; sie haben euch das Beispiel gegeben. Ihr schuldet euch ganz der Republik; ihr schuldet euch ganz dem Glücke von 30 Millionen Franzosen; ihr schuldet euch ganz dem Ruhme jenes Namens, der durch eure Siege neuen Glanz empfangen hat. Soldaten, ich weiß, ihr seid tief betrübt über die Leiden, die dem Vaterlande drohen; aber das Vaterland kann nicht ernst-

lich gefährdet werden. Hier stehen die Leute, die es zum Triumph geführt haben über das verbündete Europa. Berge trennen uns von Frankreich; ihr würdet sie überschreiten mit Adlerflügeln, wenn es nöthig sein sollte, um die Verfassung aufrecht zu halten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu schützen. Soldaten, die Regierung wacht über das Heiligthum der Gesetze, das ihr anvertraut ist. Sobald die Royalisten sich nur zeigen, haben sie auch gelebt. Seid ohne Sorge und laßt uns schwören bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit gefallen sind, schwören auf unsere neuen Fahnen: Krieg ohne Gnade den Feinden der Republik und der Verfassung des Jahres III."

Diese Sprache hallte wieder in allen Trinksprüchen der Festmahle dieses Tages, sie ging über in eine Menge von Adressen, welche in jeder Division der Infanterie und Cavallerie von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen mit Unterschriften bedeckt wurden und die General Berthier dem Direktorium und den beiden Räthen übersandte. Diesem Adressensturm voran ging ein Schreiben des Generals selbst, in welchem er dem Direktorium unter Drohung mit seinem Rücktritt, einen Staatsstreich wider den Klub von Clichy (ein Klub der Royalisten und Gemäßigten in einem Haus der Straße Clichy zu Paris) verlangte.

In diesem Schreiben hieß es unter dem 15. Juli 1797: „Die Armee empfängt einen großen Theil der Blätter, die in Paris erscheinen, namentlich die schlechtesten darunter, aber das bringt gerade das Gegentheil des beabsichtigten Eindrucks hervor; die Entrüstung ist in der Armee aufs Aeußerste gestiegen. Mit lautem Geschrei fragt der Soldat, ob er zum Lohn für seine Mühen und sechs Jahre Krieg, bei seiner Heimkehr ermordet werden soll, wie das allen Patrioten angedroht wird. Die Umstände verdüstern sich von Tag zu Tag und ich glaube, Bürger Direktoren, es wird dringend nöthig, daß ihr einen Entschluß faßt. Beigeschlossen findet ihr einen Aufruf, den ich an die Armee erlassen habe, er hat den besten Eindruck gemacht. Hier ist kein Mensch, der nicht lieber fallen möchte mit der Waffe in der Hand, als sich in irgend einer Sackgasse von Paris erdolchen lassen. Was mich angeht, so bin ich gewöhnt an eine vollständige Verleugnung meiner eignen Interessen; doch kann ich nicht unempfindlich bleiben gegen die Beschimpfungen, die Verleumdungen, welche von 80 Zeitungen jeden Tag und bei jedem Anlaß ausgesprengt werden, ohne daß ein Einziger aufsteht, sie Lügen zu strafen; ich kann nicht unempfindlich sein gegen die Heimtücke und den Haufen von Abscheulichkeiten, die in dem auf Befehl des Raths der Fünfhundert gedruckten Tagesordnungsantrag (Dumolard) enthalten sind. Ich sehe, der Clichyklub will über meine Leiche hinweg zur Zerstörung der Republik schreiten. Gibt es also in Frankreich keine Republikaner mehr? Sollen wir wirklich, nachdem wir Europa besiegt haben, gezwungen sein, einen Winkel der Erde aufzusuchen, um dort unser trauriges Dasein zu beschließen? Retten könnt ihr mit einem Schlag die Republik, 200,000 Köpfe vielleicht, die an ihrem Loose hängen, und in 24 Stunden den Frieden schließen; laßt die Emigranten fest-

nehmen; zerstört den Einfluß der Fremden. Braucht ihr Gewalt, so ruft die Armeen. Zerbrecht die Pressen der Zeitungen, die an England verkauft und die blutdürstiger sind, als Marat es je gewesen ist. Ich für meinen Theil, Bürger Direktoren, kann nicht in solchem Wirbel der widersprechendsten Empfindungen leben; gibt es kein Mittel, um die Leiden des Vaterlandes zu enden, den Mördereien und dem Einfluß Ludwigs XVIII. ein Ziel zu setzen, so verlange ich meinen Abschied. Beifolgend findet ihr den Dolch, der den Meuchelmördern von Verona abgenommen worden ist. Unter allen Umständen aber wird die Erinnerung an die Beweise, die ihr mir von eurem unbegrenzten Vertrauen stets gegeben habt, nie aus meinem Gedächtniß schwinden."

Mit dem Gedanken, das Direktorium mittelst der Armee zu retten, wie es ja auch durch die Armee allein ins Amt gekommen war, hatte sich der Direktor Barras seit lange vertraut gemacht. Seine Doppeleigenschaft als Soldat und Jakobiner legte ihm die Liebhaberei für kurzangebundenes Durchgreifen mit blanker Waffe näher als manchem Andern; während die Aussicht auf die bloße Möglichkeit in dieser Zeit des allgemeinen Elends mit der Macht auch die Mittel des Genusses zu verlieren, ihn, den Mann des Lasters und des unersättlichen Genusses, mit dem Muth verzweifelter Entschlossenheit erfüllte. So gewiß Barras sein Heil allein von der Armee erwartete, so wenig dachte er sich gerade dem General Bonaparte ein zweites Mal zu verpflichten. Bevor dieser gegen den Rath der Fünfhundert in eigener Sache das Wort ergriff, hatte Barras sich insgeheim mit General Hoche verständigt, der außer seiner anerkannten Tüchtigkeit als Soldat den besonderen Vorzug hatte, daß er viel zu wenig Politiker war, um an einen Staatsstreich auf eigene Rechnung denken zu können.

Am 20. Juli 1797 berichtete einer der Saalinspektoren im Rathe der Fünfhundert, daß eine Abtheilung von mehreren Dragonerregimentern mit einem Theil des Generalstabs der Maas-Sambre-Armee am 13., 14. und 15. Juli bei Corbeil angekommen seien und zwar auf Nebenwegen. Corbeil liege nur 7 Lieues von Paris entfernt, während nach der Verfassung kein Truppentheil ohne ausdrückliche Ermächtigung des gesetzgebenden Körpers der Hauptstadt näher als 20 Lieues kommen dürfe. Die Botschaft, welche die Versammlung aus diesem Anlaß an das Direktorium richtete, vereitelte das ganze Komplot. Carnot versicherte seinen Freunden, der General Hoche habe ohne Befehl der Regierung gehandelt, was insofern richtig war, als er persönlich nichts davon gewußt hatte. Carnot veranlaßte dann, daß Hoche vor das Direktorium geladen ward und machte hier seinem einstigen Schützling die bittersten Vorwürfe, während Barras, zu feige die eigene That einzugestehen, dem jungen General die Beschämung dieser Stunde ungetheilt überließ. Hoche brach das Geheimniß nicht, das Barras so schnöde mißbraucht hatte, aber am 26. Juli reiste er im tiefsten Innern verwundet in sein Hauptquartier am Rhein zurück, eifrig bestrebt im Verein mit deutschen Freiheitsmännern der linken Rheinseite eine cisrhenanische Republik zu gründen. Wenige Wochen nachher starb er in Wetzlar an einer Krankheit in jungen

Jahren. Es war leicht begreiflich, daß man seinen Tod einer Vergiftung*) zuschrieb. Seine aufrichtige Hingebung an Vaterland und Republik, seine politischen und militärischen Talente, sein patriotischer Ehrgeiz, frei von jeder Selbstsucht und gemeinen Leidenschaften, hatten ihm einen geachteten Namen und große Popularität bei der Nation und besonders bei den Soldaten verschafft. Er wäre der einzige Mann gewesen, der bei längerem Leben der Republik im geeigneten Augenblick seinen Arm hätte leihen, sie vor Vergewaltigung hätte schützen können.

Bonaparte trug kein Verlangen, die mißlungene Mission Hoche's selbst aufzunehmen; er zog es vor, aus dem Hintergrund die Fäden zu lenken, sich nicht in Person bei einem Staatsstreich zu betheiligen, der wenig Ruhm einbringen konnte und ihn zum offenen Mitschuldigen der jakobinischen Direktoren gemacht hätte.


Augereau.

Er schickte daher seinen Adjutanten Lavalette nach Paris, welcher der geldbedürftigen Regierung drei Millionen ankündigen sollte, und empfahl ihr den General Augereau, einen Haudegen und Jakobiner alten Schlags, welcher die Soldatenadressen nach Paris überbrachte, als patriotischen, dienstbeflissenen Militär. Die drei Direktoren Barras, Rewbell, Larevellière verstanden den Wink; sie traten mit Augereau in vertraulichen Verkehr und ernannten ihn zum Befehlshaber der Pariser Militärdivision. Bald nachher traf auch noch General Bernadotte ein: er sollte einige früher eroberte Fahnen nach Paris bringen. Die Triumvirn dachten einmal daran, ihn an der Stelle von Scherer zum Kriegsminister zu ernennen. Die Anstellung patriotischer Beamten in den Departements, das Hervortreten alter Jakobiner und Terroristen in den Straßen und Kaffeehäusern, die Konzentrirung von Truppen in der Umgegend von Paris konnten als Vorzeichen eines bevorstehenden Gewaltstreichs im Interesse der demokratischen Republik gelten. Pichegru

*) Hoche selbst rief, als er furchtbare Schmerzen auszustehen hatte, aus: „Eine treulose Hand muß das Gewand des Nessus an meinen Leib geheftet haben!“ Gleichwohl gestattete ihm die Heiterkeit seines Gemüths noch, über die Aerzte zu scherzen und den Vers zu singen:

Votre savoir, mon camarade,
Est d'un succès plus général,
Car s'il n'emporte point le mal,
Il emporte au moins le malade.

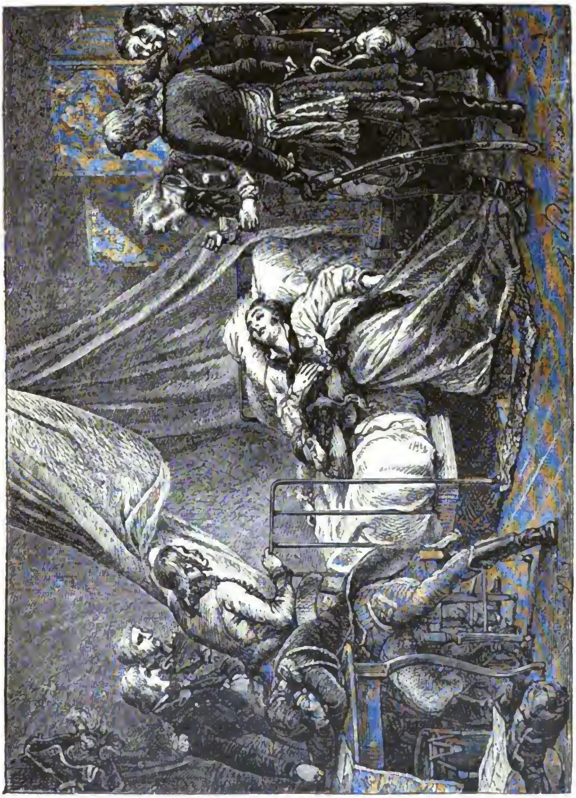
Am 15. September 1797 starb er unter den fürchterlichsten Zuckungen. Die Leiche wurde geöffnet und es zeigten sich verdächtige Spuren von Vergiftung, die jedoch nicht ganz bestimmt nachgewiesen ist. Der Leichnam wurde von Wetzlar nach Coblenz gebracht. Vor der Feste Petersburg, an derselben Stelle, wo der General Marceau bestattet war, wurde Hoche beigesetzt. Ueber dem Orte Weißenthurm, auf einer Anhöhe, von der aus General Hoche den Rheinübergang leitete, erhebt sich zu seinem Andenken eine hohe Steinpyramide mit der Aufschrift: "L'armée de Sambre et Meuse à son général en chef Hoche."

und Willot, die in royalistischen Sympathien und Restaurationsgedanken am weitesten gingen, überlegten, ob man nicht durch einen bewaffneten Handstreich auf den Palast Luxembourg*) mittels der Garde des gesetzgebenden Körpers den Umsturzplänen des direktorialen Triumvirats zuvorkommen sollte; aber zu einem solchen gewagten Gewaltstreich ließ sich die Majorität der Volksvertretung nicht fortreißen. Selbst unter den Gemäßigten war gar mancher, dem seine Vergangenheit bei einem monarchistischen Umschlag Verderben gebracht hätte. Keiner von ihnen wollte seinen Kopf aufs Spiel setzen. Auch bei dem Versuch einer Erneuerung der Nationalgarde stieß man auf eine allgemeine Unlust der Bürger. Der 13. Vendémiaire hatte zu gut gewirkt. Zu Anfang September hatte das Mißtrauen und die Parteistellung der Faktionen einen so scharfen Charakter angenommen, daß ein Fortregieren in der bisherigen Spannung nicht mehr möglich schien. Da gaben die Triumvirn des Direktoriums die bisherige Zauderpolitik auf und trafen mit Augereau die Verabredung zu einer Reinigung des gesetzgebenden Körpers und der Regierungsorgane. So erfolgte dann der Staatsstreich vom achtzehnten Fructidor.

In der Nacht vom 3. zum 4. September, kurz nach Mitternacht, rückte Augereau mit 12,000 Mann vor die Tuilerien, wo die beiden Räthe ihre Sitzungssäle hatten, und besetzte sämmtliche Zugänge. Um 3 Uhr fiel ein Kanonenschuß, der alle Fenster des Stadtviertels erklirren machte und die Bevölkerung aus dem Schlafe schreckte. Auf dieses Signal drang Augereau in das Schloß ein, indem er die Garde des gesetzgebenden Körpers sammt ihrem protestirenden Kommandanten bei Seite schob, und bemächtigte sich sämmtlicher Räume; in derselben Stunde rückte eine andere Truppe vor den Luxembourg Palast und drang in die Wohnungen der Direktoren Barthélemy und Carnot ein; der Erstere wurde verhaftet, der Letztere war entkommen. Gleichzeitig ließ das Direktorium Pichegru, Willot, 50 Mitglieder der beiden Räthe und außerdem 150 andre Leute, meist Journalisten, gefangen nehmen. Durch Anschläge an den Straßenecken machte das Direktorium Enthüllungen über eine Verschwörung zu Gunsten Ludwigs XVIII., welche zwischen Condé und Pichegru geplant war und über die sich in den Papieren des Grafen d'Entraigues urkundliche Beweise gefunden hatten. Die Republikaner beider Räthe traten sofort im Odeon und in der Schule der Medizin zu außerordentlichen Sitzungen zusammen. Noch einmal wurde Paris an die Schreckenszeit erinnert, als die Reste der Jakobiner und der Straßendemokratie sich auf die Gallerien drängten und die Permanenzerklärung der Versammlungen bis zur Rettung der Republik mit Jubel begrüßten. Von dem Rumpf der Fünfhundert wurde sofort eine Kommission von fünf Mitgliedern gewählt, die unter dem Vorsitz Boulays von der Meurthe eine Reihe von Beschlüssen faßte und der Versammlung zur Bestätigung vorlegte. Danach sollten 53 Abgeordnete und die zwei Direktoren Carnot und Bar-

*) Das Palais Luxembourg war 1615—20 von Maria von Medici an Stelle eines ehemaligen Schlosses des Herzogs von Luxembourg erbaut worden; 1791 wurde es als Gefängnis eingerichtet, und diente später dem Direktorium als Wohnung.

thélemy zur Deportation, d. h. zum Tode durch die „trockene Guillotine", verurtheilt, eine Anzahl von Zeitungen unterdrückt, ihre Eigenthümer, Redak-



Tod des Generals Hoche.

toren und Mitarbeiter verbannt und die Presse unter polizeiliche Aufsicht gestellt, die zurückgekehrten Emigranten wieder ausgewiesen, in 48 Departements neue Wahlen angeordnet werden u. a. mehr. Nach heftigen Debatten

wurden die Vorschläge sammt der beigefügten Proskriptionsliste von beiden Häusern angenommen. Merlin von Douay und François von Neufchateau wurden zu Direktoren gewählt und dann die „Verräther der Republik" von dem Boden des Vaterlandes weggestoßen. Carnot, der es schwer büßen sollte, daß er dem System der Schreckenszeit untreu geworden und für die Ausgleichung der politischen Gegensätze zu wirken gesucht, entging durch die Flucht nach Deutschland dem ihm zugedachten Schicksal; ebenso Boissy d'Anglas. Alle Andern dagegen, deren Namen auf den Aechtungslisten verzeichnet waren, mehr als 200 Personen, darunter Pichegru, Willot, Barthélemy, Barbé-Marbois, Aubry, Ramel, wurden in Rochefort eingeschifft und nach einer mit Entbehrungen und harter Behandlung verbundenen Ueberfahrt nach dem feuchten, ungesunden Cayenne (Guayana) in Südamerika deportirt, wo das Sumpffieber bald eine große Anzahl in das Grab lieferte, eine noch größere Zahl auf das Krankenlager warf. Doch gelang es im Laufe der Zeit einigen der namhaftesten Deportirten, wie Pichegru, Barthélemy, Ramel, sich dem todtbringenden Exil durch die Flucht zu entziehen. So wurde die Republik gerettet. Und Alles wäre dem Anschein nach wieder in schönster Ordnung gewesen, hätte nur General Bonaparte, auf dessen Beifall so sicher gerechnet war, sich auch unter den Glückwünschenden befunden. Dieser aber hüllte sich in auffallendes Stillschweigen und als er endlich am 22. September, als dem Stiftungstag der Republik, einen Tagesbefehl erließ, in dem er das große Ereigniß gar nicht unerwähnt lassen konnte, da pries er das Verdienst der Armee und hatte für das Direktorium nur ein ganz kühles Wort. Aus seinen Denkwürdigkeiten ersehen wir, daß er zwar den Gewaltstreich vom 18., nicht aber das Gesetz vom 19. Fructidor gewollt hat. Er wäre, sagt er dort, einverstanden damit gewesen, wenn Carnot und Barthélemy abgesetzt, die 50 Abgeordneten ihrer Mandate verlustig erklärt und allesammt in einer Stadt im Innern unter Bewachung gestellt worden wären; auch hätte er gewünscht, daß Pichegru, Willot, Imbert-Colomès und zwei oder drei Andere auf dem Schaffot büßten für den Verrath, dessen sie überführt werden konnten. Aber damit hätte man sich auch begnügen müssen. „Es jammerte ihn, Männer von großem Talent, wie Portolis, Tronson du Coudray, Fontanes, Patrioten wie Boissy d'Anglas, Dumolard, Muraire, die obersten Beamten wie Carnot, Barthélemy ohne Anklageschrift, ohne gerichtliches Urtheil verurtheilt zu sehen zum Tode in den Fiebersümpfen von Siamary. Was sollte es heißen, Zeitungsschreiber zu deportiren, die höchstens Verachtung verdienten und mit ein paar Jahren Zuchthaus genügend gebrandmarkt waren. Das hieß ja die Aechtungen der Triumvirn Roms erneuern; das hieß die Grausamkeit und Willkür selbst des Gerichts von Fouquier-Tinville überbieten, der die Angeklagten wenigstens hörte und dann bloß zum Tode verurtheilte. Alle Armeen, das ganze Volk war für die Republik. Nur das öffentliche Wohl hätte solch empörende Gewaltthat und solche Verletzung von Recht und Gesetz rechtfertigen können."

Das Direktorium feierte seine Wiedergeburt durch Vollendung des Staatsbankerotts, dessen Vorbereitung bisher sein vornehmstes

Geschäft gewesen war. Das „große Buch", welches Cambon im August 1793 geschaffen hatte, um die Staatsschuld Frankreichs zu „republikanisiren", offenbarte sich jetzt als das, was es wirklich war: als ein vollständiges Verzeichniß all der Gläubiger, denen die Republik weder Hauptgut noch Zinsen zahlen konnte, vielmehr die ganze Schuld bis auf einen kleinen Bruchtheil schuldig bleiben mußte. Das Gesetz vom 30. September 1797 strich zwei Drittel der Renten aus dem großen Buch und hielt nur ein Drittel von jeder Einschreibung fest, und dieses „konsolidirte Drittel" wurde sogleich nur zu 20 vom Hundert notirt, sodaß sofort 80 Prozent davon verloren wurden. Eine Milliarde 900 Millionen Renten wurden durch dieses Gesetz aus dem Schuldbuch Frankreichs gestrichen, und diese "Liquidation Ramel", wie sie nach dem Berichterstatter des Rathes der Fünfhundert genannt wurde, war das Ende einer Finanzpolitik, die am 17. Juni 1789 mit der feierlichen Erklärung eröffnet worden war, die Gläubiger des Staates seien „unter den Schutz der Ehre und der Gewissenhaftigkeit der französischen Nation" gestellt.

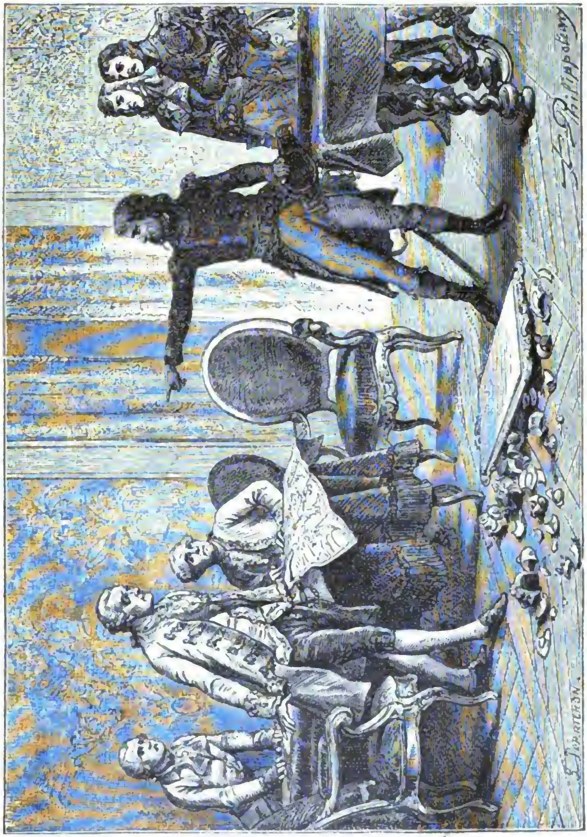
So war denn das Jakobinerregiment wieder hergestellt. Die Neuwahlen fielen infolgedessen in den Departements ganz im Sinn der Regierung aus, zumal kein Mittel versäumt wurde, durch Anstellung neuer Beamten und durch Wahlbeherrschung aller Art den Patrioten zum Sieg zu verhelfen. Der Terrorismus des Konvents kehrte zurück, nur nicht mehr in so blutiger Gestalt. Anstatt auf Guillotine und Sansculottenbanden stützte man sich auf die organisirte Militärmacht; an die Stelle der Assignaten trat die systematische Aussaugung des Auslandes. Die Niederlande, die Schweiz und vor allem die Fürsten und Städte Italiens wurden von den Direktoren und ihren Diplomaten, Heerführern und Kommissären auf's gewissenloseste ausgeplündert; die Soldaten, von der Regierung elend bezahlt und unterhalten, durch betrügerische Lieferanten in Noth und Elend gebracht, sahen sich für ihre Bedürfnisse auf Requisitionen, Erpressungen und Plünderung angewiesen. Alle Welt sehnte sich nach Befreiung von dieser drückenden, charakterlosen Regierung.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Friede von Campo Formio. — Die ersten Beschlüsse des Kongresses zu Rastatt. — Die römische Republik. — Die helvetische Republik. — Bonapartes Anschlag auf Malta und Egypten. — Seeschlacht bei Abukir. — Bonaparte's Aufenthalt in Egypten. — Sturm auf St. Jean d'Acre.

Mit demselben Uebermuth, mit dem das Direktorium in den Finanzen wirthschaftete, dachte es nun auch in die europäische Politik einzugreifen. Hier aber begegnete es einem Widerstande, dem es nicht gewachsen war. Wie wir im 20. Kapitel gesehen, harrte der Vorfriede, welcher am 18. April 1797 zu Leoben mit Oesterreich gezeichnet worden war, noch immer des endgiltigen Abschlusses, weil Oesterreich hoffte, noch ein größeres Stück von Italien erlangen zu können. Als daher der Staatsstreich vom 4. September dieser Hoffnung ein Ende gemacht, stand österreichischerseits dem Abschluß des Friedenswerkes nichts mehr im Wege. Nun aber begehrte das Direktorium in blinder Selbstüberhebung auf und sandte am 29. September dem General Bonaparte, der in Passariano mit Graf Ludwig Cobenzl friedlich unterhandelte, nach wiederholten ganz unverständigen Weisungen ein Ultimatum zu, das ihn anwies, das ganze linke Rheinufer zu fordern, aber Oesterreich weder Venedig noch die Etschlinie, sondern nur Istrien und Dalmatien und beliebige deutsche Bisthümer zu bewilligen. Hätte Bonaparte dieses Ultimatum übergeben, so wäre es zum Bruch gekommen, und den Krieg, der dann wieder ausbrach, hätte er vor der Welt zu verantworten gehabt; er war aber zum Frieden entschlossen und verachtete die Pariser Advokaten, die so leichtsinnig mit dem Feuer spielten, ohne zu wissen, was sie thaten; demgemäß machte er von den letzten Weisungen des Direktoriums nur so weit Gebrauch, als nöthig war, um bei dem Grafen Cobenzl durch die Furcht vor einem Wiederausbruch des Krieges die letzten Bedenken zu verscheuchen. Als derselbe zuletzt noch die Intervention der Russen in Aussicht stellte, ergriff Bonaparte in seinem Zorn eine kostbare Vase, die, ein Geschenk der Kaiserin Katharina II. von Rußland, ein Gesimse des Schlosses von Campo Formio zierte. Er schmetterte das Gefäß zu Boden, daß es in Stücke sprang, und rief: „Gut, der Waffenstillstand ist beendet und der Krieg erklärt. Aber nehmen Sie sich in Acht; ich will Ihr Reich in so viele Stücke zerschlagen, als Scherben

hier herumliegen.“ Jetzt gab Cobenzl nach und es erfolgte der Abschluß am 17. Oktober durch Unterzeichnung eines *Vertrags*, der von *Campo*



Bonaparte zu Campo Formio.

Formio datirt ward, einem zu diesem Zweck neutral erklärten Dorfe zwischen Passariano, wo Bonaparte, und Udine, wo die österreichischen Bevoll-

mächtigten wohnten. In diesem Friedensvertrage, der, noch ehe er vollständig ausgeführt war, der Zankapfel eines neuen Weltkrieges ward, hat die bisherige Reichs- und Kaiserpolitik des Hauses Oesterreich ihr Grab gefunden, und das war's wohl, was dem Minister Thugut als das schlechthin Unheilbare darin vorschwebte, als er am 22. Oktober 1797 dem Grafen Colloredo schrieb: „Dieser unglückliche Friede wird durch seine Schimpflichkeit Epoche machen in den Jahrbüchern Oesterreichs, wenn diese Jahrbücher Oesterreichs, wie sehr zu fürchten steht, nicht bald selbst verschwinden."

Zwar wäre was Oesterreich an Seelen und Quadratmeilen verlor durch Abtretung von Belgien, Lombardei und Breisgau, durch Venetien mit Istrien und Dalmatien mehr als aufgewogen worden; allein Venetien, selber nach Kräften revolutionär durchwühlt, hatte die neue cisalpinische Republik wie einen beständigen Krater anarchistischer Umtriebe neben sich. Dazu kam, was noch schlimmer war, daß der Kaiser dem römischen Reich deutscher Nation und seinen Ständen gegenüber zu Campo Formio vertragsmäßig die Verpflichtung einging, das Reichsgebiet zu verstümmeln, die Reichsverfassung zu zerstören, die Säulen seiner eigenen Stellung im Reiche umzustürzen und, was das allerschlimmste war, aus den Festungen des Reichs die kaiserlichen Truppen zurückzuziehen.

Das linke Rheinufer trat Oesterreich nach der im ersten Geheimartikel näher bestimmten Grenze in Gestalt des Versprechens ab, daß es im Reichsfrieden auf Annahme der neuen Rheingrenze hinwirken und im Falle eines neuen Reichskrieges dieserhalb sich an diesem nur mit seinem verfassungsmäßigen Kontingent betheiligen werde; die Stände aber, welche ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer verloren hatten, sollten nach dem 12. Geheimartikel auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden, und da dies nur auf dem Wege der Säkularisation geistlicher Stifter möglich war, diese aber die eigentlichen Träger der Verfassung des heiligen römischen Reiches bildeten, so war dadurch die Umwälzung der Verfassung des Reichs gleichzeitig mit der Verstümmelung seines Gebiets ausgesprochen. Zum Ueberfluß erwarb sich der Kaiser durch den 5. Geheimartikel das Recht, das Werk der Säkularisation mit Einziehung des Erzbisthums Salzburg selber zu eröffnen. Von der großen Beute jenseits der Alpen sollte Oesterreich keine Scholle erhalten, bevor es sich nicht diesseits derselben aller Schutzpflichten gegen das Reich entäußert hatte. Im 13. Geheimartikel hieß es: „Die Truppen Sr. M. des Kaisers werden zwanzig Tage nach dem Austausch der Ratifikationen dieses Vertrages die Städte und Festungen von Mainz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm und Ingolstadt, sowie das ganze Reichsgebiet bis zu seinen Erbstaaten räumen." Und für all die brennenden Wunden, die jede dieser Bestimmungen der Reichspolitik des Kaisers schlug, fand sich nur ein Balsam in dem 9. Geheimartikel, der besagte: „Die französische Republik hat kein

Bedenken dagegen, dem König von Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer zurückzustellen: folgeweise kann für den König von Preußen von gar keiner neuen Erwerbung die Rede sein, dafür übernehmen die beiden Vertragsmächte wechselseitige Bürgschaft."

Von dem ganzen Inhalt dieses Friedenswerkes war noch keine Zeile bekannt gemacht, als der Kaiser durch ein Hofdekret vom 1. November die Stände des deutschen Reiches zur Beschickung eines Reichsfriedenskongresses in Rastatt einlud und dabei den Wunsch aussprach: „Sie möchten dem großen Erhaltungsgesetz der Einheit und Gesammtheit des deutschen Reiches in gesetzlicher Verbindung mit dessen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinsame Wohl des deutschen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutscher Standhaftigkeit wirksamst unterstützen und also vereint mit ihrem Reichsoberhaupt den längst gewünschten, auf der Basis der Integrität des Reiches und seiner Verfassung zu gründenden billigen und anständigen Frieden bestens befördern und beschleunigen." Der schneidende Widerspruch, in dem sich diese Sprache mit den Thatsachen befand, läßt sich vielleicht mittels der Annahme erklären, daß die kaiserliche Diplomatie gehofft hat, auf dem Kongreß zu Rastatt die Dinge so zu wenden, daß, wenn die „Basis der Integrität des Reichs und seiner Verfassung" sich als unhaltbar herausstellte, die Schuld daran auf andere Länder, z. B. auf Preußen und Bayern, fiel. In jedem Fall ward durch dies Verfahren dem Reich durch sein eigenes Oberhaupt der grimmigste Hohn geboten.

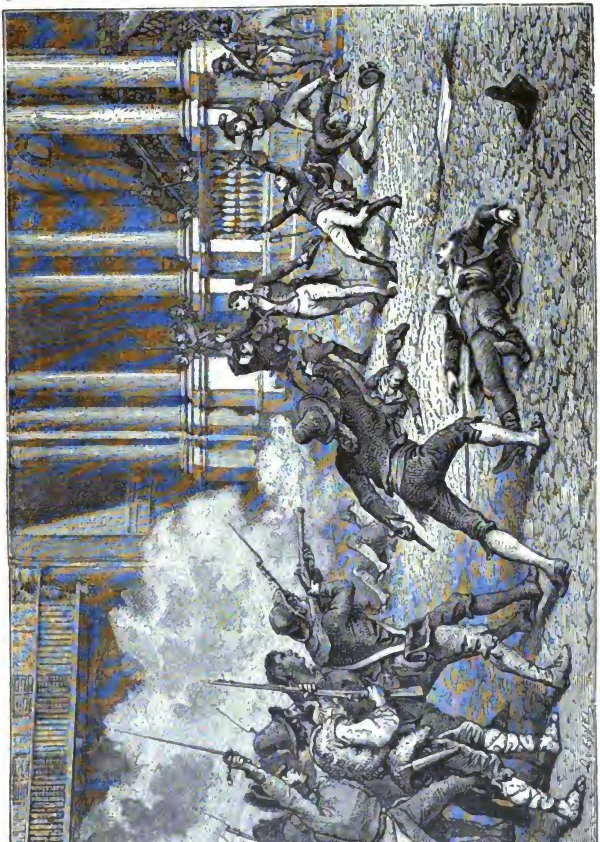
Mit dem Auftrag, die Friedensratifikationen auszutauschen und die alsbaldige Räumung von Mainz und der anderen Bollwerke des Reichs in die Wege zu leiten, begab sich Bonaparte nach Rastatt, wo er am 26. November eintraf und sehr erstaunt war, die Bevollmächtigten des Kaisers noch nicht vorzufinden. Als Graf Ludwig Cobenzl und General Merveldt ankamen, fand am 30. November sofort der Austausch der Ratifikationen statt und am 1. Dezember der Abschluß einer geheimen Konvention, nach der die Bevollmächtigten des Kaisers am 8. Dezember dem Reich den Rückzug der kaiserlichen Truppen und die Räumung der Festungen anzuzeigen hatten, am 10. Dezember der Abzug der Kaiserlichen aus Mainz und Ehrenbreitstein beginnen und bis zum 30. Dezember auch das Reich die Uebergabe von Mainz an die Franzosen bewilligt haben sollte, widrigenfalls Frankreich berechtigt wäre, Gewalt anzuwenden. Unmittelbar nach Zeichnung dieses Aktes reiste Napoleon nach Paris und überließ dem Grafen Cobenzl und seinem Mitbevollmächtigten Grafen Lehrbach, den Sturm, der bei den Reichsgesandten ihrer wartete, allein auszufechten. Der Hofkanzler des Kurfürsten von Mainz, Freiherr von Albini, war außer sich, als er die erste Kunde von dem bevorstehenden Abzug der Kaiserlichen erhielt. „Alle Mainzer Unterthanen", drohte er, „würden sich eher unter dem Schutt der Festung begraben lassen, und er selbst würde die Volksmasse kommandiren

und eher zu Grunde gehen, als in so etwas willigen." Das Verfahren der kaiserlichen Bevollmächtigten war so schmählich wie irgend möglich. Während die französischen Truppen vor Mainz und Ehrenbreitstein rückten, die österreichischen abzogen und die Bevollmächtigten der Republik ganz offen erklärten, das geschehe auf Grund geheimen Vertrags mit dem Kaiser, leugneten die kaiserlichen Diplomaten anfangs Alles ab und trieben dadurch die Wirrsale des Kongresses auf's Aeußerste. Schließlich blieb dem Kurfürsten wie dem Reichstag nichts übrig, als sich in's Unvermeidliche zu ergeben. Ende Dezember wurde Mainz den Franzosen von den Oesterreichern förmlich übergeben und am 8. Januar 1798 gab der Reichstag zu Regensburg seinen Segen dazu. Die Integrität des Reichs war nunmehr todt und begraben.

Dies war der erste Schritt des Reichsfriedenswerkes zu Rastatt. Der zweite geschah am 9. März 1798, als die Reichsfriedensdeputation die Abtretung des ganzen linken Rheinufers — also weit mehr als die zu Campo Formio bewilligte Grenze — an Frankreich bewilligte, und der dritte erfolgte am 4. April durch eine Schlußbestimmung, welche die Säkularisationen guthieß und zwar in einem Umfang, der einem Todesurtheil über die ganze geistliche Zwitterstaaterei gleichkam. Der ganze Hergang, ein Gemisch von brutaler Gewalt auf französischer und feiger Heuchelei auf deutscher Seite, war unübertrefflich gezeichnet durch eine Flugschrift unter dem Titel: „Die Passion." Darin hieß es: „Und es geschah, da Bonaparte dies vollendet hatte, da versammelten sich die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer in einer Stadt, die da genannt wird Rastatt, und hielten Rath, wie sie das Reich mit List fangen und tödten wollten.... Und das Reich sah, daß seine Stunde gekommen war, und sprach also: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.... Und der geistliche Fürstenstaat war sehr bekümmert und sprach im Kongreß: Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, einer unter Euch ist's, der mich verrathen wird.... Und siehe! der preußische Hof flüsterte Frankreich in's Ohr: Was wollt Ihr mir geben, so will ich ihn Euch verrathen.... Bonaparte spricht dem Reich das Urtheil: Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muß es sterben. Pfalzbayern mit Hessen-Darmstadt erwidert: Was hat es denn gethan? Ich finde keine Schuld an ihm. Der Kaiser aber spricht: Es ist besser, daß Einer stirbt, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe, und läßt es geißeln und übergiebt es, daß es gekreuzigt würde." Von der Reichsarmee aber hieß es: „Sie schlugen an ihre Brust und kehrten wieder um."

Während so der Reichsfriedenskongreß zu Rastatt das Programm vollzog, das General Bonaparte zu Campo Formio für den Umfang des heiligen römischen Reiches aufgestellt, gingen die Abgesandten des Direktoriums nach Rom, um auch dem Kirchenstaat ein Ende zu machen. Nach dem Frieden von Tolentino hatte Bonaparte am 19. Februar 1797 an das Direktorium

geschrieben: „Nach meiner Meinung kann Rom, einmal beraubt Bolognas, Ferraras und der Romagna, sowie der 30 Millionen, die wir ihm nehmen,



Tod des Generals Duphot.

nicht fortbestehen; diese alte Maschine wird ganz von selbst auseinander krachen.“ In der That, an sich so morsch und hinfällig, wie irgend ein

überlebtes System, war das Priesterregiment, gleichzeitig seiner reichsten Hilfsquellen beraubt und mit einer unerschwinglichen Kriegsschatzung überbürdet, einem fressenden Siechthum überantwortet, von dem es keine Rettung gab. Ein Gewaltstoß, der von Außen hinzutrat, beschleunigte nur, was ohnehin unabwendbar war. Meuterische Klubs, anarchistische Straßenanschläge, gesinnungstüchtige Prügeleien mit Polizei und Soldaten waren in Rom längst alltägliche Erscheinungen und der Palast der französischen Botschaft die immer offene Zufluchtsstätte der Republikaner, die unter dem Schutz französischer Bajonette die Priesterherrschaft stürzen wollten, als am 27. Dezember 1797 in einem blutigen Straßenkampf vor diesem Palast der französische General Duphot, bei einem Versuch, die päpstlichen Soldaten zu begütigen, erschossen ward. Augenblicklich reiste der Botschafter Frankreichs, Joseph Bonaparte, nach Paris ab, und das Direktorium, froh der willkommenen Handhabe, verfügte auf der Stelle die Vollstreckung des Todesurtheils, das es im Stillen längst gefällt. Unter dem 11. Januar 1798 gingen dem General Berthier, der an Stelle Bonaparte's jetzt die italienische Armee befehligte, die Weisungen zu, den unerhörten Frevel fürchterlich zu rächen. Am 10. Februar erschien er mit Heeresmacht auf den Höhen vor der ewigen Stadt, am 11. hielt er mit 9000 Mann seinen Einzug und am 15. Februar sah man auf dem Forum eine Versammlung von Bürgern, die einen Freiheitsbaum nach dem Capitol trugen, ihn vor der Statue Mark Aurel's in die Erde pflanzten und dann durch fünf Notare eine Urkunde ausstellen ließen, welche besagte, daß das römische Volk sich frei erkläre. Auf dem Capitol erschien dann auch General Berthier mit seinem ganzen Stabe, bestätigte das Geschehene und brachte „den Manen des Cato, Pompejus, Brutus, Cicero und Hortensius die Huldigung der freien Söhne der Gallier" dar.

Dem nahezu achtzigjährigen Papst Pius VI., der sich im Vatikan befand, ward durch den Schatzmeister der italienischen Armee, Rudolf Emanuel von Haller, in rauhem Tone angekündigt, das römische Volk habe seine Unabhängigkeit ausgesprochen und erkenne ihn nicht mehr als Souverain an. Dem Pabst wurde seine Schweizergarde genommen und die Kokarde mit den Farben der neuen römischen Republik angeboten. Wenn er freiwillig auf seine Herrschaft verzichte, so könne er sich seine geistliche Würde sichern und sogar von der französischen Republik eine Pension von 300,000 Francs erhalten; verzichte er nicht, so werde er Alles, sogar die Freiheit verlieren. Der Papst verzichtete nicht, und am 18. Februar kam Haller wieder in den Vatikan, trat, den Hut auf dem Kopf, in das Zimmer, in dem der Papst eben beim Frühstück saß, forderte ihm seine Kostbarkeiten ab, riß ihm zwei kostbare Ringe vom Finger und nahm ihm unter seinen Augen den spanischen Tabak weg. Dann kündigte er ihm an, er möge sich reisefertig machen, um den Palast und Rom zu verlassen, und als Pius erwiderte, das sei gegen sein Gewissen und gegen seine Amtspflicht, man möge ihn in

Rom sterben lassen, da sagte Haller: „Sterben können Sie überall, Sie reisen gutwillig oder gezwungen; wählen Sie eines von beiden." In der Morgenfrühe des 20. Februar wurde der Papst im Vatikan abgeholt, mit roher Eile in einen Wagen gesetzt und nach Siena gebracht, wo er im Augustinerkloster für's Erste Aufnahme fand.

An der Zernichtung des Kirchenstaates hatte der Direktor Larévellière-Lépeaux besonderen Antheil: er schwärmte für eine neue Kirche der Menschenliebe, an deren Spitze er ein anderes Papstthum als das seine nicht dulden konnte. Eine andere Zernichtung lag dem Direktor Rewbell am Herzen, der an dem Kanton Bern in der Schweiz einen verlorenen Prozeß zu rächen hatte und dabei in tiefgehenden politischen Schäden ebenso sehr als in den weitaussehenden militärischen Plänen des Generals Bonaparte einen mächtigen Rückhalt fand.

Unter den 13 alten Kantonen der Schweizer Eidgenossenschaft war der Kanton Bern, obwohl er dem Vorort Zürich im Range nachstand, an Gebietsumfang, Geld- und Truppenmacht eine Art von Großstaat zu nennen, der einzige jedenfalls, den die Schweiz besaß. Sein Gebiet umfaßte außer dem heutigen Kanton Bern auch die Kantone Aargau und Waadt: das war mit 400,000 Seelen fast ein Drittel der ganzen Eidgenossenschaft; seine Finanzen erfreuten sich allbekannter Blüthe und seine streitbare Macht, durch Jahrhunderte langes Reislaufen in fremden Kriegsdiensten beständig in Schule und Uebung erhalten, konnte angeblich bis auf 60,000 Mann erhöht werden. Dem deutschen Kanton Bern dankte die französische Schweiz, Genf und das Waadtland, die Befreiung von Rom und den Herzögen von Savoyen, d. h. von dem Doppeldruck geistlicher und weltlicher Fremdherrschaft, und eben in dem französisch redenden protestantischen Waadtland bestand seit 1789 eine Partei, die mit Frankreichs Hilfe die Losreißung von Bern und die Umwälzung der ganzen Eidgenossenschaft betrieb. An ihrer Spitze stand der Oberst Friedrich Cäsar Laharpe, ein Vetter des französischen Generals A. E. Laharpe, und der Oberzunftmeister Peter Ochs in Basel. Cäsar Laharpe, ein begabter Kopf und höchst entschiedener Charakter, war, nachdem er 13 Jahre lang Erzieher der russischen Großfürsten in Petersburg gewesen war, seit 1794 der Demagoge des Waadtlandes im Kampf gegen Bern geworden und hatte im Jahre 1796, da er von der Amnestie, die Barthélemy seinen Gesinnungsgenossen erwirkt, ausgeschlossen worden war, seinen Wohnsitz in Paris nehmen müssen. Er war's, der, als Bonaparte von Rastatt zurückkam, diesem am 9. Dezember 1797 die Klagen und Wünsche der Waadtländer an's Herz legte, während zur selben Zeit der Zunftmeister Ochs mit ihm über die Umwälzung der ganzen Eidgenossenschaft verhandelte. Diese Agitationen Laharpe's trugen mächtig dazu bei, daß das Waadtland sich Ende 1797, im Vertrauen auf den Beistand Frankreichs, erhob, welchem Beispiel eine Anzahl anderer Kantone folgten. Waadt, Basel, Schaffhausen, Appenzell, Wallis gehörten zu den

demokratischen oder revolutionären Kantonen, während Bern, Zürich, Solothurn, St. Gallen, Uri, Schwyz, Luzern, Unterwalden, Zug, Glarus und Graubünden reaktionär oder nur zum geringen Theil demokratisch blieben. Die Berner Aristokraten rüsteten sich, das aufgestandene Waadtland mit Waffengewalt zu unterwerfen. Nun schritt aber das Direktorium zu Paris, das schon längst mit begehrlichen Augen auf die Schweiz geblickt hatte, ein und erklärte es für einen casus belli, wenn Berner Truppen in Waadt einrücken würden. Ein französisches Korps unter General Mesnard erschien an der waadtländischen Grenze.

Bern entschloß sich dennoch zum Kampfe, wenn auch sein Schultheiß Steiger wohl fühlte, daß das aristokratische Regiment in jedem Falle der revolutionären Zeitströmung werde weichen müssen. Ein bernisches Heer unter General Weiß drang in Waadt ein, wo auch die Franzosen erschienen und sogleich die lemannische Republik proklamirten. Das Direktorium griff die Gelegenheit, sich in die Schweizer Händel zu mischen, begierig auf und ließ sofort zwei Heere in die Schweiz einrücken. Schauenburg drang über Basel, Brune von Italien her in die Schweiz ein. Brune sollte das Mesnard'sche Korps an sich ziehen, sich mit Schauenburg vereinigen und auf Bern losgehen. Die Berner Regierung hatte eine ansehnliche Armee zusammengebracht, die von dem General Erlach von Hindelbank befehligt war. Aber die Schweizer, so tapfer sie auch fochten, mußten der überlegenen Taktik der Franzosen weichen; in dem Doppeltreffen bei Fraunenbrunn und Neuenegg wurden sie am 5. März 1798 völlig geschlagen und zerstreut. Erlach und Steiger wurden von den Aristokraten des Verraths beschuldigt und Steiger floh nach Oesterreich; Erlach aber wurde auf dem Rückzug von einigen fanatischen Schweizern ermordet.

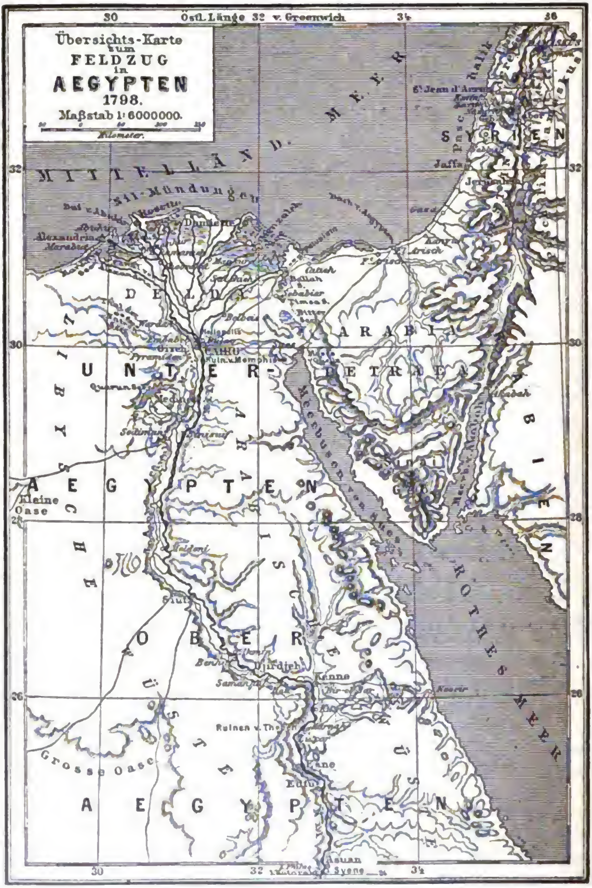
Die Franzosen besetzten nun ziemlich die ganze Schweiz und straften die reaktionären Aristokraten und ihre Anhänger durch schwere Kontributionen. Laharpe und Ochs ergriffen die Gelegenheit, der Schweiz eine neue politische Gestaltung zu geben, und Ochs arbeitete eine Verfassung für die neue helvetische Republik aus, die von dem französischen Direktorium genehmigt wurde. Sie wurde am 12. April 1798 zu Aarau feierlich verkündigt. Diese Verfassung machte die Schweiz zu einem Einheitsstaat, der aus 18 Kantonen bestand. Genf ward mit Frankreich vereinigt. Die Verfassung war der französischen vom Jahre III nachgebildet und hatte alle Schwächen derselben; allein sie war doch ein Fortschritt in Bezug auf den alten Kantönli-Wirrwar. Die Mehrheit der Schweizer schien mit dieser Verfassung zufrieden zu sein, die sie der persönlichen Unterthanenschaft entband und die Privilegien und die Herrschaft der Patrizier- und Aristokraten-Familien beseitigte.

Aber in einer Reihe von Kantonen wurde das Volk von den Priestern verhetzt, die ihm die Franzosen als „gottlos", als „Söhne des Teufels" und als „Kirchenschänder" schilderten. Die Nachkömmlinge der Helden von

Morgarten und Sempach hatten wirklich den Glauben, der Menschheit einen Dienst zu leisten, indem sie dem Rufe ihrer Priester folgten und sich mit den Waffen in der Hand gegen die neue Verfassung wehrten. So fachte der Fanatismus der Priester in den friedlichen Thälern der Schweiz einen blutigen Kampf an. General Schauenburg rückte gegen die Aufständischen, die mit antiker Tapferkeit sich schlugen, aber überall besiegt wurden. Ein Kanton nach dem andern unterwarf sich. Schwyz, Uri und Unterwalden kämpften zuletzt noch unter der Führung des Landammans Aloys Reding gegen Schauenburg, wurden aber bei Morgarten geschlagen und schlossen den Vertrag von Einsiedeln ab, durch den sie sich der helvetischen Republik angliederten.

Nunmehr schien es, als ob die Schweiz mit Ruhe an ihrem inneren Ausbau arbeiten könne. Aber die Priester und die alte Aristokratie gaben nicht nach. Als die neue Verfassung beschworen werden sollte, riefen die katholischen Priester das Volk abermals zum Widerstand auf und stürzten die Urkantone nochmals in einen mörderischen Krieg. Unterwalden trat an die Spitze des Aufstandes und stellte allein 1200 Mann. Schauenburg eilte herbei und es kam zu dem wüthenden Treffen von Stanzstadt, das drei Tage dauerte. Die Schweizer fochten wie Verzweifelte und der Kampf war über alle Maßen gräßlich, da man auf beiden Seiten die Verwundeten nicht schonte und sie mit wilder Grausamkeit tödtete. Bei den Schweizern waren viele Frauen, von denen 80 im Kampfe blieben. Endlich überwältigte Schauenburg die verzweifelt Kämpfenden. 4000 Leichen lagen auf dem Schlachtfeld, die ganze Gegend war verheert, Stanzstadt abgebrannt. Der Widerstand der Unterwaldener war gebrochen und die Widerstrebenden wurden nun zur Ableistung des Verfassungseides gezwungen. Die Regierung der Schweiz ward nach Luzern verlegt, die Parteikämpfe aber gingen vom Schlachtfeld auf den parlamentarischen Boden über. Die brutale Politik des Direktoriums und der Fanatismus des katholischen Priesterthums der Schweiz hatten das Ihrige gethan, die blühenden Thäler der Urkantone in rauchende Trümmerstätten und öde Landstriche zu verwandeln.

Der Raubzug Brune's nach Bern war eine der Maßregeln, mit welchen Bonaparte seine Heerfahrt nach Egypten vorbereitete. Mit einem Anschlag auf Egypten trug er sich, seit er sich der Jonischen Inseln bemeistert hatte. Am 16. August 1797 hatte er dem Direktorium von Mailand aus geschrieben: „Die Inseln Corfu, Zante, Cephalonia sind werthvoller für uns als ganz Italien zusammen. Ich glaube, wenn wir zu wählen hätten, würden wir besser thun, Italien dem Kaiser zurückzugeben und die vier Inseln zu behalten, die eine Quelle des Reichthums und der Blüthe für unseren Handel sind. Das Reich der Türken ist im Zusammenbrechen; der Besitz dieser Inseln wird uns in Stand setzen, es aufrecht zu halten, solange das möglich ist, oder unseren Theil von der Beute zu nehmen. Die Zeit naht heran, da wir einsehen werden, daß wir, um England wirklich zu


Übersichts-Karte
zum
FELDZUG
in
AEGYPTEN
1798.
Maßstab 1:6000000.
Kilometer
Östl. Länge 32 v. Greenwich
MITTELLÄND. MEER
Nil-Mündungen
Alexandria
CAIRO
Pyramiden
DELTA
UNTER-AEGYPTEN
ARABIA PETRAEA
SYRIEN
Jaffa
Kleine Oase
Grosse Oase
OBER-AEGYPTEN
Siut
Kenne
Ruinen v. Theben
Esne
Edfu
Assuan
Syene
ROTHES MEER
Kosseir

Grunde zu richten, uns Egyptens bemächtigen müssen." Und am 13. September schrieb er in Passariano an Talleyrand: „Ich glaube, der große Grundsatz der Republik muß sein, niemals Corfu, Zante u. s. w. aufzugeben. Im Gegentheil müssen wir uns dort gründlich festsetzen. — Warum sollten wir uns nicht Maltas bemächtigen? Der Admiral Brueys könnte dort recht gut vor Anker gehen und die Insel besetzen. 400 Ritter und ein Regiment von höchstens 500 Mann sind die einzige Vertheidigung der Stadt La Valette. Die Einwohner, mehr als 100,000 an der Zahl, sind sehr für uns eingenommen und ihrer Ritter gründlich überdrüssig, die nicht mehr leben können und Hungers sterben. Ich habe sie absichtlich all ihrer Güter in Italien berauben lassen. Mit der Petersinsel, die uns der König von Sardinien abgetreten hat, mit Malta, Corfu u. s. w. werden wir Meister des Mittelmeeres sein. Wenn wir bei unserem Friedensschluß mit England das Vorgebirg der guten Hoffnung abtreten sollten, so müßten wir uns Egyptens bemächtigen. Das Land hat nie einer europäischen Nation gehört. Nur die Venetianer haben dort vor Jahrhunderten ein gewisses Uebergewicht ausgeübt, aber dieses war sehr unsicher. Man könnte von hier aufbrechen mit 25,000 Mann, begleitet von 8 oder 10 venetianischen Linienschiffen oder Fregatten und zugreifen. Egypten gehört dem Großtürken nicht. Ich wünschte, Bürger Minister, daß sie in Paris Erkundigungen einzögen, um zu ersehen, welche Rückwirkung unser egyptisches Unternehmen bei der Pforte haben würde. Mit Armeen, wie die unsern, denen alle Religionen gleich sind, Mohamedaner, Cophten, Araber, Götzendiener u. s. w., ist das Alles uns sehr gleichgiltig, wir werden die Einen wie die Andern achten."

Dies war der Plan, den Bonaparte im Auge hatte. Das Direktorium allerdings wollte direkt in England eine Armee landen, und ließ zu dem Zweck auch in allen Seehäfen rüsten. Allein Bonaparte wies dem Direktorium nach, daß eine Landung in England, an sich eine recht schöne Sache, ganz unausführbar sei, solange Frankreich die Seemacht nicht besitze, um die Landungsflotte bei der Ueberfahrt gegen die englischen Kriegsschiffe zu schützen und eine Möglichkeit, verstohlener Weise über das Meer zu kommen, nicht vorhanden sei. Und dann legte er seinen Plan auf Egypten vor, den das Direktorium darum annahm, weil es den lebhaften Wunsch hegte, den General los zu werden, der in Paris die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog und mit dem Glanz seines Namens und dem Ruhm seiner Thaten Alles verdunkelte.

Am 5. März 1798 legte Bonaparte dem Direktorium einen Aufsatz vor, in welchem sein Plan betreffend der Einnahme von Malta und Egypten genau entwickelt war und am 12. April faßte, nachdem es Bonaparte zum Obergeneral der „Armee des Orients" ernannt, das Direktorium nachstehenden, offenbar von Bonaparte selbst entworfenen Beschluß: „Das vollziehende Direktorium, in Erwägung, daß die Beys, welche sich der Herrschaft über Egypten bemächtigt haben, mit den Engländern in die engste Verbindung und unter deren unbedingten Einfluß getreten sind; daß sie demgemäß sich die ärgsten Feindseligkeiten und schrecklichsten Grausamkeiten erlauben

gegen die Franzosen, die sie peinigen, plündern und ermorden Tag für Tag; in Erwägung, daß seine Pflicht gebietet, die Feinde der Republik zu verfolgen, wo immer sie sich finden und wo immer sie ihre feindseligen Streiche ausüben; in Erwägung außerdem, daß, nachdem der ehrlose Verrath, durch welchen sich England des Caps der guten Hoffnung bemächtigt hat, den französischen Schiffen die Fahrt nach Indien auf der gewöhnlichen Seestraße sehr



Napoleon Bonaparte. (Nach dem Stiche von Bartolozzi, 1796.)

erschwert hat, es darauf ankommt, den republikanischen Streitkräften einen anderen Weg dahin zu eröffnen, dort die Schergen der englischen Regierung zu bekämpfen und deren seelenverderbende Reichthümer an der Quelle versiegen zu machen, beschließt was folgt: 1) Der Obergeneral der Orientarmee wird die ihm anvertrauten Streitkräfte zu Wasser und zu Lande auf Egypten richten und sich dieses Landes bemächtigen. 2) Er wird die Engländer aus allen ihren ihm erreichbaren Besitzungen im Osten treiben und insbesondere

alle ihre Handelsniederlassungen am Rothen Meere zerstören. 3) Er wird die Landenge von Suez durchstechen und alle Maßregeln ergreifen, um der französischen Republik den freien und ausschließlichen Besitz des Rothen Meeres zu sichern. 4) Er wird durch alle möglichen Mittel das Loos der Eingeborenen von Egypten verbessern. 5) Er wird, solange er das in der Gewalt hat, mit dem Großtürken und seinen unmittelbaren Unterthanen ein gutes Vernehmen unterhalten. 6) Der gegenwärtige Beschluß wird nicht gedruckt werden.

Die Rüstung für eine Heerfahrt nach England, die kein Mensch mehr beabsichtigte, diente als Vorhang für die Rüstung wider Malta und Egypten. Während Napoleon die Truppenlager am Kanal, die festen Plätze in Flandern und Belgien als „Obergeneral der Armee von England" besichtigte, gingen seine Boten insgeheim nach den Küsten des Mittelmeers, um die Kriegsflotte, die Geleitschiffe, die Armee in Stand zu setzen, und die Befehle, die er an die Generäle Caffarelli in Toulon, Regnier in Marseille, Baraguey d'Hilliers in Genua, Desaix in Civita-Vecchia, Vaubois in Korsica ergehen ließ, wurden mit solcher Raschheit ausgeführt, daß schon am 15. April in den fünf Häfen die Einschiffung der verschiedenen Truppentheile vollendet war. Am 19. Mai 1798 stach er zu Toulon in See, als der Führer eines Geschwaders, wie es auf dem Mittelmeer noch nicht gesehen worden war. Es stand unter dem Admiral Brueys und zählte 15 Linienschiffe, darunter das mächtige Schlachtschiff „Orient" mit 120 Kanonen, 14 Fregatten, 72 kleinere Kriegsschiffe und 400 Transportschiffe. Bonaparte hatte viele der besten Offiziere bei sich; die Armee bestand aus 30,000 Mann und war mit Allem trefflich versehen. Der englische Admiral Nelson hatte den Auftrag, den Hafen von Toulon zu beobachten und sicherlich hätte er die französische Flotte entdeckt, wenn nicht gerade jetzt eines von seinen drei Kriegsschiffen, mit denen er vor Toulon kreuzte, seeuntüchtig geworden wäre. Er warf in Sardinien Anker, um das Schiff ausbessern zu lassen. Während dessen ging Bonaparte unter Segel und erreichte so ohne jede Belästigung die hohe See.



Desaix.

Die französische Flotte segelte zunächst nach Malta, das man als Stützpunkt im Mittelmeer einnehmen und besetzen wollte. Die Malteserritter, welche die Insel in Besitz hatten, waren von anderem Schlag, als jene Helden, welche Malta einst so tapfer gegen die Türken vertheidigt hatten.

Malta war ein an sich fast uneinnehmbarer Platz. Allein die französischen Ordensritter waren von Bonaparte gewonnen worden und als dieser am 10. Juni vor Malta erschien, setzten sie die Uebergabe durch. Der feige Großmeister Hompesch ließ sich die Zusage ertheilen, in Deutschland ein Fürstenthum zu erhalten, wogegen er eine Kapitulation einging und Malta an die französische Republik übergab. Er sollte eine Pension von jährlich 300,000 Francs erhalten, wurde aber vom Direktorium geprellt und erhielt im Ganzen — 15,000 Francs. Später protestirte dieser lächerliche Ritter gegen die Kapitulation, natürlich ohne jeden praktischen Erfolg.

Bonaparte segelte nun über Candia auf Egypten los, während Nelson, der seine Flotte bedeutend verstärkt hatte, sich alle Mühe gab, die französische Flotte aufzufinden, aber eben durch seinen Uebereifer sie verfehlte. Er kam vor Bonaparte in Egypten an, segelte wieder zurück, erschöpfte seinen Proviant und mußte nun eine Weile still liegen bleiben. Während dessen kam Bonaparte in Alexandrien an und begann dort die Ausschiffung seiner Armee. Mit den Soldaten stieg auch jenes kleine Heer von Gelehrten an das Land, von Mathematikern, Naturforschern, Aerzten, Geographen und Historikern, die an dieser merkwürdigen und gefährlichen Expedition theilnahmen, um das größtentheils noch unbekannte Land zu erforschen und zu beschreiben. Die Leistungen dieser Gelehrten sind denn auch der einzige bleibende Erfolg des egyptischen Feldzuges. Sogar Theater und Ballet hatten die Franzosen, entsprechend ihrer leichtlebigen Art, nach Egypten mitgenommen. Die Dinge sollten sich dort indessen ernster gestalten, als mancher glauben mochte. Ein Tagesbefehl beim Landen von Napoleon lautete: „Soldaten, Ihr versetzt England den empfindlichsten Schlag, bevor Ihr ihm den Todesstoß geben könnt. Wir werden einige ermüdende Märsche machen, mehrere Schlachten schlagen; Alles wird uns gelingen, die Geschicke sind für uns." Das war die Sprache eines Berauschten, und er selbst hat später eingestanden, daß ihm in Egypten zu Muthe war, wie nie vorher noch nachher in seinem Leben; von dem Zügel einer beengenden Zivilisation befreit, habe er das Verwegenste geträumt und Alles für möglich gehalten, was er träumte: „Ich schuf eine Religion, ich sah mich auf dem Wege nach Asien, reitend auf einem Elefanten, den Turban auf dem Kopf und in der Hand einen neuen Alkoran, den ich nach eignem Heft verfaßt. In meinen Unternehmungen hatte ich die Erfahrungen zweier Welten verbunden, zu meinem Vortheil das Erbe aller Geschichte verwerthet, die Macht England in Indien angegriffen und durch diese Eroberung meine Verbindung mit dem alten Europa neu geknüpft."

Am 1. Juli 1798 ging die Landung im Hafen von Alexandrien vor sich und schon am 3. Juli wurde Alexandrien, dessen alte Befestigungen wenig Widerstand mehr leisten konnten, mit Sturm genommen. Im Hafen der eroberten alten Stadt wurden die Transportschiffe untergebracht; die Kriegsflotte lag etwas östlich auf der Rhede von Abukir, da für die großen Schiffe der Hafen nicht tief genug war.

So war der Angriff auf Egypten eröffnet, ohne daß man an die Beherrscher dieses Landes eine Kriegserklärung zu richten für nöthig befunden

hätte. Egypten stand unter der Oberhoheit der Pforte, die durch Bonaparte's Einfall sonach angegriffen war, was den Anschluß der Pforte an England und Rußland beschleunigte. In dem Nillande gab es damals drei Klassen: die Beduinen, welche als Nomaden in den Wüsten umherzogen und von Ackerbau, Räuberei und Handel lebten; dann die Fellahs, welche das Feld zu bebauen hatten und wenig besser als völlige Sklaven daran waren. Die herrschende Klasse waren die Mameluken, die Kriegerkaste, die den Kriegsdienst berufsmäßig trieben. Sie wurden durch Sklaven ergänzt, die zum großen Theil aus Georgien oder Cirkassien kamen. Die 24 Beys der Mameluken beherrschten die 24 Kreise, aus denen Egypten bestand; damals hatten zwei dieser Häuptlinge, Murad und Ibrahim Bey, die Oberherrschaft ertrotzt und sich von der Pforte losgesagt. Bonaparte gab als Grund seines Einfalls an, er wolle die abtrünnigen Beys wieder zum Gehorsam bringen. Selbstverständlich wurde dies von der Pforte nicht ernst genommen. England und Rußland bearbeiteten die Pforte gemeinschaftlich und Sultan Selim III. erklärte endlich im September der französischen Republik den Krieg. Die Mameluken, denen nun die Vertheidigung Egyptens oblag, waren vortreffliche Soldaten, voll Kühnheit und Todesverachtung. Sie waren sämmtlich beritten und man sah bei ihnen herrliche Pferde. Aber der Disziplin und Bewaffnung der Franzosen waren sie nicht entfernt gewachsen.



Murad Bey.

Als Bonaparte den Nil herauf zog, sammelte der Mamelukenhäuptling Murad Bey seine Streitmacht, um die Franzosen in das Meer zurück zu treiben. Er hielt dies nicht für allzu schwer und die Mameluken vermaßen sich, sämmtliche Franzosen mit ihren krummen Säbeln „wie Kürbisse“ in Stücke zu hauen. Das sollte nicht so leicht gehen. Von einer Flottille begleitet, marschirten die Franzosen rasch stromaufwärts und lernten hier zuerst die glühende Sonne Afrikas kennen. Viele wurden kleinmüthig in dem öden Lande, das nur Wüsten und Strapazen zu bieten schien. Die Mameluken belästigten die Franzosen durch kecke Ueberfälle und säbelten jedem zurückbleibenden Verwundeten und jedem Gefangenen erbarmungslos den Kopf ab. Am 13. Juli hatte man ein ernstes Gefecht mit den Mameluken zu bestehen, wobei sie geworfen wurden. Als am 21. Juli das französische Heer in der Nähe von Kairo angelangt war und im Westen die mächtigen Steinmassen der Pyramiden emporragen sah, erschien die weite Ebene bedeckt mit glänzenden Reitergeschwadern. Die Mameluken, prächtig gekleidet und bewaffnet, stellten sich hier zur Schlacht.



Bei den Pyramiden.

Bei dem Dorfe Embabeh waren von den Mameluken rohe Verschanzungen aufgeworfen und mit 40 schlechten Geschützen besetzt worden; die dahinter stehende egyptische Infanterie bestand aus unzuverlässigem Gesindel. Bonaparte ließ seine Divisionen sich in feste Vierecke formiren, welche sich vorwärts gegen das Lager der Mameluken bewegten. Vor der Schlacht hatte Bonaparte durch eine Ansprache seine Truppen entflammt; er hatte jenen knappen militärischen Stil angewendet, dessen Effekt er durch Bilder und Phrasen in unübertrefflicher Weise zu steigern wußte. So hatte er auch hier den Stolz und den Ehrgeiz seiner Soldaten verstanden. „Soldaten," rief er, „denkt, daß von dem Gipfel dieser Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen!"

Die Reitergeschwader der Mameluken brausten in stürmischem Galopp heran und suchten mit mächtigem Anprall die Vierecke der Franzosen zu sprengen. Aber sie empfingen ein mörderisches Gewehr- und Geschützfeuer und der wilde Choc prallte an der Festigkeit der französischen Vierecke ab. Widerholt stürzten sich Murad Bey und die Seinigen mit der größten Todesverachtung den Bayonnetten entgegen. Nach entsetzlichen Verlusten warfen sie sich in die Flucht. Während dessen hatten die Franzosen das Lager erobert und brachen aus demselben hervor, den Mameluken in den Rücken. Diese wurden massenweise in den Nil gesprengt und von dessen Fluthen verschlungen. Murad Bey rettete sich mit wenigen Begleitern in eiliger Flucht; sein ganzes Heer war zersprengt. Die Franzosen hatten in dieser merkwürdigen Schlacht 50, die Mameluken 2000 Todte.

Die französischen Soldaten fanden viel Gold und kostbare Beutestücke bei den gefallenen Mameluken, was sie über den Mangel an Lebensmitteln und die Strapazen des afrikanischen Klimas einigermaßen tröstete. Andern Tags rückte man in Kairo ein. Man hatte eine der prächtigsten Städte des Orients erwartet, war aber sehr enttäuscht, als man eine Stadt fand, die mit Ausnahme des Mameluken-Quartiers aus niedrigen und schmutzigen Hütten bestand. Bonaparte setzte eine Kommission ein, um dem Lande eine neue Regierung und Verwaltung zu geben. Er stürzte sich mit allem Eifer in die Geschäfte, um Proviant herbeizuschaffen und die Verkehrslinien zu sichern. Er wiegte sich in gigantischen Plänen und träumte wohl immer noch von einem großen Orientreich, das er sich begründen wollte. Inzwischen trat ein Ereigniß ein, das alle seine Hoffnungen gründlich herabstimmen sollte.

Nelson war wieder an der Küste von Egypten erschienen. Dieser rauhe Seemann, einer der Nationalhelden Englands, der sich im Kampfe gegen Bonaparte so großen Ruhm erwerben sollte, war einer der heftigsten Feinde Frankreichs. Sein Muth, seine Umsicht, seine Kaltblütigkeit waren großartig; er war ein strategisches Genie auf dem Meere, dessen Flagge stets der Sieg begleitete. Auf dem nassen Element wußte er dem gewaltigen Korsen, der zu Lande Alles niederwarf, stets den Sieg zu entreißen. Im Uebrigen war er roh und gewissenlos und hat durch die Dienstwilligkeit, die er gegenüber den Launen eines verworfenen Weibes wie die Hamilton bewies, seinen Namen auf immer befleckt. Nelson erschien bei Abukir am 1.

August mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und zwei Fregatten und griff in seiner Verwegenheit die überlegene Flotte sofort an. Der Kampf war



Schlacht bei den Pyramiden.

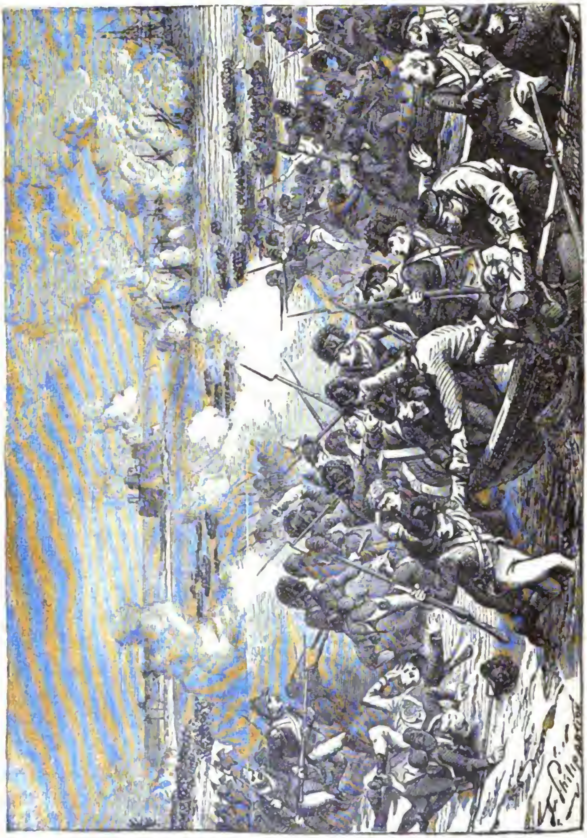
fürchterlich und die Ueberlegenheit der englischen Marine machte sich bald geltend. Die französische Flotte war nahe dem Lande aufgestellt und dieß

benutzte der englische Admiral zu einem kühnen Manöver. Er drang mit einem Theil seiner Schiffe in das seichte Fahrwasser zwischen den französischen Schiffen und dem Lande ein. Indem er dem Feuer der französischen Strandbatterien und der Gefahr des Strandens Trotz bot, brachte er die französische Flotte zwischen zwei Feuer, was sogleich verheerend wirkte. Das gewaltige französische Admiralschiff, der „Orient", gerieth in Brand, während Admiral Brueys durch einen Kanonenschuß getödtet wurde. Das Schiff flog mit donnerähnlichem Getöse in die Luft. Nelson wurde verwundet. Die Schlacht gestaltete sich nun so, daß immer ein französisches Schiff von mehreren englischen angegriffen werden konnte. Wie verzweifelt auch die Franzosen sich wehrten — eines ihrer Schiffe nach dem andern wurde genommen oder in den Grund gebohrt. Zwei französische Schiffe wurden von ihrer eigenen Mannschaft, als sie sich verloren sah, voll trotzigen Muthes selbst versenkt. Der französische Vizeadmiral Villeneuve entrann aus der Schlacht mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten; alle übrigen Schiffe waren vernichtet oder in der Gewalt des Siegers. Ueber 5000 Franzosen waren in dieser mörderischen Schlacht umgekommen, über 3000 gefangen worden. Die Engländer hatten angeblich nur 900 Mann verloren.

Der Ausgang dieser Seeschlacht war für Bonaparte ein furchtbarer Schlag, der ihn in eine mehr als kritische Situation brachte. Der General hatte Egypten besetzen und im Herbst wieder nach Frankreich zurückkehren wollen. Nun hatte er seine Flotte verloren und mußte in Egypten bleiben, abgeschnitten von Europa, in einen fremden Landstrich gebannt, in dem er sich seit vier Wochen befand, ohne alle Nachrichten aus Frankreich. In dieser Situation hätte wohl Mancher den Muth verloren. Bonaparte verlor ihn nicht. Sein Fatalismus ermuthigte ihn. Er glaubte an „seinen Stern", wie er überhaupt abergläubisch gewesen ist.

Nelson erleichterte es ihm, sich von dem Schlage von Abukir einigermaßen zu erholen, denn der englische Admirat besserte seine Schiffe vierzehn Tage lang aus und fuhr dann nach Neapel hinüber, um seine Beute unterzubringen und zu den Füßen der Lady Hamilton zu liegen. Bonaparte richtete sich sodann mit der ihm eigenen Energie auf einen längeren Aufenthalt in Egypten ein. Ibrahim Bey, der aus Eifersucht gegen Murad am Kampfe gegen die Franzosen keinen Theil genommen, stand mit einer starken Streitmacht am Rande der syrischen Wüste. Bonaparte griff ihn an und drängte ihn in die Wüste hinein, nachdem er ihn bei Salahieh völlig geschlagen und seine Schaaren zersprengt hatte. Gegen Murad Bey, der sich in Oberegypten wieder beträchtlich verstärkt hatte, ward Desaix gesandt, der den Bey bei Sediman im Oktober schlug und in die Wüste trieb. Desaix drang nach Oberegypten und bis an die Katarakte des Nil vor. Er wurde auf seinem Zuge von vielen Gelehrten begleitet, die Oberegypten erforschen wollten. Diese Gelehrten ritten auf Eseln, und wenn die französischen Soldaten bei einem Ueberfall durch die Mameluken Quarré bilden mußten, hörte man das Kommando: „Die Esel und die Gelehrten in die Mitte!" Die Esel wurden von den spottsüchtigen Franzosen auch „die Halbgelehrten"

(demi-savants) genannt; doch wurden die Gelehrten von den Soldaten im Allgemeinen achtungsvoll behandelt. Die Resultate ihrer eilig ausgeführten



Kampf am Ufer bei Abukir.

Forschungen wurden von der wissenschaftlichen Welt mit großem Interesse aufgenommen und bewirkten viele nützliche und interessante Anregungen.

Bonaparte wendete nunmehr seine volle Aufmerksamkeit der innern Einrichtung Egyptens zu. Er war klug genug, die Egypter in ihren religiösen Vorurtheilen nicht zu stören. Er bezeugte namentlich dem Muhamedanismus die größte Achtung und ließ sogar einen seiner Generäle, Menon, zum Islam übertreten. Er setzte einen Divan von 40 angesehenen Egyptern ein, mit dem er die Angelegenheiten des Landes berieth. Er zeigte hier schon jene Geschicklichkeit, mit der er später die Franzosen zu gewinnen wußte. Es gelang ihm sogar, die egyptischen Theologen zu bewegen, ihn für einen Nachfolger Muhamed's zu erklären; ebenso stellten die Theologen den Satz auf, die Egypter hätten den Franzosen Tribut zu bezahlen.

Aber der ganze europäische Regierungsapparat gefiel den Egyptern nicht. Sie waren nicht gewohnt, Steuern zu zahlen und die Rechtspflege und ähnliche Verrichtungen zu besolden. Es gibt eine türkische Geschichte von Egypten, welche die französische Herrschaft in diesem Lande beschreibt. In diesem Buche heißt es: „Man mußte, wenn Jemand starb, erst beim Divan anfragen, ob man die Leiche wegnehmen durfte, und 24 Stunden nach dem Tode mußte von Allem, was der Verstorbene besessen hatte, ein Inventarium aufgenommen werden. Sollte sich die Familie des Gestorbenen der Aufnahme des Inventariums widersetzen, dann würde sich der Divan des Ganzen bemächtigen und den Erben nichts übrig lassen. Sollte das Inventarium gemacht werden, so mußte man bezahlen; trat der Erbe auf, so forderte man Geld; wenn ein Gläubiger des Verstorbenen sich mit einer Forderung meldete, so mußte er dafür bezahlen, daß seine Schuld anerkannt wurde; und wenn er seine Zahlung erhielt, mußte er wieder bezahlen. Sogar Reisende konnten sich nicht vom Platze bewegen, ohne ein Papier, das sie bezahlen mußten. Wollte man Geburten oder Todesfälle in's Register eintragen, so mußte man ebenfalls bezahlen; ja all und jegliche Verhandlung unter Privatpersonen mußte bezahlt werden." Man ersieht hieraus, daß das Sportelwesen den Orientalen fremd und ganz besonders lästig war. Die Orientalen hatten dergleichen in solchem Umfang bis dahin nicht gekannt.

Wenn auch die Vornehmen des Landes dem Eroberer zum Schein schmeichelten, ihm die höchste Verehrung zollten, so blieb doch in der Masse der Muhamedaner der fanatische Haß gegen die „Ungläubigen", die „Franken", zurück. Von Konstantinopel aus wurde dieser Haß geschürt, und so bereitete sich in Kairo, wo man mit dem französischen Regiment sehr unzufrieden war, ein Aufstand vor, ohne daß die Franzosen etwas davon bemerkten. Im Oktober kam die Bewegung zum Ausbruch. Die egyptische Bevölkerung erhob sich auf ein gegebenes Zeichen und griff die nichts ahnenden Franzosen mit aller Wuth an. Viele französische Beamten und Soldaten wurden einzeln niedergemacht, bis Bonaparte seine Truppen sammeln konnte. Er zog sich aus der aufständischen Stadt und ließ dieselbe von der Zitadelle aus mit furchtbarer Heftigkeit bombardiren, wobei eine Menge der öffentlichen Gebäude in Brand geriethen. Alsdann erfolgte ein Sturmangriff der vor den Thoren aufgestellten Franzosen; die Straßen wurden mit Kartätschen gefegt und die Insurgenten unter einem grauenvollen Gemetzel auseinander getrieben; viele

von ihnen flohen in die Wüste. Kairo lag in Trümmern und schwamm in Blut. Der französische General gab von diesem Zeitpunkt an seine Politik der Milde auf und behauptete, der Orient sei nur durch Furcht und Schrecken zu beherrschen. Er ließ es an blutigen Greueln durchaus nicht fehlen.

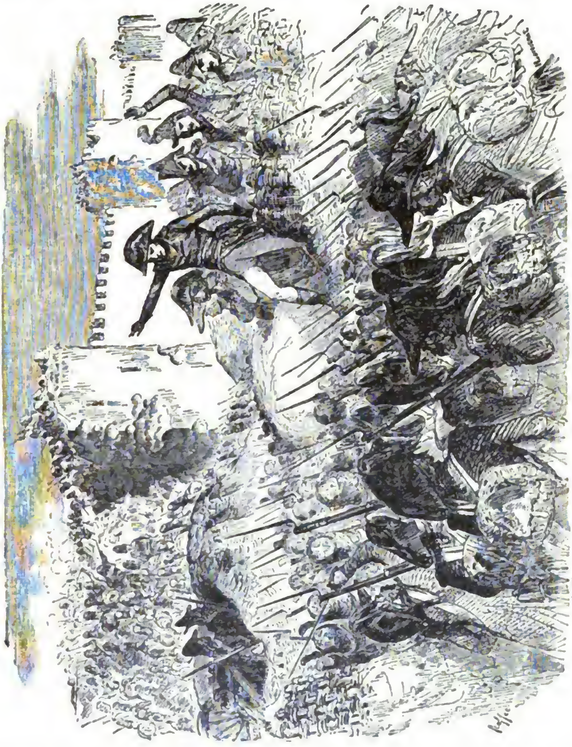
Den Winter über hatte Bonaparte Ruhe und während die jonischen Inseln den Franzosen abgenommen und zu einer Mißgeburt von Republik unter russischem und türkischem Schutze gemacht wurden, brütete der in Egypten abgeschnittene General über seinen phantastischen Plänen zur Eroberung Syriens und zur Gründung eines neuen orientalischen Weltreichs. Ungestört sollte er das aber nicht thun. Denn die Türkei hatte ihm nicht nur den Krieg erklärt, sondern unterstützt von einem englischen Geschwader Syrien besetzt, und drohte nun, in Egypten einzufallen. Um ihr zuvorzukommen brach Bonaparte im Februar 1799 mit etwa 12,000 Mann nach Palästina auf, nachdem er die Regierung und Verwaltung Egyptens einigen seiner Generäle übergeben hatte. Das Grenzfort El Arish, das der grausame Djezzar Pascha (Djezzar heißt „Schlächter") von Syrien hatte besetzen lassen, ergab sich und Bonaparte ließ die 2000 Arnauten, die es besetzt gehalten, ziehen gegen das Versprechen nicht wieder gegen die Franzosen zu kämpfen. El Arish hatte den Uebergang über die Landenge von Suez decken sollen. Nach seinem Fall drang Bonaparte unaufhaltsam in Syrien ein. Die Truppen jubelten, als sie nach dem beschwerlichen Marsche durch die Wüste das reiche Land Palästina vor sich sahen und alle großen Erinnerungen des Alterthums stiegen vor ihnen auf. Gaza wurde mit Sturm genommen und die Besatzung floh nach Jaffa, wo sie trotz der schlechten Befestigungen hartnäckigen Widerstand leistete. Am 7. März ward Jaffa erstürmt. Die Besatzung ward zur Hälfte niedergemacht, zur Hälfte gefangen und unter den Gefangenen glaubte man die 2000 Arnauten zu erkennen, die in El Arish gegen die Bedingung, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, freigelassen worden waren. Bonaparte ward wüthend und ließ die 2000 Arnauten in Masse erschießen, ein Blutbad, das nach erfochtenem Siege ebenso überflüssig als barbarisch war.*)



Sidney Smith.

*) Thiers sagt: „Das war die einzige Grausamkeit im Leben Napoleons."

Von Jaffa rückte Bonaparte gegen das feste St. Jean d'Acre vor, wo Djezzar sich mit seiner Hauptmacht befand. Als der französische General die alten Thürme und Mauern dieser aus den Kreuzzügen so berühmten Stadt erschaute, ahnte er nicht, daß sein Waffenglück im Orient hier ein



Sturm auf St. Jean d'Acre.

Ende nehmen sollte. Ihm schien die Eroberung dieses Nestes keine besonderen Schwierigkeiten zu verursachen. Aber der Sieger in so vielen Schlachten täuschte sich; er unterschätzte sowohl die Energie Djezzar's sowie die Umsicht des englischen Commodore Sidney Smith, der im Hafen von

Acre vor Anker lag. Europäische Offiziere, namentlich der ausgewanderte französische Ingenieur Philippeaux, leiteten die Vertheidigung der Stadt, welche Sidney Smith mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehen hatte.

Sidney Smith war zwar eitel und prahlsüchtig, aber umsichtig und eifrig, und traf alle seine Anstalten mit großem Geschick. Er bereitete den Franzosen eine schwere Verlegenheit, indem er ihnen am Vorgebirg Karmel eine Flottille mit schwerem Belagerungsgeschütz, das aus Egypten gesandt wurde, wegnahm. Die Geschütze, welche die Mauern von Acre hatten niederwerfen sollen, wurden nun auf den Wällen aufgestellt und schleuderten von da ihre Geschosse auf die Sturmkolonnen der Franzosen. Die Sturmangriffe der Franzosen wurden von den mit größter Hartnäckigkeit kämpfenden Türken, denen Djezzar für jeden Franzosenkopf eine hohe Belohnung auszahlte, blutig abgeschlagen und die Berennung von Acre zog sich in die Länge. Bonaparte, der garnicht glauben zu können schien, daß der Gewalt seiner Waffen eine so unbedeutende Festung werde trotzen können, betrieb die Belagerung mit seiner ganzen Energie. Inzwischen hatte man in Syrien ein Heer zusammengebracht, um die Festung zu entsetzen. Dies Heer war sehr zahlreich, aber schlecht bewaffnet und diszipliniert. Kleber, Murat und Junot rückten den Syriern entgegen und es kam zur Schlacht am Berge Tabor, die der mit der Hauptmacht herbeieilende Bonaparte rasch entschied. Die Syrier wurden völlig geschlagen und zerstreut.

Vor Acre standen die Dinge noch wie zuvor und Bonaparte entschloß sich nun zu einer großartigen Bestürmung, um dies fatale Nest, das all seinen phantastischen Plänen im Wege zu stehen schien, endlich wegzunehmen. Am 7. Mai begann der verlustvolle Sturm. Eine Bresche war geschossen worden und die Franzosen drangen ein, wurden aber unter einem blutigen Gemetzel wieder zurückgetrieben. Andern Tags wurden drei Breschen gelegt und die Franzosen drangen mit großer Tapferkeit wieder ein. Engländer und Türken warfen sich ihnen entgegen und abermals mußten die Franzosen zurückweichen. So dauerten die Stürme und die Abwehr bis zum 12. Mai. So heftig der Angriff, so hartnäckig war die Vertheidigung, und nachdem eine türkische Flotte Verstärkungen nach Acre gebracht, sah Bonaparte endlich ein, daß der Platz nicht zu nehmen sei, so lange sein Hafen offen blieb. Die vielen Sturmangriffe hatten schwere Verluste mit sich gebracht und so entschloß sich der französische Feldherr zum Rückzug, nachdem er Acre noch mit einem schrecklichen Bombardement heimgesucht hatte. Am 20. Mai zog er ab. An dieser kleinen Festung, vor deren Mauern sich die Sturmkolonnen Bonaparte's die Stirn zerstießen, scheiterten die Entwürfe des französischen Feldherrn von einem neuen Weltreich im Orient. Er mußte zum ersten Mal einsehen, daß es für die Gewalt seiner Waffen auch Schranken gab. Die erfolgreiche Vertheidigung von Acre gab dem ganzen

Krieg eine andere Wendung.*) Bonaparte sah sich nun auf Egypten beschränkt, das er in einem wohlgeordneten und geschickten Rückzug wieder erreichte. Daß auf dem Rückzug in Jaffa die pestkranken Franzosen, um sie den Türken zu entziehen, mit Opium vergiftet worden seien, hat sich als Erdichtung erwiesen. Am 14. Juli 1799 traf Bonaparte in Kairo ein.

In Egypten bot sich dem General Gelegenheit, seinen durch die vergebliche Belagerung von Acre etwas angegriffenen Kriegsruhm wieder aufzufrischen, denn ein türkisches Heer war an den Nilmündungen gelandet und hatte das Fort Abukir genommen. Seidman Mustafa Pascha befehligte diese türkische Expedition, die auf englischen Schiffen ausgeführt wurde. Bonaparte brach sogleich von Kairo auf, um die Türken zurückzuwerfen, was ihm in der Landschlacht von Abukir (25. Juli) auch vollständig gelang. Dieser glänzende Sieg stellte Bonaparte's Feldherrnruhm völlig wieder her. Die Türken hatten sich bei Abukir verschanzt. Sie wurden durch die geschickten Manöver Bonaparte's gezwungen, die Schanzen zu verlassen und errangen im freien Felde anfangs einige Vortheile über die Franzosen, bis diese mit ganzer Macht vordrangen und die türkische Aufstellung vollständig durchbrachen. Die Türken wurden in das Meer gesprengt; sie konnten bei dem wilden Herandrängen der Franzosen sich nicht mehr in die Boote der Flotte retten und wurden in großer Zahl niedergemacht. Wohl 6000 Leichname schwammen auf den Wellen. Etwa 4000 Türken warfen sich in das Fort Abukir, wo sie bald kapituliren mußten.

Aber trotz dieses zerschmetternden Schlages, der die Feinde des französischen Feldherrn getroffen, begann es Bonaparte in Egypten unheimlich zu werden. Er sah ein, daß seine Position auf die Dauer nicht zu halten war. Die Mameluken waren nie ganz vernichtet worden; Aufstände drohten, wenn man nicht gleich mit Waffengewalt bei der Hand war; die französische Armee war zusammengeschmolzen, da sie keine Verstärkungen erhalten konnte, und durch Syrien rückte eine gewaltige türkische Armee unter Jussuf Pascha heran. Ohnehin waren aus Frankreich Nachrichten eingetroffen, die dem jungen General sagten, daß nun die Zeit für eine Rolle in Frankreich gekommen sei, die ihm sein Ehrgeiz längst vorgeträumt hatte. Das Direktorium hatte sich allen Parteien verhaßt gemacht, hatte große Niederlagen erlitten; nun war es Zeit, daß ein glücklicher und verwegener Soldat die öffentliche Gewalt ergriff und den Franzosen eine feste und ruhmvolle Regierung garantirte. So kalkulirte der General und sann zugleich auf Mittel, der Katastrophe zu entgehen, die in Egypten mit der Zeit unausbleiblich werden mußte. Sein Entschluß war bald gefaßt; er wollte sein tapferes Heer verlassen und nach Frankreich zurücksegeln. So zu sagen

*) „Ohne St. Jean d'Acre", sagte Napoleon später, „wäre ich Kaiser des Morgenlandes!"

heimlich, wie ein Deserteur, schiffte er sich am 22. August 1799 mit seinen besten Generälen und vertrauten Freunden in Alexandria ein, die Armee unter General Kleber ihrem Schicksal überlassend.*) Glücklich entkam er den englischen Kreuzern, unter mehrmaliger Gefahr, von ihnen abgefangen zu werden, und landete am 9. Oktober bei Fréjus an der französischen Küste.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Koalitionskrieg in Europa 1798–1799. – Der Ausbruch in Neapel, in Deutschland, der Schweiz und Oberitalien. – Ende des Kongresses zu Rastatt. – Der Gesandtenmord am 28. April 1799. – Suwarow in Italien und der Schweiz. – Rückschlag in Neapel. – Bruch Rußlands mit Oesterreich. – Bonaparte's Rückkehr. – Der Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9.–10. Nov. 1799). – Ende des Direktoriums.

Wie gestalteten sich die Ereignisse unterdessen in Europa? Was that das Direktorium? Schon ehe Bonaparte nach Egypten ging, war ein neuer Koalitionskrieg der Großmächte gegen die Republik, und zwar der gewaltigste von allen, eine beschlossene Sache. Es war dem englischen Staatsmann Pitt gelungen, neben Oesterreich, der Türkei und Neapel auch Rußland dazu zu gewinnen. In Rußland regierte damals, nachdem Katharina II. gestorben, der Zar Paul I., ein Fürst von ganz unberechenbarem Charakter, bei dem man nie wußte, wo der Eigensinn aufhörte und

*) „Ich bin entschlossen", sagte er zu seinem Vertrauten Marmont, „nach Frankreich zurückzureisen. Die Lage der Dinge in Europa zwingt mich zu diesem großen Entschluß; unsere Heere erleiden Schlag auf Schlag und Gott weiß, wie weit der Feind schon vorgedrungen ist. Italien ist verloren, der Preis so vieler Mühen und so vielen Blutvergießens ist dahin. Und wie könnte es anders sein bei der Unfähigkeit der Leute, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Bei denen nichts als Unwissenheit, Dummheit und Schlechtigkeit zu finden ist. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch eine Kette von Erfolgen diesem Regiment Halt gegeben, das ohne mich sich nie hätte erheben noch behaupten können. Als ich fern war, mußte Alles zusammenbrechen. Warten wir nicht, bis der Einsturz sich vollendet haben wird, dann wäre das Unglück nicht mehr zu heilen. Die Rückfahrt nach Frankreich ist gewagt, schwierig, voll Gefahren, aber in geringerem Maße als es unsere Herfahrt gewesen, und das Glück, das mich bisher gestützt hat, wird mich jetzt nicht im Stich lassen. Uebrigens muß man im rechten Augenblick zu wagen den Muth haben: wer nicht wagt, gewinnt nicht. Ich lege das Heer in fähige Hände, verlasse es in gutem Stande und nach einem Siege, der auf eine unbestimmte Zukunft gegen jeden neuen Angriff Schutz gewährt. Man wird in Frankreich fast zu gleicher Zeit die Zerstörung des türkischen Heeres bei Abukir und meine Ankunft erfahren. Meine Gegenwart wird die Gemüther wieder aufrichten, dem Heer das Vertrauen geben, das ihm fehlt, und dem Bürger die Hoffnung auf eine bessere Zukunft einflößen. In der öffentlichen Meinung wird sich eine Bewegung kundgeben, die durchaus Frankreich zu gute kommt. Versuchen wir anzukommen und wir werden ankommen."

der Wahnsinn anfing, der aber mit ganzer Seele entschlossen war, kräftig in den Krieg gegen Frankreich einzugreifen, nicht wie seine Vorgängerin bloß zu hetzen und zu schüren, ohne daß ein Rubel und ein Mann dabei geopfert wurde. Er machte großartige Rüstungen und stellte einen Feldherrn ersten Ranges, Suwarow. Während dieser die russischen Heere mobil machte, arbeitete England unermüdlich mit Unterhandlungen und Zusagen von Hilfsgeldern den neuen Bund im größten Maßstabe zustande zu bringen und zu befestigen. Seine Hauptabsicht dabei war, Frankreich niederzuwerfen, um für seinen Handel unumschränkten Raum und Frieden zu haben; dies zu erreichen, gab es Hunderte von Millionen aus.

Das Direktorium war, obschon der Krieg noch nicht direkt erklärt war, auch nicht müßig und rüstete sich mit aller Macht. Es wurden 200,000 Franzosen ausgehoben, um bei den Heeren als Ersatz zu dienen für die Opfer, welche die vorhergehenden Feldzüge gefordert hatten, und dann fünf Heere aufgestellt. Das Hauptheer unter Jourdan stand am Oberrhein und hieß die Donau-Armee, weil es gegen Oesterreich längs der Donau vordringen sollte; in der Schweiz befehligte General Masséna, bestimmt, in diesem Krieg eine große Rolle zu übernehmen; in Norditalien war Scherer mit dem Oberbefehl betraut und in Neapel war der dem Direktorium zu selbstständig auftretende Championnet durch Macdonald ersetzt worden. Im Norden zog man eine Armee unter Brune zusammen und vereinigte sie mit den Truppen der batavischen Republik unter Dändels als Armee von Holland.



Suwarow.

Ehe aber der Krieg wirklich eröffnet wurde, ereignete sich ein Vorgang in Neapel, der auch diesen letzten monarchischen Staat der italienischen Halbinsel vorübergehend in die Hände der Franzosen bringen sollte. In Neapel regierte König Ferdinand IV., ein unwissender, roher Mensch, der nur zu bald von seiner geistreichen, feurigen, herrschsüchtigen Gattin Maria Carolina, einer Tochter Maria Theresias von Oesterreich, beherrscht wurde. Voll Angst, daß die Revolution auch über die Grenzen ihres Staates schlagen möge, wandte sie sich an England und Oesterreich um Hilfe. Letzteres ließ sich am 19. Mai 1798 dazu herbei, ein Schutzbündniß zu unterzeichnen, welches es verpflichtete, in Italien und Tirol 60,000 Mann unter Waffen zu halten, auf die gegen jeden feindlichen Angriff zu zählen war. Und als dann gar der siegreiche Admiral Nelson aus Egypten nach Neapel kam, war

Maria Carolina überglücklich und ließ sich durch ihn dazu bestimmen,*) mit Frankreich anzubinden. Seit Jahrhunderten hatten die Neapolitaner kein Heer und keinen Feldherrn gehabt, und so mußte erst schnell ein Heer formirt werden. Zum Führer erbat man sich beim Hof zu Wien den General Mack, einen Mann, der zwar unerschöpflich an Plänen und Entwürfen war, aber im entscheidenden Augenblick stets den Kopf verlor. Am 23. November überschritt Mack, sein Heer in fünf Kolonnen getheilt, die Grenze der römischen Republik, um die dort schlecht vertheilten französischen Aufstellungen durch einen raschen Ueberfall zu schlagen.

Die französische Streitmacht stand unter General Championnet und zählte nur 10,000 Franzosen und 5000 Polen. Das schien zu wenig, um es mit den 38,000 Neapolitanern angreifend aufzunehmen; Rom ward also geräumt und von dem König von Neapel am 29. November besetzt, der dann sofort jene berühmte Proklamation erließ, worin er vom Felsen des Kapitols die Völker zur Freiheit rief. Allein die Herrlichkeit kam schnell zu Ende. Championnet hatte seine Truppen rasch auf einen Punkt zurückgezogen, wo sie im freien Felde gesammelt die undisziplinierten Haufen der Neapolitaner angreifen konnten. Kurz nach dem Einzug in Rom kam es zu einer Reihe von Gefechten: die Neapolitaner wurden nicht geschlagen, sondern gejagt, alle Versuche Macks, die Flucht aufzuhalten, mißlangen, in Neapel standen die bewaffneten Lazzaroni gegen den Hof auf, im Heere selber brach Meuterei aus. Als Mack in Neapel ankam, war das Volk in so wilder Bewegung, daß dem Hof nichts übrig blieb, als am Abend des 21. Dezember sich und seine Schätze auf den „Vanguard" Nelsons zu flüchten, der die königliche Familie sammt den Hamiltons nach Palermo brachte.

Mack schloß am 11. Januar 1799 mit Championnet einen Waffenstillstand, sah sich aber alsbald einem Aufruhr der Lazzaroni und der Bauern gegenüber, die ihn als „Verräther" mit dem Tod bedrohten. Um sein Leben zu retten, flüchtete er am 16. Januar ins Lager der Franzosen; diese erklärten, durch den Aufruhr sei der Waffenstillstand gebrochen und rückten auf dem kürzesten Wege nach Neapel, dessen Castelle ihnen der Fürst Moliterno am 22. Januar übergab. Es kostete General Championnet noch einen blutigen Straßenkampf und eine gründliche Metzelei unter den fanatisirten Lazzaroni, bis er unter Moliterno eine provisorische Regierung einsetzen und durch diese verkünden lassen konnte: das Königthum sei abgeschafft und die Wiedergeburt Neapels als parthenopäische Republik zur Thatsache geworden. (24. Jan. 1799).

*) Nelson beging dadurch, daß er den König und die Königin zum Krieg mit den Franzosen drängte, einen schweren Fehler; aber einen beträchtlichen Theil der Blindheit, mit der er dabei die einfachsten Gebote der Staatskunst, jede Berechnung von Zeit und Ort unterließ und sich nicht sagte, daß Neapel in dem Kampf unterliegen müsse, haben wir auf den Liebesrausch zu setzen, der ihn zu den Füßen der verführerischen Busenfreundin der Königin, Lady Emma Hamilton, fesselte und in dem Kopf dieses, der Festlanddinge unkundigen Seemannes nur die ärgsten Verwüstungen anrichten konnte.

Einen Monat früher schon hatte sich die Katastrophe des Königreichs Sardinien vollzogen. Unter dem durch nichts erwiesenen Vorgeben, der König Karl Emanuel IV., der am 16. Oktober 1796 seinem Vater Victor Amadeus III. in der Regierung gefolgt war, stehe mit Oesterreich und Neapel im Bunde, hatte General Joubert bei der ersten Nachricht vom Ausmarsch der Neapolitaner die gewaltsame Entwaffnung der piemontesischen Armee in den Plätzen Arona, Susa, Chivasso und Alessandria begonnen und in Turin ward der König selber so lange bedroht, gepeinigt und gedrangsalt, bis er am 9. Dezember 1798 eine Abdankungsurkunde unterzeichnete, die er freilich sofort nach seiner Ankunft in Cagliari auf Sardinien, weil abgezwungen, für null und nichtig erklärte.

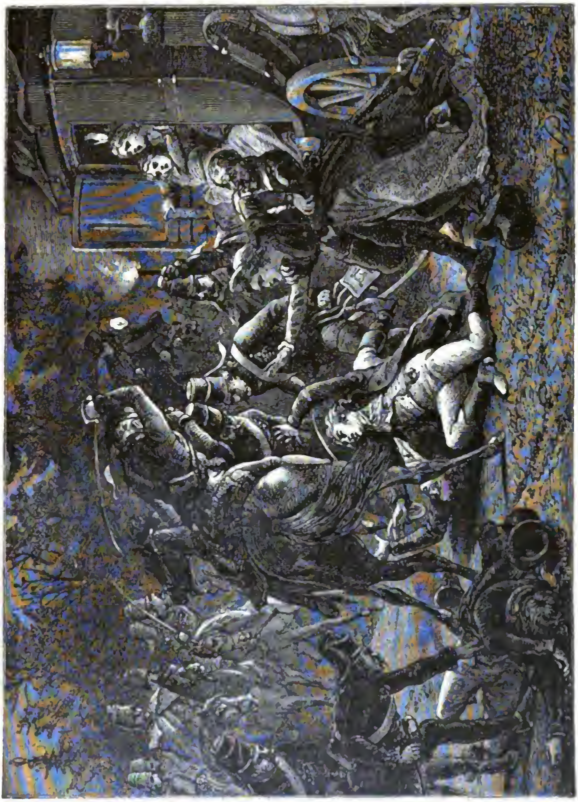
Die verbündeten Mächte verhandelten unterdessen über einen Kriegsplan. Ehe sie aber noch eins geworden, und bevor die Oesterreicher in Tirol und in Italien gesammelt, die Russen auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen und die Generale Melas und Suwarow auf ihren Posten waren, wurde von französischer Seite der große Krieg des Jahres 1799 eröffnet, indem am 1. März Jourdan und Bernadotte bei Mannheim den Rhein überschritten, um, der eine über den Schwarzwald vorzugehen, der andre Philippsburg einzuschließen, und am 6. März der General Masséna die Oesterreicher des Generals Hotze in Graubünden angriff und am 7. nach Vorarlberg und Tirol zurückwarf. Dafür drängte der Erzherzog Karl die Armee Jourdans durch das Treffen bei Ostrach am 21. März aus Schwaben, durch die Schlacht bei Stockach am 25. März in den Schwarzwald und über den Rhein zurück, worauf dann auch Bernadotte von Philippsburg abzog, so daß die Franzosen rechts vom Rhein nur noch in Mannheim und Heidelberg standen.

Im selben Monat März hatte auch in Italien der Krieg wieder begonnen. Die Franzosen des Generals Scherer hatten am 26. März die Oesterreicher des Generals Kray bei Pastrengo, Verona und Legnago angegriffen und waren nach noch einem weiteren bedeutenden Gefecht bei Varona am 30. März, schließlich am 5. April bei Magnano geschlagen und zum Rückzug über die Adda genöthigt worden. Somit war der Weltkrieg diesseits und jenseits der Alpen bereits seit Wochen im vollen dröhnenden Gange, als in Rastatt noch immer die Gesandten der Mächte, auch die der französischen Republik, am sogen. Reichsfriedenskongreß theilnahmen. Der Krieg war allerdings formell noch nicht erklärt, das deutsche Reich war äußerlich noch mit Frankreich im Frieden, aber andererseits war das Reich nicht ohne den Kaiser zu denken, ohne den nichts geschehen durfte, und mit dem Kaiser war seit Februar der Bruch offen eingetreten. So löste sich denn am 23. April der Kongreß auf, und an seinen Schluß knüpfte sich die bekannte blutige Gewaltthat, die des österreichischen Ministers Thugut's Namen auf immer gebrandmarkt hat, der Gesandtenmord in Rastatt. Im Auftrag der Wiener Regierung ließ nämlich Erzherzog Karl den fran-

zösischen Gesandten Debry, Roberjot und Bonnier die Weisung zukommen, abzureisen. Sobald diese den Befehl zur Abreise erhielten, wandten sie sich an den Obersten Barbaczy, der mit einem Szekler Husarenregiment in Rastatt lag, und baten um Bedeckung. Darauf sandte Barbaczy ihnen ein Schreiben, worin er ihnen die Weisung gab, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Gleichzeitig mit dem Ueberbringer des Barbaczy'schen Schreibens war eine Abtheilung von 60 Szekler Husaren unter Rittmeister Burkhard vor den Stadtthoren erschienen mit dem Befehl keine der zum Kongreß gehörenden Personen heraus oder herein zu lassen. Nach Barbaczys Schreiben hatten die Gesandten Zeit zur Abreise bis zum Abend des 29. April. Debry aber wollte durchaus, daß noch innerhalb der von den Gesandten selbst beschlossenen Frist die Abreise geschehe, und so traten sie, von ihren Frauen und Dienern begleitet, die Abreise noch vor acht Uhr an. Aber schon am Thor verweigerten die Husaren die Durchfahrt, es wurde gegen 10 Uhr, bis dies Hinderniß gehoben war, und nun kam der Wagenzug von Fackeln begleitet endlich durch das Rheinauer Thor zur Stadt hinaus.

Kaum waren 200 Schritte zurückgelegt, als etwa 60 Szekler Husaren, die am Murgkanal im Hinterhalt gelegen hatten, auf die Wagen zusprengten, sie anhielten und nach den französischen Ministern fragten. Der Postillon des ersten Wagens erwiderte auf die Frage, „wen er führe und wo der Minister Bonnier sei“, Bonnier fahre in dem nächsten Wagen hinter ihm, in seinem befinde sich Jean Debry mit seinen Damen. Augenblicklich ward der Wagen umringt. Debry reichte seinen Paß aus dem Fenster, das Papier wurde zerrissen, er selbst aus dem Wagen gezogen, seiner Uhr und seines Geldes beraubt und nachdem er auf die Frage: „Bist Du Jean Debry“ mit „Ja“ geantwortet mit mehreren Säbelhieben zu Boden gestreckt. Er rollte sich in den Graben am Wege hinab und blieb für todt darin liegen. In derselben Weise wurden unmittelbar darnach Bonnier und Roberjot erfragt, aus ihren Wagen herausgerissen, niedergesäbelt und die Leichen wie die Wagen durchsucht und sämmtliche Papiere geraubt. Außer den Gesandten wurde Niemand mißhandelt, den Kutschern wie den Dienern vielmehr gesagt, ihnen werde nichts geschehen, nur der Kammerdiener von Roberjot behauptete, ihm sei Uhr und Geld abgenommen worden. Die erste Kunde von dem Blutbad brachte der ligurische Gesandte Boccardi, der in einem der letzten Wagen gesessen hatte, eine Viertelstunde nach dem Geschehenen in das Kasino zu Rastatt, wo die Diplomaten noch versammelt waren. Noch in der Nacht wurden die Wagen nach Rastatt zurückgebracht, am Morgen erschien von Blut überströmt Jean Debry, der sich aus dem Graben in den Wald geflüchtet und dort durch Ersteigen eines Baumes gerettet hatte. Am Nachmittag des 29. wurde er mit seinen und der beiden Ermordeten Angehörigen unter Bedeckung von badischen und kaiserlichen Husaren nach Plittersdorf gefahren und von der Begleitung nicht eher

verlassen, als bis die Einschiffung zur Ueberfahrt über den Rhein geschehen war.



Gesandtenmord bei Rastatt.

Die Entrüstung über diese brutale Ermordung wehrloser Gesandter war groß, und über den Hergang wurde sofort eine amtliche Untersuchung angestellt. Daß kaiserlich österreichische Husaren den Mord begangen, war

zweifellos, ebenso daß die kaiserlichen Offiziere in der Stadt sich gegen die Gesandten auch in höchst verdächtiger Weise benommen hatten; daß aber die Urheberschaft des Ueberfalles, der bloß auf die Personen der Gesandten berechnet war, weiter hinauf reichte, enthüllte sich, als man die Mörder ungestraft einhergehen ließ und die kaiserlichen Offiziere (Barbaczy und Burkard) nach einer zum Schein angestellten Untersuchung in Würden und Ehren beließ. Nur über den Zweck der eigentlichen Anstifter konnte man verschiedener Ansicht sein, und auch dieser verrieth sich wohl durch die Thatsache, daß bei der Plünderung vorzugsweise nach den Papieren und Aktenstücken gesucht worden war. Entweder wollte man sich dabei der Beweise für Unterhandlungen deutscher Fürsten, z. B. des Kurfürsten von Bayern, mit Frankreich bemächtigen, um den Zorn des Zaren Paul wider sie zu erregen und einen Vorwand zu ihrer Bestrafung zu haben, oder man wollte Urkunden über jene geheimen Zwischenverhandlungen zu Selz vernichten, wonach Oesterreich bereit gewesen war, mit Frankreich zu gehen, wenn ihm Bayern und einige Brocken von Italien zugetheilt würden. Darüber aber war die Welt einig, so etwas könne nur Thugut gethan haben!

Natürlich erhob das Direktorium in Paris über die Blutthat einen furchtbaren Lärm und hoffte die nationale Entrüstung für sich selber auszubeuten. Allein es gelang ihm nicht; der eherne Donnergang des Weltkrieges, der jetzt in der Schweiz und in Italien zum Ausbruch kam, übertäubte den Rachelärm der Direktoren, zumal die ersten Ereignisse des Krieges für Frankreich ungünstig ausfielen.

Erzherzog Karl hatte, nachdem er, wie wir gesehen, Jourdan über den Rhein zurückgeworfen, sich mit seinem Hauptkorps nach der Schweiz gewandt, wo es vor Allem galt, in Verbindung mit Hotze, der dazu allein zu schwach war, die Franzosen hinauszuschlagen und die Restauration zu beginnen. Ende Mai und Anfang Juni wurde dieser Erfolg erstritten. Die Oesterreicher drängten vor nach der inneren Schweiz, der Erzherzog vereinigte sich mit ihnen und so standen sie Ende Mai bei Zürich in einer Stärke von 60,000 Mann einigen 40,000 Franzosen gegenüber. Die letzteren waren vortrefflich geführt; Massena, der Nebenbuhler Bonaparte's, hatte das Kommando. Am 4. Juni begann der Erzherzog den Sturm auf die Höhen, wo Massena sich verschanzt hatte. 35,000 Mann griffen in fünf Kolonnen an, keine kam unmittelbar an's Ziel; allein durch die Reihe von blutigen Gefechten wurde die an sich starke Stellung des Feindes derart erschüttert, daß Massena in der Nacht, in welcher der Erzherzog noch einen entscheidenden Ueberfall machen wollte, ohne Kampf abzog. Er behielt einen Theil der westlichen Schweiz in Händen, die östliche war in der Gewalt der Oesterreicher, die sofort eine Art Restauration der alten Zustände eintreten ließen.

Viel großartiger aber waren die Erfolge der Verbündeten, die sich in Italien Schlag auf Schlag folgten. Von Mailand aus begann hier

Feldmarschall Suwarow am 19. April 1799 seinen Feldzug. Er stand jetzt im siebzigsten Lebensjahre, war aber ein Jüngling an Rüstigkeit und



Die Reaktion in Neapel.

kühnem Wagemuth geblieben. Als ihm der österreichische Stabschef General Chasteler rieth, zunächst einmal eine Rekognoszierung vorzunehmen, ant-

wortete er: „Rekognoszierungen! Davon will ich nichts wissen. Sie dienen nur dem feigen Menschen und verrathen dem Feind, daß man kommt. Den Feind aber findet man immer, wenn man will. Kolonnen, Bajonet, blanke Waffe, Angriff, mit dem Eisen dem Feind in den Leib — das sind meine Rekognoszierungen!" Jetzt wie einst gegen die Türken und Polen blieb sein Wahlspruch: „Augenmaß (coup d'oeil), Geschwindigkeit, Nachdruck!" Sein Heer bestand zunächst aus 17,000 Russen und 35,600 Oesterreichern, zusammen 52,600 Mann, darunter 6—7000 Mann Reiterei. Den ersten Stoß führte er nach dem Flußlauf der Adda; hier schlug er am 27. April bei Cassano den General Moreau in einem blutigen Gefecht, das den allgemeinen Rückzug der Franzosen bis hinter den Tessin, die sofortige Auflösung der cisalpinischen Republik und den Ausbruch einer ganzen Reihe von Aufständen gegen die französischen Befreier zur Folge hatte.

Den zweiten Stoß richtete er gegen den General Macdonald, der aus Neapel dem General Moreau zu Hilfe zog. Er traf ihn am 17. Juni bei Piacenza, gerade als er den Uebergang über den Tidone beginnen wollte, und schlug ihn nach zweitägigen Vorgefechten an und in dem fast wasserlosen Flußbett der Trebbia am 19. Juni auf's Haupt, dergestalt, daß Macdonald nach dem Verlust fast des dritten Theiles seiner Heeresmacht zurückgehen und auf jede Vereinigung mit dem in Genua stehenden Moreau verzichten mußte. Bevor es zu einem dritten Zusammenstoß kam, ereignete sich in Neapel eine fürchterliche Katastrophe.

In der dort neu geborenen parthenopäischen Republik herrschte nämlich gleich vom ersten Tage die reinste Anarchie. Die Franzosen raubten und plünderten, und die Lazzaroni meuterten, wozu noch der fanatische Franzosenhaß der Bauern in den Abruzzen kam. Nun hatte der flüchtige König Ferdinand IV. noch Ende Januar als Generalvikar des Königreiches den Kardinal Fabrizio Ruffo, einen höchst unternehmenden und tapfern Prälaten, nach Calabrien abgesandt, um von dieser seiner Heimathprovinz aus den Aufstand der Getreuen des Thrones und des Altars durch das ganze Land zu tragen. Die Bauern von Calabrien erhoben sich in der That, schaarten sich in Masse um das Banner des Kardinals, auch Apulien trat der Bewegung bei und als Macdonald die Hauptstadt verließ, um sich gegen Suwarow zu wenden, konnte Ruffo mit seinem Landsturm auf Neapel selber losmarschiren. Zu seinem Heer, dessen Vorhut aus kühnen, calabresischen Jägern bestand, ließ die russisch-türkische Flotte, die nach der Eroberung Corfus in den neapolitanischen Gewässern erschien, eine Hilfsmannschaft von 560 Russen und 84 Türken stoßen. Calabresen, Russen und Türken waren es, die mit stürmender Hand im Fort St. Elmo und im Kastell del Carmine eindrangen und am 15.—16. Juni die Stadt selbst eroberten, während die Lazzaroni sich wie reißende Thiere auf die Republikaner stürzten. Am 19. Juni schloß der Kardinal mit dem Rest der republikanischen Armee, der die Forts Nuovo und dell' Uovo besetzt hielt, einen Kapitulationsvertrag, welcher bestimmte: „Die Kastelle Nuovo und dell' Uovo werden mit allem Kriegs-

material, Schieß- und Mundvorräthen den Königlichen übergeben. Die Garnisonen der beiden Forts werden mit allen Kriegsehren, mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln, sowie mit brennenden Lunten bei je zwei Geschützen, die mitzunehmen ihnen gestattet wird, aus den Forts ihren Auszug halten und die Waffen erst am Gestade niederlegen. Der Besatzung, sowie allen in den Forts befindlichen Personen, die sich ihr anschließen wollen, ist freier Abzug nach Frankreich gestattet; die Garnisonen halten die beiden Kastelle so lange besetzt, bis die Schiffe zur Ueberfahrt nach Toulon segelfertig sein werden. Personen und Eigenthum aller in beiden Forts befindlichen Personen beiderlei Geschlechts sind unantastbar. Der Erzbischof von Salerno, der Marschall Micheroux, der Bischof von Avellino werden dem Kommandanten von St. Elmo übergeben und bleiben als Geiseln in seiner Obhut, bis die Einschiffung nach Toulon erfolgt ist. Alle anderen in den Forts befindlichen Geiseln und Staatsgefangenen werden ohne Verzug auf freien Fuß gesetzt." Diesen vollkommen rechtsgiltigen Vertrag, den der Kardinal Ruffo als Generalvikar seines Königs geschlossen, den außer ihm auch die türkischen und russischen Befehlshaber, sowie der englische Kapitän Foote unterschrieben hatten, erlaubte sich Nelson, als er am 24. Juni mit seiner Flotte vor Neapel erschien, ohne Auftrag und ohne Vollmacht irgend welcher Art, als gar nicht geschehen zu bezeichnen, weil „Monarchen mit ihren rebellischen Unterthanen gar nicht zu verhandeln pflegten". Erst als der Kardinal ihm auf die Frage, ob er ihn unterstützen würde, falls er nach eigenem Ermessen gegen die Kastelle vorgehe, antwortete: „Nicht mit einem Mann, nicht mit einer Kanone" — erst da entschloß sich Nelson, das Geschehene wenigstens zum Schein anzuerkennen, in der Ausführung aber den Vertrag erst recht zu vereiteln; und was er nun that, war eine Ruchlosigkeit, wie sie selbst englische Brutalität nur selten sich erlaubt hat und welche seinen Ruhm für immer befleckt hat.

Die Einschiffung ließ Nelson allerdings ruhig vor sich gehen; aber nicht so die Abfahrt. Die vierzehn mit Neapolitanern und Franzosen beladenen Transportschiffe gingen nicht nach Toulon unter Segel, wurden vielmehr unter den Kanonen der englischen Kriegsflotte festgehalten und wie ebenso viel mit Verbrechern angefüllte Kerker behandelt, denen man Tag für Tag nach immer neuen Listen die Häupter der parthenopäischen Republik, den Kriegsminister Manthoné, die Generäle Massa und Basset, die Präsidenten der Ausschüsse u. s. w. nach der Reihe entnahm, um ihnen kriegsgerichtlich den Prozeß zu machen. Das erste Opfer dieser Justiz war der greise neapolitanische Admiral Caracciolo, den Nelson selbst kurzer Hand zum Tode verurtheilen und an der Segelstange des Fockmastes der Fregatte „Minerva" aufknüpfen ließ. Eine lange Reihe von Prozessen folgte. Von den 8000 Menschen, die nach und nach zur Haft und Anklage gelangten, wurden 99 enthauptet, gehängt oder erschossen, 222 zu lebenslänglichem Kerker, 322 zu kürzerer Gefängnißstrafe, 355 zur Deportation und Verbannung verurtheilt. Dieses ganze Rachewüthen unter schändlichem Bruch und noch schändlicherem Mißbrauch eines rechtsgiltigen Vertrags war das Werk Nelson's und fiel auf

seine Verantwortung allein; der elende König Ferdinand hatte sich, als er selbst nach Neapel zurückkehrte, lediglich mit Geschehenem abzufinden und dem Geschehenen seinen Lauf zu lassen, was ihm auch nicht schwer gefallen ist; von seiner Gattin ist zweifelhaft, ob sie gerade befohlen haben würde, was Nelson gethan, aber nicht zweifelhaft, daß ihr Franzosen- und Rebellenhaß an Fanatismus und Blutdurst und folglich auch an Rechtsverletzung dem Nelson's durchaus ebenbürtig war.

Mit einer letzten krampfhaften Anstrengung hatte inzwischen das durch den Staatsstreich vom 30. Prairial (18. Juni) neugestaltete Direktorium an allen Grenzen Frankreichs den Krieg in neuen Schwung gebracht. Zwangsanleihen von 100 Millionen wurden gemacht und neue Mannschaften ausgehoben. An der Spitze des italienischen Heeres erschien der junge General Joubert, der von der Glorie träumte, Bonaparte's Werk mit Bonaparte's Feldherrnglück zu retten. Alessandria und Mantua waren schon gefallen (23. und 29. Juli), Suwarow war mit der ganzen österreichisch-russischen Armee auf dem Marsche nach der Riviera, um dort die letzten Wurzeln der Franzosenherrschaft auszureuten, als er sich plötzlich am 12. August an seiner rechten Seite mit schärfstem Nachdruck angegriffen sah. Am 15. August kam es bei Novi zwischen den 35,000 Franzosen Joubert's und der 50,000 Mann starken Armee Suwarow's zur Entscheidungsschlacht.

Der Erfolg der Letzteren war vollständig; aber dieses Mal gehörte das Verdienst des Sieges ganz und voll den Oesterreichern an, dem General Kray, der zehn Stunden im Kampfe um die Höhen von Novi ausgehalten, und dem General Melas, der ohne Befehl mit seinen 9000 Mann den schon erschöpften Franzosen in Flanke und Rücken fiel und dadurch den Ausschlag gab.

Nach diesem blutigen Kampfe wäre es um die Stellung der Franzosen in Genua und auf der Riviera unwiderruflich geschehen gewesen, wenn Suwarow den Marsch wieder aufnahm, in dem ihn der unvermuthete Kampf bei Novi unterbrochen hatte. Aber das that er nicht, weil er Genua lieber gar nicht, als für Oesterreich erobern wollte. Im Augenblick des vollständigen Sieges über die Franzosen brach nämlich unter den Verbündeten der Hader um die Beute in hellen Flammen aus. Am Tag nach der Schlacht bei Novi, am 16. August, traf ein Befehl des Kaisers Franz im Hauptquartier Suwarow's ein, welcher die Absendung eines Corps von 8—10,000 Mann unter General Fröhlich anordnete mit dem Auftrag, der Anarchie in Toscana und in der Romagna ein Ende zu machen und eine neue Verwaltung auf österreichischem Fuß dort einzurichten. Natürlich wollte Suwarow zu dieser Wiedereroberung für Oesterreich nichts wissen und im Einverständniß mit dem Zaren Paul blieb er, statt auf Genua zu marschiren, bei Novi. Er empfing dort die Abgesandten der Könige von Sardinien und Neapel mit prunkenden Festen und beklagte sich in seinem Bericht an den Zaren über den schnöden Undank des Hofes zu Wien. Immer weiter wurde dadurch der Bruch zwischen den Verbündeten, besonders seit der unglückselige Hang

des österreichischen Ministers Thugut zu gewissenlosem Länderschacher immer offenbarer wurde.*)

Unterdessen hatte aber der französische General Moreau in Genua ungestörte Muße, die Werke der Stadt zu verstärken und seinen erschütterten Truppen Haltung und Ordnung wieder zu geben. Von jeder Gefahr war er hier befreit, als am 27. August bei Suwarow die amtliche Ankündigung eines vollständigen Wechsels im Kriegsplan eintrat, dem zufolge er mit sämmtlichen russischen Truppen Italien zu räumen und an Stelle des Erzherzogs Karl den Kampf gegen Massena in der Schweiz aufzunehmen hatte.

Seit dem 22. Juni 1799 war nämlich dem Krieg um Italien und die Schweiz der Plan einer Landung in Holland hinzugetreten, über welchen sich der Gesandte Englands Withworth an dem genannten Tage mit den russischen Ministern Kotschubey und Rostoptschin zu Petersburg verständigt hatte. Nach diesem Uebereinkommen sollte die englische Flotte ein russisches Corps von 17,593 Mann in Reval abholen und dieses im Verein mit mindestens 8000 englischen Truppen an der Küste von Holland ausschiffen, um die Franzosen zu Paaren zu treiben und die Herrschaft der Oranier wieder herzustellen. Der Gedanke, dies Unternehmen durch eine Diversion zu fördern, erzeugte den Vorschlag, den Erzherzog Karl aus der Schweiz an den Niederrhein abzurufen, und das dringende Verlangen Thugut's, die Russen aus Italien zu entfernen, den weiteren Plan, Suwarow nach der Schweiz zu verpflanzen. Ging Alles gut, so konnte schließlich von drei Seiten her die allgemeine Invasion in Frankreich erfolgen und mit Hilfe der Royalisten der Umsturz der Republik bewirkt werden. Dieß der Plan, bei dem es die Engländer übrigens weniger auf Wiedereinsetzung der Oranier, als auf die Erbeutung der holländischen Flotte abgesehen hatten.

Ohne Verzug wurde zur Ausführung geschritten. In der schmalen Meerenge Marsdiep, die zwischen dem auf der äußersten Nordspitze Hollands liegenden Helder und der Insel Texel liegt, landete am 27. August ein englisches Geschwader unter Sir Ralph Abercrombie mit 12,000 Mann an Bord. Batavische Truppen versuchten unter General Daendels die Ausschiffung zu hindern, wurden aber nach Alkmaar zurückgeschlagen. Die batavische Kriegsflotte stand unter Admiral Story auf der

*) Die Russen führten in ihrer Art ehrlich einen wirklichen Krieg zur Wiederaufrichtung dessen, was die Revolution gestürzt, und zur Wiedererstattung dessen, was sie geraubt. Aber die Thugut'sche Politik war unehrlich durch und durch, sie predigte die Herstellung von Thron und Altar und war selbst geschäftig, bei jeder Gelegenheit einen Fetzen davon abzureißen. Nicht genug, daß man die Lombardei zurückerobert, man wollte noch mehr, womöglich ganz Oberitalien und den Kirchenstaat mit erlangen. Suwarow hatte die piemontesische Regierung wieder eingesetzt, da erhielt er Verweise von Wien, er solle sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angingen. Dann berief er sich auf den Wunsch des Königs, der nach Sardinien geflüchtet war, in sein Land zurückzukehren; von Wien aus schrieb man ihm, der König hätte diesen Wunsch gar nicht; und gleich darauf kam von dem Letzteren ein Schreiben, welches besagte, daß er das allerdings in hohem Grade wünsche. Auch ein sardinisches Volksheer wollte Suwarow bilden, aber in Wien wollte man das nicht, weil es jakobinische Elemente enthalten würde. So stießen die zum Restaurationskrieg Verbündeten bei jedem Anlaß zusammen, bei dem es sich um wirkliche Restauration handelte, und seit August war zwischen ihnen offener Streit. Wenn Kaiser Paul, so erbittert er war, sein Heer noch nicht abberief, so hatte es bloß in dem Stolze seinen Grund, den er darein setzte, die Restauration trotz aller Opfer und, wenn nöthig, auf eigne Hand durchzuführen.

andern Seite des Marsdiep bei der Insel Texel. Der englische Vizeadmiral Mitchell forderte am 31. August die Bataver zur Ergebung auf. Story wies seine Aufforderung ab, aber die Mannschaften, die auf den englischen Schiffen überall die oranischen Farben wehen sahen, brachen wie auf Verabredung in allgemeinem Aufstand los und lieferten sich sammt den Schiffen an die Engländer aus. So kamen diese in den Besitz der ganzen holländischen Kriegsflotte, bestehend aus 10 Linienschiffen und 12 Fregatten. Jubelnd griffen die Engländer zu, besetzten die Schiffe mit englischen Matrosen, und die eben noch so begeisterten Holländer, die mit großer Höflichkeit an's Land gesetzt worden waren, kamen sich recht sonderbar vor, wie die Engländer vor ihren Augen mit ihrer Kriegsflotte von dannen fuhren, um sie in englischen Häfen zu bergen. Eine oranische Partei, die für die Briten als Befreier wirkte, gab es von da an nicht mehr; es war aber auch nicht nöthig, denn die Engländer hatten ihr das Einzige genommen, was sie ihnen überhaupt werthvoll machte. Mit dem Besitz der holländischen Flotte tröstete sich Albion auch über den Feldzug, den drei Wochen später der Herzog von York — immer derselbe wie 1793 — so kläglich verlor. Mit 28,000 Engländern und 15,000 inzwischen gesandten Russen rückte derselbe nämlich am 19. September wider das von General Brune gesammelte Heer von 7000 Franzosen und 14,000 Batavern vor und wurde in Folge eines vorzeitigen Angriffs der Russen auf Bergen vollständig geschlagen. Nachdem man noch einige sehr verlustvolle Angriffe auf Alkmaar, Bacum, Castricum gemacht, erklärten die Generäle, das ganze Unternehmen sei hoffnungslos geworden; der Rückzug nach Helder ward angetreten, eine Unterhandlung mit General Brune ward begonnen und am 18. Oktober zu Alkmaar ein Waffenstillstand geschlossen, welcher die Wiedereinschiffung der verbündeten Truppen gestattete, und damit war der kühne Plan einer Restauration in Holland und einer Invasion in Belgien todt und begraben.

Die Verschiebung der Armeen Suwarow's und des Erzherzogs Karl war angesichts der im Vormarsch begriffenen Armee Massena's militärisch ein geradezu halsbrechendes Wagniß, zu dem die bedächtige Heerleitung Oesterreichs ohne die uns bekannten politischen Gründe niemals den Muth gefunden haben würde. Wurde nicht bei der Ausführung ganz anders verfahren als bei dem Entwurf, so war ein Ende mit Schrecken gewiß. Da war es nun sogleich von sehr übler Vorbedeutung, daß Suwarow den Antritt seines Alpenmarsches ohne ersichtlichen Grund um beinahe zwei Wochen verzögerte, am allerschlimmsten aber, daß er in vollständiger Unkenntniß der Oertlichkeit seinem Marsche ein ganz verkehrtes Ziel steckte. In dem Rundschreiben, das er in seinem Hauptquartier Asti am 5. September an die Generäle Hotze, Korsakow und Lincken erließ, ging er davon aus, daß die Russen unter Korsakow zwischen Zürich und der Aar längs des rechten Ufers der Limmat, die Oesterreicher des Generals Hotze zwischen dem Züricher und dem Wallenstädter See (an der Linth) ständen, und wollte nun seinerseits sur les deux rives (!) du lac Lucerne (auf den beiden Ufern des Luzerner Sees) vordringen. In einer spätern Festsetzung, die er im Ein-

verständniß mit Korsakow und Hotze traf, wurde näher bestimmt, daß Suwarow am 24. September den St. Gotthard besetzt haben, am 25. in Altorf sein und am 26. von da nach Schwyz marschiren sollte; an demselben Tage sollte Korsakow an der Limmat, Hotze an der Linth die Franzosen angreifen. Bei diesem Plan war eine Kleinigkeit übersehen. Für die 24,000 Mann des Feldmarschalls Suwarow gab es gar keine Straße vom St. Gotthard nach Schwyz, weil die Gotthardstraße damals in Altorf endete und der Weg nach Schwyz nur zu Wasser über den Urner See — wie der südlichste Theil des Vierwaldstätter Sees heißt — oder auf Hirten- und Jägersteigen durch das Schächen- und Muttenthal gemacht werden konnte. Da man nun in Asti weder vor Fluelen eine Flotte zum Transport der Truppen erwarten, noch gemeint haben konnte, der Armee die Fußsteige anzuweisen, die nachher in reiner Verzweiflung beschritten worden sind, so ist klar, daß das Marschziel vollständig mißgriffen war.

Der Alpenübergang, den Suwarow nun also unternahm, und der Rückzug, zu dem er nachher genöthigt war, hat mit Recht den genialen Feldherrn unsterblich gemacht; militärisch genommen war sein Triumph größer als ihn jeder Sieg auf dem Schlachtfeld geben konnte, aber im Erfolg war es doch eine Niederlage und konnte nichts anderes sein.

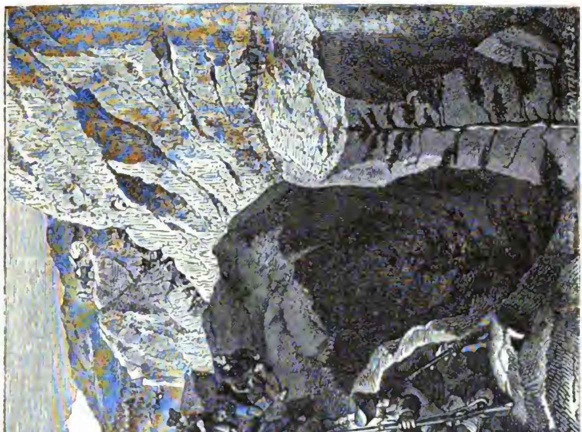
Suwarow kam über den Gotthard; da es, wie gesagt, keine Heerstraße darüber gab, so mußte das Gebirge erklettert werden auf Pfaden und mit Mitteln, wie sie der einzelne Bergreisende, der Hirt oder Jäger braucht, und dies geschah, während auf den Höhen bereits französische Truppen standen; Suwarow warf sie zurück und schlug sich wirklich durch bis zum nördlichen Abhang des Gotthard. Hier stellten sich ihm aber unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Bei dem engen Uebergang am Urner Loch und der Teufelsbrücke stand Lecourbe, um die Russen aufzuhalten. Die jähe Felsschlucht, in deren Tiefen die schäumende Reuß dahinbrauste, war auch mit geringen Kräften gegen jeden Feind zu vertheidigen, der Uebergang war unmöglich, wenn Lecourbe mit ganzer Kraft widerstand. Die Russen leisteten das Unmögliche; sie kletterten unter dem Feuer des Feindes in den Abgrund hinunter, wateten durch die Reuß, kletterten die andere Felswand wieder empor und umgingen so die Brücke; die Franzosen aber fürchteten, abgeschnitten zu werden und brachen die Vertheidigung ab. So drang Suwarow am 26. September bis nach Fluelen am Vierwaldstätter See durch, um freilich nun erst zu entdecken, daß er gar nicht nach Schwyz gelangen könne, wenn er nicht mit der ganzen Armee über die riesigen, schneebedeckten Kuppen des Roßstocks klettern wollte, die um diese Jahreszeit nur noch von den verwegensten Gemsenjägern erstiegen wurden. Aber als er diesen verhängnißvollen Gebirgsmarsch antrat, um ja in Schwyz nicht zu spät zu kommen, war das Unglück schon geschehen.

Auf die Kunde von dem Nahen Suwarow's hatte Massena bereits am 25. September den allgemeinen Angriff auf die Russen und die Oesterreicher unternommen. Korsakow stand mit dem größten Theil seines Heeres auf dem linken Ufer der Limmat und hatte die Angreifer bis auf

die Abhänge des Uetliberges zurückgeschlagen, als das Korps Oudinot, das bei Dietikon die Limmat überschritten hatte, rechts einschwenkte, auf dem Weg nach Zürich das russische Korps des Generals Durassow nach heftigem Widerstand überwältigte und so dem Hauptkorps Korsakow's seine einzige Rückzugsstraße durchschnitt. Bei dem verzweifelten Versuche, diese wieder zu gewinnen, ward das Heer Korsakow's bis zur Vernichtung geschlagen. Dasselbe Schicksal erlitten die Oesterreicher durch die Division Soult in den Kämpfen an der Linth, wo sie das besondere Unglück hatten, daß General Hotze gleich im Anfang des Gefechts fiel. Die Stadt Zürich, die den Mittelpunkt der Schlacht bildete, ward von einem fürchterlichen Gemetzel in den Straßen heimgesucht. Die Straßen waren mit Blut förmlich überschwemmt und außer den Tausenden von Franzosen und Russen kamen auch zahlreiche, am Kampf gar nicht betheiligte Einwohner von Zürich um's Leben.

Dies war die Katastrophe, von der Suwarow Kunde erhielt, als er am 28. September von Fluelen her in Muotta ankam. Was nun thun? Zurück konnte er nicht; vor sich hatte er die feindliche Armee im Besitze der Engpässe und Höhen, die wieder nur mit großen Verlusten und unter fortwährendem Kampfe zu passieren waren. So ging er über den Pragel, drängte die Franzosen zur Seite, schlug selbst Massena, der sich mit 10,000 Mann ihm entgegen geworfen, nach der Schwyz zurück und suchte dann über das Sernfthal und den Panirer Paß das Bündtner Rheinthal zu gewinnen. Der Weg ging über eine Schnee- und Eiswüste, die vor ihm nie als Heerstraße benutzt worden war, wo seine todtmüden, hungrigen und meist unbeschuhten Truppen raupenartig über frisch gefallenen Schnee und spiegelglatte Eiskegel hinwegkriechen mußten, Unzählige liegen blieben oder in Felsspalten hinabstürzten, der Rest der Pferde und der Artillerie verloren ging. Zwischen dem 8. und 10. Oktober kam er dann mit den Trümmern seines Fußvolks im Vorderrheinthal an; er hatte sich aus einer Lage gerettet, in der von hundert Generalen neunundneunzig kapituliert hätten, hatte einen Rückzug vollbracht, der einzig dasteht in der Kriegsgeschichte, aber der Feldzug war verloren. Noch waren nicht alle italienischen Siege verspielt, aber an das, was man zuletzt gehofft, die Einnahme der gesammten Schweiz zum Behuf der Invasion nach Frankreich, war jetzt nicht mehr zu denken. Die Schweiz, diese wichtige Operationsbasis der französischen Kriegführung, war in den Händen der Franzosen geblieben und das war politisch noch wichtiger als militärisch. An sich war bei Zürich nur die Vereinigung aller russischen Streitkräfte vereitelt worden, Italien und Deutschland waren noch nicht verloren — aber die Koalition ging auseinander; noch dieses Tropfens hatte es bedurft, um den gerechten Unmuth der Russen zum Ueberschäumen zu bringen, Suwarow war jetzt für jedes Ansinnen einer weiteren Mitwirkung unzugänglich. In Feldkirch sich ausruhend wies er alle Aufforderungen des Erzherzogs Karl zu weiterem Vorgehen ab, weil man, wie

sein Kriegsrath am 18. Oktober aussprach, von Seiten Oesterreichs keine Hilfe, sondern nur Verrath zu gewärtigen habe, am 19. meldete er dem



Szene aus der Schlacht bei Zürich.

Kaiser Franz, seine Truppen seien zu jeder Angriffsbewegung unfähig und am 22. schrieb er dem Erzherzog, er habe durch seinen übereilten Abzug aus der Schweiz Alles verdorben, das lasse sich jetzt nicht mehr gut machen, er

sei seinen Truppen schuldig, sie zu ihrer Erholung zehn Meilen rückwärts in Winterquartiere zu führen. Dieser Trennung der Armeen aber folgte die Trennung der Kabinette, der Bruch zwischen Rußland und Oesterreich auf dem Fuße. Der Zar kündigte am 11. Oktober dem Kaiser Franz die Bundesgenossenschaft, weil er sehe, wie seine Truppen verlassen und dem Feinde überliefert worden seien durch den Bundesgenossen, dem er am festesten vertraut, und wie die Politik Oesterreichs der seinigen entgegen sei und das Interesse Europas den Vergrößerungsplänen des Kaisers aufgeopfert werde.

So hatte sich in denselben Tagen des Oktober 1799 zu Gunsten Frankreichs die Rettung der batavischen Republik, die Eroberung der Schweiz und der Zusammenbruch der Koalition entschieden, als die Kunde von der Rückkehr des Generals Bonaparte die Welt durcheilte.

In der Nacht vom 22. August hatte sich Bonaparte an einer abgelegenen Stelle der Küste bei Alexandria eingeschifft. Es war eine peinliche, mühe- und gefahrvolle Fahrt an der öden Küste von Afrika, immer im Kampfe mit widrigen Winden und bedroht von dem feindlichen Geschwader. Nur Nachts durfte man größere Strecken wagen, bei Tage mußte man vor den Engländern auf der Hut sein. Langsam, ängstlich lavierend, auf weiten Umwegen kam man ins tyrrhenische Meer und landete in Korsika, um Proviant einzunehmen, dann ging man — es war die letzte aber auch gefährlichste Strecke — nach Toulon unter Segel. Man muß bei Marmont die Schilderung dieser Ueberfahrt lesen, um die ganze spannende Empfindung zu begreifen, die alle Betheiligten dabei durchdrang; jeden Augenblick mußte man fürchten, entdeckt oder abgeschnitten zu werden und jedesmal half irgend ein glücklicher Zufall. Bonaparte allein war immer heiter und zuversichtlich, als ob es eine Lustfahrt gelte: gegen den Rath der Freunde schlug er den Weg vor, den man ging, sicher, daß ihn eine untrügliche Eingebung seines Sternes leite.

Noch im letzten Augenblick, als man die französische Küste von ferne sah, kam ein feindliches Geschwader von sieben Segeln in Sicht. Es war gegen Sonnenuntergang, die englischen Schiffe waren in der Sonne und konnten von den Franzosen deutlich unterschieden werden, die französischen lagen im Nebel und das allein hat sie gerettet. Gantheaume wollte schon nach Korsika zurück und nach Toulon konnte man nicht an dem Geschwader vorbeikommen; Bonaparte befahl die Richtung nach Fréjus und dort kam man glücklich an. Die Bevölkerung begrüßte ihn, wie man einen langersehnten Retter begrüßt. Auf Barken kamen die Bewohner des kleinen Seestädtchens herbeigeeilt, um den General Bonaparte zu sehen und die Hände des Mannes zu berühren, dessen Name bis in die letzte Hütte von allen mit derselben Empfindung genannt wurde. Ein Sprecher des Klubs von Fréjus trat vor ihn hin und sagte: „Gehen Sie, General, schlagen Sie den Feind und dann wollen wir Sie zum König machen, wenn Sie

wollen.“ Und dieser Jubel über sein Erscheinen eilte von Meile zu Meile, von Stadt zu Stadt weiter nach Paris, als wäre ein Engel vom Himmel gekommen, um ein verzweifelndes Volk aus unerträglichem Elend zu erlösen. Um diese Aufnahme zu verstehen, muß man die Lage kennen, welche das Direktorium tief traurig vorgefunden und noch viel trauriger selbst gestaltet hatte.

In einem geheimen Bericht, welchen der Polizeiminister am 16. September 1799 erstattet hatte, fand sich von dem Zustand Frankreichs folgende Zeichnung: Von den 86 Departements des eigentlichen Frankreich waren 45 in Anarchie oder im offenen Bürgerkrieg. Räuberbanden erbrachen die Gefängnisse, ermordeten die Gendarmen und setzten die Häftlinge in Freiheit; Steuereinnehmer wurden beraubt, getödtet oder verstümmelt; Gemeindebeamten erwürgt, Gutsbesitzer gebrandschatzt, Landgüter verwüstet, Postwagen angehalten. Banden von 200, 300, 800 Menschen durchstreiften das Land. Dienstpflichtige rotteten sich zusammen und widersetzten sich allerwärts den Aushebungsbehörden mit bewaffneter Hand. „Ueberall weigerte man dem Gesetz den Gehorsam, hier, um seinen Leidenschaften, dort, um seinem Glauben zu folgen; die Einen benutzten die Gunst des Augenblicks, um die Reisenden auszuplündern, die Anderen, um die so lang verstummten Glocken zu läuten oder die Abzeichen des Katholizismus über die verödeten Kirchhöfe zu tragen.“

Die Ursache dieses heillosen Zustandes lag nicht darin, daß der Regierung etwa durch Gesetze die Hände gebunden gewesen wären in der Weise, wie das die Verfassung von 1791 gethan hatte. Im Gegentheil: ganz unerhört waren die Vollmachten, die das Direktorium durch die tyrannischen Gesetze von 1797, 1798 und 1799 besaß. Edelleute, Geistliche und Journalisten waren ihm gegenüber vollständig rechtlos; was das Direktorium nicht konnte nach dem Gesetz vom 19. Fructidor V. (5. Sept. 1797), das konnte es nach dem berüchtigten Geiselngesetz vom 12. Juli 1799 und wo diese Waffen nicht hinreichten, da half das Gesetz über die progressive Zwangsanleihe, das alle reichen Leute seiner Willkür unterwarf. Auch nicht in der Unbändigkeit politischer Leidenschaften lag der Grund: denn die Presse war stumm, das Parteiwesen war todt und von dem aufgeregten Idealismus vergangener Tage nur eine Anzahl hohler Schlagwörter übrig geblieben, die nirgends mehr Eindruck machten. Von der allgemeinen Stimmung gab eine Inschrift an dem Standbild der Freiheit Kunde, die lautete: „Unsere Regierung ist wie eine Todtenmesse: kein Gloria, kein Credo, ein langes Opfer und am Ende kein Segen.“

Der Grund der Regierungslosigkeit, an welcher Frankreich litt, lag vielmehr darin, daß in Departements, Kreisen und Gemeinden ein centralisirter Verwaltungskörper, wie ihn Frankreich seit Napoleon besitzt, damals noch nicht vorhanden war und das Direktorium wie die gesetzgebenden Räthe auch weder die Einsicht noch die Kraft besaßen, mit der anarchischen

Verwaltung durch Volksbeamte zu brechen und zu der monarchischen Verwaltung durch Staatsbeamte überzugehen. In dem Jubel, der Bonaparte von Fréjus durch das ganze Land bis nach Paris begleitete, erklang der Schrei der Nation nach einer Staatsgewalt und brach der Glaube durch, daß dieser General sie schaffen werde. Es war so, wie Bonaparte später schrieb: Die Nation hatte seit Jahr und Tag nach ihrem Schutzgeist voller Sehnsucht ausgeschaut. „Diesen Schutzgeist hat ein großes Volk stets in seinem Innern, aber manchmal zögert er zu erscheinen. Es genügt ja nicht, daß er da sei, man muß ihn kennen, er selber muß sich kennen. Bis dahin sind alle Versuche eitel, alle Umtriebe ohne Macht; die Trägheit des großen Haufens beschützt die angebliche Regierung und trotz ihrer Unfähigkeit und Schwäche, richten die Anstrengungen ihrer Feinde gegen sie nichts aus. Sobald aber der ungeduldig erwartete Retter plötzlich ein Lebenszeichen gibt, da erräth und ruft ihn der nationale Instinkt, die Hindernisse ebnen sich vor ihm und ein ganzes Volk fliegt ihm entgegen, als wollte es sagen: Er ist da."

Aus dem Menschengedränge und Stimmengewirre, das den General sofort bei seiner Ankunft in Paris umschwirrte, ergab sich ihm in der That, daß Alles, was politisch denken konnte, einen Staatsstreich erwartete, und daß es für ihn, den Einzigen, der die Gewalt nicht zu suchen brauchte, weil er sie schon hatte, ganz unmöglich sein würde, ihn nicht zu machen, selbst wenn er das gewollt hätte. Einem bunten Haufen von verbrauchten und befleckten Menschen trat er gegenüber mit dem sicheren Schritt der Kraft und mit dem Selbstgefühl eines Mannes, der schon darum hoch über dieser ganzen Kleinwelt von Strebern und Ränkeschmieden stand, weil er, was er besaß, nicht erschlichen, sondern redlich im ritterlichen Kampfe ersiegt.

Bonaparte's erster Gedanke war gewesen, bei einer der Armeen zu erscheinen und durch einen glänzenden Erfolg seine Rückkehr zu bezeichnen. Aber er besann sich anders. „Wozu das?" sagte er zu Marmont. „Was ist mit diesen Leuten anzufangen? Hätten wir auch Wunder verrichtet, wir würden doch auf keine Stütze bei ihnen zählen können. Wenn das Haus zusammenfällt, darf man sich da mit dem Boden befassen, der es umgiebt? Hier ist ein Umschwung unerläßlich!" Mit dem allgemein verachteten Direktorium mied er jede Berührung. Die einzige Gelegenheit, wo er mit ihm öffentlich zusammenkam, gab das große Festessen am 6. November, welches ihm zu Ehren veranstaltet wurde. Er ließ sich dort von seinem Adjutanten sein Laibchen Brod und sein Fläschchen Wein bringen, weil er für die Reinheit der Speisen und Getränke, die da gereicht wurden, keine Garantie übernehmen mochte. Die eisige Stimmung, unter der dies Festmahl verlief, zeigte, wie allen das Gefühl eines nahen Umsturzes in den Gliedern lag. Inzwischen wurde die Armee für ihn bearbeitet. Jeder seiner Vertrauten übernahm, eine Anzahl seiner Bekannten zu gewinnen, Berthier die Offiziere des Generalstabs, Murat die der Reiterei, Lannes

die der Infanterie, Marmont die der Artillerie. Auch die Soldaten vermochten bald dem Zauber bonapartischer Führung nicht mehr zu widerstehen. Man hatte die Wahl zwischen einer elenden, schwächlichen Regierung, die die Heere verkommen ließ, und einem Mann, dessen Thaten man kannte, der seine Truppen zu Sieg und Siegesgenuß führte, wie kein zweiter. Nur wenige widerstrebten dieser Bearbeitung: Jourdan und Augereau hielten sich anfangs in unzugänglichem Republikanismus zurück, aber bald meldeten sie sich doch auch zum Dienst. Auch Moreau ließ sich am Ende trotz seiner unermeßlichen Eitelkeit gebrauchen, aber Bernadotte blieb spröde. Er hoffte Chancen für sich selber, dachte sich Mann genug, Bonaparte unter Umständen entgegenzutreten und zu ersetzen. Schlau und durchtrieben wie er war, hielt er den Sieg Bonaparte's noch nicht so ganz für gesichert, darum versagte er seine Mitwirkung. Ging es gut, dann war es immer noch Zeit, Glück zu wünschen; ging es schlecht, dann trat er an seine Stelle. Von dieser Zeit datirt das Mißverhältniß der beiden Männer.



Gohier.

Bei der Verschwörung ging es ziemlich öffentlich her. Nicht bloß die Generäle, auch die Talleyrand, Regnauld de St. Jean d'Angely, Röderer, Cambaceres, Fouché schlossen sich Bonaparte an. Von den Direktoren kam Barras nicht mehr in Betracht, weil er ein Gegenstand des Ekels für Alle, am Ende sogar für sich selbst geworden war. Die Direktoren Gohier und Moulins waren so unbedeutende Menschen, daß auch sie betrachtet werden konnten, als wären sie nicht vorhanden. Anders war es mit den Direktoren Sièyes und Roger Ducos, von denen der erstere immer noch für einen politischen Kopf hohen Ranges galt, und die stets zusammengingen und dabei die Mehrheit des Raths der Alten und eine beträchtliche Partei im Rath der Fünfhundert für sich hatten. Am 30. Oktober machte Bonaparte dem Direktor Sièyes seinen Besuch, sagte ihm, seit zehn Tagen kämen alle Parteien zu ihm, um ihn zu werben, er sei entschlossen, mit Sièyes und der Mehrheit des Raths der Alten zu gehen, und sei gekommen, um ihm das ausdrücklich zu versichern. „Die öffentliche Meinung“, sagte Lucian Bonaparte, der seinen Bruder begleitet hatte, zu Sièyes, „und das Zujauchzen des Volkes haben meinem Bruder den Beruf ertheilt, Frankreich zu retten. Wollen Sie sich mit ihm verbinden zu diesem vaterländischen Werke?“ Als ihm dann vorgeschlagen wurde, er, Ducos, Bona-

parte sollten die drei Konsuln der Republik werden, meinte er: „Ja, ich will mit dem General Bonaparte gehen, weil er von allen Soldaten noch der bürgerlichste ist; aber ich weiß, was meiner nach dem Siege wartet, er wird seine beiden Genossen beiseite schieben und hinter sich werfen.“ So war in der Stille das Einverständniß mit den zwei fähigsten Direktoren geschlossen. Man kam überein, zwischen dem 15. und 20. Brumaire an's Werk zu schreiten.

Nach der Verfassung vom Jahre III hatte der Rath der Alten ein sehr bedeutsames Recht, von dem bisher noch nie Gebrauch gemacht worden war, das Recht nämlich, den Sitzungsort des gesetzgebenden Körpers zu verlegen. In den Artikeln 102—104 hieß es wörtlich: „Der Rath der Alten kann den Sitzungsort des gesetzgebenden Körpers wechseln: in diesem Fall giebt er einen neuen Sitzungsort und die Zeit an, zu welcher die beiden Räthe sich dahin zu begeben haben. Der Beschluß des Raths der Alten hierüber ist unwiderruflich. Am Tage dieses Beschlusses kann keiner der beiden Räthe mehr in der Gemeinde tagen, in welcher sie bis dahin getagt haben. Die Mitglieder, die dort ihre Verrichtungen fortsetzen sollten, würden sich des Attentats auf die Sicherheit der Republik schuldig machen und desselben Verbrechens auch die Mitglieder des Direktoriums, die zögern oder sich weigern sollten, dies Verlegungsdekret zu untersiegeln, zu verkünden und abzusenden.“ Aus diesen Verfassungsbestimmungen ward sozusagen der Strang gedreht, um die Republik zu erdrosseln.



Lucian Bonaparte.

Am Abend des 17. Brumaire (8. Nov.) fanden die letzten Verabredungen und Vorbereitungen statt, und am frühen Morgen des 18. rollte pünktlich wie ein Uhrwerk die Ausführung ab. Um 8 Uhr Morgens trat der Rath der Alten zur Sitzung zusammen und beschloß, um den gesetzgebenden Körper vor einer angeblichen Verschwörung zu schützen, erstens den Sitzungsort desselben nach St. Cloud zu verlegen und zweitens zum Zweck der Ausführung dieses Beschlusses dem General Bonaparte den Oberbefehl über alle Truppen der 17. Militärdivision, insbesondere die Garde des gesetzgebenden Körpers und die stehenden Nationalgarden zu übertragen.

Bonaparte erwartete die Mittheilung dieser Beschlüsse in seinem Hause in der Siegesstraße inmitten eines glänzenden Stabes von Generälen,

Offizieren der Garnison und Adjutanten der Nationalgarde, umgeben von drei Regimentern Reiterei. Bei Verlesung der Beschlüsse zogen die Offiziere ihre Degen und versprachen Treue und Beistand. Napoleon stieg zu Pferde und die ganze Reitermasse setzte sich nach den Tuilerien in Bewegung. Dem Rath der Alten machte er mit seinem Gefolge einen Besuch, erklärte, daß er den Auftrag, der ihm anvertraut worden sei, getreulich erfüllen werde: „Für das, was vorgeht, suche man nicht nach Beispielen in der Vergangenheit. Nichts in der Geschichte gleicht dem Ende des 18. Jahrhunderts, und nichts gleicht am Ende des 18. Jahrhunderts dem gegenwärtigen Augenblick.“ Alsdann hielt er vor den Tuilerien eine allgemeine Heerschau über Truppen und Nationalgarden ab, übergab General Lannes die Garde des gesetzgebenden Körpers, General Murat den Oberbefehl zu St. Cloud und betraute General Moreau mit Bewachung des Luxembourg, wo die Direktoren wohnten.

Die drei Direktoren wußten von den Vorgängen nichts. Barras war im Bade, als Talleyrand zu ihm kam und ihm den Rath gab, seine Entlassung einzureichen. Das that er sofort; er schickte seinen Sekretär zu Bonaparte und dieser fuhr den unglücklichen Boten mit den Worten an: „Was habt Ihr mit diesem Frankreich angefangen, das ich so groß gemacht hatte? Ich habe Euch Siege hinterlassen und Niederlagen angetroffen; ich habe Euch die Millionen aus Italien übergeben und Brandschatzung und allgemeines Elend vorgefunden. — Das kann nicht so fortgehen; ehe drei Jahre vorüber, würden wir durch Anarchie zum Despotismus kommen u.sw.“ Während diese Worte für den „Moniteur“ aufgeschrieben wurden, kamen Gohier und Moulins, die Bonaparte zu Tisch geladen hatte; sie weigerten sich, ihre Entlassung zu nehmen, gingen nach Hause und wurden dort von Moreau bewacht.

In der ganzen Stadt aber herrschte Jubel und Begeisterung bei Bürgern und Soldaten; sämmtliche Minister, insbesondere Cambacérès von der Justiz, Fouché von der Polizei, huldigten dem General, und dieser war so gut gelaunt und des Gelingens so gewiß, daß er, als Siéyes ihm rieth, er möge, ehe es in St. Cloud zur Sitzung komme, die 40 Hauptredner der Opposition verhaften, unwillig zur Antwort gab: „Heute Morgen habe ich geschworen, die Vertreter der Nation zu schützen; heute Abend will ich diesen Eid nicht brechen; so schwache Feinde fürchte ich nicht.“ Von dem Sturm, dem er entgegenging, ahnte er eben noch nichts.

Als nun am Nachmittag des 19. Brumaire um 2 Uhr der Rath der Alten in St. Cloud zusammentrat, ergriffen sogleich drei Mitglieder hintereinander das Wort, die zu der außerordentlichen Sitzung vom Tage vorher zufällig keine Einladungen erhalten hatten und die nun Aufschluß begehrten über die angebliche Gefahr des Vaterlandes und die angebliche Verschwörung, mit der man den Staatsstreich gerechtfertigt. Solche Aufschlüsse wurden nicht gegeben, weil sie nicht gegeben werden konnten; auch

Bonaparte gab sie nicht, als er selber in der Versammlung erschien. Er bestieg die Rednerbühne und nicht gewohnt, vor einer solchen Versammlung zu sprechen, begann er mit stockender und unsicherer Stimme:

„Bürger, Repräsentanten! Ihr befindet Euch nicht mehr in gewöhnlichen Zuständen, Ihr steht vielmehr auf einem Vulkan. Erlaubt mir einige Erklärungen. Ihr habt das Vaterland in Gefahr geglaubt, Ihr habt die Uebersiedelung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud verfügt, Ihr habt mich mit der Ausführung eines Dekrets beauftragt. Ich lebte ruhig im Schooße meiner Familie, als ich durch die Befehle des Raths der Alten zu den Waffen gerufen wurde. Ich bot meine Waffengefährten, Eurem Rufe gehorchend, zum Dienste des Vaterlandes auf. Zum Lohn dafür werden wir verleumdet; man spricht von einem neuen Cromwell, einem neuen Cäsar. Bürger, wenn mich nach einer solchen Rolle gelüstet hätte, so wäre sie mir leicht gewesen, als ich im Augenblick des höchsten Triumphs aus Italien zurückkehrte und die Parteien wie die Armee mich aufforderten, die höchste Gewalt zu ergreifen. Ich that es damals nicht und thue es auch heute nicht. Ich schwöre Euch, das Vaterland hat keinen uneigennützigeren Bürger als mich. Wir sind mit Gefahren umgeben, wir sind mit Bürgerkrieg bedroht. Laßt uns die Güter, für die wir so viele Opfer gebracht, die Freiheit und Gleichheit, nicht auf's Spiel setzen!"

Hier unterbrach der demokratische Abgeordnete Linglet den General, der absichtlich sich nicht deutlich aussprechen zu wollen schien, und rief: „General, wir stimmen Ihren Worten zu. Schwören Sie also zu gehorchen der Verfassung des Jahres III, die allein die Republik aufrecht halten kann."

Diesen Worten folgte allgemeine Verblüffung und tiefes Schweigen. Napoleon aber brach nach einigem Besinnen in die Worte aus: „Die Verfassung des Jahres III! die habt Ihr nicht mehr! Ihr habt sie gebrochen am 18. Fructidor, als die Regierung sich an der Unabhängigkeit des gesetzgebenden Körpers vergriff; Ihr habt sie gebrochen am 20. Prairial VII, als der gesetzgebende Körper sich gegen die Unabhängigkeit der Regierung verging; Ihr habt sie gebrochen am 22. Floréal, als durch ein frevelhaftes Gesetz Regierung und gesetzgebender Körper die Souveränetät des Volkes mit Füßen traten durch Vernichtung seiner Wahlen. Nach dem Bruch der Verfassung, die Alle anrufen und die Niemand achtet, bedarf es eines neuen Grundvertrages und neuer Bürgschaften. Ich werde Alles sagen: Seit meiner Rückkehr bin ich beständig von Ränken umgeben gewesen. Alle Faktionen haben sich herangedrängt, um mich zu fangen. Und eben die Leute, die sich unverschämter Weise die einzigen Patrioten nennen, haben mir gesagt, man müsse die Verfassung bei Seite setzen, und haben mir zur Reinigung der Räthe gerathen, aufrichtige Patrioten davon auszuschließen. Das ist ihre Anhänglichkeit an die Verfassung: Alle haben mich

zum Vertrauten ihrer Anschläge gemacht und mich gebeten, sie zu unterstützen. Ich habe es nicht gewollt, weil ich Eurem Rufe folgen wollte.



Staatsstreich vom 18. Brumaire.

Euch werde ich, umgeben von meinen Waffenbrüdern, zu schützen wissen. Ich versichere es im Namen jener braven Grenadiere, deren Bajonette ich

dort sehe und die ich so oft dem Feinde entgegengeführt habe; ich versichere es im Namen ihres Muthes, daß wir Euch helfen werden, das Vaterland zu retten. Und wenn ein vom Ausland gedungener Redner es wagen sollte, davon zu sprechen, mich außer dem Gesetz zu erklären, so würde ich an meine Waffengefährten appelliren. Denkt daran, daß mich überall der Gott des Krieges und der Gott des Glückes begleitet hat!"

An den Thüren des Sitzungssaales funkelten die Bajonette von Bonaparte's Grenadieren, was wohl noch mehr Eindruck machte, als die Drohungen Bonaparte's selbst. Ohnehin war die Mehrheit des Raths der Alten in die Verschwörung eingeweiht. Niemand widersprach. Als Bonaparte den Saal verließ und von seinen Soldaten mit lautem Zuruf empfangen wurde, hatte er das Gefühl, hier gesiegt zu haben.

Bei den Fünfhundert sollte es nicht so leicht werden. Als Bonaparte in der Orangerie angelangt war, wo die Fünfhundert eben den Eid auf die Verfassung leisteten, trat er, den Hut in der Hand, ein, während seine Grenadiere an der Thür stehen blieben. Ein wildes Geschrei und ein brausender Lärm erhoben sich augenblicklich gegen den Usurpator; man rief: „Nieder mit dem Diktator! Erklärt ihn außer dem Gesetz! Fort mit den Bajonetten!" Die Volksvertreter in Toga und Barrett, ihrer Amtstracht, verließen in Masse ihre Plätze, stürmten dem General entgegen und umringten ihn mit heftigen Drohungen. Der demokratische Abgeordnete Bigonnet faßte ihn am Arm und rief: „Zurück, Verwegener, Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze!"

Bonaparte ward bestürzt und erbleichte; hier verlor er offenbar die Fassung. Seine Grenadiere nahmen ihn in die Mitte und trugen ihn hinaus aus dem Getümmel. Im Saal selbst dauerte der Tumult fort, und man stellte den Antrag, den General Bonaparte außer dem Gesetz zu erklären. Lucian sträubte sich heftig gegen diesen Antrag und erinnerte an die Verdienste des Generals. Man erwiderte ihm, daß diese Verdienste nicht zu einem Staatsstreich berechtigten. Voll Wuth legte Lucian endlich seine Präsidentenwürde nieder und wurde von einer Abtheilung Grenadiere zu seinem Bruder hinausgebracht.

Bonaparte war jetzt verloren, wenn er keinen Entschluß faßte. Er zögerte, er, der im Feuer der Schlacht seine Entschlüsse so rasch zu fassen wußte; so sehr hatte ihn der tobende Widerstand der Fünfhundert aus der Fassung gebracht. Lucian zeigte an diesem Tage mehr Entschlossenheit und Festigkeit als sein Bruder. Die Komödie, welche die beiden Brüder nun aufführten, war weder schön noch ehrenvoll und würde allein genügen, um auf dem Charakter Bonaparte's einen unvertilgbaren Makel zurückzulassen.

Obschon Lucian seine Präsidentenwürde niedergelegt hatte, benahm er sich vor den Soldaten doch noch als Präsident. Er schwang sich auf ein Pferd, ritt vor die Front der Grenadiere, die sich nicht rührten, und redete sie an: „Bürger, Soldaten! Der Präsident des Raths der Fünfhundert

erklärt euch, daß sich die Mehrzahl des Raths unter dem Schrecken einiger Repräsentanten mit Dolchen befindet, welche die Rednerbühne belagern, ihre Kollegen mit dem Tode bedrohen und so die verbrecherischesten Beschlüsse durchsetzen. General und ihr Soldaten! Ihr werdet nur Diejenigen als Gesetzgeber anerkennen, die sich zu mir verfügen. Die in der Orangerie bleiben, müssen mit Gewalt vertrieben werden, denn sie sind nicht mehr Repräsentanten des Volkes, sondern Repräsentanten des Dolches." Zuletzt schwur Lucian, er werde seinen Bruder niederstechen, wenn er etwas gegen die Freiheit unternähme. Diese Komödie wirkte auf die Soldaten. Napoleon Bonaparte rief: „Präsident, was Sie verlangen, soll sogleich geschehen!" Dann wandte sich der General zu den Truppen und sagte: „Soldaten, ich habe euch stets zum Siege geführt; kann ich auf euch rechnen?" „Ja! ja!" ertönte es aus den Gliedern, „es lebe der General!" — „Soldaten," fuhr Bonaparte fort, „man hätte erwarten sollen, daß der Rath der Fünfhundert das Vaterland rette. Statt dessen überliefert er es dem heftigsten Parteikampfe. Die Unruhestifter suchen ihn gegen mich aufzureizen. Soldaten, kann ich auf euch zählen?" — „Ja, ja, es lebe Bonaparte!" riefen die Truppen, und Bonaparte ertheilte den Befehl, den Rath der Fünfhundert mit den Bayonnetten auseinander zu treiben, ein Befehl, den Murat sogleich durch den General Leclerc vollziehen ließ.

Die Fünfhundert, in eine erregte Debatte nach dem Abgang Lucian's verwickelt, konnten zu keinem Entschlusse kommen. Auch besaßen sie nicht die Energie, um das Einzige zu thun, was sie thun konnten, nämlich sofort sich nach Paris zu begeben und das Volk zum Widerstand gegen den aufrührerischen General aufzurufen. Sie setzten dem Gewaltstreiche den „passiven Widerstand" entgegen, welcher nur die Wirkung der Muth- und Energielosigkeit ist. Leclerc, ein junger rücksichtsloser Soldat, Schwager Bonaparte's, erscheint mit seinen Grenadieren im Sitzungssaal. Mit gefälltem Bayonnet dringen die Soldaten ein. Leclerc ruft mit starker Stimme: „Im Namen des Generals Bonaparte! Der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst! Wer ein guter Bürger ist, entferne sich!" Die Abgeordneten stoßen einen Schrei der Entrüstung aus; sie verlassen ihre Sitze nicht und einige drapiren sich würdevoll darauf, als wollten sie auf ihren Posten sterben, wie einst die römischen Senatoren beim Einbruch der wilden Gallier. Aber Leclerc kommandirt: „Grenadiere vorwärts!" und läßt seine Myrmidonen in der ganzen Breite des Saales vordringen. Die Bayonnette blitzen, die Trommeln wirbeln und die Abgeordneten springen unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" von den Sitzen auf. Die Grenadiere drängen nach und so müssen die Abgeordneten, um nicht von den Bayonnetten durchbohrt zu werden, sich durch die Fenster der Orangerie flüchten. Dies geschieht und um

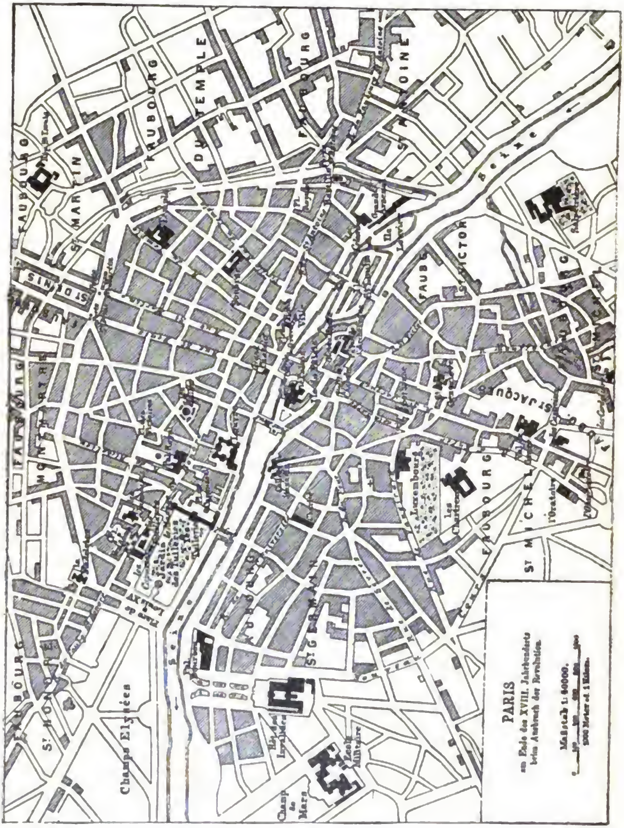
6 Uhr Abends ist Frankreich ohne verfassungsmäßige Volksvertretung und in den Händen der Militärgewalt.

Als die beiden Räthe am Abend um 11 Uhr sich wieder versammelten, wurde ohne Widerspruch eine Danksagung an Napoleon und seine Truppen beschlossen und dann das Gesetz vom 19. Brumaire angenommen, welches lautete: „Das Direktorium ist aufgehoben und die vollziehende Gewalt ist provisorisch an drei Konsuln übertragen. Zu Konsuln werden Napoleon Bonaparte, Sièyes und Roger Ducos eingesetzt. Zweiundsechszig Mitglieder der Volksvertretung sind ausgestoßen. Die Volksvertretung ist bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800) vertagt; inzwischen soll eine Kommission von 28 Mitgliedern mit den beiden Konsuln die Vorbereitungen für eine neue Verfassung treffen. Dieser Beschluß wurde von dem Rath der Alten noch in derselben Nacht bestätigt, worauf die Konsuln Treue der einen und untheilbaren Republik, der Freiheit, der Gleichheit und dem Repräsentativsystem schwuren. Dann dankte Bonaparte den Offizieren für ihren Beistand und der Staatsstreich war vollendet.

Die Masse des Volkes hatte auch diesem Umschwung der Dinge theilnahmlos zugesehen. Die Jakobiner waren durch die Truppen und durch die Vorsichtsmaßregeln Fouché's im Zaum gehalten. Die Mehrzahl der Franzosen sehnte sich sogar nach einer kräftigen Hand, welche für Ruhe, Ordnung und Arbeit sorgen sollte, denn die Demokratie in ihren verschiedenen Abstufungen hatte die Noth der Massen nicht oder nur wenig lindern können und man war der Revolution müde.

Sièyes hoffte nun die Republik endlich mit einer von ihm ausgesonnenen und für unübertrefflich gehaltenen Verfassung beglücken zu können; aber nur zu bald sah er, daß er einem Stärkern als Werkzeug gedient hatte. Bonaparte besserte an dem Sièyes'schen Verfassungsentwurf so lange herum, bis ihm derselbe unter dem Titel eines auf zehn Jahre gewählten ersten Konsuls unumschränkte Gewalt gab. Er verfügte über Heer und Flotte, Krieg und Frieden, ernannte und entsetzte Minister, Gesandte, Richter, Beamte, Generäle und Offiziere. Ihm zur Seite stand ein Tribunat, eine Versammlung, welche nur über Gesetze, die er vorschlug, berathen, aber nicht abstimmen, und ein gesetzgebender Körper, der darüber nur abstimmen, aber nicht berathen durfte; die beiden Räthe wurden von einem Senat erwählt, der wieder gänzlich vom ersten Konsul abhing, so daß das Ganze nur ein Scheinbild von einer Volksvertretung war. Das Konsulat war die absolute Monarchie verhüllt unter republikanischen Formen. Die französische Nation war aber an Staatsstreiche und Gesetzesverletzungen aller Art dermaßen gewöhnt, daß sie diesem Untergang der Republik mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Beifall zusah und sich willig der Herrschaft des gefeierten Soldaten fügte, die ihr wenigstens Ordnung im Innern und Sieg und Ruhm nach außen

versprach. Als Napoleon seine Verfassung dem Volke zur Abstimmung vorlegte, wurde sie fast einstimmig angenommen. So ging ein prophetisches Wort Vergniaud's in Erfüllung, das derselbe schon beim Beginn der Kämpfe zwischen Gironde und Berg ausgerufen hatte: „Ich fürchte, daß die Revolution wie Saturn nacheinander all ihre Kinder verschlingen und zuletzt den Despotismus gebären wird mit all dem Elend, das ihn begleitet!“


PARIS
am Ende des XVIII. Jahrhunderts
beim Ausbruch der Revolution.
Champs Elysées
Seine
Luxembourg
St Jacques
FAUBOURG
ST MARTIN
ST DENIS
DU TEMPLE
ST ANTOINE
ST VICTOR
ST MICHEL
ST GERMAIN
MONTMARTRE
ST HONORÉ
Les Chartreux
Champ de Mars
Ecole Militaire

Anhang.

I. Erklärung der allgemeinen Menschenrechte.

In der berühmten Nachtsitzung vom 4. August 1789 erkannte die Nationalversammlung gewisse Rechte des Menschen und Staatsbürgers an und setzte sie „unter den Augen des höchsten Wesens" fest. Der Wortlaut dieses berühmten Dokumentes, eines Seitenstückes zu der Erklärung, welche unser befreites Amerika in knappen Worten seiner Verfassungsurkunde vorausgeschickt, ist folgender:

„I. Die Menschen werden frei und an Rechten gleich geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Unterschiede können ihren Grund nur in der allgemeinen Wohlfahrt haben.

II. Der Zweck aller bürgerlichen Verbindung ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Rechte der Menschen. Diese sind: Freiheit, Eigenthum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.

III. Der Urquell aller Souveränetät ist wesentlich die Nation. Keine Körperschaft und kein einzelner Mensch kann ein Ansehen geltend machen, ohne daß es ausdrücklich von ihr abgeleitet ist.

IV. Die Freiheit besteht darin, daß man Alles thun darf, was keinem Anderen schadet; also hat die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen keine anderen Grenzen als die, welche den übrigen Gliedern der Gesellschaft den Genuß der nämlichen Rechte versichern. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz bestimmt werden.

V. Das Gesetz darf nur die Handlungen verbieten, die der Gesellschaft schädlich sind. Was nicht durch das Gesetz verboten ist, darf nicht verhindert werden, und Niemand kann gezwungen werden, das zu thun, was das Gesetz nicht befiehlt.

VI. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Staatsbürger sind berechtigt, in Person oder durch Bevollmächtigte an der Schaffung desselben Theil zu nehmen. Es muß, schützend oder strafend, für Alle dasselbe sein. Da die Staatsbürger in den Augen desselben alle gleich sind, so müssen sie auch alle auf gleiche Art zu allen öffentlichen Würden, Stellen und Aemtern zugelassen werden, nach ihrer Befähigung und ohne anderen Unterschied, als die Tugend und die Talente unter ihnen machen.

VII. Niemand kann angeklagt, in Verhaft genommen oder gefangen gehalten werden außer in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und nach den durch dasselbe vorgeschriebenen Formen. Wer willkürliche Befehle verlangt, wer sie ausfertigt, vollzieht oder vollziehen läßt, muß bestraft werden; aber jeder Bürger, der vermöge des Gesetzes erfordert oder ergriffen wird, muß augenblicklich gehorchen; Widerstand macht ihn strafbar.

VIII. Das Gesetz darf keine anderen Strafen festsetzen, als die im strengsten Sinn und augenscheinlich nothwendig sind; Niemand kann gestraft werden, als vermöge eines vor dem Verbrechen gegebenen, bekannt gemachten und nächstdem in aller Form angewendeten Gesetzes.

IX. Da Jeder für unschuldig anzusehen ist, bis seine Strafbarkeit erwiesen worden, so muß, wenn es unvermeidlich wird, Jemanden in Haft zu nehmen, alle Strenge, die nicht nöthig ist, um sich seiner Person zu versichern, durch das Gesetz ernstlich untersagt werden.

X. Keiner soll wegen seiner Meinungen, auch nicht seiner religiösen wegen, beunruhigt werden, wenn anders ihre Bekanntmachung die durch das Gesetz eingeführte Ordnung nicht stört.

XI. Die freie Mittheilung der Gedanken und Meinungen ist eines von den kostbarsten Rechten des Menschen; jeder Staasbürger kann also frei reden, schreiben, drucken, nur daß er für den Mißbrauch dieser Freiheit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen verantwortlich ist.

XII. Die Beschaffung der Rechte des Menschen und Staatsbürgers erfordert eine öffentliche Macht. Diese Macht wird sonach zum Besten Aller und nicht zum besondern Nutzen Derer, denen sie anvertraut wird, errichtet.

XIII. Zur Unterhaltung der öffentlichen Macht und zu den Kosten der Verwaltung ist ein gemeinschaftlicher Beitrag durchaus nothwendig. Dieser muß unter alle Bürger nach Maßgabe ihres Vermögens gleich vertheilt werden.

XIV. Alle Staatsbürger haben das Recht, in Person oder durch Bevollmächtigte die Nothwendigkeit des öffentlichen Beitrages zu bestimmen, denselben frei zu bewilligen, auf die Verwendung desselben Acht zu geben, den Antheil eines Jeden, die Vertheilung, die Eintreibung und die Dauer festzusetzen.

XV. Die Gesellschaft hat das Recht, von jedem öffentlichen Agenten Rechenschaft von seiner Verwaltung zu fordern.

XVI. Eine Gesellschaft, in welcher die Rechte nicht gesichert sind und die Trennung der Vollmachten nicht festgesetzt ist, hat keine Verfassung.

XVII. Da das Eigenthum ein unverletzliches und heiliges Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden, außer wenn die öffentliche, gehörig erwiesene Noth es augenscheinlich fordert, und unter den Bedingungen einer genauen und im Voraus zu bestimmenden Schadloshaltung."

II. Die Verfassung von 1793.

Erster Theil.

Verfassung der französischen Republik,

beschlossen vom Nationalkonvent im Jahre 1793.

Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers.

Das französische Volk, in der Ueberzeugung, daß das Unglück der Welt nur durch das Vergessen und Mißachten der natürlichen Menschenrechte verursacht wird, hat beschlossen, in einer feierlichen Erklärung seine heiligen und unveräußerlichen Rechte zu erläutern, damit alle Bürger, indem sie ohne Unterlaß die Akte der Regierung mit dem Ziel jeder gesellschaftlichen Einrichtung vergleichen können, sich niemals durch die Tyrannei unterdrücken und erniedrigen lassen; damit das Volk immer die Grundlagen seiner Freiheit und seines Rechts vor Augen habe, die Verwaltung die Regel ihrer Pflichten, der Gesetzgeber den Gegenstand seines Auftrages.

Art. 1. Das Ziel der Gesellschaft ist das allgemeine Glück. Die Regierung ist eingesetzt, um dem Menschen den Genuß seiner natürlichen und unverjährbaren Rechte zu verbürgen.

Art. 2. Diese Rechte sind: Die Gleichheit, die Freiheit, die Sicherheit, das Eigenthum.

Art. 3. Alle Menschen sind gleich durch die Natur und vor dem Gesetz.

Art. 4. Das Gesetz ist der freie und feierliche Ausdruck des allgemeinen Willens; es ist dasselbe für Alle, schützend oder strafend; es kann nur anbefehlen, was gerecht und der Gesellschaft nützlich ist; es kann nur verbieten, was ihr schädlich ist.

Art. 5. Alle Bürger können in gleicher Weise zu den Aemtern zugelassen werden. Die freien Bürger kennen keinen anderen Grund des Vorzugs bei ihren Wahlen, als die Tugenden und die Talente.

Art. 6. Die Freiheit ist das Befugniß des Menschen, Alles zu thun, was keinem Anderen schadet; sie hat als Grundsatz die Natur, als Regel die Gerechtigkeit, als Schutz das Gesetz und ihre sittliche Grenze in der Maxime: Thue Niemand, was Du nicht willst, daß Dir geschieht!

Art. 7. Das Recht, seine Gedanken und Meinungen durch die Presse oder auf anderem Wege kundzugeben, das Recht, sich friedlich zu versammeln, die freie Ausübung der Kulte können nicht untersagt werden. Die Nothwendigkeit, diese Rechte auszusprechen, setzt entweder die Gegenwart des Despotismus oder die frische Erinnerung an denselben voraus.

Art. 8. Die Sicherheit besteht in dem Schutze, den die Gesellschaft einem jeden ihrer Glieder gewährt zur Behütung seiner Person, seiner Rechte und seines Eigenthums.

Art. 9. Das Gesetz soll die öffentliche und die persönliche Freiheit gegen Unterdrückung von Seiten der Regierenden schützen.

Art. 10. Niemand kann angeklagt, verhaftet oder in Gewahrsam gehalten werden, außer in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und nach den Formen, die das Gesetz vorschreibt; jeder Bürger, gerufen oder festgehalten durch die Autorität des Gesetzes, muß augenblicklich gehorchen; durch Widerstand macht er sich schuldig.

Art. 11. Jeder Akt gegen einen Menschen außerhalb der durch das Gesetz vorgeschriebenen Fälle und Formen ist Willkür und Tyrannei: Derjenige, gegen den man ihn mit Gewaltthätigkeit ausführen will, hat das Recht, ihn mit Gewalt zurückzuweisen.

Art. 12. Wer zu Willkürakten anreizt, sie fördert, sich daran betheiligt, sie ausführt oder ausführen läßt, ist schuldig und verfällt der Bestrafung.

Art. 13. Da Jedermann als unschuldig betrachtet werden muß, so lange er nicht für schuldig erklärt ist, so soll, wenn seine Festnahme für unvermeidlich erachtet worden ist, alle Härte, die nicht nothwendig ist, um sich seiner Person zu bemächtigen, durch das Gesetz strenge geahndet werden.

Art. 14. Niemand darf abgeurtheilt oder bestraft werden, bevor er verhört, oder gesetzlich geladen ist und nur kraft eines vor dem Vergehen verkündigten Gesetzes. Das Gesetz, welches vor seinem Vorhandensein begangene Handlungen bestrafen wollte, würde eine Tyrannei, die einem Gesetz verliehene rückwirkende Kraft ein Verbrechen sein.

Art. 15. Das Gesetz kann nur wirklich und sichtbar nothwendige Strafen verhängen; die Strafen müssen dem Vergehen angemessen und der Gesellschaft nützlich sein.

Art. 16. Das Eigenthumsrecht gestattet jedem Bürger, nach seinem Belieben freien Besitz, seine Einkünfte, die Früchte seiner Arbeit und seiner Betriebsamkeit zu genießen und darüber zu verfügen.

Art. 17. Keine Art von Arbeit, von Betrieb, von Handel, kann den Bürgern untersagt werden.

Art. 18. Jeder Mensch kann seine Dienste und seine Zeit verwerthen, aber er kann sich nicht verkaufen und auch nicht verkauft werden. Seine Person ist kein veräußerliches Eigenthum. Das Gesetz kennt kein Bediententhum; es giebt nur eine Verpflichtung der Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zwischen dem Menschen, der arbeitet, und dem, der ihn anstellt.

Art. 19. Auch nicht der kleinste Theil seines Eigenthums kann ihm genommen werden, außer wenn die öffentliche Nothdurft nach dem Gesetze feststeht und dazu zwingt, und dann nur unter der Bedingung einer gerechten vorläufigen Entschädigung.

Art. 20. Abgaben können nur für den allgemeinen Nutzen eingeführt werden. Alle Bürger haben das Recht, bei der Feststellung der Steuern zusammenzutreten, ihre Erhebung zu überwachen und sich Rechenschaft ablegen zu lassen.

Art. 21. Die öffentlichen Unterstützungen sind eine heilige Schuld. Die Gesellschaft schuldet den unglücklichen Bürgern den Unterhalt: sie verschafft ihnen Arbeit, oder sichert die Mittel zum Leben den Arbeitsunfähigen.

Art. 22. Der Unterricht ist die Sorge Aller. Die Gesellschaft soll mit aller Macht den Fortschritt der öffentlichen Vernunft begünstigen und den Unterricht Allen verständlich machen.

Art. 23. Die gesellschaftliche Bürgschaft besteht in dem Bestreben Aller, Jedem den Genuß und die Erhaltung seiner Rechte zu sichern; diese Bürgschaft ruht auf der Souveränetät der Nation.

Art. 24. Sie kann nicht bestehen, wenn die Grenzen der öffentlichen Amtshandlungen nicht genau durch das Gesetz bestimmt und die Verantwortlichkeit der Beamten nicht sichergestellt ist.

Art. 25. Die Souveränetät beruht auf dem Volke. Sie ist untheilbar, unverjährbar und unveräußerlich.

Art. 26. Kein Theil des Volkes kann die Gewalt des ganzen Volkes ausüben, aber jede Abtheilung der souveränen Versammlung hat das Recht, ihren Willen mit voller Freiheit zu äußern.

Art. 27. Jede Person, die sich die Souveränetät aneignet, soll augenblicklich von den freien Männern zum Tode befördert werden.

Art. 28. Ein Volk hat jederzeit das Recht, seine Verfassung durchzusehen, zu reformiren und zu ändern; ein Geschlecht kann die künftigen Geschlechter nicht an seine Gesetze binden.

Art. 29. Die Bürger haben das gleiche Recht, zu der Schaffung des Gesetzes und zu der Ernennung von Abgeordneten und Vertretern sich zu versammeln.

Art. 30. Die öffentliche Amtsthätigkeit ist jedoch vorübergehend; sie kann weder als ein Unterschied, noch als eine Belohnung, sondern nur als eine Pflicht betrachtet werden.

Art. 31. Die Vergehen der Volksvertreter können niemals straflos sein. Niemand hat das Recht, sich eine Unverantwortlichkeit im Gegensatz zu den anderen Bürgern zuzuschreiben.

Art. 32. Das Recht, den Vertretern der öffentlichen Autorität Petitionen zu unterbreiten, kann in keinem Falle beschränkt, untersagt oder suspendirt werden.

Art. 33. Der Widerstand gegen Unterdrückung ist die Folge der anderen Menschenrechte.

Art. 34. Es ist eine Unterdrückung gegen den ganzen Gesellschaftskörper, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt ist, und es ist eine Unterdrückung jedes einzelnen Gliedes, wenn der Körper unterdrückt ist.

Art. 35. Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist der Aufstand für das Volk und für jeden Theil des Volkes das heiligste Recht und die unumgänglichste Pflicht.

Gezeichnet:
Collot d'Herbois, Präsident. Durand-Maillane. Ducos. Méaule.
Ch. Delacroix. Gossuin. P. A. Laloy, Sekretär.

Zweiter Theil.

Verfassung der Republik.

Von der Republik.

Art. 1. Die französische Republik ist eine untheilbare

Von der Eintheilung des Volkes.

Art. 2. Das französische Volk wird, um seine Souveränetät auszuüben, in Urversammlungen und in Bezirke eingetheilt.

Art. 3. Für die Verwaltung und Justiz wird es in Departements, Distrikte und Munizipalitäten eingetheilt.

Vom Bürgerrecht.

Art. 4. Jeder Mensch, der in Frankreich geboren und ansässig ist und das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt hat;
jeder Mensch, der das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt hat, der in Frankreich seit einem Jahr ansässig ist;

der hier von seiner Arbeit lebt;
oder einen Besitz erwirbt;
oder eine Französin heirathet;
oder ein Kind adoptirt;
oder einen Greis ernährt;
jeder Fremde endlich, der nach dem Urtheil des gesetzgebenden Körpers sich um die Menschheit verdient gemacht hat;

wird zugelassen zur Ausübung der Rechte eines französischen Bürgers.

Art. 5. Die Ausübung der Bürgerrechte hört auf:
durch Naturalisation in einem fremden Land;
durch Annahme von Amtshandlungen oder Gunstbezeugungen, die von einer nicht volksthümlichen Regierung ausgehen;
durch Verurtheilung zu entehrenden oder Leibesstrafen bis zur Rehabilitation.

Art. 6. Die Ausübung der Bürgerrechte ist suspendirt:
durch den Anklagezustand;
durch ein Urtheil in contumaciam, so lange das Urtheil nicht wieder aufgehoben ist.

Von der Souveränetät des Volkes.

Art. 7. Das souveräne Volk ist die Gesammtheit der französischen Bürger.

Art. 8. Es ernennt unmittelbar seine Abgeordneten.

Art. 9. Es überweist den Wählern die Wahl der Verwaltungsbeamten, der öffentlichen Schiedsrichter, der Kriminal- und Kassationsrichter.

Art. 10. Es beräth über die Gesetze.

Von den Urversammlungen.

Art. 11. Die Urversammlungen setzen sich aus den Bürgern zusammen, die seit sechs Monaten in jedem Kanton ansässig sind.

Art. 12. Sie werden zusammengesetzt aus mindestens 200 und höchstens 600 Bürgern, die berufen sind, abzustimmen.

Art. 13. Sie werden konstituirt durch die Ernennung eines Präsidenten, der Sekretäre und der Listenführer.

Art. 14. Ihre Polizei steht ihnen zu.

Art. 15. Niemand kann daselbst bewaffnet erscheinen.

Art. 16. Die Wahlen vollziehen sich durch Stimmensammlung oder mit lauter Stimme bei der Wahl von jedem Abstimmenden.

Art. 17. Eine Urversammlung kann in keinem Falle einen gleichförmigen Abstimmungsmodus vorschreiben.

Art. 18. Die Listenführer stellen die Abstimmung der Bürger fest, die nicht schreiben können und deshalb vorziehen, mit Stimmensammlung abzustimmen.

Art. 19. Die Abstimmung über die Gesetze wird mit Ja oder Nein gegeben.

Art. 20. Die Abstimmung einer Urversammlung wird wie folgt veröffentlicht: Die in der Urversammlung von ...... versammelten Bürger in der Zahl von ...... Abstimmenden, stimmen für oder gegen, in der Majorität von ......

Von der Nationalvertretung.

Art. 21. Die Bevölkerung ist die einzige Grundlage der Nationalvertretung.

Art. 22. Es kommt ein Abgeordneter auf 40,000 Menschen.

Art. 23. Jede Vereinigung von Urversammlungen, die aus einer Bevölkerung von 39,000 bis 40,000 Seelen hervorgeht, ernennt unmittelbar einen Abgeordneten.

Art. 24. Die Ernennung geschieht mit der absoluten Majorität der Stimmen.

Art. 25. Jede Versammlung besorgt die Auszählung der Stimmen und entsendet einen Kommissär zur allgemeinen Prüfung nach dem als am meisten im Zentrum gelegenen Orte.

Art. 26. Wenn die Auszählung nicht die absolute Majorität ergiebt, so schreitet man zum zweiten Aufruf und man wählt zwischen den zwei Bürgern, die die meisten Stimmen auf sich vereinigt haben.

Art. 27. Im Fall der Stimmengleichheit hat der Aeltere den Vorzug, sei es, um in engere Wahl zu kommen, sei es, um gewählt zu sein. Im Fall der Altersgleichheit entscheidet das Loos.

Art. 28. Jeder Franzose, der die Bürgerrechte ausübt, ist wählbar im ganzen Umfang der Republik.

Art. 29. Jeder Abgeordnete gehört der ganzen Nation an.

Art. 30. Im Fall der Ablehnung des Rücktritts, des Verlustes oder Todes eines Abgeordneten wird sein Ersatz durch die Urversammlungen vorgenommen, die ihn gewählt haben.

Art. 31. Ein Abgeordneter, der seine Demission gegeben hat, kann seinen Posten nur nach der Zulassung seines Nachfolgers verlassen.

Art. 32. Das französische Volk versammelt sich alljährlich am 1. Mai zu den Wahlen.

Art. 33. Es schreitet zur Wahl, welches auch die Zahl der stimmberechtigten Bürger sein möge.

Art. 34. Die Urversammlungen treten in außerordentlichem Fall auf die Berufung eines Fünftels der stimmberechtigten Bürger zusammen.

Art. 35. Die Einberufung geschieht in diesem Falle durch die Munizipalität des gewöhnlichen Versammlungsortes.

Art. 36. Diese außerordentlichen Versammlungen berathen nur, wenn einer über die Hälfte der stimmberechtigten Bürger anwesend ist.

Von den Wählerversammlungen.

Art. 37. Die in den Urversammlungen vereinigten Bürger ernennen einen Wähler auf 200 Bürger, ob sie anwesend sind oder nicht, zwei von 301 bis 400, drei von 501 bis 600.

Art. 38. Der Verlauf der Wählerversammlungen und des Wahlmodus sind ganz wie bei den Urversammlungen.

Vom gesetzgebenden Körper.

Art. 39. Der gesetzgebende Körper ist untheilbar und permanent.

Art. 40. Seine Session dauert auf ein Jahr.

Art. 41. Er versammelt sich am 1. Juli.

Art. 42. Die Nationalversammlung kann sich nicht konstituiren, wenn nicht mindestens ein Abgeordneter über die Hälfte da ist.

Art. 43. Die Abgeordneten können zu keiner Zeit in Untersuchung gezogen, angeklagt oder abgeurtheilt werden für die Meinungen, die sie im gesetzgebenden Körper geäußert haben.

Art. 44. Sie können, auf frischer That ergriffen, wegen eines Verbrechens festgenommen werden, aber ein Haft- oder Vorführungsbefehl kann gegen sie nur mit Zustimmung des gesetzgebenden Körpers erlassen werden.

Sitzungen des gesetzgebenden Körpers.

Art. 45. Die Sitzungen der Nationalversammlung sind öffentlich.

Art. 46. Die Verhandlungen ihrer Sitzungen werden gedruckt.

Art. 47. Sie kann nicht berathen, wenn nicht mindestens 200 Mitglieder anwesend sind.

Art. 48. Sie muß ihren Mitgliedern das Wort gestatten, und zwar in der Reihenfolge, wie sie es verlangt haben.

Art. 49. Beschlüsse werden mit der Majorität der Anwesenden gefaßt.

Art. 50. Fünfzig Mitglieder haben das Recht, den Namensaufruf zu veranlassen.

Art. 51. Sie hat das Recht der Ueberwachung der Aufführung ihrer Mitglieder in ihrem Schooß.

Art. 52. Die Polizei steht ihr zu an dem Ort ihrer Sitzungen und in dessen äußerer Umgebung, die sie bestimmt hat.

Amtshandlungen des gesetzgebenden Körpers.

Art. 53. Der gesetzgebende Körper schlägt Gesetze vor und erläßt Dekrete.

Art. 54. Unter dem allgemeinen Namen Gesetz begreift man die Akte des gesetzgebenden Körpers, betreffend:

- die Zivil- und Kriminalgesetzgebung;
- die allgemeine Verwaltung der Einkünfte und die ordentlichen Ausgaben der Republik;
- die Nationalgüter;
- den Titel, das Gewicht, das Gepräge und die Benennung der Münzen;
- die Art, die Höhe und die Erhebung der Steuern;
- die Kriegserklärung;
- jede neue allgemeine Eintheilung des französischen Gebiets;
- den öffentlichen Unterricht;
- die öffentliche Ehrenbezeugung zum Andenken großer Männer.

Art. 55. Unter dem besonderen Namen Dekret versteht man die Akte des gesetzgebenden Körpers, betreffend:

- die jährliche Feststellung der Streitkräfte zu Wasser und zu Land;
- Erlaubniß oder Verbot des Durchmarsches fremder Truppen durch französisches Gebiet;
- Einlaß fremder Seemächte in die Häfen der Republik;
- die Maßnahmen für die allgemeine Ruhe und Sicherheit;
- die jährliche und augenblickliche Vertheilung der Unterstützungen und der öffentlichen Arbeiten;
- die Verordnungen zur Ausprägung von Münzen jeglicher Art.
- die unvorhergesehenen und außerordentlichen Ausgaben;
- die lokalen und besonderen Maßregeln für eine Verwaltung, eine Kommune, eine Art öffentlicher Arbeiten;
- die Landesvertheidigung;
- die Ratifikation der Verträge;
- die Ernennung und Bestimmung der Oberbefehlshaber der Armee;
- die Feststellung der Verantwortung der Mitglieder des Vollziehungsrathes, der öffentlichen Beamten;
- die Anklage der bei ihren Komplotten gegen die allgemeine Sicherheit der Republik überraschten Verschwörer;
- jede Veränderung in der besonderen Eintheilung des französischen Gebiets;
- die nationalen Belohnungen.

Von der Gesetzgebung.

Art. 56. Auf die Gesetzesvorschläge erfolgt ein Bericht.

Art. 57. Die Diskussion kann nicht eröffnet und das Gesetz nicht vorläufig beschlossen werden, als 14 Tage nach dem Bericht.

Art. 58. Der Gesetzesvorschlag wird gedruckt und an alle Gemeinden der Republik unter dem Titel „Gesetzesvorlage" versandt.

Art. 59. Vierzig Tage nach der Versendung in die Departements, wenn in der Hälfte der Departements und eines dazu der zehnte Theil der Urversammlung eines jeden von ihnen nicht widersprochen hat, ist der Vorschlag angenommen und wird Gesetz.

Art. 60. Wenn Widerspruch erhoben wird, so ruft der gesetzgebende Körper die Urversammlungen zusammen.

Betitelung der Gesetze und der Dekrete.

Art. 61. Gesetze, Dekrete, Urtheile und alle öffentlichen Akte tragen die Einleitung: „Im Namen des französischen Volkes, im ... Jahr der französischen Republik."

Vom Vollziehungsrath.

Art. 62. Der Vollziehungsrath besteht aus 24 Mitgliedern.

Art. 63. Die Wählerversammlung eines jeden Departements ernennt einen Kandidaten. Der gesetzgebende Körper wählt aus der allgemeinen Liste die Mitglieder des Vollziehungsrathes.

Art. 64. Er wird in jeder Legislatur in den letzten Monaten ihrer Session zur Hälfte erneuert.

Art. 65. Der Rath ist mit der Leitung und Ueberwachung der allgemeinen Verwaltung beschäftigt. Er hat nur die Gesetze und Dekrete des gesetzgebenden Körpers zu vollziehen.

Art. 66. Er ernennt die obersten Beamten der allgemeinen Verwaltung der Republik.

Art. 67. Der gesetzgebende Körper bestimmt die Zahl und die Funktionen dieser Beamten.

Art. 68. Diese Beamten bilden keinen Rath. Sie sind getrennt, ohne unmittelbare Beziehungen untereinander und üben keine persönliche Autorität aus.

Art. 69. Der Rath ernennt die Beamten der Republik im Aeußeren.

Art. 70. Er behandelt die Verträge.

Art. 71. Die Mitglieder des Raths werden im Fall der Pflichtvergessenheit vom gesetzgebenden Körper in den Anklagezustand versetzt.

Art. 72. Der Rath ist verantwortlich für die Nichtausführung von Gesetzen und Dekreten und für die Mißbräuche, die er nicht anzeigt.

Art. 73. Er ruft die Beamten ab und ersetzt sie bei seiner Ernennung.

Art. 74. Er muß sie, wenn es statthaft ist, bei den richterlichen Behörden anzeigen.

Beziehungen des Vollziehungsraths zu dem gesetzgebenden Körper.

Art. 75. Der Vollziehungsrath hat seinen Sitz bei dem gesetzgebenden Körper. Er hat Zutritt zu den Sitzungen und einen abgesonderten Platz.

Art. 76. Er ist jedesmal anzuhören, wenn er Rechenschaft abzulegen hat.

Art. 77. Der gesetzgebende Körper beruft ihn zu sich, ganz oder zum Theil, je nachdem er es angemessen findet.

Von den Verwaltungs- und Munizipal-Körperschaften.

Art. 78. In jeder Gemeinde der Republik besteht eine Gemeindeverwaltung;
in jedem Distrikt eine vermittelnde Verwaltung;
in jedem Departement eine Zentralverwaltung.

Art. 79. Die Gemeindebeamten werden von den Gemeindeversammlungen gewählt.

Art. 80. Die Verwaltungsbeamten werden von den Wählerversammlnngen des Departements und des Distrikts ernannt.

Art. 81. Die Gemeindeverwaltungen werden alljährlich zur Hälfte erneuert.

Art. 82. Die Gemeinde- und Verwaltungsbeamten haben keinen repräsentativen Charakter. Sie können in keinem Falle die Akte des gesetzgebenden Körpers modifiziren oder suspendiren.

Art. 83. Der gesetzgebende Körper bestimmt die Thätigkeit der Gemeinde- und Verwaltungsbeamten, die Regeln ihrer Unterordnung und die Strafen, denen sie sich zu unterziehen haben.

Art. 84. Die Sitzungen der Gemeindevertretungs- und Verwaltungskörper sind öffentlich.

Von der bürgerlichen Justiz.

Art. 85. Das Straf- und Zivilgesetzbuch ist ein und dasselbe für die ganze Republik.

Art. 86. Das Recht der Bürger, ihre Streitigkeiten durch Schiedsrichter ihrer Wahl entscheiden zu lassen, darf keinerlei Beeinträchtigung erfahren.

Art. 87. Die Entscheidung dieser Schiedsrichter ist endgültig, wenn die Bürger sich nicht das Recht des Einspruchs gewahrt haben.

Art. 88. Es giebt Friedensrichter, die von den Bürgern der durch das Gesetz bestimmten Arondissements gewählt werden.

Art. 89. Sie berathen und fällen ihr Urtheil ohne Kosten.

Art. 90. Ihre Zahl und ihre Befugnisse werden bestimmt durch den gesetzgebenden Körper.

Art. 91. Es giebt öffentliche Schiedsrichter, die von den Wählerversammlungen gewählt werden.

Art. 92. Ihre Zahl und ihre Befugnisse werden bestimmt durch den gesetzgebenden Körper.

Art. 93. Sie befassen sich mit Streitigkeiten, welche durch die besonderen Schiedsrichter oder durch die Friedensrichter nicht endgültig erledigt werden können.
Art. 94. Sie berathen öffentlich.
Sie geben ihre Meinung mit lauter Stimme an.
Sie beschließen in letzter Instanz, bei mündlicher Vertheidigung und auf ihr Gedächtniß hin, ohne langes Verfahren und ohne Kosten.
Sie begründen ihre Entscheide.
Art. 95. Die Friedensrichter und die öffentlichen Schiedsrichter werden alljährlich gewählt.

Von der Kriminaljustiz.

Art. 96. In Kriminalsachen kann kein Bürger abgeurtheilt werden, außer wenn er eine Anklage durch die Geschworenen oder durch den gesetzgebenden Körper empfangen hat.
Die Angeklagten wählen sich ihre Rechtsbeistände selbst oder sie werden ihnen von Amtswegen bestellt.
Der Prozeß wird öffentlich eingeleitet.
That und Absicht werden durch ein Schwurgericht festgestellt.
Die Strafe wird durch ein Kriminalgericht verhängt.
Art. 97. Die Kriminalrichter werden jedes Jahr durch die Wählerversammlungen gewählt.

Vom Kassationsgerichtshof.

Art. 98. Es giebt einen Kassationsgerichtshof für die ganze Republik.
Art. 99. Dieses Tribunal untersucht nicht den eigentlichen Kern der Streitfragen; es erkennt über die Verletzung der Formen und über die ausdrücklichen Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz.
Art. 100. Die Mitglieder dieses Tribunals werden von den Wählerversammlungen alljährlich ernannt.

Von den öffentlichen Steuern.

Art. 101. Jeder Bürger hat die Ehrenpflicht, zu den öffentlichen Lasten beizutragen.

Vom nationalen Finanzwesen.

Art. 102. Das nationale Finanzwesen ist die Vereinigung der Einnahmen und Ausgaben der Republik.
Art. 103. Es wird durch verantwortliche Beamte verwaltet, die vom Vollziehungsrath ernannt werden.
Art. 104. Diese Beamten werden überwacht von Kommissären, welche der gesetzgebende Körper, aber nicht aus seinen Mitgliedern, ernannt hat und welche für die nicht angezeigten Mißstände verantwortlich sind.

Vom Rechnungswesen.

Art. 105. Die Abrechnungen der Finanzbeamten und der Verwalter der öffentlichen Gelder werden jährlich den verantwortlichen Kommissären gegeben, welche der Vollziehungsrath ernannt hat.
Art. 106. Diese Aufsichtsbeamten werden von Kommissären überwacht, die der gesetzgebende Körper ernannt hat, aber nicht aus seinen Mitgliedern, und die für alle Mißstände und Irrthümer, die sie nicht anzeigen, verantwortlich sind.
Der gesetzgebende Körper schließt die Rechnungen ab.

Von den Streitkräften der Republik.

Art. 107. Die allgemeine Streitmacht der Republik besteht aus dem ganzen Volke.
Art. 108. Die Republik unterhält auf ihre Rechnung, auch in Friedenszeiten, eine bewaffnete Macht zu Wasser und zu Lande.
Art. 109. Alle Franzosen sind Soldaten und werden in der Führung der Waffen eingeübt.
Art. 110. Es gibt keinen Generalissimus.
Art. 111. Der Unterschied der Grade, ihre Abzeichen und die Subordination bestehen nur in Bezug auf den Dienst und während seiner Dauer.

Art. 112. Die öffentliche bewaffnete Macht, welche die Ordnung und den Frieden im Innern aufrecht erhalten soll, kann nur auf schriftliches Verlangen der eingesetzten Gewalten in Thätigkeit gesetzt werden.

Art. 113. Wenn die bewaffnete Macht gegen äußere Feinde in Bewegung gesetzt wird, steht sie unter den Befehlen des Vollziehungsraths.

Art. 114. Kein Truppentheil kann berathen oder beschließen.

Von den Nationalkonventen.

Art. 115. Wenn mehr als die Hälfte der Departements und ein Zehntel der regelmäßig gebildeten Urversammlungen die Revision der Verfassung oder die Abänderung einiger ihrer Bestimmungen verlangen, so muß der gesetzgebende Körper alle Urversammlungen einberufen, um festzustellen, ob ein Nationalkonvent stattfinden soll.

Art. 116. Der Nationalkonvent wird in derselben Weise gebildet, wie die gesetzgebenden Versammlungen, und vereinigt ihre Gewalten in sich.

Art. 117. Er beschäftigt sich, in Bezug auf die Verfassung, nur mit den Gegenständen, die seine Einberufung veranlaßt haben.

Von den Beziehungen der französischen Republik zu den fremden Nationen.

Art. 118. Das französische Volk ist der Freund und der natürliche Bundesgenosse der freien Völker.

Art. 119. Es mischt sich nicht in die Regierungsangelegenheiten anderer Nationen ein und duldet nicht, daß andere Nationen sich in die seinigen einmischen.

Art. 120. Es gibt den Fremden, die um der Sache der Freiheit willen aus ihrem Vaterlande verbannt sind, eine Zuflucht; es verweigert eine solche den Tyrannen.

Art. 121. Es schließt keinen Frieden mit einem Feinde, der französisches Gebiet besetzt hält.

Von der Verbürgung der Rechte.

Art. 122. Die Verfassung verbürgt allen Franzosen Gleichheit, Sicherheit, Eigenthum, öffentliche Schuld, freie Ausübung des Gottesdienstes, allgemeinen Unterricht, öffentliche Unterstützungen, unbeschränkte Preßfreiheit, Petitionsrecht, Versammlungs- und Vereinsrecht, Genuß aller Menschenrechte.

Art. 123. Die französische Republik ehrt die Treue, den Muth, das Greisenalter, die kindliche Liebe und das Unglück. Sie stellt die Bewahrung und den Schutz der Verfassung allen Tugenden anheim.

Art. 124. Die Erklärung der Rechte und die Verfassung werden auf Tafeln eingegraben, die im Sitzungssaal des gesetzgebenden Körpers und auf den öffentlichen Plätzen anzubringen sind.

Gezeichnet:
Collot d'Herbois, Präsident. Durand-Maillane. Ducos. Méaule.
C. Delacroix. Gossuin. P. A. Laloy, Sekretär.

III. Jean-Jacques Rousseau und die französische Aufklärung.

Auf Seite 15—17 dieses Buches ist kurz darauf hingewiesen, welchen Einfluß die französische Aufklärung, vorab Voltaire und Jean-Jacques Rousseau auf den Gang der Revolution ausgeübt hat. Für solche Leser, welchen eingehenderer Aufschluß darüber und namentlich auch über das eigentliche „Evangelium der Revolution", den berühmten Contrat social (Gesellschaftsvertrag) Rousseau's erwünscht ist, theilen wir hier mit, was R. Mahrenholtz in seiner „Geschichte der ersten französischen Revolution" über diesen interessanten Gegenstand ausführt. Er schreibt:

Ebenso gründlichst vergessen, wie sie vor einem Jahrhundert von allen Gebildeten Europas gelesen und geschätzt wurden, sind jetzt die beiden Hauptvertreter der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire und Rousseau. Wer in Deutschland von Voltaire etwas zu wissen wünscht, glaubt seine Neugier befriedigt zu haben, wenn er das Buch von David Strauß durchliest, trotzdem doch Strauß selbst deutlich davor warnt, seine Schrift als eine abschließende, auf erschöpfenden Studien ruhende Voltaire-Biographie zu betrachten. Von Rousseau, soviel auch über ihn in Frankreich und Deutschland geschrieben ist, giebt es noch keine nach Form und Inhalt befriedigende Biographie, und die irrigsten Vorstellungen, die unbewiesensten Gerüchte werden über ihn in vielgelesenen Literaturgeschichten verbreitet. Und doch richten sich jetzt, wo die Säcularfeier der großen französischen Revolution sich nähert*) und in ihrem Geburtsland Frankreich zu einem Volksfeste den Anlaß giebt, das bei den ewig wechselnden Regierungsformen des Landes leicht zu einem Feste der Zerstörung werden könnte, die Blicke von selbst auf den eigentlichen Apostel der französischen Revolution, auf den Verfasser des Contrat social. Nicht nur die Robespierre und St. Just, wie die anderen Vorkämpfer des Terrorismus, mit einziger Ausnahme des praktischer angelegten Danton, haben seine Lehren als Orakelsprüche angesehen und seine Person, ungeachtet ihrer vielen menschlichen Schwächen, in den lichten Aether des Freiheitsideals gehoben, schon die Hauptführer der Nationalversammlung sind völlig von seinen Ideen beherrscht. Daß man ein Jahrzehnt nach seinem Tode schon das bis in die äußersten Konsequenzen durchzuführen suchte, was für ihn nur ein hohes, einstweilen undurchführbares Ziel gewesen, daß er, der einsame, menschenfeindliche Schwärmer, zum bewegenden Mittelpunkte einer welterschütternden Umwälzung, zum Propheten der Menschheit, würde, hätte J. J. Rousseau in seinem abgelegenen Landhäuschen zu Ermenonville nicht ahnen können. Ueber die Folgen seiner Lehren würde freilich Niemand mehr erschrocken sein, als er selbst, denn an eine so schlimme Verwirklichung dessen, was er als Theoretiker ersonnen, hätte er nimmermehr geglaubt. Unter den bestehenden Kulturverhältnissen, die nach seiner Ansicht eine völlige Entartung des Vernünftigen und Zweckmäßigen waren, konnte er überhaupt die Durchführung seiner politischen Theorien so wenig für möglich halten, wie die seiner pädagogischen. Wie warm hatte er in seinem Emile die Rückkehr zur naturgemäßen Ursprünglichkeit der Erziehung gepriesen und wie sehr rieth er von der praktischen Anwendung ab, als ein deutscher Fürst seinen Sohn nach den Grundsätzen Rousseau's erziehen lassen wollte. Eine bloße Anekdote mag es ja sein, daß er einem anderen begeisterten Anhänger jener Erziehungsmethode, der ihm mit Selbstgefühl verkündete, daß sein Sohn wirklich, wie Emile, erzogen sei, die schneidende Antwort gab: Tant pis pour votre fils (Um so schlimmer für Ihren Sohn), aber auch diese Anekdote bezeichnet Rousseau's Standpunkt. Eine Rückkehr, oder doch Annäherung zu dem von ihm so schön idealisirten Naturzustande war eben die Voraussetzung seiner Erziehungstheorie; so lange die anerzogenen Vorurtheile und das überlieferte Herkommen sich von Generation zu Generation forterbten, war sie in der wirklichen Welt undenkbar. "Si j'avais eu le malheur d'être né prince" (Wenn ich das Unglück gehabt hätte, als Prinz geboren zu werden), beginnt einer seiner Briefe, in dem er selbst abräth, seinen Lehren ohne Berücksichtigung der in den gesellschaftlichen Verhältnissen liegenden Hindernisse zu folgen. Und ebenso dachte er, als die Korsen, aus Furcht, daß die Zerrüttung ihres Staatswesens sie zur Beute der französischen Monarchie machen würde, wie es später wirklich geschah, ihn aufforderten, ihr Gesetzgeber zu werden. Wohl hat er einen Augenblick die Absicht gehabt, in dem Lande des halben Naturvolkes eine Zuflucht vor der Korruption der entarteten Kulturwelt zu suchen, aber dem Rufe, ein zweiter Lykurg zu werden, wollte er keine Folge leisten. Später suchte der polnische Freistaat von einer ähnlichen Sorge, wie die Korsen, geleitet, bei ihm Rath und Hülfe, aber worin bestand seine Antwort? Nicht in den abstrakten Paragraphen seines Contrat social oder seines Emile, sondern in einer Anweisung, wie der verkommene polnische Adel sich der politischen Stellung würdig machen könne, die er in der Republik einnahm. Hätte ihn die legislative Versammlung der französischen Republik auffordern können, auch ihr eine Verfassung zu geben, er würde diese schwerlich, wie es seine Jünger von der Bergpartei thaten, zum Abklatsche seines Contrat social gemacht haben, sondern er hätte als unumgängliche Vorausbedingung eine sittliche Neubildung des unter jahrhundertelangem Druck herabgesunkenen Volkes verlangt.

*) Mahrenholtz's Buch ist „im Hinblick auf die hundertjährige Feier“ im Jahre 1888 verfaßt und erschienen.

Es sind also hohe Ideale, die Jean-Jacques Rousseau, unbekümmert um deren schnelle Verwirklichung, seiner Zeit in die Seele legte, und verkehrt würde es sein, ihn darum einen unpraktischen Schwärmer zu nennen. Ohne solche Ideale können auch praktische Bestrebungen nie zur Vollkommenheit gelangen, wo nur Interesse gegen Interesse, ein Standesstreben gegen das andere kämpft, da fallen wir in den rohen Naturzustand des Kampfes Aller gegen Alle zurück, und was den augenblicklichen Verhältnissen zu erreichen unmöglich bleibt, das kann eine nähere oder fernere Zukunft verwirklichen. Das aber war ihm sehr wohl klar, daß nur die Macht, nicht der gute Wille über die Gestaltung der Dinge entscheidet. „Man wird mich fragen," so schreibt er gleich im Anfange des Contrat social, „ob ich ein Fürst oder ein Gesetzgeber bin, um über die Politik zu schreiben. Ich antworte nein, und deswegen eben schreibe ich über die Politik. Wäre ich ein Fürst oder ein Gesetzgeber, so würde ich meine Zeit nicht damit verlieren, daß ich sage, was man thun müsse, ich würde es thun oder darüber schweigen." Dem Leser des Contrat social muß es zuweilen scheinen, als ob nicht ein Franzose für Franzosen, sondern ein Mann aus fernen Welten für Wesen schriebe, die seine Phantasie erst erschafft. Fast nirgends eine Anknüpfung an die bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft und des Staates, wie in den Schriften des englischen Philosophen Locke, dem Rousseau seine Hauptgrundsätze entlehnt, nirgends der Gedanke, ob denn seine Schlußfolgerungen nicht bloß verlorene Worte seien. Die Beispiele aus der Geschichte, welche er zur Illustrirung seiner Meinungen zahlreich giebt, entnimmt er meist nicht der Gegenwart, sondern dem längst dahingeschwundenen griechischen und römischen Alterthum, und auch hier hat er die ursprüngliche Reinheit der Verfassungszustände im Auge, nicht die Gestalt, welche sie unter den harten Kämpfen der geschichtlichen Gegensätze annahmen. Ganz richtig hat man allerdings behauptet, daß die Verfassung seines Heimathstaates Genf das Vorbild für seinen Contrat social gewesen sei, aber es war die Verfassung einer weit früheren Zeit, wo die 1500 Vollbürger des Conseil général noch im thatsächlichen Besitze aller bürgerlichen und staatlichen Rechte waren, nicht die des achtzehnten Jahrhunderts, wo die beiden anderen Räthe dem Gesammtrathe den größten Theil seiner Macht entrissen und ihn im Wesentlichen auf das bequeme Geschäft der Beamtenwahl und des Jasagens beschränkt hatten. Da nun Rousseau selbst einsieht, daß unter den Verhältnissen seiner Zeit die von ihm aufgestellten Theorien nirgends, auch nicht im Freistaate, zu verwirklichen seien, so kommt er zu dem Schlusse: auf die Form der Verfassung sei überhaupt kein Werth zu legen, nur die Gesetze seien das Wichtige. Die reine Demokratie, in der seine Theorien am ehesten Platz finden konnten, ist nach seinem Dafürhalten „für Götter, nicht für Menschen" geschaffen, und für eine viel bessere Form der Verfassung hält er eine eingeschränkte Aristokratie. Am schlechtesten schien ihm allerdings, im Hinblick auf die Sünden des französischen Absolutismus seiner Zeit, die Monarchie, deren naturgemäße Folge stets die Gefährdung des Gesammtinteresses sei.

Die Grundgedanken seines "Contrat social", wie oft sie auch in Geschichtsbüchern vorgeführt sind, mögen hier noch einmal angedeutet werden, der Hauptgesichtspunkt soll aber in Folgendem der sein, wie weit sich Rousseau als Staatstheoretiker von den übrigen Vertretern der Aufklärung unterscheidet und was später die große französische Revolution aus seinen Lehren gemacht hat. Ueber die Entstehung des Staates waren vor ihm bereits mancherlei Ansichten ausgesprochen worden, von denen die eine ungefähr ebenso viel Berechtigung wie die andere in Anspruch nehmen durfte, da die Geschichte hier nicht als Richterin auftreten konnte, denn die Begründung des Staates geht eben der Staatengeschichte naturgemäß voraus. Der eine ließ den Staat und die Staatsgewalten aus dem Kriegszustande Aller gegen Alle, der andere aus dem Rechte des Stärkeren hervorgehen, der dritte sah in ihnen eine Fortbildung der patriarchalischen Verhältnisse, andere gelangten schon auf Rousseau's Standpunkt, indem sie eine Uebertragung der höchsten Gewalt durch das Volk um des Gesammtwohles willen annahmen, also schon den gesellschaftlichen Verband als bestehend voraussetzten. Die letztere Annahme wurde von den Jesuiten zu Gunsten der nur von Gott, nicht vom Volk eingesetzten kirchlichen Gewalt ausgenutzt, die englischen Philosophen wollten bald dem Absolutismus um des Volkes willen, also dem Grundsatz: Alles für das Volk, nichts durch das Volk, damit eine festere Grundlage geben, bald die parlamentarische Regierungsform stützen, andere zogen aus ihr Konsequenzen, die zur Republik führen mußten. Rousseau will weder der einen, noch der anderen Regierungsform das Wort reden, ihm ist seine Theorie Selbstzweck, eine Theorie um der Theorie halber. Von der übertragbaren Gewalt trennt er den unüber-

tragbaren Willen des Volkes, und unterscheidet von diesem wieder den Willen des Einzelnen im Volke und einen Willen Aller, der nur die Vereinigung sämmtlicher Einzelwillen sei. Beide, der Einzelwille sowohl, wie der Wille Aller, sind der Leidenschaft und dem Irrthum unterworfen; der Gesammtwille dagegen, obwohl vom menschlichen Irren nicht frei, kann nie etwas dem Gesammtwohl Nachtheiliges wollen, also auch nicht absichtlich thun. Er ist die höchste Instanz, giebt die Gesetze, kann alle Beschlüsse der Exekutive und Legislative, die nach Rousseau nur Gesetze vorbereitet und vorschlägt, ändern und aufheben, die Inhaber beider Gewalten absetzen und tödten und ebenso Alles korrigiren, was der Einzelwille oder der Wille Aller gethan hat. Zur Erscheinung kommt er in den Volksversammlungen, während ihrer Dauer ruhen alle anderen Gewalten. Zweck der Gesetzgebung und alles dessen, was der Gesammtwille thut, ist Freiheit und Gleichheit. Die erstere ist aber wieder durch das Gesammtwohl eingeschränkt; auch Gleichheit herrscht nur insoweit, als der Arme seine Freiheit nicht verkaufen muß, der Reiche sie nicht erkaufen kann, als es keine übermäßig Reichen und keine völlig Vermögenslosen giebt. Das Recht des Privateigenthums erkennt also Rousseau an, soweit es dem Gesammtinteresse nicht entgegensteht, sogar Vorrechte und Privilegien, die aber auf gesetzlicher Grundlage, nicht auf Dekreten der Exekutivgewalt beruhen sollen, will er dulden. Eine Vertretung des Gesammtwillens durch Deputirte, wie in unseren konstitutionellen Monarchien, hält Rousseau für unlogisch, da dieser Gesammtwille weder übertragbar, noch theilbar sei. Neben dem souveränen Volk giebt es also nur Beamte, die jederzeit absetzbar sind und mit ihrem Kopf dafür haften, daß nichts dem Gesammtwohl Nachtheiliges geschieht, mögen sie nun Verwaltungsbeamte, Feldherren oder Richter sein, mögen sie auf bestimmte Zeit ernannt, oder, wie Rousseau bei manchen Aemtern wünscht, durch das Loos gewählt sein. Die Ausübung des Gesammtwillens ist auch nur insoweit auf verschiedene Inhaber übertragbar, als nicht einer dem anderen entgegenwirken, also etwas dem Volkswohl Nachtheiliges thun kann. Darum sind zwei so grundverschiedene Gewalten, wie die staatliche und die kirchliche, für Rousseau's Theorie unvereinbar, beide müssen zusammenfallen und selbstredend dem Gesammtwillen untergeordnet sein. Religion und Kultus sind also Staatsangelegenheiten, die verschiedenen Religionen sollen friedlich neben einander bestehen, auch die der Minderzahl muß von den Bekennern der herrschenden geduldet werden, so lange sie nicht selbst unduldsam ist.

Der Eindruck, welchen Rousseau's Contrat social bei den Zeitgenossen machte, war ungleich geringer, als die Wirkung seines Romans La nouvelle Héloïse und des Emile, weil ihm jede unmittelbare Beziehung zu den in Frankreich herrschenden Verhältnissen fehlte. Während sein Roman und sein Erziehungswerk als Mahnrufe zur Umkehr aus der gesellschaftlichen Entartung, als eine Art Bußpredigt, gewaltig wirkten und zugleich die dunklen Reflexe der Zeitsünden widerstrahlen ließen, wurde der Contrat nur als schöner Traum der fernen Vergangenheit oder der besseren Zukunft aufgefaßt. Das französische Parlament verfolgte daher den Emile, schon um die schwer gekränkten Anhänger des Ordens Jesu zu versöhnen, und die Polizei erließ einen Haftbefehl gegen Rousseau, während man über den Contrat zur Tagesordnung ging. Nur der kleine Rath der Stadt Genf, die dortige Centralbehörde, konnte Rousseau's scharfe Unterscheidung zwischen dem „Gesammtwillen" und „dem Willen eines Theiles" für nicht so ungefährlich halten, weil er den im Conseil général vertretenen Gesammtwillen unter das Koterie-Interesse gebeugt hatte, und er verbrannte daher mit dem Emile zugleich den Contrat oder vielmehr den ersteren um des letzteren willen. Erst 27 Jahre später, als die französische Revolution die Konsequenzen von Rousseau's Theorien zog, sahen die Machthaber Frankreichs, welche scharfgeschliffenen Dolche der verlachte Schwärmer auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens geworfen hatte.

Der grelle Unterschied, welcher Rousseau's politische Ansichten von denen seiner aufgeklärten Mitstreiter, von Voltaire und der eigentlichen Philosophenschule, schied, blieb zunächst noch verborgen, um so mehr müssen wir ihn hervorheben. Das Hauptziel der Aufklärung ist eine Revolution von Oben nach Unten, die überdies noch vor einer Wirkung auf die große Masse zurückschreckt. Da sie an die Machthaber des Tages sich eng anzuschließen sucht, so kann von einer Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse keine Rede sein, höchstens sucht man die Gegensätze zwischen Regierung und Parlament, zwischen diesem und der Kirche und die Spaltungen innerhalb der letzteren auszunutzen, um veraltete Mißbräuche zu beseitigen. Aber auch die der Regierung feindlichen Mächte, wie

das Parlament und später den Jesuitenorden, schont man oder reizt sie nicht unnöthig, weil sie einmal wieder zu neuer Stärke gelangen und Rache üben könnten. Der verderblichste Gegner des Katholizismus, Voltaire, zeigt sich daher in seiner vertraulichen Privatkorresondenz ganz anders, als in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten, übrigens unter pseudonymer Hülle erschienenen und von ihm so oft verleugneten Schriften. In jener heißt es stets: Weg mit Allem, was die Kirche gelehrt und geschaffen: Ecrasez l'infame (Rottet die Schändliche aus), in diesem versichert er die demüthige Unterordnung unter die Autorität der Kirche und sucht gern seine Zugehörigkeit zu ihr gegenüber dem ketzerischen Protestantismus und Jansenismus zu betonen. An eine Aufklärung des gesammten Volkes hat er nie gedacht; so verschieden er sich auch die Grenzen seines Lebenswerkes vorstellte, weiter als bis in die Schichten des bildungsfähigeren Bürgerstandes wollte er es nicht führen. Wenn er sich auch der kirchlichen Leibeigenen im Juragebirge annimmt, wenn er die kleinen Leute gegen die Willkür und Barbarei der französischen Gerichte und Verwaltungsbehörden zu schirmen sucht, so thut er dies nicht seiner Schützlinge wegen, sondern um die bitter gehaßte Kirche und die ihm so oft feindlichen Parlamente im Namen der Humanität zu treffen. Das Volk, die populace, wie er es nannte, vergleicht er mit den Ochsen des Feldes, die ewig Gras fressen müssen und zu geistiger Lethargie verdammt seien, und allerdings mochte die damalige Rohheit und Bildungslosigkeit der untersten Schichten ihm den Versuch einer religiösen oder gar politischen Aufklärung aussichtslos erscheinen lassen. Vornehmen Freunden enthüllt er sein skeptisches Glaubensbekenntniß mit den Worten: „Glauben Sie, daß zweimal zwei vier ist; aber zugleich fügt er auch die Mahnung hinzu: Wenn Sie ein Dorf zu regieren haben, so ist Gott dazu nöthig." Eine konstitutionelle Verfassung nach dem Muster der englischen und eine scharfe Trennung der richterlichen und der executiven Gewalt, wie sie jenseits des Kanales längst bestand, schwebte ihm als Heilmittel der schlimmsten Uebelstände Frankreichs vor, Glaubens- und Preßfreiheit suchte er anzubahnen, auch die Auswüchse des Feudalismus und Korporationswesens, die Frohnden, Bann- und Zunftrechte, Tortur und Inquisition zu beseitigen oder zu beschränken, aber alles Gute und Neue sollte ein freiwilliges Geschenk der Regierenden, nicht eine Gewährung der vorenthaltenen Volksrechte sein. Sein Leben lang sehnte er sich nach den warmen Sonnenstrahlen der Hofgunst, nach dem wohlthuenden Beifall der vornehmen Kreise; obwohl aus dem Bürgerstande hervorgegangen, hatte er bis zum sechzigsten Jahre unter Fürsten und Großen in den Hauptstädten gelebt, fühlte sich in seinem Ferney als verlassener Einsiedler und suchte durch seine ausgebreitete Korrespondenz die Fühlung mit den Höfen Europa's zu erhalten. Anders Rousseau. Seine Kindheit und reifere Jugend brachte er meist in kleinbürgerlichen Verhältnissen und sogar in den schmutzigsten Tiefen des Lebens zu, der vornehmen Welt stand er anfangs in völlig untergeordneter Stellung, dann, zum weltberühmten Schriftsteller geworden, als Fremdling gegenüber und sehnte sich aus dem Geräusch der Hauptstädte nach der Natur und Einsamkeit. Ihm galt die Aristokratie nichts, das Volk Alles, und tiefen Eindruck machte es schon auf den Jüngling, als ein französischer Bauer, bei dem er einkehrte, Brod und Wein im tiefen Keller verbarg und lieber selbst darbte, ehe er von den Steuerbeamten sich das Letzte auspressen ließ. Seine religiöse und politische Aufklärung wendet sich an die breitesten Schichten der Bevölkerung, und wenn auch ihm eine Umwälzung von Unten nach Oben genau so aussichtslos erschien, wie Voltaire, so verschmähte er doch die Umgestaltung von Oben nach Unten. Mit den anderen Aufklärern theilt er den Gegensatz zur herrschenden Kirche, da sie ihm als schlimmste Feindin des Volkes erschien, aber an Stelle der kirchlichen Ueberlieferung will er nicht eine verstandesmäßige Philosophie, sondern eine Religion des Gemüthes und Herzens setzen. Die Schranken der Konfession wagt er ebensowenig offen zu durchbrechen, wie die anderen Aufklärer, aber, obwohl durch Zwang der Verhältnisse zum Katholizismus geführt, hält er an den Grundideen des in Genf herrschenden Calvinismus fest und kehrt später auch äußerlich zu dem Glauben seiner Väter zurück. Vor Allem aber haßte er jede Vermittlung, jede vorsichtige Anbequemung, in der namentlich Voltaire sich gefiel, überall zog er die äußersten Konsequenzen und wenn er die ganze Summe seiner theoretischen Forderungen nicht erhalten konnte, wies er jede Abschlagszahlung zurück. Andere glaubten viel erreicht zu haben, wenn ihnen auf dem rein philosophischen Gebiete das zu reden und zu schreiben freistand, was den kirchlichen Glauben nicht unmittelbar berührte, wenn die Allgewalt des Staates im Ganzen zwar erhalten blieb und sogar mehr noch, als bisher, sich über das kirchliche Gebiet ausdehnte, aber wenig-

stens die Freiheit der richterlichen Entscheidung achtete, die Gesetze beobachtete, die Leiden eines durch Steuern und Erwerbsbeschränkungen vielgeplagten Volkes milderte, den von der Staatsreligion abweichenden Sekten nicht die bürgerlichen Rechte vorenthielt. Rousseau wollte die Allgewalt des Staates zu einer Alleinherrschaft des Volkes umwandeln, ohne zu ahnen, daß er den schlimmsten Despotismus im Namen der Freiheit auferzog. Dem souveränen Willen des Volkes sollte sich Alles beugen: Staat und Kirche, Gesetz und Recht, Glaube und Sitte, Herkommen und unter gewissen Einschränkungen das Privateigenthum; das Leben jedes Einzelnen sollte ihm auch ohne Rechtsspruch verfallen sein und nur im Wege der Gnade wiedergeschenkt werden. Eine unerreichbare Kluft trennte das thatsächlich Bestehende zunächst von dem, was nach seiner Meinung das rechtlich Giltige war. Die Abgründe, welche zwischen Voltaire und dem französischem Absolutismus bestanden, hat schon zu des ersteren Lebzeiten der reformlustige Minister Turgot nahezu überbrücken können; eine so tiefe Kluft, wie sie Rousseau zwischen Herkommen und Recht setzte, konnte nur die weltbewegende Umwälzung der Jahre 1789—93, über Leichenhaufen und über Trümmer hinweg, ausfüllen. Und auch sie hätte das nicht gekonnt, wenn sie sich genau an den Paragraphen des Contrat social gehalten hätte. Rousseau hatte immerhin den abstrakten Begriff der Freiheit und Gleichheit etwas eingeschränkt und das Privateigenthum nicht völlig verworfen; solche Schranken, die allerdings mit der Alleingültigkeit der Beschlüsse des Gesammtwillens nicht immer vereinbar sind, riß der Konvent, als Usurpator dieses Gesammtwillens, nieder. Weislich hatte Rousseau die Minorität der Majorität untergeordnet und z. B. bei Steuerbewilligungen und Beamtenwahlen das von der Mehrzahl Beschlossene für unverbrüchliches Gesetz erklärt. Aber schon im Beginn der französischen Revolution sehen wir, daß eine radikale Minorität Steuern zu zahlen verweigert und Beamte nicht anerkennt, die ihr widerstreben, daß diese Minorität im weitern Verlauf der Bewegung sich durch Gewaltthätigkeit, durch offene Verletzung der Wahlfreiheit und der Gesetze zur künstlichen Majorität macht und entweder unmittelbar oder durch ihre zum Theil ungesetzlichen Vertreter Frankreich terrorisirt. Rousseau hatte Glaubens- und Preßfreiheit soweit gestattet, wie sie nicht zur Unduldsamkeit ausarteten, aber der Konvent schickte auch Priester und Nonnen auf's Schaffot, die aus Furcht für Leib und Leben in zurückgezogenster Stille ihren Glauben und Kultus bethätigten, und unterdrückte jede freie Meinungsäußerung, auch wenn sie nur einzelne reizbare Machthaber, nicht die Gesammtheit des Volkes oder seiner Vertreter traf. Schon Versammlungen wie die Assemblée nationale und législative und der Konvent waren mit einem Hauptgrundsatze des Contrat unvereinbar, denn nach ihm war der Gesammtwille nicht übertragbar und die Ausübung desselben sollte nicht durch eine Körperschaft von Deputirten, sondern durch einzelne Beamte geschehen. Darum hatte er selbst zugestanden, daß die Lehren seines Contrat überhaupt nur in kleinen Gemeinwesen, wie im alten Sparta, zu verwirklichen seien, und sogar angedeutet, daß eine volle Durchführung auch den auf wenige Städte beschränkten Republiken des Alterthums unmöglich gewesen sei. Dem Konvent dagegen schien das gesammte Frankreich ein zu kleines Feld für seine umstürzenden Ideen, er dachte an eine Befreiung der Nachbarvölker, an eine Weltrepublik. Wie gänzlich blieb auch die Unterscheidung, welche Rousseau zwischen dem Gesammtwillen und dem Willen Aller gemacht hatte, unbeachtet! Beide wurden zusammengeworfen und der letztere, der Wille Aller, zu einem mehr und mehr eingeengten Willen des radikalsten Theiles der Bevölkerung gemacht. Die Unterschiede der Stände und Klassen, sogar die Vorrechte derselben, wollte Rousseau nicht aufheben, der Konvent vereinte alles Trennende zu dem abstrakten Begriffe des citoyen, und schickte Adel und Priester, wie auch die reicheren Bürger, nachdem er ihnen Rechte und Besitz entrissen hatte, auf's Schaffot, um ihres incivisme, ihrer Unbürgerlichkeit, willen.

Die Grundrichtung des Konventes und der ihn beherrschenden Jakobiner ist die äußerste Zentralisation, die Aufhebung aller Provinzial- und Standesrechte im ganzen Frankreich, das Aufgehen des Landes in der Hauptstadt, und dieser wieder in die politischen Klubs und Ausschüsse. Rousseau will solche Zentralisation nur innerhalb eines Verbandes, der wenig über das Weichbild der Stadt hinauswächst und zieht einen Föderativstaat verschiedener kleiner Gemeinwesen einem umfangreicheren Einheitsstaate entschieden vor. In seinem Sinne handelten also die als Volksfeinde geächteten Girondisten, als sie die Selbstständigkeit der Provinzen gegenüber der Pariser Tyrannei betonten und den

Plan eines Bundesstaates entwarfen. Aber der Konvent konnte hier noch weniger, als in anderer Hinsicht den Gedanken Rousseau's folgen, weil die Kriege mit dem Auslande und die Gährungen im Innern die straffste Zentralisation als einziges Rettungsmittel erscheinen ließen. Gegenüber den Armeen Oesterreichs, Preußens und Englands, den aufständischen Schaaren in Südfrankreich, erschien ihm Rousseau's Meinung, daß kleine Staaten ihre Freiheit nicht nur im Innern erhalten, sondern auch nach Außen hin vertheidigen könnten, als ein träumerischer Wahn. Und ebenso unmöglich war es ihm, die Lehren der Humanität, durch welche Rousseau den Despotismus eines Gesammtwillens mildert, zu erfüllen. Nach dem Contrat kann freilich der höchste Beamte des Staates nur von der Volksversammlung, der Trägerin des Gesammtwillens, bestraft oder gar zum Tode verurtheilt werden; der Konvent, der alle Regungen von Vaterlandsliebe und Königstreue im Blute Ludwigs XVI. zu ersticken suchte, verwarf die von den Girondisten vorgeschlagene Appellation an die Urversammlungen, an die ursprünglichen Vertreter des Gesammtwillens, als volksfeindlich.

So hat Rousseau mit seinem Contrat social in vielen Punkten das Gegentheil von dem bewirkt, was er erstrebte. Er wollte das Volk vor der Willkür des Staates und der Kirche schützen und die Verfassung des Jahres 1793, scheinbar nur eine Copie der Hauptlehren des Contrat, gab das Volk der schlimmsten aller Willkürherrschaften, der des Pöbels, preis. Er wollte Recht und Menschlichkeit, er haßte Krieg und Aufruhr und schuf eine Revolution, die alles Recht und alle Menschlichkeit mit Füßen trat, einen Weltkrieg hervorrief, der erst nach 23 Jahren endete und den Aufruhr im Innern an allen Ecken und Enden auflodern ließ. Den Despotismus verwarf er als die schlimmste der Regierungsformen und in seinem Namen übten der Konvent und die Klubs den Despotismus des Kerkers und Schaffots aus und als Frucht der durch seinen Contrat social angeregten Revolution schoß endlich Bonaparte's Militärdiktatur empor. Ein Glück für ihn, daß er in der Einsamkeit seines Gartens zu Ermenonville die letzte Ruhestätte gefunden hatte, als die stürmischen Zeiten der großen Revolution Europa durchtobten. Die sterblichen Reste des Freiheitsapostels wurden auf Konventsbeschluß im Pantheon feierlich beigesetzt; als Lebenden würde man ihn, wenn er im Konvente, mit dem Contrat social in der Hand, gegen den Despotismus einer Minderheit von wenigen Hunderten, gegen die Greuel des Revolutionstribunals und der Guillotine, gegen die Zerstörung der Kirchen und Schlösser, gegen Raub und Mord gesprochen hätte, zusammen mit den Girondisten, seinen treuesten Anhängern, aufs Schaffot geschickt haben.